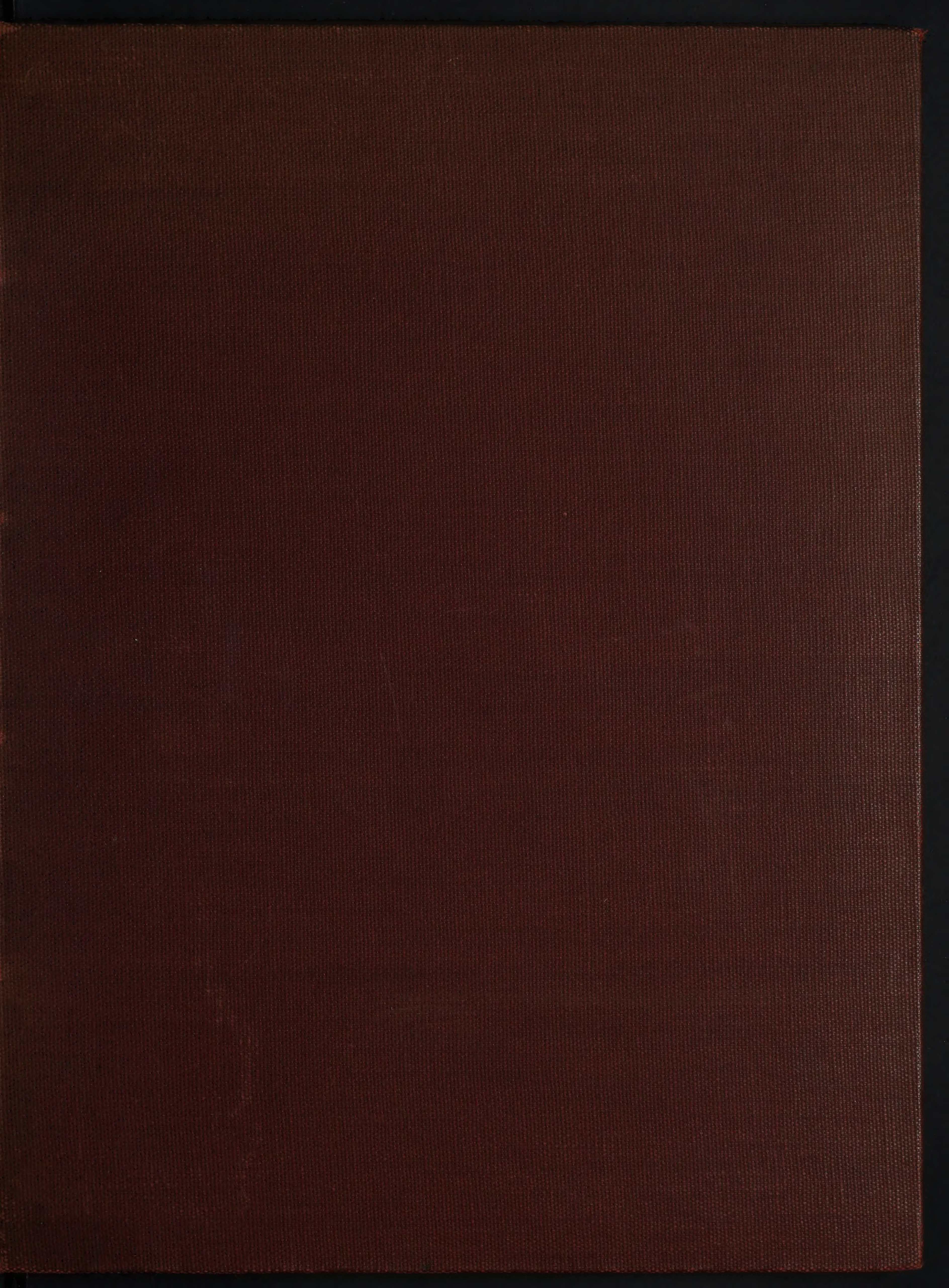
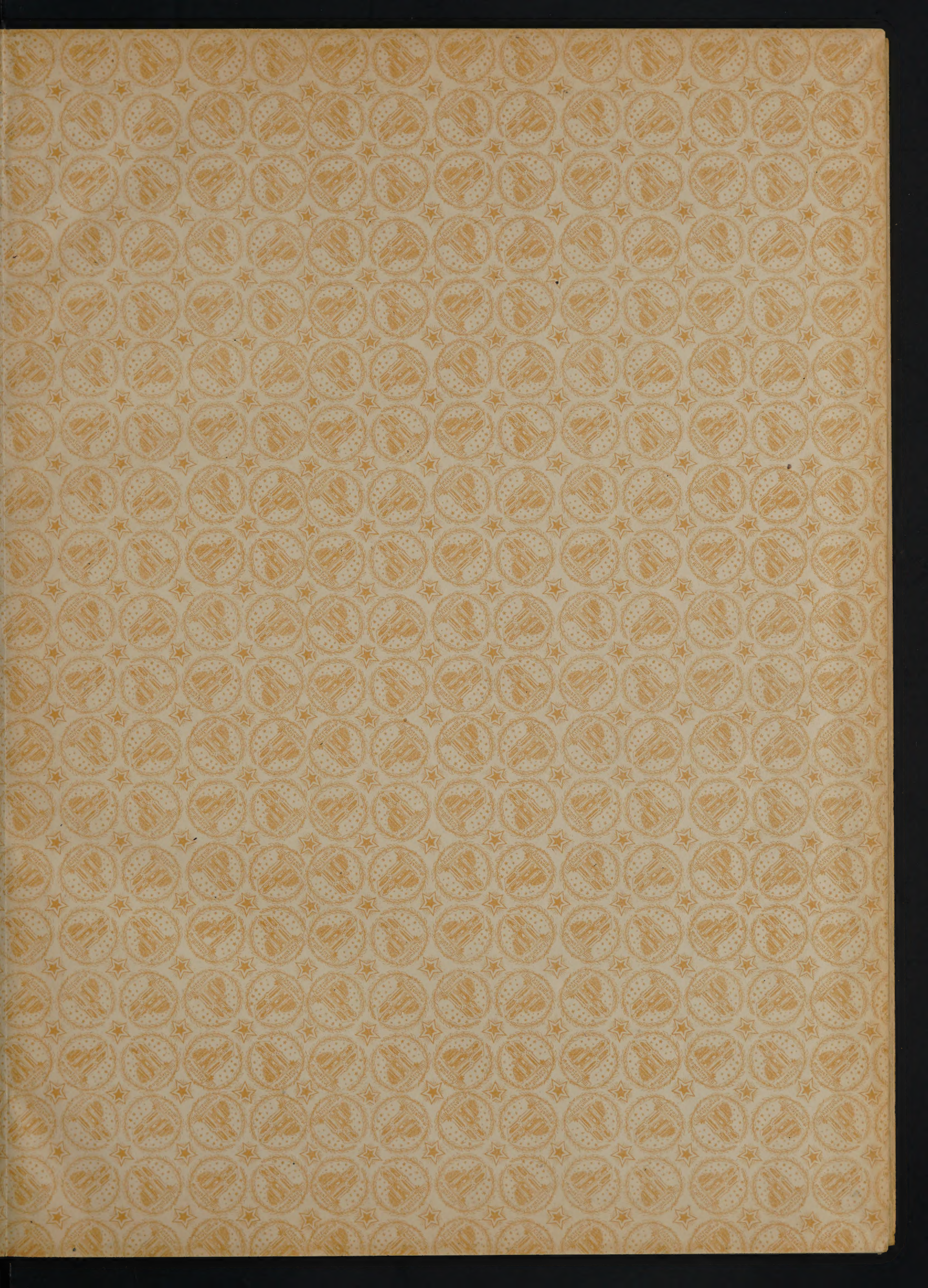
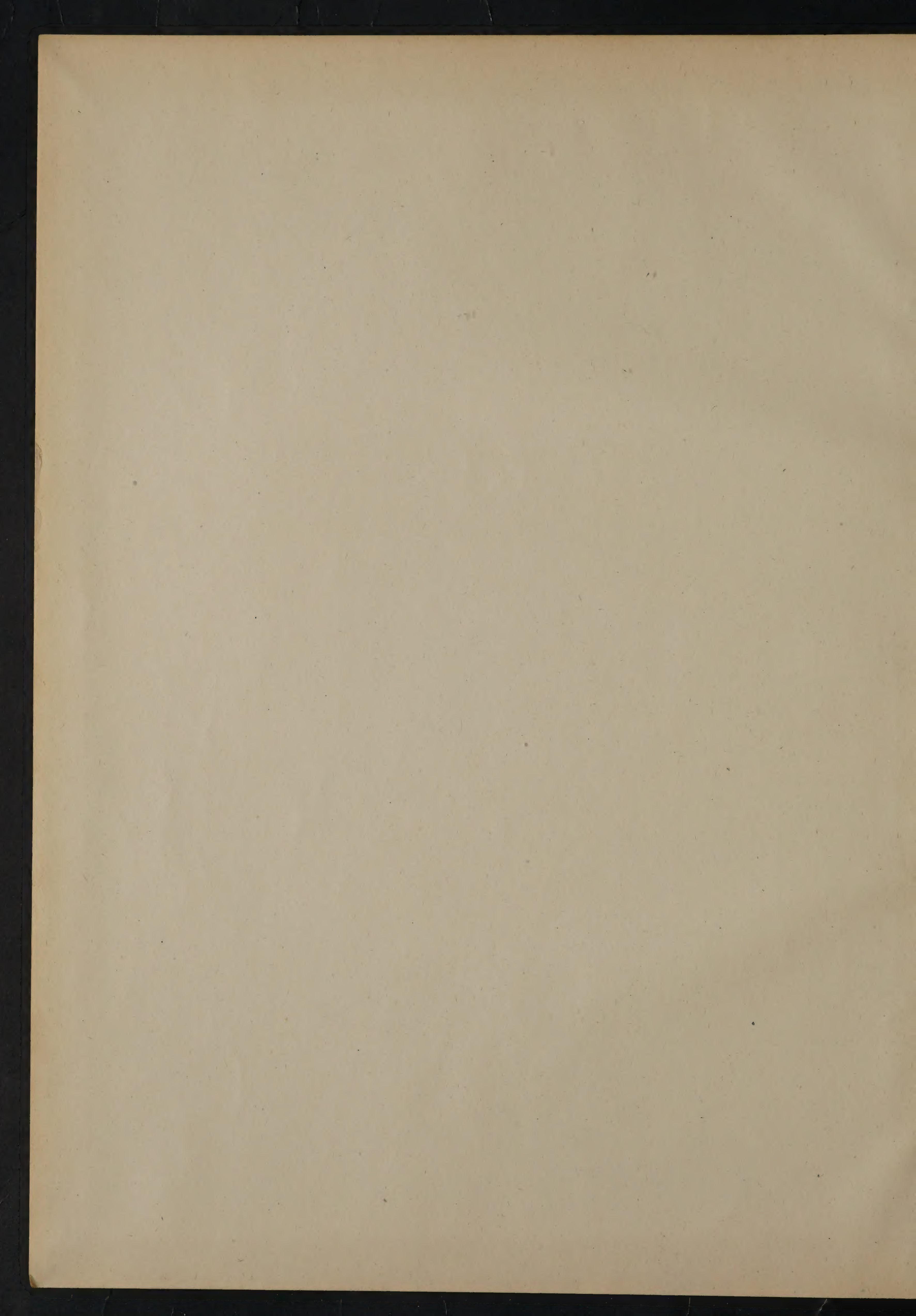
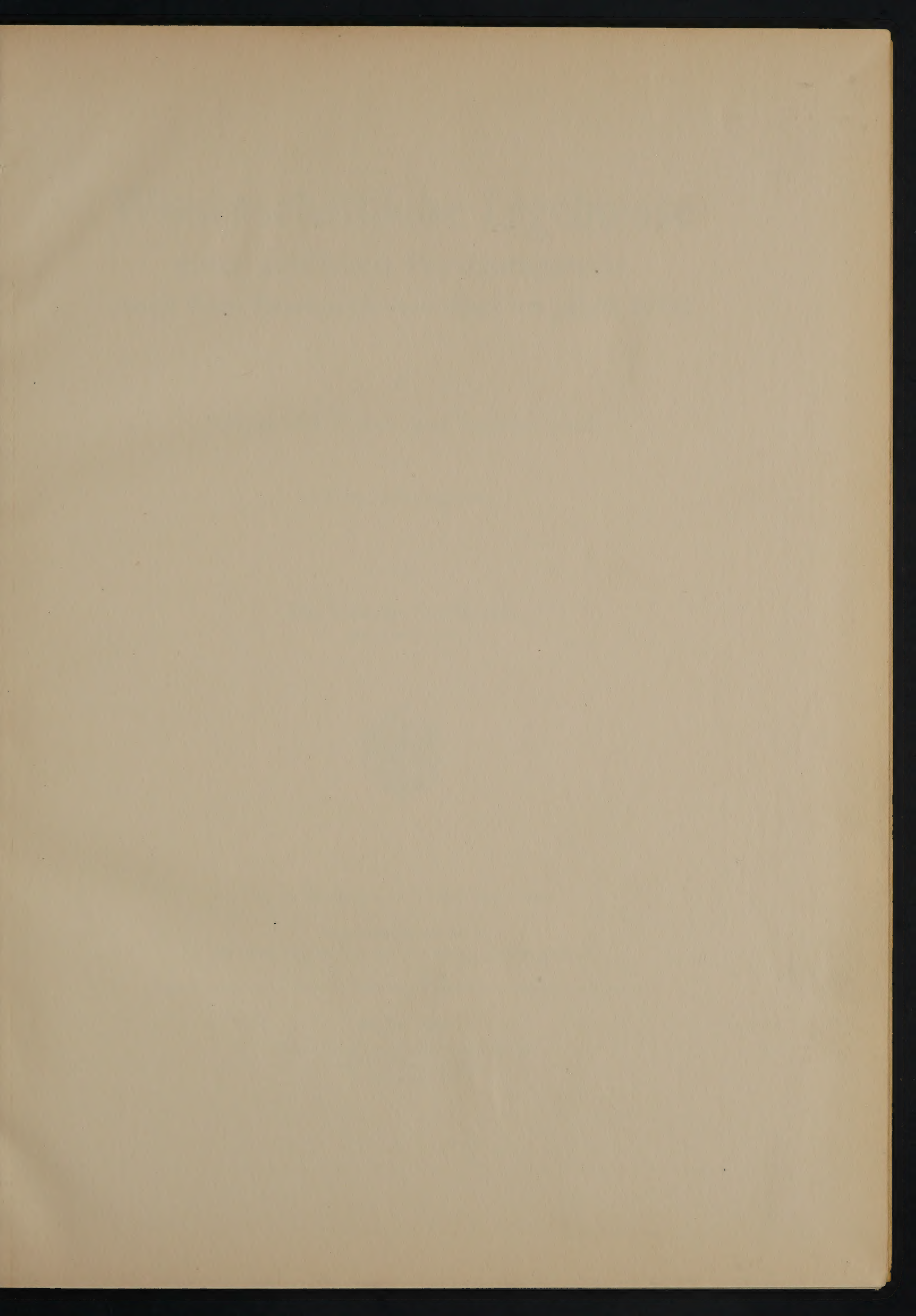
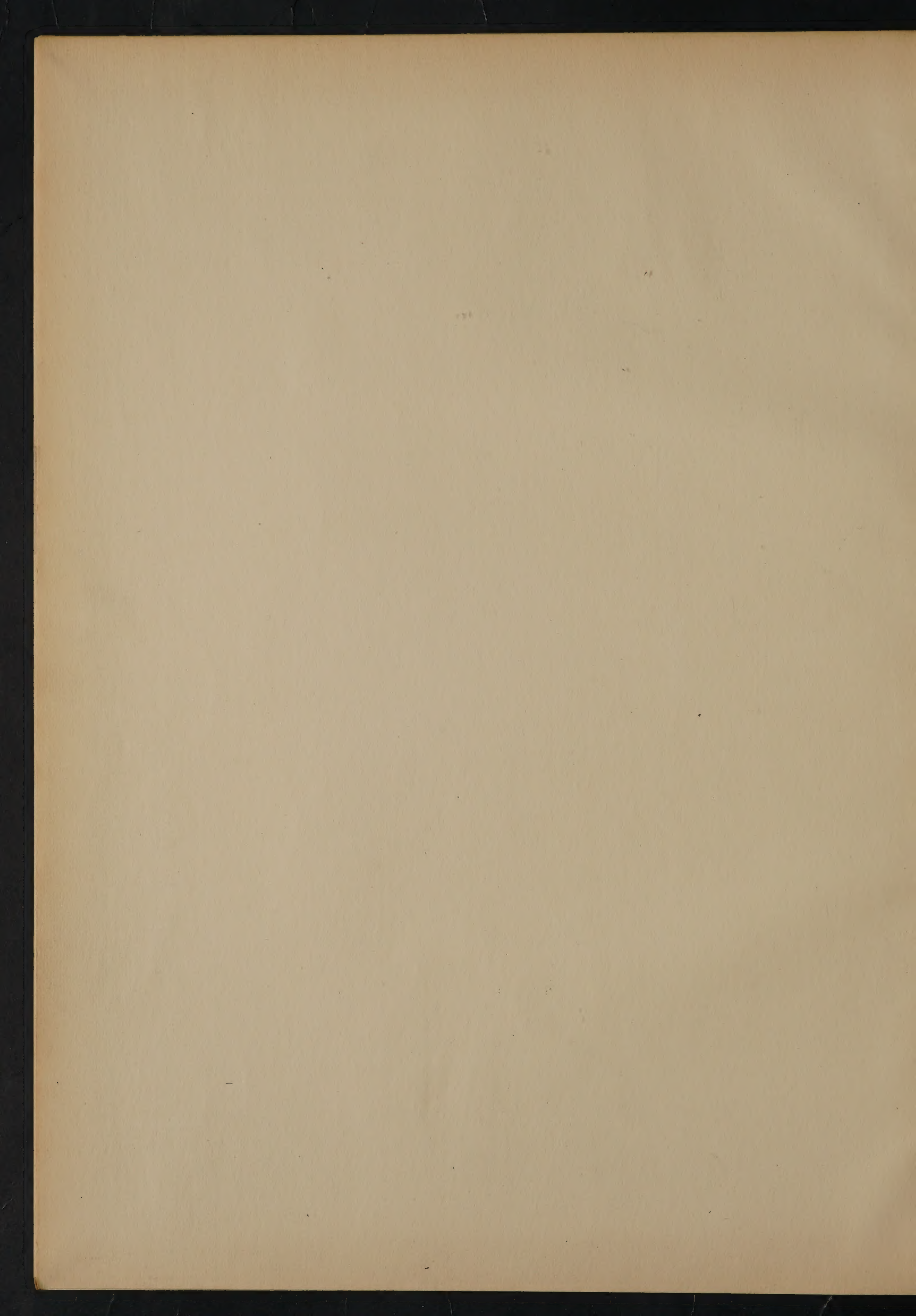



THE FIELD MUSEUM LIBRARY
3 5711 00063 3173









Wissenschaftliche Ergebnisse
einer amtlichen Forschungsreise nach dem Bismarck-Archipel im Jahre 1908

II.

Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde
von
Deutsch-Neuguinea

Von

Dr. Georg Friederici
Hauptmann a. D.



Mit 33 Abbildungen auf 4 Tafeln und 1 Karte

Ergänzungsheft Nr. 5
der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten

Berlin 1912
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Vorbemerkung.

Die folgenden Beiträge sind in ihrem Kern und in allen wesentlichen Punkten den Ergebnissen entnommen worden, welche während der gemeinsam mit Professor Dr. Karl Sapper unternommenen Forschungsreise gewonnen worden sind. Diese Ergebnisse konnten ganz erheblich und in glücklicher Weise während einer Reise nachgeprüft, vertieft und ergänzt werden, die ich als Leiter der „Hanseatischen Südsee-Expedition" im Anschluß an das Hauptunternehmen durch die Südsee machen konnte. Denn wenn diese vom „Hanseatischen Südsee-Syndikat" ausgesandte Forschungsreise auch im wesentlichen nur wirtschaftliche Ziele im Auge hatte, so war es mir doch vielfach möglich, nach Erledigung meiner Pflichten in beschränktem Umfange auch ethnologischen und linguistischen Untersuchungen nachzugehen.

Zwei Männern sind in erster Linie die gewonnenen Forschungsergebnisse und im besonderen das zu verdanken, was ich im folgenden beizutragen vermag: Herrn Geheimrat Professor Dr. Hans Meyer, Vorsitzenden der Landeskundlichen Kommission des Reichs-Kolonialamts, und Herrn Professor Dr. Karl Sapper. Ersterer, der im großen Rahmen den Plan zur Expedition entworfen hatte und sie dann im Auftrage der Landeskundlichen Kommission in großzügiger Weise leitete, hat alle meine, manchmal recht selbständigen Maßnahmen unterstützt und vertreten. Ihm und den Mitgliedern der Landeskundlichen Kommission sage ich meinen herzlichsten Dank für das mir geschenkte Vertrauen. Professor Sapper war nicht nur auf der Universität mein Lehrer im Hörsaal und im Seminar, mein Vorbild auf unserem gemeinsamen Wirkungsfelde draußen, sondern er hat auch nach dem Verlassen unseres Arbeitsfeldes in der Heimat und von der Heimat aus auf das nachdrücklichste zugunsten des gemeinsamen Unternehmens und meiner in der Südsee noch fortdauernden Tätigkeit gewirkt.

Mein weiterer Dank gebührt dem „Hanseatischen Südsee-Syndikat" für die in freundlichem Entgegenkommen gewährte Erlaubnis, von einigen meiner Ergebnisse für diese amtliche Veröffentlichung Gebrauch zu machen; im besonderen gilt mein Dank dem Vorstande der „Tellus-Aktien-Gesellschaft" in Frankfurt am Main, in dessen Händen die Heimatsleitung der „Hanseatischen Südsee-Expedition" lag.

Unseren Dank, den wir so vielen Stellen schulden, hat Sapper auch in meinem Namen bereits im I. Teil dieser Veröffentlichung zum Ausdruck gebracht; ich möchte ihn aber noch einmal Seiner Exzellenz dem Kaiserlichen Gouverneur aussprechen, dessen nachhaltige Unterstützung mir auch im weiteren Verlauf meiner Reisen erhalten blieb; und ich möchte noch einmal die Namen von Herrn Bezirksamtmann Boluminski und seiner liebenswürdigen Gattin nennen, deren herzliches Entgegenkommen, deren vielseitige Unterstützung und deren heimatliches, gastliches Haus in Käwiëng wir nicht vergessen werden.

Zum Schluß muß ich meiner treuen Gehilfen und Mitarbeiter während der Forschungsreise der „Natuna" in Liebe gedenken; auch für diese Veröffentlichung haben mich Herr Dr. Eugen Wolf, Herr Berg- und Hütten-Ingenieur Paul Schön und Herr Bergwerks-Betriebsleiter Hermann Prager durch Überlassung von Photographien zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dorlisheim i. E., 25. September 1911.

Dr. Georg Friederici.

Inhaltsverzeichnis.

Ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte von Deutsch-Neuguinea.

Alte Wörterverzeichnisse haben einen hohen Wert für die vergleichende Sprachwissenschaft und für das Studium der Entwicklung einer Sprache. Der erste, der im Zeitalter der Entdeckungen in Amerika und Indonesien Wörterverzeichnisse anlegte, war Pigafetta; schon Adelbert v. Chamisso hat darauf hingewiesen, daß seine in den Molukken aufgenommene kleine Sammlung nach 300 Jahren noch stimmte.[1]) Der nächste, der im Gebiete der malaio-polynesischen Sprachen Aufnahmen machte, war Quirós; leider ist sein Taumako-Vokabularium (Duff-Gruppe der Santa Cruz-Inseln) nicht auf uns gekommen. Es würde für das Studium der Sprachen und der Völkerverschiebung dieser besonders interessanten Gegend von ähnlicher Bedeutung sein, wie für den Amerikanisten das leider auch verlorene Wörterverzeichnis, das Orellana während seiner ersten Fahrt am Amazonas aufnahm.[2])

Auf Quirós folgen für die Südsee, der Zeit nach, die Vokabularien von Le Maire. Sie sind verdienstvoll nicht nur an sich unter den soeben berührten Gesichtspunkten, sondern ganz besonders dadurch, wie im folgenden gezeigt werden wird, daß sie unter schwierigen Verhältnissen äußerst sorgsam aufgenommen worden sind.

Die Untersuchungen solcher alter Wörtersammlungen und ihr Vergleich mit modernen Vokabularien desselben Volkes und derselben Gegend haben nun gezeigt, daß Sprachen von Naturvölkern nur geringe und sich sehr langsam vollziehende Veränderungen erleiden. Während man lange Zeit gemeint hat, daß solche Sprache ohne gedruckte oder geschriebene Literatur, ohne Schulen, ohne mündlich überlieferte nationale Gesänge raschen Veränderungen unterworfen sei, hat sich herausgestellt, daß eine solche Annahme und Verallgemeinerung durchaus irrig ist. So hat D. G. Brinton festgestellt, daß die Sprache der Delawares von Pennsylvania in 210 Jahren eine nur ganz geringe Veränderung erlitten hat.

Ein von Karl Sapper ans Licht gezogenes und kopiertes, dann von R. Burkitt in verdienstvoller Weise herausgegebenes Kekchí-Testament vom Jahre 1583 beweist in schlagender Weise, daß die Kekchí-Sprache im Verlauf von 320 Jahren keine nennenswerten Veränderungen erfahren hat. Auch Wafers Sprachaufnahmen auf dem Isthmus haben nach mehr wie 120 Jahren durch Joaquin Acosta und Dr. Cullen Bestätigung gefunden.

Die spanischen Berichte über den ersten Mendaña-Zug haben 38 Worte aus den Dialekten der südöstlichen Salomonen auf uns gebracht; 23 von diesen haben nach mehr wie 300 Jahren wieder festgestellt werden können. Aber nicht nur dieses: Dr. Cordrington hat aus diesen 23 Worten in Verbindung mit anderen Angaben der spanischen Berichte nachgewiesen, daß auch in den sprachlichen und territorialen Grenzen jener vor nunmehr 350 Jahren zuerst besuchten Gebieten seit jener Zeit offenbar keine nennenswerten Verschiebungen vorgekommen sind. An anderen Punkten des malaio-polynesischen Sprachgebiets treffen wir ähnliche Erscheinungen: geographische Eingeborenen-Namen bei Valentijn (1724) sind noch heute in West-Neu-Guinea vorhanden und wiedergefunden worden, und durch die Übereinstimmung einiger weniger von Strauch aufgenommener technischer Bootsausdrücke mit den von mir festgestellten ergibt sich, daß an der Westküste des mittleren Neu-Mecklenburg in den letzten 35 Jahren keine wesentlichen politischen Veränderungen vor sich gegangen sind.[3])

[1]) Ramusio: „Delle Navigationi et Viaggi Raccolta" (Venetia 1563), I, 370; — Chamisso: „Werke" (Berlin 1864), IV, 48.

[2]) Zaragoza: „Historia del Descubrimiento de las regiones Austriales" (Madrid 1876—1882), II, 235; — Herrera: „Historia General" Madrid (1726—1730), déc. VI, p. 197.

[3]) Brinton: „The Lenâpé and their Legends" (Philadelphia 1885), p. 95—97; — Burkitt in „American Anthropologist", N. S. VII, 271 ff., (1905); — Wafer: „A New Voyage and Description of the Isthmus of America" (Cleveland 1903), p. 167 ff.; — „The Discovery of the Solomon Islands by Alvaro

Es soll nun im folgenden versucht werden, mit Hilfe der von Le Maire gelieferten Wörterverzeichnisse und an der Hand der Angaben der Schiffsjournale festzustellen, welches die Claes Pietersz.-Bucht ist, in der am Abend des 25. Juni 1616 die „Eendracht“ vor Anker ging. Stephan hat diesen Moment den Geburtstag der Ethnographie von Neu-Mecklenburg genannt.

Soweit mir bekannt, haben bisher nur Stephan und Arthur Wichmann versucht, diese Bucht festzulegen: Stephan meint, daß sie „wahrscheinlich fast nördlich von Kap Santa Maria“ lag, während es Wichmann für wahrscheinlich hält, daß wir in der Bucht von Namatanai die alte Claes Pietersz.-Bucht zu erblicken haben.[4])

Angesichts der mangelhaften Positionsbestimmungen der Schiffsjournale muß von vornherein darauf verzichtet werden, auf ihre Hilfe da viel zu rechnen, wo es sich um Festlegung geographischer Einzelheiten handelt. Die Karte ist für solche Untersuchungen von größerem Nutzen. Da zeigt sich nun auf Le Maires Karte westlich von seinem S. Jans Eylandt dicht unter dem Festlande von Neu-Mecklenburg eine kleine Insel, die ganz offenbar Bit darstellt.[5]) Auf den Wiedergaben dieser Karte bei Wichmann und Parkinson[6]) ist dieses Inselchen auch ganz gut mit einem Glase zu erkennen; dagegen fehlt es auf der ungenauen Abzeichnung jener Karte bei Burney.[7])

Es ist hiernach klar, daß die Landspitze südöstlich dieser kleinen Insel Bit das Kap Santa Maria sein soll, während die Claes Pietersz.-Bucht erheblich weiter nach Nordwesten zu liegt. Stephans Annahme ist also zweifellos falsch, während gegen Wichmanns Auslegung nichts gesagt werden könnte, wenn Le Maires Vokabularium nicht da wäre.

Dieses aber gehört der Nokón-Sprache an; daß es nicht nach Neu-Guinea gehört, wie die Überschrift sagt, sondern nach Neu-Mecklenburg, ist schon früher erkannt worden[8]), nur war es noch nicht lokal begrenzt worden.

Die Grenzen der Sprachlandschaft Nokón sind von Professor Sapper und mir festgestellt worden. Die Grenze nach Süden zu gegen die Muliama-Sprachgruppe bildet der Daulám, während nach Norden zu gegen die Namatanai-Sprachgruppe der Pitá der Grenzfluß ist. Zwischen Daulám und Pitá liegen von Süden nach Norden an der Ostküste von Neu-Mecklenburg die folgenden Nokón-Landschaften: Hiratán, Himbús, Hipáchat, Hipúngan, Nokón, Himahúl, Himáu, Hilalón. Wie die meisten neu-mecklenburgischen Sprach- oder Dialektgruppen geht nun aber auch die von Nokón durch die ganze Insel durch, vom Oststrand bis zum Weststrand. Hier im Westen ist die Nokón-Sprache jedoch nur durch zwei kleine Orte vertreten, nämlich Súralil, etwas ab vom Strand in den Bergen, und unten am Meer der ganz kleine Platz Mútu. Bis zu den Grenzorten der Nachbargruppen, Pálabong im Norden und Tsemálu im Süden, ist hier bis auf diese beiden kleinen Orte die ganze Küste von Neu-Mecklenburg vollkommen von Eingeborenen unbesiedelt.

Im folgenden ist nun das Wörterverzeichnis von Le Maire aufgeführt und es sind, soweit mir möglich, die entsprechenden Ausdrücke des heutigen Nokón-Dialektes daneben gesetzt worden.[9])

latieuw König. Dies Wort vermag ich nicht festzustellen. Der Häuptling heißt in Nokón: kő̆nŏm; latį́ụ aber heißt: morgen. Möglicherweise liegt insofern eine Verwechslung vor, als Le Maire aus seinem Tafahi-Vokabular (Cocos-Insel), das dort verzeichnete latou oder latau, Oberst, in das Nokón-Verzeichnis mit hinübergenommen hat. Denn „latou, of latau“ steht am Schluß der Tafahi-Liste, latieuw am Anfang der gleich darauf folgenden Nokón-Liste.

lamas	Kokosnuß	heute:	lămā́s
coocq	Huhn	„	kŏk
tembor	Schwein	„	mbŏr oder bŏr
tachouner	Banane	„	hụn
pasima coo	Hühnerei	„	pā́sĭn kŏk
dan od. daan	Wasser	„	dā́n
hissou	Fisch	„	ịsụ́

de Mendaña in 1568“, edit. Lord Amherst (London 1901), I, p. LXXIX, LXXXIV—LXXXVI; — „Man“, III, (1903), Nr. 11; — Robidé van der Aa. in „Bijdr. tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indië“, uitg. VI. Inter. Congr. d. Orient. (Leiden 1883), p. 240; — Strauch in „Zeitschr. f. Ethnol.“, IX (Berlin 1877), p. 95.

[4]) Stephan und Graebner: „Neu-Mecklenburg“ (Berlin 1907), p. 1—2; — Wichmann: „Nova Guinea“, vol. I (Leiden 1909), p. 64—65.

[5]) Sappers Karte 3 in Teil I.

[6]) Parkinson: „Dreißig Jahre in der Südsee“ (Stuttgart 1907), S. 818.

[7]) Burney: „A Chronological History of the Voyages and Discoveries in the South Sea or Pacific Ocean“ (London 1806), II, 418—419.

[8]) „Reports of the Cambridge Anthropological Expedition to Torres Straits“, vol. III, S. H. Ray: „Linguistics“ (Cambridge 1907), p. 284; — Der Herausgeber von Banks' Journal, Sir Joseph Hooker, legt bei seinem Versuch, Banks' Bemerkungen über Le Maires Vokabularium ein wenig zu erläutern, eine merkwürdige Unwissenheit an den Tag. Da wußte Burney vor 100 Jahren schon mehr. — „Journal of the Right Hon. Sir Joseph Banks“ (London 1896), p. 165, notes.

[9]) Jacob Le Maire: „Spieghel der Avstralische Navigatie“ (t'Amsterdam, 1622; Michiel Colijn), fol. 85ff.

corre cor — kleine Krabben — kĕ̆rkĕ̆r (das e hat Laut nach i hinüber), kleine Seekrabbe

nomboug po — Betelblätter — pŏ̆gĕn pŏ̆k (das k von pok kaum hörbar)

bou — Arekanuß — heute: bū̱ oder mbū̱

camban — Betelkalk — „ kắmbắṅ

poom — Öl — ?

pontai — Glasperlen — ?

herees — Eisen — ?

coot — Messer — köt; Messer aus Glasscherben, früher aus Stein

ea — Kopf — ?

nisson — Nase — nịsū̆ṅ (meine Nase)

talingan — Ohren — tälĭṅắṅ (mein Ohr)

ysang — Zähne — nịsắ̱ṅ (mein Zahn)

posson arongh — Stirn — pŏ̆sŏn árūm (antiquiert; Stirn, Nasenknochen)

nihonge — Haar — nị́ū̆ṅ, mein Haar

limangh — Hand — lị́mắṅ, meine Hand, mein Arm

kekeijn — Fuß — kị́kĭ̆ṅ, mein Bein; kĭ̆kĕ̆n, sein Bein

sou sou — Brüste — súsū̆, weibl. Brüste

pong liman — Arm — pŏ̆kŏn lịmắ̱n, sein Oberarm; Platz, wo der Oberarmring zu sitzen pflegt.

hermangh — Zunge — kĕrmắṅ, meine Zunge

tabaing vouling, Lippen — ?

meine Lippe heißt heute: käpänŭndū̆ṅ; nŭndū̆ṅ ist: mein Mund. In Sụ́rắlĭl habe ich für meine Lippe: käpägū̆ndŭṅ aufgeschrieben. Eine dritte mir gegebene Lesart für Lippe in der Nokón-Sprache ist: kắpăn ṅụdū̱̆ṅ, und das scheint mir die richtige zu sein; denn ähnliche Formen für Mund, Lippe oder auch Zahn sind häufig in den M. P.-Sprachen; so u. a. für Mund: To Bungku: ŋgusu (Lippe, äußerer Mund); Batan (Philippin.): ngoso; Fidji: ngutu, ngusu; (s. Kern: „Fidjitaal", p. 159, 221, für Parallelen); Bellona: ngutu (Lippe), und ähnliche Formen in allen polynesischen Dialekten (cf. Buschmann: „Iles Marquises", p. 159, und Tregear: „Comparative Dictionary", p. 286—287). Auf Sawu heißt ngutu Zahn.

haliyug — Schultern — kălĭ̆ṅ meine Schulter

balang — Bauch — bắlăṅ, mein Bauch

baheing — Rücken — bähĭ̆ṅ oder bā̆hĭ̆ṅ, mein Rücken

cateling liman — Finger — kät nä lịmắn, sein Finger

poutong — Gesäßbacken — kăpăn pụtū̱̆ṅ, meine Gesäßbacken, Sitzfleisch des Hinteren

heim — Schläfen — ?

incana besser — Bart — kĕmbĕsắ̱m (Súralil) Backen-, Kinnbart

Ostküste: kăṅ kĕmbĕ̆s, mein Bart; käm kĕmbĕ̆s, dein Bart

nam nam — essen — nämnám; lämlắm (Súralil)

anda — trinken. — Dies hängt ganz offenbar mit dăn oder ndăn, Süßwasser, zusammen

paring — Wange — parĭ̆ṅ, meine Wange

con con hăgh — Kehle — kŏṅkŏṅắ̱ṅ, meine Kehle, mein Hals

daan — Rohr — Hier hat es sich sicherlich um ein Bambusrohr, ṅgöt, gehandelt, in dem die Nokón-Leute den Holländern nach melanesischer Art Trinkwasser, dan, brachten. Denn die Einnahme frischen Wassers war ihr Hauptgeschäft bei dieser Gelegenheit.

sou — Stuhl — Wahrscheinlich sō̱ oder sö; wenn jemand aufsteht und fortgeht, so sagt man: ị͡ sŏ̱.

coore — Stein — ?

Stein heißt hat oder hät (Súralil)

eef — Feuer — ?

In Nokón heißt Feuer: kämnắ. Das Wort eef hat aber entschieden einen M. P.-Anstrich; Formen wie af oder yaf sind hier nicht selten. Vielleicht gehört es in den Muliama-Dialekt. In den nach Norden benachbarten Namatanā̆ī-Dialekten heißt Feuer: yā̱.

behoul — Land, an Land — ?

jaoul — Fischhaken — ?

corron tāborin, Perlmutter; tämbụ́r heißt Perlmutterschale; kŏ̆rŏn tämbụ́r, ein zerbrochenes Perlmutterstück, im Gegensatz zu kŭnlĕ̆n tämbụ́r, eine gute, nicht zerbrochene Perlmutterschale. Der Mann hat also wahrscheinlich in seinem Armkörbchen ein Stück Perlmutterschale als Instrument für irgend einen Zweck gehabt. Auf die Frage des das Körbchen revidierenden Le Maire, was das sei, hat er dann geantwortet: „Das ist ein Stück von einer Perlmutterschale." Dies ist ein Beispiel dafür, wie es bei Sprachaufnahmen ergehen kann, und wie es tatsächlich einem jeden nur zu häufig ergeht.

naas — Sonne — heute: nä̱s

calangh — Mond — „ kắlăṅ

maemetia — Sterne — „ mätmätdị́ắ

hereris — Holzkeule — hĭ̆rĭ̆rị̱s, lange Flachkeule (Parkinson: „30 Jahre", p. 112, Tafel, Nr. 2).

foun — Schildkröte, Schildpatt; ich finde leider nur das Wort ŭnsị́s, Seeschildkröte, in meinem Nokón-Verzeichnis; sicherlich ist aber auch eine Bezeichnung für Schildkröte vorhanden, wie sie als honu, vonu, fonu, ponu und ähnlichen For-

men allgemein M. P. ist. In der Namatanāī-Gruppe heißt Schildkröte hün; in Lalināū dortselbst schrieb ich für Schildpatt-Fischhaken wönwŏn auf.

jaoul — Knochen-Nasenring — ? mĕrmĕrn̂ṣ, Nasenring

tembron bis — Elefantenzahn — ?

Es handelt sich wahrscheinlich um einen Eberzahnschmuck, der aber jetzt lŏkŏn mbŏr heißt; tembron ist vielleicht dasselbe Wort wie das vorher von Le Maire für Schwein gegebene tembor, in dem mbor, Schwein, steckt, während bis mit nṣsĕn, Zahn, zusammenhängen mag.

calcaloun — dünne Schnur — kălkălŭn, Angelschnur

taas — die See — heute: lŏntās

seel — Holzschwert — sĕl, ganz langes Holzschwert aus alter Zeit.

taar — Erde, oder rote Erde — tär, rote Farbe zum Färben der Haare und des Gesichts.

coon — Sand — kön, Korallenkalksand am Strand.

ous — Regen — ähŭs oder āūs, herabströmend; kommt herab; wird gern in Verbindung mit Regen gebraucht.

gimmio halla — Schleuder — ?
Schleuder:
Ostküste: kălät
Súrălĭl: gălät; Le Maire's halla wird hiermit wohl zusammenhängen; gĭmĭ heißt wahrscheinlich: wir (plural), so daß es vielleicht lauten muß: gĭmĭ gălät, wir schleudern.

mareet — Speer — ?

houvan — Assagaje — ?

Diese beiden Speerarten vermag ich nicht zu deuten; auch sieben verschiedene Speernamen, die ich mir im Namatanāī-Gebiet aufgeschrieben habe, zeigen nichts Verwandtes.

tounsiet — die Federn des Speeres.

Dies sind nicht die schmückenden Federn, die sich allerdings vielfach am Ende von Speeren aus Neu-Mecklenburg und von der Gazelle-Halbinsel finden, sondern es ist der tụănsīt, der hinten aufgesetzte Menschenknochen (tụăn, Schienbeinknochen; sīt, aufsetzen, anpassen). Also auch hier: Le Maire hat geglaubt, die Bezeichnung für die ihm auffallenden Federn zu erfragen, während der antwortende Nokón-Mann geglaubt hat, der zeigende Finger sei auf den dicht dahinter und darunter sitzenden Knochen gerichtet, der ihm viel wichtiger war als die Schmuckfedern.

daar aug — Menschenblut — ?

Blut heißt dŏr oder ndŏr im Nokón; aug vermag ich nicht zu erklären; es mag ein selbständiges Wort sein, es kann auch ein schlecht verstandenes Suffix sein.

daar de rembos — Schweineblut: hierin stecken wieder dŏr, Blut und mbŏr, Schwein.

nandikea — Mützen, die sie tragen — ?

Hierin hätten wir also nach S t e p h a n („Neu-Mecklenburg", p. 3) die Regenkappen zu erkennen, die man ja über ganz Melanesien hin, von der Geelvink-Bai bis zu den Salomonen, zerstreut sehen kann. S t e p h a n s mit großer Sicherheit gegebene Erklärung ist aber keineswegs einwandfrei; denn einmal gehören diese Regenmäntel in der Hauptsache zur Weibertoilette, während ein Mann höchstens einmal ein seinem Weibe entnommenes Exemplar bei heftigem Regen vorübergehend aufsetzt. Dann weiß ich nicht, wie die Männer mit diesen langen sofort zusammenklappenden Dingern durch Abnehmen grüßen sollten. Ferner habe ich wenigstens nie den Eindruck gehabt, daß sie wie drei oder vier übereinandergesetzte Mützen aussehen, und zuletzt glaube ich kaum, daß ein Holländer solche langen Regenmäntel „mutsen" nennen wird. Ich denke vielmehr an die Pandanus-Mützen (hasop), welche noch bis vor ganz kurzem in unmittelbarer Nachbarschaft, auf der Insel Nissan, getragen wurden. F r i t z K r a u s e hat in seiner hübschen Arbeit über jene Insel eine solche abgebildet (p. 29). Hüte von der Form eines spitzen Kegels mit abgeschnittener Spitze sah ich auch bei den Männern von Sikayana. Immerhin wird man S t e p h a n s Auslegung nicht endgültig zurückweisen können, bevor man nicht weiß, was nandikea heißt.

takoup — Auslegerboot — heute: takŭb; tąküp auch in Súralil, obwohl hier kein einziges Boot existiert.

gemoe haloes pagajen — heute: hălŭs, pagajen; (also: gemu halus); gemu halte ich für eine Pronomialform, die ich aber leider nicht bestimmen kann, da meine Nokón-Pronomina nicht vollständig sind. Wenn ich aus den bei mir aufgezeichneten Formen einen Analogieschluß versuche, dann heißt gemu oder gamu: ihr (plur.), also gemu halus: ihr pagajet.

fasser — Gebirge — ? Berg heißt in Nokón: pŭn̂pŭn̂.

capte andesingim ne aij — Das ist es nicht. — ?

tika	eins	heute: tịkāī
roa	zwei	„ rū
tola	drei	„ tŭl

fatta	vier	heute:	hāṭ
lima / liman	fünf	„	lĭm
wamma	sechs	„	wŏn
fita	sieben	„	hịt (Ostküste) / hĭt (Súralil)
wala	acht	„	wăl
siwa	neun	„	tsị́ụ (Ostküste) / sị́ụ (Súralil)
sangafoula	zehn	„	săṅű̆l (Ostküste) / săṅhű̆l (Súralil)

Ein Blick auf diese Zahlen zeigt, daß sich die Ostküste- und Súralil-Aufnahmen der heutigen Nokón-Sprache vollkommen decken, daß aber die vor 300 Jahren von Le Maire gemachten Feststellungen geringe Abweichungen zeigen. Diese Unterschiede aber deuten in die Richtung der Zahlen, die ich auf der Tanga-Gruppe aufgenommen habe. Da nun der Tanga-Dialekt bis auf geringe Unterschiede mit dem von Muliama übereinstimmt, so folgere ich daraus, daß Le Maires Vokabularium in den Südbezirken des Nokón-Sprachgebiets aufgenommen worden sein muß, wo Handelsbeziehungen die Sprache und besonders das Zahlensystem leicht beeinflußt haben können. Dagegen ist das Zahlensystem der Namatanai-Gruppe in seinen Hauptteilen dadurch scharf von dem im Nokón unterschieden, daß es quinar ist.

loongh	eine Frucht wie ein kleiner Yam	lŏṅ, Taro
attingham	wachten	?
kim kabbeling lougtee, ich weiß nicht		?

Die vorstehende Untersuchung zeigt, daß sich mehr als Dreiviertel aller von Le Maire überlieferten Worte zwanglos in dem heutigen Nokón-Dialekt wiederfinden lassen. Es ist das noch ein günstigeres Verhältnis, als es die vorhin erwähnte Deutung der Salomonen-Worte des ersten Mendaña-Zuges ergeben hat. Ich bin überzeugt, daß eine bessere Kenntnis als die meinige noch einen weiteren Teil der von mir nicht fixierten Worte wird deuten können. Die festgestellten Worte sind zumeist von Wichtigkeit, fast alle von der Art, wie man sie gewöhnlich bei Sprachaufnahmen in erster Linie niederzuschreiben pflegt. Nur bei zwei Charakterwörtern ist eine Erklärung nicht geglückt, bei Feuer und Stein. Ich halte es für möglich, daß Le Maires Ausdrücke für sie, eef und coore, in das Muliama-Sprachgebiet gehören. Professor Dr. Schlaginhaufen wird das vielleicht feststellen können.

Es soll hier nicht versäumt werden, noch einmal auf die anfangs bereits angedeutete vortreffliche Qualität der Le Maireschen Wörterverzeichnisse hinzuweisen. Jacques Le Maire ist sicherlich „unter den älteren Reisenden eine hervorragende, sympathische Persönlichkeit" (Arthur Wichmann). Die Expedition war mit einer Sorgfalt ausgerüstet, mit einer Umsicht und Vielseitigkeit durchgeführt, wie man dies erst 150 Jahre später wiederfindet. Ich habe das von der ersten Reise Cooks mitgebrachte und bei Hawkesworth gegebene Tahiti-Wörterverzeichnis Wort für Wort mit dem „Dictionary" von 1851 verglichen, neben jedes Wort von Cook das entsprechende Äquivalent gesetzt. Sieht man nun ganz ab von dem unglücklichen, durch Cook und Gefährten gewählten englischen Lautsystem, beachtet man aber, daß Le Maires Reise 150 Jahre der Entwicklung einer Sprache weiter zurückliegt, dann muß man sagen, daß Cooks Liste nach wochenlangem Aufenthalte in jenem Lande keineswegs besser ist als die Verzeichnisse von Le Maire, der nur mit Stunden und Tagen rechnen konnte. Dazu kommt der ungeheuere Unterschied zwischen den Kenntnissen, die jenes ganz vortreffliche „Dictionary" liefert, und dem wenigen, was ich zu geben vermag. Eine vermehrte Kenntnis der Nokón-Sprache und Nachbardialekte wird noch in höherem Grade ausweisen, was für eine vortreffliche Leistung wir in Le Maires Sprachaufnahmen vor uns haben.

Wie schon Stephan bemerkt hat („Neu-Mecklenburg", p. 3—5), paßt die von Le Maire gelieferte ethnographische Beschreibung vollkommen in diesen Teil von Ost-Neu-Mecklenburg hinein. Wichtig ist die Erwähnung des Mon, des echten Plankenboots der Salomonen und von Süd-Neu-Mecklenburg. Wir wissen ganz bestimmt, daß es in Nokón und auf Boäng, Tanga-Gruppe, seine Nordgrenze hatte. Zwar habe ich noch an der Ostküste des Namatanai-Sprachgebiets, sogar bis hinauf nach Namatanai, sporadisch hier und da einen Mon getroffen, aber jedesmal wurde mir versichert, daß er von „Siar", also von Süden käme, oder sogar dahin gehöre.

Es erhebt sich nun die Frage, welche von den beiden Nokón-Buchten die Claes Pietersz.-Bai von Le Maire und Schouten ist. Ist es die nördliche, die heutige Elisabeth-Bucht, oder die südliche, die Bucht zwischen den Kaps Sena und Matanatambaran? Die Schiffsjournale lassen uns hier wieder im Stich. Abgesehen davon, daß wir die Positionsbestimmungen in ihrer Gesamtheit als ungenau kennen, haben sie überhaupt keine Breitenangabe für die gesuchte Bucht. Erst am Mittage

des Abfahrtstages, nachdem die „Eendracht" eine uns unbekannte Zeit mit unbekannter Fahrtgeschwindigkeit unterwegs gewesen war, erhalten wir die erste Breitenbestimmung. Eine Angabe, die vielleicht helfen könnte, ist die Bemerkung im Reisebericht Schoutens, daß man von der Claes Pietersz.-Bai nach Norden zu eine Insel sehen konnte. Burney hat diese Insel für Tanga angesprochen. Wichmann dagegen, für den wohl das Fehlen dieser Inseln auf Le Maires Karte ausschlaggebend war, nimmt an, daß die Tanga-Gruppe erst durch Tasman entdeckt worden ist. Aber ich glaube, Burney hat Recht, und ich meine, daß Le Maire und Schouten weit eher Tanga entdeckt haben, das auf ihrer Karte sich nicht befindet, als daß sie nach Wichmann St. Matthias entdeckt haben, daß nach ihm auf ihrer Karte eingezeichnet ist.[10]) Ich kenne die Gegenden durch verschiedene Fahrten. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß die mit mildem Südost-Passat von Süden aus zwischen den Hibernischen Inseln und Neu-Mecklenburg hindurchsegelnde „Eendracht" die Tanga-Inseln nicht gesehen haben sollte; selbst von der Küste von Neu-Mecklenburg aus, von etwa Muliama im Süden bis etwa Kap Matanatambaran im Norden, kann man zum mindesten Malendok, die höchste der Tanga-Inseln, bei leidlich klarem Wetter immer sehen. Dagegen muß man schon weit von Neu-Hannover ins Meer hinausgehen, um St. Matthias zu sehen, ganz besonders wenn man mit Wichmann annimmt, daß die „Eendracht" vorher so weit um West-Neu-Hannover nach Süden herumgefahren war, daß man den Stosch-Berg sehen konnte, was ich nicht glaube.[11])

Nehmen wir nun an, daß Le Maire und Schouten von ihrem Ankerplatz in der Claes Pietersz.-Bai gegen Norden zu Tanga sahen, dann können sie sich nur irgendwo in der Bucht zwischen Kap Sena und Kap Matanatambaran befunden haben, denn von irgend einem Platz in der Elisabeth-Bucht könnte man beim besten Willen nicht mehr die Tanga-Inseln als „gegen Norden" liegend bezeichnen.

Ein letzter Fingerzeig, den uns für unsere Untersuchung die Schiffsjournale liefern, ist die Kursrichtung, in der die „Eendracht" aus der Claes Pietersz.-Bai herausgefahren ist: es war dies Nordwest. Da drängt sich dann sofort der Einwand auf, daß das Schiff recht weit draußen in der Bucht gelegen haben müßte und dann ganz scharf am Kap Matanatambaran vorbeisegeln müßte, um überhaupt mit diesem Kurs aus der Bucht herauszukommen. Ein Blick auf unser nächstes und letztes Hilfsmittel, auf Le Maires Karte, zeigt nun aber, daß diese Schwierigkeit noch in weit höherem Maße bei der hier eingezeichneten Claes Pietersz.-Bai vorliegt; diese kann man überhaupt nur mit Nord- oder Nordostkurs verlassen. Diese Erwägung zeigt, daß, während auf die allgemeine Angabe des Textes „gegen Nordwest" wegen fehlender Zeitangabe nichts zu geben ist, die Nokón-Bucht zwischen Kap Sena und Kap Matanatambaran die einzige Bai unter den überhaupt in Frage kommenden ist, die mit der Claes Pietersz.-Bai von Le Maires Karte das gemeinsam hat, daß man sie nicht direkt mit Nordwest-Kurs verlassen kann. Man könnte nun sagen, daß die Bai der Karte viel tiefer ins Land hineingeht, als es der von mir behaupteten Bai der Wirklichkeit zukommt. Das kann ich mir sehr gut erklären, nachdem ich zweimal auf einem kleinen Dampfer an diesen Küsten in ziemlicher Nähe vorbeigefahren bin und gesehen habe, wie schwer vom Meere aus auszumachen ist, welcher Art Einbuchtungen man vor sich hat. Den Niederländern erschien die eine Bucht, in der sie wirklich waren, tief und geräumig; von den anderen, die sie nur von weitem sahen, konnten sie keine rechte Vorstellung gewinnen. Da man mit den flachgehenden Fahrzeugen jener Zeit sehr nahe am Ufer ankern, oder weit in eine Bucht hineingehen konnte, so erschienen den Seefahrern von damals die Buchten tiefer, als heute uns, die wir mit unseren tiefgehenden Schiffen weiter draußen bleiben müssen. Oft habe ich mich bei meinen topographischen Küstenaufnahmen im Archipel und in Neu-Guinea gewundert, wie tief eingeschnitten infolge scheinbar vorspringender Landspitzen manche Buchten aussahen, die nachher auf dem Papier ganz flach wurden, wenn die Ergebnisse der Aufnahmen ausgezeichnet waren.

Wieviel weniger Ansprüche man damals machte und wie sehr man sich zugleich täuschen konnte, das beweist der treffliche Seemann Dampier, der „many fine Bays" an der Küste von Neu-Mecklenburg zwischen Kap Santa Maria und Kap St. Georg gefunden hat. Nach unseren Begriffen gibt es eigentlich dort gar nichts von der Art, abgesehen von der Bucht von Likiliki.[12])

Fasse ich zusammen, so ergibt sich, daß in der vorstehenden Untersuchung folgendes nachgewiesen

[10]) Burney: loc. cit. II, 421; — Wichmann: loc. cit. I, 64—65, 90.

[11]) Bei einer Fahrt im Auslegerboot von der Insel Kung um die Westspitze von Neu-Hannover herum, bekam ich den Stosch-Berg (Suilik) (Teil I, Sapper, Karte Nr. 1) erst zu Gesicht, als ich auf der Südseite von Neu-Hannover die Spitze von Taun passiert hatte. Natürlich tritt bei einem mehr draußen segelnden Schiff dieser Moment früher ein, aber nicht viel.

[12]) „Dampier's Voyages" (London 1906) II, 532.

worden ist: Das von Le Maire in der Claes Pietersz.-Bai aufgenommene Vokabularium gehört dem Sprachschatz der Nokón-Leute an, die an der Ostküste des südlichen Neu-Mecklenburg vom Daulám bis zum Pitá wohnen. Es spricht alles dafür, daß in den Siedlungs- und Sprachverhältnissen jener Gegenden in den letzten 300 Jahren keine wesentlichen Veränderungen vor sich gegangen sind.

Von den beiden somit für die Claes Pietersz.-Bai in Frage kommenden Buchten, die Bucht zwischen den Kaps Sena und Matanatambaran und die Elisabeth-Bucht, ist erstere die Gesuchte. Dies ergibt sich aus folgenden Erwägungen: Einige Bestandteile von Le Maires Vokabularium zeigen Anklänge an die Tanga-Sprache, also auch an die damit engverwandte Sprache von Muliama, der südlichen, nach Kap Sena zu gelegenen Nachbarlandschaft von Nokón. Anklänge dieser Art zu der an die Elisabeth-Bucht angrenzenden nördlichen Nachbarlandschaft, der von Laur, fehlen im allgemeinen, abgesehen immer von den allen melanesischen Sprachen im allgemeinen, und Nachbar-Dialekten im besonderen eigentümlichen übereinstimmenden Erscheinungen.

Ferner: nehmen wir als Tatsache an, was ich glaube, daß man nach Schoutens Journal vom Ankerplatz der „Eendracht" in der Claes Pietersz.-Bai die Tanga-Gruppe gegen Norden zu sehen konnte, dann kann es sich auch wieder nur um die südlichere der beiden Buchten handeln, denn ein Seemann kann unmöglich auch nur in allgemeinen Ausdrücken behaupten, daß diese Inselgruppe von der Elisabeth-Bucht aus „gegen Norden zu" liege. Schließlich ist die Bucht zwischen Kap Sena und Kap Matanatambaran die einzigste unter den in Frage kommenden, die das mit der Claes Pietersz.-Bai von Le Maires Karte gemeinsam hat, daß ein in ihr unter Land ankerndes Schiff nicht mit Nordwest-Kurs aus ihr heraussegeln kann. Die Bucht von Namatanai und die Elisabeth-Bucht sind für einen Nordwest-Kurs jederzeit offen, die Bucht zwischen den Kaps Sena und Matanatambaran kann nur mit Kurs Nordnordwest, Nord oder Nordost verlassen werden, ähnlich wie die Claes Pietersz.-Bai der Karte. Jene beiden Kaps sind also auf Le Maires Karte eingezeichnet.

Versuche ich nun in unserer so gewonnenen Claes Pietersz.-Bai jene historische Stelle zu lokalisieren, wo die „Eendracht" ankerte und wo zum ersten Mal ein europäischer Fuß Neu-Mecklenburg betrat, so können nach meiner Auffassung hierfür nur die beiden Nokón-Landschaften Himbús und Hipáchat in Frage kommen, und in ihnen wieder in erster Linie der Landstrich, wo Sapper (Teil I, Karte 3, Hauptkarte) den auch von mir festgestellten Distriktsnamen Samo eingezeichnet hat. Hier fand die „Eendracht" hinreichend Wasser, um ihre leeren Tonnen zu füllen, und von hier aus konnte man den Eindruck gewinnen, daß Kap Matanatambaran so weit nach Osten hinaus vorspringe, wie es die Karte von Le Maire in so charakteristischer Form darstellt. Dieser Punkt mußte zudem ganz von selbst und natürlich von einem Schiffe erreicht werden, das im Südost-Passat von Süden kommend der Küste von Neu-Mecklenburg entlangsegelte und nun um Kap Sena herum in die Claes Pietersz.-Bai einfuhr. Es dürfte schwerlich in der ganzen Gegend eine Stelle zu finden sein, die unter den gegebenen Umständen besser den durch Vokabular, Schiffsjournale und Karte gestellten Anforderungen entspricht, als diese flache Bucht von Himbús—Hipáchat innerhalb der großen Claes Pietersz.-Bai.

Denn diesen Namen sollte man ihr wiedergeben.

Arthur Wichmann hat in seiner Vorrede zu „Nova Guinea", I, einige vortreffliche Bemerkungen über die leidige Namenfrage gemacht. Sein Eintreten für die Erhaltung berechtigter historischer Namen, seine Worte über den durch willkürliche Umtaufung europäischer Namen verübten „groben Unfug", seine Bemerkungen über die Schwierigkeiten beim Feststellen von Eingeborenennamen kann man einwurfslos unterschreiben. Parkinson und Sapper — um nur diese zu nennen — haben sich über letzteren Punkt ganz ähnlich geäußert.[13]) Es ist auch zweifellos richtig, wie Wichmann sagt, daß man bei dem lebhaften Streben die geographischen Eingeborenennamen festzustellen und durch sie die alten europäischen Taufnamen zu ersetzen, über das Ziel hinausgeschossen ist. Aber sein Drängen, die nun noch im Gebrauch gebliebenen „alten historischen Namen" zu erhalten, und sein Versuch, in seinem Werke „Nova Guinea" prinzipiell in dieser Richtung zu wirken, dürften kaum ungeteilte Zustimmung finden.[14]) Ich wundere mich, daß Professor

---

[13]) Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 38—40; — Sapper in „Geographische Zeitschrift", XV, 431—432 (Leipzig 1909).

[14]) Williams: „A Narrative of Missionary Enterprises in the South Sea Islands" (London 1837), p. 479; — Williams zeigt Sachkenntnis in Südsee-Sachen, wenn er das folgende Lob an die Adresse von James Cook richtet: „the excellent sense of this prince of navigators is manifested in his retaining the native names of the places at which he touched. This is of singular advantage to persons visiting the numerons islands of the Pacific."

Powell: „Wanderings in a Wild Country" (London 1883), p. 47. — Powells wirklich gemachte Küstenfahrten, die ich

Wichmann, der wie wohl nur wenige neben ihm mit großer auf Forschungsreisen gewonnener Erfahrung eine selten umfangreiche und gründliche Literaturkenntnis seiner Gebiete verbindet —, ich wundere mich, daß er nicht nur nicht den enormen Vorzug der Eingeborenennamen in vielen Fällen erprobt hat, sondern daß er sogar eine „sonderbare Begründung" darin erblickt, wenn ein Forschungsreisender für Beibehaltung eines echten Eingeborenennamens deswegen eintritt, weil nahezu alle Bewohner der Nachbargebiete, weil ausnahmslos alle Schiffahrt- und Handeltreibenden ihn — und nur ihn allein — kennen und gebrauchen („Nova Guinea", II, I, p. 23).

Wenn ich die Fahrten zusammenzähle, die ich während des Jahres 1908 im Auslegerboot, „Mon", offenem Ruderboot, offenem Segelboot und kleinem gedeckten Kutter in den Gewässern des Bismarck-Archipels gemacht habe, dann kommen rund vier Wochen heraus, die ich sozusagen „auf dem Wasser gelegen habe". Wo wäre ich da geblieben, wenn ich nicht die geographischen Eingeborenennamen gehabt hätte!

Die Anir-(Feni-, St. Jan-)Gruppe der Hibernischen Inseln ist im vergangenen Jahre der Mittelpunkt einer kleinen Lokal-Kontroverse geworden, nachdem Professor Wichmann schon vorher auf diese Inselgruppe in der Namenfrage hingewiesen hatte.[15])

Noch einige Wochen vorher hatte ich die Freude, Dr. Schlaginhaufen zufällig in Eitapé, Neu-Guinea, zu treffen und mit ihm ein paar Stunden zusammen zu sein. Unter anderem besprachen wir auch die Anir-Namenfrage. Schlaginhaufen verteidigte mit großer Bestimmtheit die Richtigkeit und den lokalen Gebrauch des von ihm festgestellten Feni, was ich übrigens nie direkt bestritten hatte und was ich nach seinen Darlegungen ihm auch einwandslos glaube. Dagegen gab er ohne weiteres zu, daß die Verbreitung des Wortes Anir in dem Umfange besteht, wie ich das behauptet hatte, und er erklärte mir unumwunden, daß es weder in seiner Absicht gelegen habe noch ganz in seinem Sinne gewesen sei, daß die Kaiserliche Marine — was ich damals zuerst erfuhr — sofort das Wort Feni für Anir ausgetauscht habe. Schlaginhaufen sagte mir ferner, daß er mehrfach aus dem Munde von Händlern und Chinesen das Wort St. John für Anir gehört hätte; auch ich entsinne mich, von dem Chinesen in Matón, West-Neu-Mecklenburg, und dann von seinem Kutterführer, den ich bei Lamassa traf, die Bezeichnung St. John für diese Inselgruppe gehört zu haben. St. Jan haben aber weder Schlaginhaufen, noch ich, noch wohl irgend jemand sonst je vernommen. Nimmt man hierzu nun noch das verdächtige Wuneram und die verderbte Form Aneri, so zeigt sich, daß Wichmann einen guten Griff tat, als er zur Erläuterung der verworrenen Namenfrage Anir als Beispiel wählte. Das ist aber noch gar nicht alles: selbst der von Wichmann so protegierte „alte historische Name" St. Jan ist keineswegs einwandfrei. In Le Maires „Spieghel der Avstralische Navigatie", dessen die anderen Journale überragenden Quellenwert in das richtige Licht gerückt zu haben das Verdienst Wichmanns ist,[16]) sagt nämlich Le Maire auf Fol. 56, I ganz ausdrücklich, daß er die neu entdeckte Insel „Johannes Eylant" getauft habe. Auf der beiden Journalen gemeinsamen Karte steht allerdings „S. Ians Eylandt"; da aber der Chef der Expedition und Namengeber die Insel Anir ganz ausdrücklich „Johannes Eylant" getauft hat, so dürfte kaum bestritten werden können, daß letzteres der „alte historische Name" ist und nicht das von Wichmann vertretene St. Jan.

Es wird sicherlich an sich nicht für die kleine Inselgruppe „verhängnisvoll" sein, wie Schlaginhaufen sehr richtig bemerkt, wenn man für den allgemein bekannten Eingeborenennamen Anir den bisher unbekannten, aber in der Tat richtigen Namen Feni setzt. Er mag ihr ohne großen Schaden bleiben und wird ihr nun auch wohl bleiben, nachdem er in die amtlichen Karten übernommen worden ist. Aber der Fall Anir ist typisch und kann in der Tat verhängnisvoll werden, wenn er Schule macht. Man sollte einsehen, daß es weder angeht, nach einem allgemeinen bestimmten Plan sämtliche alten historischen Namen bilderstürmerisch auszumerzen und durch Eingeborenennamen zu ersetzen, noch daß es möglich ist, im Sinne von Wichmann, alle noch verbliebenen alten historischen Namen zu

z. T. habe kontrollieren können, berechtigen ihn in diesem Punkte zu einem Urteil und verschaffen seinem Urteil Beachtung.

[15]) Friederici/Sapper: „Anir oder Feni?" in „Globus" XCVII, p. 50 (1910); — Schlaginhaufen: „Zur geographischen Nomenklatur im Bismarckarchipel", in „Globus", Bd, XCVII, Nr. 15 (1910); — Wichmann: loc. cit. I, p. VIII, p. 64; — II, I, 23. Ich wundere mich nur, daß mir Wichmann „sonderbare Begründung" vorwirft, obwohl ich im Grunde auf seinem Standpunkt stehe und mit deutlichen Worten gegen das rücksichtslose Entfernen guter alter Namen protestiere. Ich halte nur Anir auch für einen „alten historischen Namen", der sicherlich älter ist als St. Jan und ganz zweifellos weit verbreiteter als dieser absolut unbekannte holländische Name.

[16]) Tiele: „Mémoire Bibliographique sur les Journaux des Navigateurs Néerlandais" (Amsterdam 1867), p. 59—62: — A. Wichmann: „Dirck Gerritsz." (Groningen 1899), p. 86 bis 94; — Derselbe: „Nova Guinea", I, 60—62.

erhalten und zum Gebrauch weiter- oder neu einzuführen. Auch Geograph und Ethnologe haben das von Wichmann so nachdrücklich für den Naturforscher in Anspruch genommene „Streben nach Wahrheit" und das ehrliche Bemühen, „die Rechte der Priorität zu betonen", aber sie ziehen viel weitere Grenzen, als es die Naturforscher nach Wichmann scheinbar tun, und erkennen auch die Eingeborenennamen als „alte historische Namen" an. Fast durchweg sind sie die älteren von beiden. Die Eingeborenennamen haben nicht nur einen enormen Wert für eine auf die Küstenschiffahrt angewiesene, noch lückenhaft vermessene Insel-Kolonie, wie es Deutsch-Neuguinea ist, sondern sie sind auch nicht so ohne weiteres durch Dekrete beiseite zu schieben, weil sie eben historische Werte sind. Nicht Anir verdrängt Wichmanns St. Jan, sondern St. Jan hat versucht, das alte Anir zu verdrängen. Geographische Ortsbezeichnungen werden von den Eingeborenen nicht an- und abgelegt wie ein Lawalawa; es kann kein Zweifel sein, daß die Eingeborenennamen, die wir jetzt zum Teil hervorholen, nahezu alle eine historische Kontinuität besitzen und älter sind, als die europäischen Taufnamen, die sie für einige Zeit bei uns, und nur bei uns allein, verdrängt hatten. Dieser in ihnen steckende historische Wert ist es ja auch, der die Eingeborenennamen nahezu unausrottbar macht. An vielen Beispielen kann diese Unverwüstlichkeit, solange überhaupt noch Eingeborene am Leben und am Ort sind, nachgewiesen werden. Nur ein paar Beispiele aus unserer Kolonie: Die jetzige Hauptstadt von Deutsch-Neuguinea, Rabaul, hat lange Jahre den Namen Simpsonhafen geführt. Aber diesen offiziellen Namen sah man eigentlich nur auf Briefen und Paketen, las ihn auf den Dampfer-Fahrplänen und hörte ihn von Neuangekommenen und Durchreisenden. Ein Kanaker hat ihn wohl nie ausgesprochen, ein Kolonist einem Eingeborenen gegenüber nie erwähnt; auch unter sich sprach man meistens von Rabaul, und als es sich um einen Namen für den neugegründeten Klub handelte, bestand kein Zweifel, daß er Rabaul-Klub heißen müsse. Bald darauf ist denn auch „Simpsonhafen" geräuschlos verschwunden und wohl bereits vergessen. Etwas besser, aber im übrigen ganz ähnlich, steht es mit Herbertshöhe, dem ehemaligen Regierungssitz. Wenn er sich offizieller Protektion erfreut, wird dieser Name wohl noch einige Zeit kümmerlich fortvegetieren, um dann aber über kurz oder lang dem alten historischen Namen Kókopo Platz zu machen. Friedrich-Wilhelmshafen, oder auch nur einen Teil davon, hat wohl nie ein Eingeborener ausgesprochen, ebensowenig wie Berlinhafen, das wohl nur noch bei Post, Dampferlinie und Mission ein wenig Leben fristen dürfte; Eitapé, Tumleo, Seleo und neuerdings Tadyi sind die Lokalnamen des Eingeborenen. Das Wort Neu-Lauenburg möchte man fast für unbekannt im Archipel halten; die alten Händler aus der vordeutschen Zeit und manche andere mehr sprechen von Duke of York, im allgemeinen sagt man Mioko. Doch genug der Beispiele; auch „Anir" wird von den Eingeborenen nicht sobald vergessen werden, und noch lange Jahre wird es in den Anwerbelisten einen Platz haben, wenn auch „der Name Feni in dem kleinen Kreise, der mit der Inselgruppe zu tun hat, bereits Eingang gefunden hat" (Schlaginhaufen).

In anderen Kolonialgebieten stoßen wir auf dieselbe Erscheinung: überall treten nach und nach die „alten historischen Namen" der Europäer gegen die älteren der Eingeborenen zurück. In den Gewässern von Niederländisch-Neuguinea scheint diese Entwicklung schon ziemlich weit vorgeschritten zu sein; es fällt auf, wie in Wichmanns „Nova Guinea" die Doppelnamen überall da zurücktreten, wo es sich um diese Gebiete handelt, während sie in Deutsch-Neuguinea und in Papua noch in voller Blüte stehen. Das wird auch wohl der Grund dafür sein, daß Wichmann bei seinen Forschungsreisen in jenen Gegenden wenig Veranlassung hatte, europäische Ortsbezeichnungen im Verkehr mit Eingeborenen störend zu empfinden. Völlig durchgeführt ist dieser Prozeß in den französischen Besitzungen von Ost-Polynesien; hier finden sich außer einigen Gruppennamen wie Iles Marquises, Iles de la Société, Iles sous le Vent überhaupt keine „alten historischen Namen" mehr. Dabei weiß jeder Geograph, welche Flut von Namen sich über die Tuamotus ergossen hat; hier gab es in der Tat Inselchen, die fünf verschiedene Namen hatten, nicht bloß fünf verschiedene Schreibweisen, wie Selapiu, welches Wichmann als abschreckendes Beispiel vorführt („Nova Guinea", I, p. IX). Sie alle haben wieder den alten historischen Eingeborenennamen weichen müssen, und es hat sich hier wie andernorts das prophetische Wort von Adelbert v. Chamisso erfüllt, der da sagte: „Der Seefahrer, der die Inseln, die er auffindet und deren Lage er bestimmt, willkürlich zu benennen sich begnügt, zeichnet seinen Namen in den Sand. Der die wirklichen Namen seiner Entdeckungen erfährt und bewahrt, sichert sein Werk und hilft das Gebäude wirklich aufführen, zu welchem der andere bloß Steine reicht."[17])

[17]) Chamisso: loc. cit. IV, 140.

Wenn somit alle von L e M a i r e und seinen Nachfolgern gegebenen Inselnamen dieser Gegend bestimmt sind, im Laufe der Zeit eines natürlichen Todes zu sterben, und wenn man solchen absolut falschen oder deplazierten Namen, wie Tombara, Birara, Taui, Gardner-Inseln und Kap Salomon Sweers, oder solchen geschmacklosen wie Hannam-Hafen und Moresbys „Jabbering Islets“,[18]) ein schnelles gewaltsames Ende bereiten sollte, so sollte man dagegen jene alten historischen Namen erhalten oder wiederherstellen, die nicht nur berechtigt sind, sondern sogar Daseinsnotwendigkeit zeigen. Zu ihnen scheint mir die Claes Pietersz.-Bai zu gehören. Ein Eingeborenengehirn nach dem einheimischen Namen einer großen Meeresbucht revidieren zu wollen, würde etwa dasselbe heißen, als auf dem Gipfel der „Mutter“ nach Phosphaten zu suchen, oder nach Gold auf Nuguría. Für größere umfassende geographische Einheiten, wie Buchten, Meeresarme, Meeresstraßen, Gebirge und ähnliches, besitzen die Eingeborenen keine Namen, wenigstens nicht die Melanesier. Ihre geographischen Namen sind individuell, kantonal, lokal begrenzt.

Es scheint mir daher eine berechtigte Forderung zu sein, daß die auf unseren Karten namenlose Bucht zwischen den Kaps Sena und Matanatambaran, die als erste im Bismarck-Archipel ein europäisches Schiff und ein Landungsboot sah, ihren Namen Claes Pietersz.-Bai wiedererhält.

Nachdem L e M a i r e und S c h o u t e n nach Verlassen der Claes Pietersz.-Bai im weiteren Verlauf ihrer Reise mit den Leuten von Lihir in Berührung gekommen waren, erreichten sie die Tabar-Inseln. In dieser Gegend, wo in einer späteren Zeit D a m p i e r wahrscheinlich in der Bucht von Kanabu[19]) und noch später B o u g a i n v i l l e in der Lámussong-Katéndan-Gegend[20]) Zusammenstöße mit den streitbaren Eingeborenen hatten, mußten auch sie mit den Tabar-Leuten einen kleinen Strauß ausfechten. Denn daß diese es waren, bezeugen Text, Karte und Vokabular.

Ich konnte im Sommer 1908 mit Hilfe eines offenen Segelboots, das ich der Güte von Herrn Bezirksamtmann B o l u m i n s k i verdankte, 9 Tage und 8 Nächte auf einen Besuch der Tabar-Insel verwenden. Infolge der beträchtlichen Entfernungen und der Ungunst der Witterung mußte ich hiervon jedoch 5 volle Tage auf dem Wasser zubringen. Allein die Fahrt von und nach der Küste von Neu-Mecklenburg kostete jedesmal einen Tag; die Ausfahrt 12½ Stunden, die Rückfahrt 16 Stunden. Nicht viel hätte daran gefehlt, daß ich zum Schluß noch, als wir bei völliger Dunkelheit zwischen 10 und 11 Uhr abends die Einfahrt verfehlten, mein Boot auf den Riffen südöstlich Lámussong verloren hätte. Wie die übrigen Tage angewendet wurden, zeigt S a p p e r s Karte (Teil I, Karte 2). Bei vielseitiger Arbeit, bei Regen und widrigen Winden konnte ich in dieser Zeit nicht allzu viel schaffen, so daß viele Gegenden der Inselgruppe unberührt geblieben sind und leider auch die, wohin L e M a i r e s Vokabularium weist. Ich habe zehn, meist leider nur ganz kurze Wörterverzeichnisse auf den vier Inseln aufgenommen. Keines stimmt mit dem von L e M a i r e überein, aber ein Vergleich mit dem von Kowamerara an der Westküste von Tabar und dem von Koko an der Nordküste dieser Insel lassen den sicheren Schluß zu, daß L e M a i r e s Gewährsmann M o s e s aus einem Ort stammt, der etwa zwischen diesen beiden, also in der Einbuchtung der Südwestküste der Insel lag.

Es folgt Le Maires Verzeichnis:

llu	ja	?
sagu	unbehauenes Holz	?

In Sigáb und Kowamerara heißt Holz, Baum: a͞i.

poulhonnori	Brot	?
		Kowamerara:
carracerreram	Schulter	kărăkăra̋ṅgu̥, meine Schulter
		kărăkăra̰u̥, deine Schulter
		kărăkăra̰n, seine Schulter
sou sou	Brüste	sŭsú, deine (weibl.) Brüste
pou hanking	Knie	?

In diesem Wort, vielleicht nicht gut gehört, scheint irgendwie das melanesische kaki zu stecken, das wir auch in den Dialekten der Tabar-Inseln finden, so:

Koko: ká̩kĕ, Bein; Kowamerara: kăkḗṅgu̥, mein Bein;

mattanga, Auge; Koko: kătsŏ̰mătă, Auge; Kowamerara: kătsŏmăta̋ṅgu̥, mein Auge; Tata͡u: kătsŏmătŏ̋n, mein Auge.

[18]) Hannam-Hafen, Hannam-Insel und Hannam-Berge erfreuen sich des zweifelhaften Vorzuges, den Namen eines für Geographie und Kolonie gänzlich gleichgültigen, um beide absolut unverdienten Klosett- und Badewannen-Fabrikanten in Sydney, Australien, zu tragen. Über „Jabbering Islets“ siehe M o r e s b y: „Discoveries and Surveys in New Guinea“, (London 1876), p. 269.

[19]) D a m p i e r: loc. cit. II, 526—527 und Karte; — Es handelt sich sicherlich nicht um die Bol-Bucht, wie W i c h m a n n, dem damals nur unzulängliches Kartenmaterial zur Verfügung stand, meint („Nova Guinea“, I, 131, Anm. 3). Die mir persönlish bekannte Bol-Bucht ist nahezu die flachste und unbedeutendste Einbuchtung auf der ganzen langen Küste von Awelus bis Kanabu. Auch liegt sie viel zu weit nördlich, um in Betracht zu kommen. (Vgl. S a p p e r: Teil I, Karte 2.)

[20]) B o u g a i n v i l l e: „Voyage autour du Monde“ (Paris 1772), II, 224—225; — B o n g a i n v i l l e s Gefecht scheint irgendwo auf der Strecke Lámussong—Katéndan stattgefunden zu haben, die noch heute stark besiedelt ist, und deren Bewohner als kriegerisch und rauflustig bekannt waren.

Es fällt auf, daß das Präfix katso oder kato, das ich in allen übrigen Dialekten der Tabar-Inseln vor dem M. P. mata gefunden habe, bei Le Maire fehlt.

matta may   laß sehen!   ?

mata ist wieder Auge und may das im M. P. sehr häufige mai: in der Richtung nach dem Sprecher; hin, zu; kommen.

		Kowamerara:
comieconnon	Kehle	kŏnŏkŏnṓngụ, meine Kehle
		kŏnŏkonṓ, deine Kehle
		kŏnŏkŏnónă, seine Kehle
caramme	Zunge	Koko: kărḁ́mĕ; Kowamerara: kărămḗngụ, meine Zunge.
parre wourou	Bart	Kowamerara: parivū́rụ
wansrugo	Nase	Koko: ū́sụ; Kowamerara: ŭsū́ngụ, meine Nase.

So und ähnlich ist die Form in allen von mir aufgenommenen Tabar-Listen.

hiwoundi / taboun	Banane	Kowamerara: vṹndị
kirrekir	es soll gleich kommen!	?
cambour	Schwein	mbṓrŏ od. bṓrŏ: Schwein

kā́mị ist: 2. pers. plur., pron. posses.

cambour soll also ganz offenbar: ihr (plur.) Schwein bedeuten, also wahrscheinlich: ein Schwein, das den Leuten gehört, die es zur „Eendracht" brachten.

lamas   Kokosnuß   ?

lamas, ein durchgehends melanesisches Wort in diesen Gegenden, dürfte die Kokosnuß überhaupt, im allgemeinen, bezeichnen; ich finde es aber in keinem meiner Tabar-Verzeichnisse. Es heißt:

Kokospalme in Kowamerara: } nị́ụ
Tatā́ū (Insel Tatau): } nị́ụ

Kopranuß in Kowamerara: vọrḁ́ngẹ
Tatau: vḁ́răn

Trinknuß in Kowamerara: lăńụ́tọ
Tatau: lŭńū́tụ

tata	wir	?
alep	wacht! oder, sogleich!	?

Le Maire:	Deutsch:	Kowamerara:	Koko:
kaou	eins	kā́ūgụ	gā́ūkŭ
roa	zwei	lū́ă	lū́ă
tolu	drei	tṓrụ	tṓrŭ
wati	vier	vḁ́tị	vḁ́tị
rima	fünf	ị̆rímă	ịrímă
eno	sechs	ā́nọ	patūgḗs
wijtsou	sieben	vị́tsụ	patŭlū́ă
ejalou	acht	ẹyḁ́lă	patŭtṓrụ
siwa	neun	tsị́ụ	ăvḁ́tị
sangapoulo	zehn	săńăvū́rụ	săṅgăvū́rụ

Die Zahlen von 1—10 habe ich in allen meinen 10 Wörterlisten von den Tabar-Inseln vollzählig; keine Reihe stimmt auch nur annähernd so gut mit der von Le Maire überein, wie die von Kowamerara und Sigáb.

mitoa   Huhn   Kowamerara: mị tṓă

Dieses Wort und das folgende micoura sind wertvoll, weil sie den charakteristischen Artikel der Tabar-Inseln, mi, zeigen.

Ebenso wie die Zahlenreihe beweist es ferner, daß Le Maires Vokabularium eng mit dem von Kowamerara verwandt ist und dem von Koko ferner steht. Denn Koko hat den Artikel a, Kowamerara jedoch mi, wenn mir auch hier in einigen Fällen a genannt wurde, ohne daß ich bei der Kürze der Zeit mit ungewandtem Dolmetscher den Zusammenhang hätte einsehen können.

micoura   Keule   ?

In Koko wurde mir eine Keule als ă‿băm bezeichnet; verschiedene Keulenformen pflegen verschiedene Namen zu haben.

masirim   Eisen   ?

Die Erklärung dieser kleinen Wörterliste ist leider nicht in dem Maße geglückt, wie die von Le Maires Nokón-Vokabular. Der Grund ist augenscheinlich der, daß mir zum Vergleich kein Verzeichnis aus der Gegend selbst zur Verfügung steht, der Moses angehörte. Aber die linguistische Untersuchung, verbunden mit den Angaben der Journale, beweist doch mit genügender Sicherheit, daß Le Maires Vokabular nach der Südwestküste der Insel Tabar hingehört und eng verwandt ist mit dem von Kowamerara.

A. Wichmann meint, daß Abel Tasman im Jahre 1643 einen praktischen Gebrauch von Le Maires Tabar-Wörterliste gemacht habe, und zwar nach seiner eigenen Auffassung mit Erfolg. Diese Ansicht ist nicht ganz zutreffend. Tasman hat nämlich nicht, indem er bei seinem Wunsch nach frischen Lebensmitteln den Kanakern „Anieuw, oufi, pouacka" zurief, in das Tabar-Vokabular hineingegriffen, sondern er ist in die nach Futuna und Tafahi hingehörenden Wörterlisten hineingeraten, obwohl er wenigstens die Ausdrücke für Kokosnuß und Schwein auch in ersterem hätte finden können. Dabei ist höchst merkwürdig, daß Tasman zugleich Le Maires Versehen korrigiert und anieuw anstatt alieuw ruft; denn wie allgemein M. P., so heißt auch in Futuna die Kokos

niu. Trotz dieses Griffes in einen falschen Topf hat sich Tasman in seiner Auffassung nicht geirrt, daß er von den Tabar-Insulanern verstanden worden sei. Zufall und die Zugehörigkeit des Tabar zum melanesischen Zweig der M. P. Sprachen haben es mit sich gebracht, daß zwei seiner polynesischen Worte verstanden wurden. Denn auch in Kowamerara heißt ŭvį Yam und nf̨u Kokospalme. Das polynesische pų̆äka hat dagegen niemand begriffen: in allen mir bekannten Tabar-Dialekten heißt Schwein bŏrŏ oder mbōrǫ̆.[21])

Auf weitere Einzelheiten der Fahrt von Le Maire und Schouten innerhalb des Gebietes von Deutsch-Neuguinea soll bei dieser Gelegenheit nicht eingegangen werden; dagegen soll noch an einem Beispiel erläutert werden, wie auch die Verteilung ethnographischer Kulturgüter uns eine ähnliche Hilfe zu leisten vermag, wie sie uns die Linguistik soeben in zwei Fällen erwiesen hat.

Die interessanteste unter den älteren Entdeckungsfahrten in den Gewässern von Neu-Guinea ist die des Spaniers Íñigo Órtiz de Retes im Jahr 1545. A. Wichmann hat zu Recht, wie mir scheint, in La Caimana vor Retes die Luf-Gruppe erblickt.[22])

Bei der Beschreibung des Angriffes nun, den die Luf-Leute auf den „San Juan" machten, hat Escalante einen interessanten Satz: „tiraban flechas de pedernal con la mano, sin arcos", d. h. „sie schossen Obsidian-Pfeile mit der Hand ohne Bogen".[23]) Denn nach dem ganzen Zusammenhang und im Munde von Leuten, die aus Mexiko kamen, kann pedernal kaum anders als mit Obsidian übersetzt werden. In den alten Chroniken, bei Torquemada, Gómara, Motolinía, Herrera, dem Anonymus der „Ritos Antiguos", findet man keine andere Bezeichnung für das der Azteken-Kultur so charakteristische Obsidian, als pedernal. Nur einmal, bei Torquemada (XVII, Kap. I; vol. III, p. 208), habe ich „guijarros" gefunden. Selbst heute noch, nachdem das Wort „obsidiana" in allgemeinen Gebrauch gekommen ist, sprechen spanische Schriftsteller von „pedernales", wenn sie sich über die Obsidian-Montierungen der mexikanischen Waffen auslassen.[24])

Es scheint nun, daß weder Obsidian noch anderes für Speerspitzen geeignetes Material bisher auf diesen Inseln angetroffen worden ist, und es sind bisher nie, soweit mir bekannt, Speere mit derartigen Spitzen in den Händen der Luf-Leute gefunden worden. Berücksichtigt man ferner eine, wie es scheint, erhebliche verwandtschaftliche Annäherung der Sprache von Luf an die Dialekte der Admiralitäts-Inseln, sowie die Tatsache, daß für letztere die Obsidian-Speere charakteristisch sind, so scheint alles zusammen darauf hinzuweisen, daß früher, aber noch in historischer Zeit, viel engere Beziehungen zwischen Luf und den Admiralitäts-Inseln bestanden haben, als bisher gewürdigt worden ist.[25])

Zum Schluß möchte ich noch eine Ansicht bestätigen, die in einer fleißigen Dissertation K. L. Hammer ausgesprochen hat. Er meint, daß der Vulkan, den Dampier und Dumont d'Urville von Osten her im Hintergrunde der Henry Reid-Bucht gesehen haben, der „Vater" sei. Parkinson, der Hammer nicht kennen konnte, hält Dampiers Vulkan für einen kleinen ehemaligen Krater, mehr in der Gegend der Adler-

[21]) Wichmann: „Nova Guinea", I, 91; — „Abel Janszoon Tasman's Journal" (Amsterdam 1898), holl. facs. unpaginiert. Übers. p. 45; Tasman, der an dieser Stelle nichts von Le Maires Vokabularium sagt, hat im übrigen, ebenso wie seine Leute, diese 3 Worte niu, ufi, puaka sicherlich oft genug aus dem Munde der Tonga-Leute gehört und sie selbst auf Tongatabu und Eua gebraucht. Man kann daher zweifeln, ob Le Maires Wörterverzeichnisse hier überhaupt in Tätigkeit getreten sind. Alle 3 Worte sind echte Tonga-Ausdrücke. — Le Maire: „Spieghel", fol. 84 I. — Es mag hier erwähnt werden, daß auch die übrigen von Le Maire gelieferten Wörterverzeichnisse von großem Wert sind; ihre Erörterung fällt jedoch nicht in den Rahmen dieses Beitrags.

[22]) „Nova Guinea," I, 25; — Wichmann jedoch scheint sich etwas von seinen eigenen Verdiensten abstreichen zu wollen, indem er behauptet, daß Hamy bereits La Caimana richtig gedeutet habe. Das ist aber keineswegs der Fall. Hamy, der merkwürdigerweise zu seinen Untersuchungen die lückenhafte Darstellung bei Herrera („Historia General", déc. VII, p. 97—98) benutzt und den schon elf Jahre vorher in den „Documentos Inéditos" abgedruckten viel besseren Bericht von García d'Escalante ignorierte, hat La Caimana mit dem Vulkan Karkar an der Neu-Guinea-Küste identifizieren wollen, und Herrera's Isla de la Gente Blanca — also Wuvulu und Aua nach Wichmann — mit Ninigo („Commentaires sur Quelques Cartes Anciennes de la Nouvelle-Guinée", p. 23, 26 [Paris 1877]). P. A. Tiele, ein anderer Vorgänger Wichmanns auf diesem Gebiet, hat zwar d'Escalantes Bericht benutzt, enthält sich aber aller Kommentare und Deutungsversuche. („De Europeërs in den Maleischen Archipel", Derde Gedeelte, p. 279—280.)

[23]) „Colección de Documentes Inéditos del Archivo de Indias" (Madrid 1866), V, 158.

[24]) S. z. B. Milla: „Historia de la América Central" (Guatemala 1879), I, p. XLI.

[25]) Es ist an dieser Stelle nicht möglich, in eine linguistische Untersuchung einzutreten; das bisher vorhandene Material ist dazu auch kaum ausreichend. Wenn ich aber das Wörterverzeichnis von Luf bei Dempwolff („Mitt. Seminar f. Oriental. Sprachen" [Berlin 1905], VIII, 200—205) mit meinen eigenen Aufnahmen auf den Admiralitäts-Inseln vergleiche, so finde ich eine beträchtliche Übereinstimmung im Wortschatz. Gleich das für die Admiralitäts-Inseln so charakteristische Wort mōăn, Mann, auf Luf macht stutzig.

Bucht, den auch ich gesehen habe. Wichmann scheint Hammers Auffassung stillschweigend abzulehnen.[26])

Hammer aber hat Recht. Ende Oktober und Anfang November 1908 habe ich während mehrtägiger Segelbootfahrten von Kap Lambert bis nach Watu in der innersten Ecke der Offenen-Bai den „Vater" mit seinen Söhnen täglich stundenlang vor Augen gehabt. Regelmäßig morgens, wenn die Sonne aufging, hoben sich alle drei in wunderbarer Klarheit vom Himmel ab. Dies Bild hielt sich einige Stunden, aber unmerklich verblassend. Dann fing, ebenfalls regelmäßig, am Vormittage der „Vater" an, sein Haupt zu verhüllen, der „Südsohn" folgte ihm, und auch der niedrigere „Nordsohn" setzte dann gewöhnlich bald eine Kappe auf. Die drei Giganten hatten sich mir wohl eingeprägt.

Am 22. April 1909 befand sich der Dampfer „Natuna" der „Hanseatischen Südsee-Expedition" auf der Fahrt von den Lieblichen Inseln nach Herbertshöhe auf der Südküste von Neu-Pommern. Der Kurs lief dicht unter Land. Um 5[30] Uhr abends wurde Kap Orford passiert, um 6 Uhr war der „Vater", sein Haupt leider in Wolken gehüllt, im Hintergrunde der Henry Reid-Bucht deutlich erkennbar. Es war das alte mir bekannte Bild: nur die nicht so hohen beiden Söhne waren nicht zu sehen, der „Nordsohn", weil er zu niedrig ist, der „Südsohn", weil er durch die höheren Berge im Innern von Neu-Pommern, westlich von Kap Orford, verdeckt wird. Aber die Gegend zwischen Henry Reid-Bucht und Offenen-Bai ist wie ein breiter Isthmus ziemlich flach. Ich wollte damals im November 1908 von Watu aus diese Gegend durchqueren, aber durch unglückliche Zufälle mit meinem Segelboot verlor ich viel Zeit und mußte schließlich umkehren, wollte ich nicht den Anschluß an ein geplantes wichtiges Unternehmen verpassen. Wenn man einmal auf der richtigen Fährte ist, was bei mir damals leider nicht der Fall war, dann kann ein Durchmarsch hier keine Schwierigkeiten machen.

Es ist also richtig, was Hammer annahm, daß Dampier und Dumont d'Urville den „Vater" über Neu-Pommern hinweg gesehen haben, ebenso wie man die Vulkane von Ternate und Tidore über Halmaheira hinweg von Osten aus erblicken kann.

Ein Beitrag zur Kenntnis des westlichen Neu-Pommern,

mit vergleichenden Ausblicken auf das übrige Melanesien, vornehmlich innerhalb des Deutschen Schutzgebiets.

I. Einleitendes.

Die Küsten von West-Neu-Pommern sind von mir zweimal besucht worden.

Im Dezember 1908 befuhr der in Gouvernements-Charter befindliche Dampfer „Langeoog", Kapitän Roscher, die Nordküste zu Rekrutierungszwecken, im April 1909 der Dampfer „Natuna" der „Hanseatischen Südsee-Expedition" die Südküste. Der Verlauf dieser Reisen ist aus der Kartenskizze ersichtlich. In beiden Fällen war der Aufenthalt in den angelaufenen Plätzen durchweg ein ganz vorübergehender, beschränkte sich stets auf nur wenige Stunden. Aber selbst diese kurze Zeit konnte von mir nicht voll für geographische und ethnologische Studien ausgenutzt werden, da bei der „Natuna"-Fahrt die mit der Leitung der Expedition und die mit den besonderen wirtschaftlichen Aufgaben des Unternehmens verbundenen Arbeiten mich stark in Anspruch nahmen, während die „Langeoog" in ihrer Eigenschaft als Regierungs-Anwerbeschiff mit Regierungsvertreter an Bord in diesem Falle keinen sehr günstigen Boden für wissenschaftliche Arbeiten darstellte. Es wurden zwar zu meiner Zeit einige Reisen bekannt, bei denen der Kapitän seine Hauptaufgabe, das Anwerbegeschäft, recht leicht genommen hatte, um sich dagegen für seine Person mit großem Eifer auf das einträgliche Geschäft des Einkaufens von Ethnologika zu werfen; aber sonst wird durchweg in Deutsch-Neuguinea die Sache sehr ernst genommen, und so war es auch mit Recht auf der „Langeoog". Anwerbeschiffe sind daher für einen Forschungsreisenden im allgemeinen nicht zu empfehlen. Es ist Grundsatz, daß erst das Haupt-

[26]) Dampier: II, 533 und Karte; — Dumont d'Urville: „Voyage de la Corvette L'Astrolabe" (Paris 1830—1834), IV, 521; — Hammer: „Die geographische Verbreitung der vulkanischen Gebilde und Erscheinungen im Bismarckarchipel und auf den Salomonen" (Gießen 1907), p. 5, 8, 23; — Parkinson: loc. cit., p. 837; — Wichmann: „Nova Guinea", I, 133.

geschäft des Fahrzeuges, die Anwerbung, erledigt sein muß, ehe Personal und Passagiere daran denken dürfen, einzukaufen oder sich überhaupt intensiv mit den Eingeborenen zu beschäftigen. Solche Forderungen sind absolut geboten und berechtigt. Jedermann mit Erfahrung unter Eingeborenen weiß, wie schnell die Preise bei ihnen steigen, wenn ihnen zu viel angeboten wird, wenn ihnen zu viel bezahlt wird und wenn gar die kaufenden Europäer sich gegenseitig überbieten und sich Konkurrenz machen. Wenn die Eingeborenen die von ihnen sehnlichst gewünschten Waren, für die sie von vornherein sich entschlossen hatten, Jungens als Arbeiter zu zahlen, auf andere, billigere Weise, gegen Bogen und Speere erhalten können, dann fällt es ihnen gar nicht ein, junge Leute als Rekruten zu geben. Jedermann weiß ferner, daß es unmöglich ist, mit einem Eingeborenen über irgend etwas ernstlich zu verhandeln, wenn um ihn herum etwas vorgeht, das seine Aufmerksamkeit ablenkt. Es ist ausgeschlossen, z. B. mit Melanesiern Sprachaufnahmen zu machen, wenn andere Europäer in der Nachbarschaft Ethnologika kaufen, photographieren oder gar anfangen, die Hütten, in denen die Weiber und Mädchen sind, auf ihren Inhalt zu revidieren. Ich habe mich unter solchen Umständen zu Sprachaufnahmen immer in eine entfernte Ecke zurückgezogen, am liebsten in meine Kammer auf dem Schiff, wo die Eingeborenen niemand sonst sehen konnten. Dies ist auch einer der Gründe für die Tatsache, daß allein arbeitende Forschungsreisende verhältnismäßig mehr zu leisten pflegen, als eine große Expedition mit einem Stabe von Gelehrten: Einer macht dem anderen unwillkürlich Konkurrenz, betrügt seinen Kollegen, ohne es zu wollen, um die Aufmerksamkeit der Eingeborenen. Wenn somit die Anordnungen und Anforderungen der Superkargos und Anwerbekapitäne in dieser Richtung vollkommen berechtigt sind, so wird die Sache zuweilen etwas anders, wenn im Laufe der Kreuzfahrt die gehegten Erwartungen getäuscht werden, die Ergebnisse hinter der erhofften Zahl der anzuwerbenden Jungen zurückbleiben. Es kommt dann vor, daß sich Nervosität unter den Beteiligten einstellt. Ankäufe von Ethnologika und der Besuch des Dorfes werden überhaupt untersagt; jeder erfahrene Anwerber wisse, wird einem nun gesagt, daß bei solchen Unternehmungen überhaupt nur Menschenfleisch angekauft werden dürfe; die Boote gehen an Land, ohne daß man vorher darüber unterrichtet wird, oder es wird einem erst im letzten Augenblick gesagt, so daß man sich nicht mehr fertig machen kann; kurz, man merkt, daß man ungern gesehen ist, mit Mißtrauen beobachtet wird und daß einem gar im stillen eine Mitschuld am Mißerfolg des Anwerbegeschäftes zugeschrieben wird. In einem Falle, beim Landen auf der Insel Nukumanu, ging der Vertreter einer Firma, die sich ganz ungehörige Rechte über die Eingeborenen dieser Insel anmaßte, so weit, mich zu ersuchen, nur durch Vermittlung der Firma oder aus deren Store Ethnologika einzukaufen. Da sah er sich denn allerdings in meiner Person getäuscht, aber ich kann mir nur denken, daß solche Anforderung gewagt werden konnte, weil sie vielleicht früher in ähnlichem Falle einen Einschüchterungserfolg gehabt hatte. Solche Verhältnisse können unter Umständen dem zweifellosen großen Vorteil Abbruch tun, mit Hilfe dieser Fahrzeuge Gebiete zu besuchen, die sonst schwer erreichbar sind.

Während so auf beiden Reisen, an der Südküste und an der Nordküste, die an sich schon kurze Zeit nicht voll für geographische und ethnologische Untersuchungen ausgenutzt werden konnte, so gelang es doch, manches wertvolle Material zu sammeln, und es war besonders später möglich, wenigstens das der Nordküste nachzuprüfen und zu erweitern. Das geschah einmal durch Polizei-Jungen der Station Eitapé, die zeitweise in Neu-Guinea in meiner Begleitung waren. Ich konnte nicht nur aus den mir durch Herrn Stationsleiter R o d a t z gütigst zur Einsicht überlassenen Anwerbelisten ersehen, wo sie herstammten, sondern ich war auch vorher in dem Dorf eines jeden einzelnen persönlich gewesen. Es bestand also über ihre Heimat nicht der geringste Zweifel, und es war ausgeschlossen, daß durch sie dialektische Verschiedenheiten in meine an Ort und Stelle aufgenommenen Wörterverzeichnisse hineinkamen. Ganz besonders aber konnte diese Nachprüfung und Erweiterung meiner Aufzeichnungen durch den Bárriai Kábui aus Kumartangtáng erfolgen, der während nahezu der ganzen „Natuna"-Fahrt, von Eitapé bis Singapore, in meinem persönlichen Dienst war. Er hat den größten Anteil an dem, was im folgenden über die Bárriai gesagt wird. Wegen dieser seiner Mitwirkung und wegen des Interesses, das immer das Verhalten eines in unseren Kulturkreis versetzten Naturmenschen erwecken muß, ist es vielleicht gut, einige Worte über diesen K á b u i zu sagen, der, aus den unbekanntesten Gegenden der Südsee stammend, jetzt zu den am weitesten gereisten Melanesiern gehören dürfte; der in Singapore neben mir im Zirkus sitzend die Augen weit aufriß, als die Zirkusdamen auf galoppierenden Pferden stehend ihre schönen rosa Beine in die Luft warfen; der zur Freude des anderen Publikums laut auflachte, als die Clowns sich gegenseitig verprügelten oder sich

die Zylinderhüte eintrieben, und der im Kinematographen krampfhaft nach meinem Arm griff und sich festhielt, als unter den Klängen der „Dollarprinzessin“ sich vor einem unter fallendem Schnee schlafenden jungen Mädchen unter Feuer und Rauch die Erde öffnete und ein Geist, ein támbaran, emporstieg.

Abgesehen von den kleineren Plätzen der Südsee und der Molukken war er mit mir in Manila gewesen, zweimal in Singapore, zweimal in Batavia, zweimal in Makassar, in Buitenzorg und in Surabaya. Er hatte schon kleinere Kriegsschiffe in Apia und Papeete, Tahiti, und einen großen englischen Kreuzer vor Mangaia, Cook-Inseln, gesehen; die Zahl der Schiffe im Hafen von Manila imponierte ihm sehr; als wir aber mit der „Natuna“ auf die Reede von Singapore einliefen, fing er an, die gewaltige Zahl der Schiffe zu zählen. Schon bei Nr. 20 gab er dieses Unternehmen verzweifelt auf.

Während er noch im Straßengedränge von Manila ängstlich immer so nahe hinter mir ging, daß er mir mehrfach auf die Hacken trat, gewann er später sehr bald Zuversicht; in Singapore machte er selbständige Einkäufe, kommandierte chinesischen Aufwärtern und Kulis, und eines Tages traute ich meinen Augen nicht, als ich meinen Kábui in einer Rickscha spazieren fahren sah.

Nachdem er in Manila mit mir in der elektrischen Straßenbahn gefahren, und neben dem Chauffeur sitzend im Automobil durch die Insel Singapore gesaust war, freudestrahlend ab und zu der hinter ihm sitzenden Frau Boluminski zulächelnd, weigerte er sich auf dem Bahnhofe von Tandjong Priok, Batavia, in den zur Abfahrt bereitstehenden Eisenbahnzug hineinzusteigen. Ich mußte mich erst meinem Boy zu Liebe aus der 1. Klasse in die 2. bemühen und mich dort so setzen, daß er mich von seinem Abteil aus immer sehen konnte. Als dann alles glücklich abgelaufen war, schämte er sich.

Malay-Street, Singapore, imponierte ihm kolossal; er ging sehr gern durch die chinesischen Handelsstraßen, wo, Laden an Laden, die für ihn verlockendsten Sachen zu sehen waren und wo er mit dem geringen ihm gegebenen Taschengeld kleine Einkäufe machen konnte. Nachdem ich ihn aber bei jener erwähnten selbständigen Rickschafahrt in eine gewisse Richtung hin ertappt hatte, wurde dieses Taschengeld auf ein Minimum eingeschränkt. Am Nachmittage war er ein nie fehlender Zuschauer beim täglichen Fußballspiel auf dem Lawn vor dem Hotel de l'Europe. Je wüster es dort zuging, je mehr imponierte ihm das; wenn die Spieler sich gründlich über dem Ball gerauft hatten, oder nach vorangegangenem Regen der in Pfützen gefallene Ball sie gründlich beschmutzt hatte, dann erzählte er mir dies bei der Heimkehr freudestrahlend. Aus diesem und vielen ähnlichen Beispielen sieht man, wie durchweg interessiert die Eingeborenen in körperliche, gesunde Spiele sind, und wie schädlich jene kurzsichtigen Mucker handeln, welche die Naturvölker ihrer Spiele berauben, weil sie angeblich unanständig und überflüssig seien, und sie von einer besseren Beschäftigung, nämlich Kirchen- und Schulbesuch, abhielten.

Europäische Bekleidungsstücke liebte er wie alle Melanesier sehr und zog sie den malaiischen vor. Während er im Hause und bei der Arbeit zur Schonung seiner weißen Anzüge einen Sarong tragen mußte, zog er doch stets einen der ersteren an, wenn er auf die Straße herunterging. Selbst im Hause, wenn er zum Essen mit den sarongtragenden Malaien ging, tat er dies stets, obwohl er sehr hübsche Sarongs besaß und ihm seine weißen Hosen zwischen den Beinen etwas strämmten und natürlich auch viel weniger luftig waren. Aber Bekleidung ist bei den Eingeborenen eben nur ein Gegenstand des Schmuckes und der Eitelkeit; Unbequemlichkeit und Hitze spielen dabei absolut keine Rolle. Diese seine Gefühle übertrug er natürlich auch auf mich; im Gegensatz zu seinem Herrn war er ein großer Verehrer von dessen schwarzem, dickem, warmem Smoking. Er legte ihn vor dem Dinner stets zurecht, ebenso wie die ihm sehr imponierenden schwarzen Lackstiefel, die er nicht zu putzen oder anzustreichen brauchte, wie die weißen Schuhe. Er nannte den Smoking-Anzug kurzweg „Buka“, eine sehr charakteristische Benennung; denn Buka ist in Deutsch-Neuguinea die durchgehende Bezeichnung für den tiefschwarzen Nord-Salomonier. Wenn ich aus irgend einem Grunde einmal zum Dinner Weiß anstatt Schwarz anzog, dann war er sehr enttäuscht und fragte mich mißbilligend: „Master, what for you no put him buka?“, d. h. „Herr, warum ziehst Du nicht den Smoking an?“

Gar zu gern wäre er in Singapore auch immer im Hut ausgegangen, von denen er zwei abgetragene von der „Natuna“ her besaß. Das hatte ich ihm aber zu seinem Leidwesen strengstens untersagt. Denn es war merkwürdig, wie der sonst in seiner Art gut aussehende Junge, dessen elegante Figur auch im Anzuge des weißen Mannes nicht linkisch wurde, mit einem Male wie ein Nigger der Südstaaten der Union aussah, sowie er einen Hut auf dem Kopfe hatte. Ähnlich geht es mit den Stiefeln, welche die melanesischen Jungens nur gar zu gern tragen würden, wenn es nur anginge. Die

Papuas und papuanisierenden Menalesier haben im Durchschnitt feine Hand- und Fußgelenke, oft kleine, wennschon ausgearbeitete Hände und nicht große Füße, die nur dicke Haut haben, besonders unter den Sohlen, durch den unbeschuhten Gebrauch ausgetreten und besonders an den Zehen viel breiter sind als der Durchschnitt der unserigen. Sowie sie daher Stiefel anziehen — sofern sie diese überhaupt anbekommen —, sehen sie ausgesprochen plump aus und treten auf wie Trampeltiere. Stiefel durfte er also natürlich auch nicht tragen. Das Fehlen von Schuhzeug fällt übrigens selbst in völlig gestiefelter Umgebung und selbst, wenn seine Beine in weißen Hosen stecken, bei einem Schwarzen gar nicht auf, wie denn überhaupt der Dunkelfarbige nie unbekleidet aussieht. Schwarz kleidet.

Wo es möglich war, sah Kábui immer sauber aus und fiel dadurch überall angenehm auf. Zum Teil war dies der Fall, weil ich darauf hielt und ihm Zeit und Gelegenheit gab, sich zu säubern, eine Gelegenheit, die der Masse der in Deutsch-Neuguinea im Dienst befindlichen schwarzen Jungen sehr häufig fehlt. Zum anderen Teil aber war es zweifellos angeborenes Reinlichkeitsgefühl, ererbt von dem malaio-polynesischen Teil in seinem Blute. Er war absolut geruchlos, auch im Schweiße und bei größter Hitze. Als Diener merkte man ihn kaum, so geräuschlos trat er auf. Manchmal, wenn ich abends auf der „Natuna" in meiner Kammer bei der Arbeit saß, bekam ich einen Schreck, wenn er ganz plötzlich dicht neben mir stand und mir lächelnd ins Ohr flüsterte „sugar". Das war der Zucker für den Abendtee der schwarzen Jungen, den ich in meiner Verwahrung hatte.

Für unsere Musik war er sehr empfänglich. Wenn ich in Singapore abends zum Dinner herunterging, pflegte er mich gewöhnlich noch im Flüsterton um eine Zigarette zu bitten. Dann legte er sich auf seine Decke auf dem nach dem Hofe herausgehenden Balkon, wo er zu schlafen pflegte, und lauschte dann bei dem Genuß dieser Zigarette den Tönen des Liedes an den „Abendstern" oder von „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen", die von der Tafelmusik nach oben schallten. Wenn ich dann nach dem Essen hinaufkam, dann fand ich die Zigarette aufgeraucht und meinen Kábui eingeschlafen.

Lange oder anstrengende Arbeit liebte er wie alle Melanesier gar nicht, aber auf meine paar Sachen paßte er im allgemeinen gut auf, sowohl auf dem Schiff, wie im Busch, wie im Hotel. Nach melanesischer Art dahin erzogen, daß Freigebigkeit eine Tugend ist, und bedacht darauf, daß die Chinesen und Malaien, mit denen er bisher im Hotel verkehrt hatte, auch sähen, daß er einen anständigen und freigebigen Herrn habe, legte er großen Wert darauf, daß diese Leute beim Abschied ein gutes Trinkgeld von mir bekamen. Er erkundigte sich bei mir verschiedentlich ganz genau, was der und der erhalten habe.

Sonst hatte er von Geld- und Münzsachen wenig Ahnung und lernte auch nur stümperhaft und unsicher die kleinen Singapore- und Batavia-Geldstücke voneinander unterscheiden, obwohl ich mir verschiedentlich die Mühe nahm, ihm dies zu erklären. Ich glaube, er ist in Singapore mehrfach bei seinen Einkäufen betrogen worden. Das wundert mich aber gar nicht bei der mangelhaften Erziehung, die unsere Eingeborenen in Deutsch-Neuguinea in Münzsachen genießen, wo die Mark in der Praxis für die Eingeborenen das einzige zirkulierende und marktwertbesitzende Geldstück ist, wo sie andere Geldstücke in der Tat kaum kennen und nicht annehmen, und wo es nur zwei Münzen gibt, die Stange Tabak und die Mark.

Kábui war eigentlich immer freundlich und lustiger Stimmung, konnte aber auch ohne sichtbaren Grund launisch und mürrisch sein. Dann merkte ich, daß der sich etwa alle vier Wochen einstellende Zeitpunkt sich näherte, wo er im richtigen Moment ein paar ganz gehörige Jagdhiebe übergezogen haben mußte. Dann heulte er furchtbar, nach einer halben Stunde aber war alles vergessen, und er war für die nächsten vier Wochen so liebenswürdig und zutraulich wie zuvor. Wenn die Strafe verdient war, so trug er nichts nach, wie er mir einmal ungefragt in naiver Weise erklärte. Die Gründe für schlechte Laune waren auch sonst nicht immer klar. Als er das erste Mal nach Singapore kam und freudestrahlend in seinem frischgewaschenen weißen Anzug aus dem Boot auf die Treppe von Johnsons Pier springen wollte, fiel der sonst so sichere Junge in der Aufregung ins Wasser, krampfhaft meinen weißen Tropenhut hochhaltend, ohne ihn jedoch vor einem Salzwasserbade zu bewahren. Er tat mir im Augenblick furchtbar leid, weil ich dachte, der Zwischenfall würde ihm etwas den Spaß am Einzuge verderben. Das war aber keineswegs der Fall; lachend und ohne einen Augenblick die gute Laune zu verlieren, setzte er sich, naß wie er war, in den Wagen; daß seine Haut und Hose naß waren, war ihm gleichgültig, die Hauptsache war, daß er überhaupt einen weißen Anzug anhatte und mit ihm in Singapore einzog.

Ganz anders bei einer früheren Gelegenheit. Beim Marsch durch die Insel Buka, Nord-Salomonen, brach unmittelbar hinter mir unter dem Gewicht der drei mir folgenden sich gleichzeitig

auf ihr befindenden Leute eine Baumstammbrücke mit mächtigem Krach zusammen. Die drei, ein schwerer, kräftiger Junge aus Graget, Neu-Guinea, ein langer, auch nicht leichter Mann aus Tsoi bei Neu-Hannover, und Kábui sausten etwa 2½ m in das tief eingeschnittene Bett eines augenblicklich ziemlich wasserlosen Baches hinab. Als sich zeigte, daß weder die drei Leute noch ihre Gewehre wesentlich beschädigt waren, erhob sich, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, ein schadenfrohes Gelächter der Unbeteiligten. Die zwei anderen machten in richtiger Erkenntnis der Sachlage gute Miene zum bösen Spiel und krochen lächelnd heraus, Kábui aber, der offenbar einen schweren Fall getan hatte, dessen Lawalawa zerrissen, dessen eine Hinterbacke angekratzt und der auch sonst wohl Schmerzen hatte, kam schimpfend und wütend herauf. Besonders nahm er es übel und konnte es nicht vergessen, daß der dicke Neu-Guinea-Mann mit seinem ganzen Gewicht auf ihn heraufgefallen war. Trotzdem er natürlich von den Übrigen umsomehr ausgelacht wurde, war für die Dauer des ganzen Tages seine gewöhnliche gute Stimmung verloren. Auch bei späteren Gelegenheiten, wenn die Jungens diese Geschichte wieder hervorholten, um ihn zu ärgern, fand er nicht die richtige Taktik, durch Scherzen und Lachen seine Gegner zu entwaffnen.

Durch sein sonst immer freundliches, kindliches Wesen, durch seine naiven, aber intelligenten Antworten, wenn gefragt, durch seine saubere Erscheinung und sympathische Gestalt brachte er es sehr bald dahin, daß er überall beliebt war, auch bei den Chinesen und Malaien. Alle Augenblicke erhielt er kleine Geschenke, nicht zum wenigsten auch von dem weiblichen Teil seiner Bekanntschaft; ich mußte aufpassen, daß er nicht zu sehr verwöhnt wurde.

Zu mir hatte er großes Vertrauen und nicht weniger zu meinen Medikamenten, die ihm zweimal bei ernstlicher Erkrankung gut geholfen hatten, und deren Heilwirkung er den anderen schwarzen Jungen immer zu empfehlen pflegte, wenn sie bei mir antraten, um etwas einzunehmen. Er durfte mich stets fragen und tat es auch reichlich; ich habe dann immer versucht, ihm das Gewünschte seinem Horizont entsprechend aufzuklären. Er seinerseits hat mir infolge dieses Vertrauens manche Dinge erzählt, die ich von anderen Leuten nicht so leicht erfahren hätte.

Er war entschieden ein von Natur geweckter Junge, aber es war auffallend, wie er durch den näheren Verkehr mit Europäern und durch alles das, was er zu sehen bekam und was ihm erläutert wurde, an Intelligenz gewann.

Ich glaube sogar, er hatte etwa den Höhepunkt dessen erreicht, was zu wissen für ihn überhaupt wünschenswert ist. Praktische Arbeit, Hausindustrie und ähnliches zur Verwendung in seiner Heimat könnte er wie jeder andere Melanesier noch viel lernen. Aber daß Lesen und Schreiben und ähnliche Künste für einen Mann, der nach etlichen Jahren mit Sicherheit wieder in sein altes Milieu in Neu-Pommern zurückkehrt, absolut wertlos sind, darüber sind sich wohl alle Leute mit Erfahrung einig, die nicht über ihren Idealen die Tatsachen des praktischen Lebens vergessen haben.

So sehr er übrigens die Kulturerrungenschaften der Europäer bewunderte, so wenig wollte er zugeben, daß auch die Malaien und Javanen seinen eigenen Landsleuten ganz erheblich überlegen sind. Als wir von Weltevreden nach Buitenzorg durch jene wundervolle Kulturlandschaft mit ihren Gärten, sauberen Pflanzungen und bewässerten Reisfeldern im Terrassenbau fuhren, machte ich ihn darauf aufmerksam und meinte, daß die Pflanzungen der Kanaker und Barriai doch erheblich dagegen zurückständen. Diese Auffassung wies er aber entrüstet zurück: die Taro-Pflanzungen und Bananen-Kulturen seiner Landsleute seien mindestens ebensogut als die Reisfelder der Javanen. Davon kann natürlich keine Rede sein, aber die Gerechtigkeit verlangt, ihm zuzugeben, daß man ins Innere gehen muß, um auf Neu-Hannover, in Neu-Mecklenburg, Neu-Pommern und auf Buka ganz ausgezeichnete Taro- und Bananen-Anpflanzungen zu sehen. Über die Pflanzungen der Barriai und ihrer Nachbarn in West-Neu-Pommern kann ich übrigens selbst nicht urteilen, da ich hier nirgends ins Innere gelangt bin.

Als ich zum Schluß diesen absolut ehrlichen Jungen, der mir lieb geworden war, wie keiner der vielen anderen braven Melanesier, die mich im Laufe der beiden Jahre begleitet haben, am Quai von Singapore mit seinen Kisten und Schätzen auf einen Sampan verstaute, der ihn an Bord der „Manila" unter die Obhut des trefflichen Kapitäns M i n s s e n bringen sollte, da meinte ich fast von einem guten Freunde Abschied zu nehmen.

Bei seiner für diese Beiträge in Frage kommenden Tätigkeit hat sich Kábui am meisten durch Nachprüfung und Erweiterung meiner Barriai-Sprachaufnahmen verdient gemacht. Nicht zuletzt gehört hierher unsere gemeinsame Arbeit in der zoologischen Abteilung von R a f f l e s' Museum, Singapore, und in den botanischen Gärten von Singapore und Buitenzorg. Während der Garten von Singapore, gleich dem von Peradeniya in Ceylon, ein wenig zu sehr auf „show" zugeschnitten ist und

uns zuweilen im Stich ließ, versagte der Plantentuin von Buitenzorg eigentlich nie; für den, der die Natur liebt und ihre Wissenschaft, ist es vielleicht einer der schönsten Flecke der Erde. Kábui nannte mit großer Sicherheit die einheimischen Namen der in seiner Heimat vorkommenden Pflanzen; ich brauchte dann nur den botanischen Namen vom Schild abzulesen und beide niederzuschreiben. Es ist sehr wohl möglich, daß die Artnamen manchmal nicht stimmen, daß nämlich die Neu-Pommern-Art, deren einheimischen Namen mir Kábui nannte, von der Art variiert, deren botanischen Namen ich in den Gärten aufschrieb; aber die Gattungsnamen sind sicherlich in der Hauptsache richtig. Dafür kennen intelligente Naturkinder ihre Gewächse zu gut. Ähnlich spielte sich in Raffles' Museum unsere gemeinsame Tätigkeit in der sehr gut aufgestellten und etikettierten Sammlung von Fischen, Kriechtieren, Gliedertieren, Weichtieren usw. aus der Südsee ab. Hier jedoch versagte seine Kenntnis nicht selten aus einem Grunde, der dem aufmerksamen Forscher nicht unbekannt ist. Das Sammeln der Weichtiere, Krustentiere und ähnlicher Geschöpfe auf dem Riff ist Sache der Weiber, die bei Eintritt der Ebbe mit den Kindern hinausziehen, um hier an der Hand aufgestapelter Erfahrungen ihrem Geschäft nachzugehen. Sobald aber die Knaben ein gewisses Alter erreichen, scheiden sie aus dieser Gemeinschaft aus, um von nun an lediglich im Kreise der Männer erzogen zu werden. Nun befindet sich unter den Rifftieren eine ganze Zahl von Gattungen und Arten, die den Männern selten oder gar nicht vor Augen kommen, weil sie ungenießbar sind oder aus irgend einem Grunde nicht gegessen werden dürfen. Den Weibern und Mädchen sind diese Sorten ganz genau bei Namen bekannt, aber sie heben sie nicht auf und bringen sie nicht mit. Da nun die aufwachsenden Knaben in der Umgebung der Männer das sehr bald vergessen, was sie bei den Weibern in ihrer Kindheit gelernt haben, so ist nicht zu verwundern, daß sie sich solcher Tiere wohl erinnern oder sie auch kennen, aber keinen Namen für sie haben. Kábui sagte mir rundheraus, wenn ich solche Namen wissen wollte, dann müßte ich mit den Barriai-Weibern aufs Riff hinausgehen.

Nach dem, was im Vorstehenden dargelegt worden ist, mag sich nun die Frage erheben, warum gerade West-Neu-Pommern, in dem ich nur so kurze Zeit arbeiten konnte, in den Mittelpunkt der folgenden Darstellung gerückt worden ist. Die Antwort lautet: weil ich mit ganz geringen Ausnahmen auch in allen anderen von mir besuchten Gegenden nicht länger oder intensiver tätig sein konnte, und weil unter diesen Gebieten West-Neu-Pommern zu denen gehört, über die bisher am wenigsten bekannt war.

Als Professor Sapper und ich im April 1908 unsere Tätigkeit im Bismarck-Archipel begannen, stellte sich nach den ersten gemeinsamen Märschen heraus, daß die Arbeit nicht nach dem Arbeitsplane zu lösen war, der bei der Heimatsleitung in Aussicht genommen war, und den auch wir für einen richtigen gehalten hatten. Bei der Masse und der Schwierigkeit der zu leistenden topographischen und geologischen Arbeit konnte Professor Sapper nicht hoffen, selbst bei andauerndem Maschieren und Aufnehmen, das Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt hatte. Für einen Ethnologen war es natürlich ganz ausgeschlossen, bei einer solchen Taktik, in einem solchen Tempo etwas zu leisten. Blieb also die Expedition geschlossen, was wir an sich beide wünschten, dann lief ich entweder nutzlos daneben, oder ich nahm ebenfalls topographisch auf und tat damit dasselbe wie mein Reisegenosse, nur nicht so gut. So ging es also nicht. Wir kamen dann dahin, daß die Expedition den Wünschen der Heimatsleitung und unseren eigenen entsprechend, geschlossen blieb, aber nur in der Weise, daß wir uns möglichst in Etappen nach größeren Abschnitten trafen und hier das weitere verabredeten. Inzwischen arbeitete ein jeder selbständig für sich und zwar ich so, daß ich auch topographisch aufnahm und das, worin ich in dieser Hinsicht Sapper gegenüber an Quantität und Intensität zu kurz kam, durch ethnologische Untersuchungen aufzufüllen suchte. Dieser Arbeitsplan, den Sapper und ich damals für den einzig möglichen und besten hielten, ist durchgeführt worden und hat sich bewährt. In Kung, Neu-Hannover, in Käwiëng, Nord-Neu-Mecklenburg, Lamussong, Mittel-Neu-Mecklenburg und Súralil, Süd-Neu-Mecklenburg, trafen wir zusammen. Nur das zwischen den beiden letzteren für Namatanai verabredete Zusammentreffen klappte nicht, ohne daß hierdurch ein Schaden verursacht wurde.

Für mich gestaltete sich die Sache so, daß ich wochenlang, Tag für Tag, morgens von 7 Uhr ab und annähernd den ganzen Tag, mit Ausnahme einer Mittagspause, durchmarschierte. Gewöhnlich kam ich erst am Spätnachmittage in das neue Quartier, manchmal erst kurz vor Sonnenuntergang. Dieser ganze Weg wurde aufgenommen.[1]) Da mir, wie ge-

[1]) Infolge eines eingeschlüpften Signaturfehlers kommt dies auf Sappers großer Karte Nr. 3 nicht zum Ausdruck. Abgesehen von unseren beiden gemeinsamen Durchquerungen bei Namatanai, die Sapper in meiner Gegenwart topographisch festlegte, und des Stückes Suralil—Laklak, das Sapper kurz vor mir begangen und aufgenommen hatte, sind alle meine

sagt und wie natürlich, sowohl Sappers große praktische Übung fehlte, als auch seine geographische und geologische Schulung, so konnte ich im Laufe eines Tages keine so große Strecke aufnehmen, wie es Sapper wohl getan hätte; und da ich mich in den passierten Plätzen wenigstens immer eine kurze Zeit zwecks ethnologischer Feststellungen aufhielt, so brauchte ich auch mehr Zeit, als Sapper, um meine Strecke zu erledigen. Wenn ich dann endlich im Nachtquartier war, dann nahm die Sorge für Unterkunft und Verpflegung meiner müden Leute nicht geringe Zeit und Tatkraft in Anspruch. Die Kanaker des Ortes mußten unter allen Umständen gute und reichliche Lebensmittel heranschaffen; aber ich stellte ihnen stets außergewöhnlich gute Bezahlung in Aussicht und gab schließlich noch etwas mehr als das Versprochene, wenn alles pünktlich eintraf. Alle gelieferten Lebensmittel mußten zu mir gebracht werden, wurden von mir persönlich bezahlt und unter meinen Augen an meine Leute verteilt. Erst wenn das alles erledigt und die eigenen ersten Bedürfnisse befriedigt waren, konnte ich daran gehen, ethnologische Feststellungen zu machen. Daß diese sich unter solchen Umständen nur auf die äußere Kultur und auf Sprachliches erstrecken konnten, brauche ich nicht weiter zu erklären. Es würde einer verhängnisvollen Selbsttäuschung gleichkommen, wollte jemand sich einbilden, unter solchen Voraussetzungen auch nur einigermaßen vertrauenswürdige Daten über geistiges Leben, Religion, Zauberei, Familien- und Sexualleben, Ornamente und ähnliches gewinnen zu können. Weder ist der Eingeborene in der Lage, sich über solche schwierigen und verwickelten, ihm selbst häufig höchst unklaren Fragen so ohne weiteres auszusprechen, noch kann man von ihm verlangen, daß er dem ihm gänzlich unbekannten Fremden, der heute kommt und morgen geht, vertrauensvoll sein Herz ausschütte. Und endlich darf man nicht vergessen, daß der Forschungsreisende doch schließlich auch nur ein Mensch ist. Wenn er während einer langen Tagesarbeit unter der Tropensonne jeden seiner Schritte gezählt, jede Richtung gepeilt hat, dabei immer seine Leute im Auge, hier eingreifend, dort organisierend oder verhandelnd, dann merkt er am Abend, daß es mit seinen körperlichen und geistigen Kräften zu Ende geht; er fühlt das Bedürfnis zur Ruhe zu gehen, um frische Kräfte für morgen zu sammeln.

So ging es bei mir zeitweise Tag für Tag, höchstens daß einmal wegen andauernden Regens ein halber oder ganzer Ruhetag eingelegt werden mußte, um zu versuchen Reis und Gepäck zu trocknen. Nur einmal während der zwei Jahre habe ich das süße Gefühl des forschenden Ethnologen gekostet, der, fern von dem Schiff, das bald weiter will, ohne die Misère des Aufbruchs zum Weitermarsch am nächsten Tage, allein mit seinen Begleitern in einem Eingeborenen-Dorf sitzt und bei der Fülle der Arbeit, zu der er die Zeit hat, nicht weiß, wo er zuerst anfangen soll. Das war in Lamassa und auch dort waren meine Tage schnell gezählt.

Auch jene Zeiten des Zusammentreffens mit Sapper, die äußerlich wie Ruhetage aussahen, und es zum Teil ja auch waren und sein mußten, ließen doch für eingehendere ethnologische Untersuchungen nur wenig Zeit übrig: Aus- und Umpacken des endlich in Käwiëng eingetroffenen Expeditions-Gepäcks, Bezeichnen, Ordnen und Verpacken der ethnologischen Sammlung, und besonders die Überarbeitung und Umschreibung aller meiner Itinerare zum Gebrauch für den vor mir heimgehenden Reisegenossen nahmen mich vollauf in Anspruch.

So ist es gekommen, daß, wenn ich in West-Neu-Pommern nur sehr beschränkte Zeit arbeiten konnte, es in den übrigen von mir bereisten Teilen nicht besser war, und wenn ich nun ersteres in den Vordergrund der folgenden Abhandlung stelle, so geschieht es, weil ich das hier gewonnene Material am besten nachprüfen konnte, und weil es einem Bezirk von Deutsch-Neu-Guinea angehört, über den bisher sehr wenig bekannt ist. Lamassa aber, wo mich beim Warten auf Dampfer-Anschluß der Zufall einige Tage länger weilen ließ, als beabsichtigt war, ist bekanntlich von Dr. Emil Stephan bereits gründlich abgegrast worden.

Die sprachlichen Aufnahmen, die in diesem Beitrag und in den folgenden Verwertung finden werden, sind nahezu alle von mir an Ort und Stelle, in ihrem Sprachbezirk selbst, gemacht worden. In einigen wenigen Fällen sind sie bei Leuten aus der Nachbarschaft festgestellt worden, die sich entweder als Gäste in dem jeweilig von mir besuchten Ort aufhielten oder aber, die ich zufällig unterwegs traf. In allen diesen Fällen konnte ich feststellen, wo diese Leute herstammten. Eine Angabe stammt aus zweiter Hand, nämlich die paar Worte aus dem Sprachschatz der Longa (Loña), der Innenbewohner des westlichen Neu-Pommerns. Kábui teilte sie mir aus dem Gedächtnis mit. Ein einziges Wörterverzeichnis nur stammt aus einem Ort, in dem ich nie gewesen bin. Es ist das jenes von den Witu-(Französischen-)Inseln, die Sapper und ich

Wege auf diesem Kartenblatt durch mich topographisch niedergelegt worden. Die gebrochene rote Signaturlinie müßte also hier ausgezogen sein.

gleich im Anfang unserer Reise besuchen zu können geplant und gehofft hatten, aber leider nie betreten konnten.

Einige dieser von mir an Ort und Stelle aufgenommenen Verzeichnisse habe ich dann in späteren Zeiten durch Leute nachprüfen und auch vergrößern können, von denen ich durch die Anwerbelisten mit Sicherheit feststellen konnte, daß sie von dem Platz meiner Hauptaufnahme herstammten; bei zwei von ihnen, dem von Lauan und dem von Pánaras/Nayáma, konnte dies geschehen durch zwei Vokabularien, die Herr Bezirksamtmann Boluminski aufgenommen und mir in seiner immer hilfreichen Weise zur Verfügung gestellt hatte.

Ich erwähne dies alles so nachdrücklich, weil ich aus meiner eigenen Erfahrung weiß und in einigen Veröffentlichungen Bestätigung dafür zu finden glaube, daß Sprachaufnahmen, auf den Stationen oder Pflanzungen bei Polizei-Jungens und Arbeitern bewerkstelligt, nicht nur nicht ohne weiteres einwandfrei sind, sondern auch mit Leichtigkeit zu üblen Mißständen führen können. Denn bei der bis heute noch mangelhaften geographischen Kenntnis weiter Gebiete können die Anwerbelisten nicht immer für den Lesenden den Platz der Anwerbung mit der nötigen Genauigkeit präzisieren, der Angeworbene selbst aber ist nicht in der Lage, über seine unmittelbare Heimat hinaus mehr als allgemeine geographische Angaben zu machen. Eine Kontrolle eines mit solchen Leuten aufgenommenen Vokabulars durch ein an Ort und Stelle festgestelltes ist angesichts der weitgehenden Sprachen- und Dialektzersplitterung Melanesiens dringend erwünscht. Denn wenige Kilometer Marsches genügen nicht selten, um drei verschiedene Dialekte zu berühren.

Es kommt hinzu, daß angeworbene Jungens nach verhältnismäßig sehr kurzer Zeit ihre Sprache nicht mehr rein sprechen, Ausdrücke der Sprache ihrer neuen Umgebung dazwischenwerfen, Bestandteile verwechseln oder vergessen. Während der frischeingestellte Rekrut, der seine eigene Sprache noch vollkommen beherrscht, insofern ein ungünstiges Medium ist, als er das Pidgin-Englisch noch nicht hinreichend genug kennt, um Mißverständnisse auszuschalten, ist der alte gediente Junge nur dann einwandfrei, wenn er noch Stammesgenossen im Ort hat, mit denen er in seiner Freizeit in seiner Muttersprache reden und sie sich so intakt erhalten kann.

Neben mehreren anderen erlebte ich ganz besonders einen Fall, der das soeben gesagte scharf beleuchtet: Als ich ganz im Anfang unserer Tätigkeit mit Sapper zusammen auf der Insel Kung, nördlich Neu-Hannover, war, befand sich dort im Dienste der durch den Händler Coenen vertretenen Firma ein Mann aus Tiób, Nordost-Bougainville. Unerfahren wie ich damals war, wollte ich die Gelegenheit benutzen, um mir billig ein Bougainville-Vokabular zu verschaffen. Gleich im Anfang unserer Unterhaltung merkte ich nun, daß er mir eine Reihe von Ausdrücken als seiner Muttersprache angehörig gab, die offenbar übereinstimmten mit den entsprechenden Worten des Neu-Hannover-Dialekts, in dessen Sprachgau wir uns befanden. Trotz aller Vorhaltungen und Ermahnungen blieb er dabei, daß sie echte Bestandteile seiner Muttersprache von Tiób seien. Da der Mann unzweifelhaft aus Bougainville herstammte, und weder Coenen noch ich irgend welche Veranlassung zu der Annahme hatten, der Mann könne mir etwas vorlügen, so glaubte ich freudig eine große Entdeckung gemacht zu haben, die dadurch eine Bestätigung zu finden schien, daß ja in der Tat Neu-Hannover-Leute und Nord-Salomonier physisch große Übereinstimmung untereinander zeigen.

Von diesem Augenblick an setzte ich alles daran, noch am Schluß meiner Reisen in Neu-Mecklenburg nach Bougainville zu kommen, um diese Verhältnisse an Ort und Stelle untersuchen zu können. Ende August 1908 holte mich auf meine Bitte die „Sumatra“ aus Lamassa ab, um mich auf der Weiterfahrt von Buka nach Kieta in Ernst-Güntherhafen, Bougainville, abzusetzen. Leider hatten wir jedoch in der Nacht vorher am Nordende von Buka einen schlimmen, kalten Sturm; die See ging so hoch, daß ich dem Kapitän nur Recht geben mußte, als er mir erklärte, mich nicht meinem Wunsche entsprechend absetzen zu können. Was mir der an Bord befindliche Pflanzer Macco, ein ehemaliger Anwerbe-Kapitän, jedoch tröstend versicherte, daß nämlich Tiób-Leute gar nicht so besonders selten im Dienstverhältnis in der Kolonie seien, stellte sich sehr bald als richtig heraus.

Ich fand zwei Tiób-Leute, die je einen wenig von einander verschiedenen Dialekt sprachen; keiner von beiden kannte die Worte der Neu-Hannover-Sprache, die mir mein Gewährsmann auf Kung als echte Tiób-Worte ausgegeben hatte. Es war klar bewiesen, daß jener Mann, der drei Jahre ohne Sprachgenossen im Neu-Hannover-Sprachgebiet zugebracht hatte, einen Teil von dessen Sprachschatz unbewußt gegen den eigenen ausgetauscht hatte und dabei trotz Einwürfe fest darauf bestand, daß dieses eingetauschte Gut seiner Muttersprache angehöre. Als ich einmal über dieses Verhältnis in der Kolonie sprach, wurde mir versichert, daß in einigen Fällen Leute aus dem Dienst der Europäer

in die Heimat zurückgekehrt seien, ohne noch imstande zu sein, sich in ihrer Muttersprache fließend auszudrücken. Sie waren in jungen Jahren in das Anwerbeverhältnis gekommen, hatten keinen Stammesgenossen gehabt, mit dem sie sich unterhalten konnten, und waren so im Laufe der Jahre ihrer Muttersprache nahezu verlustig gegangen. Gemessen an meinen Erfahrungen, habe ich keine Veranlassung, diese Feststellung für übertrieben zu halten.

Es bleibt mir noch übrig zu erklären, warum ich im ethnologischen Teil dieses Beitrags Parallelen aus der Völkerkunde Amerikas in nicht unerheblicher Zahl an die aus Indonesien und der Südsee angereiht habe. Es geschieht dies im Hinblick auf die „Lehre von den Kulturschichten und Kulturkreisen", die ganz neuerdings durch den vortrefflichen Aufsatz von Professor M. Haberlandt in den Vordergrund ethnologischer Erörterung gerückt ist;[2]) und es geschieht in der Hoffnung, ein Scherflein zur Beurteilung dieser Fragen beizutragen, die zum Teil dem Inhalt meiner Arbeiten dieses Heftes nicht ganz fern stehen.

II. Geographisches.

Es erscheint auf den ersten Blick merkwürdig, daß das westliche Neu-Pommern, ja eigentlich die ganze Insel mit Ausnahme der Gazelle-Halbinsel, mit zu den unbekanntesten Gebieten unseres ganzen Südsee-Schutzgebietes gehört. Zwar besitzen wir allgemeine Beschreibungen, zum Teil enthusiastischer Art, so von Dampier, d'Entrecasteaux, Dumont d'Urville, Frhr. v. Schleinitz, Parkinson, aber eine geographische Darstellung, wenn auch nur in den allergröbsten Zügen, haben wir nicht. Ich kann sie auch nicht geben, und die „Hamburger Südsee-Expedition" ist vielleicht auch nicht im erwünschten Maße in der Lage es zu tun. Denn wenn sie auch sehr viel von der Südküste, einiges von der Nordküste gesehen hat und bei der ersten je durch den Kern dieser Insel gemachten Durchquerung einen nicht unerheblichen Einblick in das Innere gewonnen haben muß, so fehlte doch ihrem Stabe von Gelehrten der Geograph. Die topographischen Arbeiten waren einem Schiffsoffizier anvertraut. Hammer hat unter Angabe der Literatur das zusammengestellt, was über die vulkanischen Gebilde und Erscheinungen auf der Insel bekannt geworden ist.[3])

Eine Erklärung für dieses Zukurzkommen der Insel Neu-Pommern in ihren westlichen Teilen ist nicht schwer erklärt. Es ist die Gefährlichkeit des Fahrwassers an allen Küsten dieses Inselteils, die hervorgerufen wird durch Riffbildung und Meeresströmung; und es ist ferner die offenbar rege vulkanische Tätigkeit der Erdrinde dieses ganzen Striches.

Die Entdecker, Tasman im Norden und Dampier im Süden und Westen, beide zu ihrer Zeit und in ihrer Art die vortrefflichsten Seeleute Hollands und Englands, kamen nicht ohne Mühe, aber doch glücklich durch. Die nächsten beiden, d'Entrecasteaux und Dumont d'Urville, waren nahe daran zu Schaden zu kommen. Ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, welche Sorge in diesen Gewässern, zwischen Riffen, in unbekannter Strömung, angesichts aufkommender Regenböen, Kapitän Roscher von der „Langeoog" hatte, einer der besten Südsee-Kapitäne, die mir bekannt geworden sind. Als erfahrener Südsee-Mann wußte er sich stets Lokal-Lootsen zu verschaffen, mit denen er ausgezeichnet umzugehen verstand, und doch saßen wir einmal in einer Sackgasse so zwischen Riffen, daß eine weniger gewandte und ruhige Führung sicher zu Schaden gekommen wäre. Die „Natuna", Kapitän Stolberg, auf der Fahrt durch die Vitiaz-Straße nach den Lieblichen Inseln, wurde während weniger Nachtstunden südlich dieser Straße durch Stromversetzung derartig aus ihren Kurs gebracht, daß wir uns in der Frühe des nächsten Morgens ganz in der Nähe der Küste von Neu-Pommern befanden und unmittelbar an der Bowen-Bank vorbeigelaufen sein mußten, zu deren Vermeidung der Kapitän gerade jenen Kurs gewählt hatte.

Zum anderen hat sicherlich die Häufigkeit vulkanischer Erscheinungen am Westende von Neu-Pommern dazu beigetragen, daß man diese Gegenden nicht ohne Not und ohne Grund besuchte. Gleich der Entdecker, Dampier, wohnte 1700 einem heftigen Ausbruch der Ritter-Insel bei, den er anschaulich beschreibt. 93 Jahre später beobachtete d'Entrecasteaux einen schwächeren Ausbruch derselben Insel. Labillardière meint zwar, daß es sich um zwei verschiedene Inseln handele, aber das ist zweifellos ein Irrtum, hervorgerufen höchst wahrscheinlich durch die falsche Eintragung des Vulkans von Dampier bei Hawkesworth und Dalrymple, auf die Wichmann hingewiesen hat. Als Dumont d'Urville 34 Jahre später vorbeikam, befand sich die Ritter-Insel in Ruhe; aus dem Stande der Vegetation auf dem Kegel schlossen die Franzosen, daß dieser Zustand schon seit Jahren andauern müsse. Im Jahre 1885 fand das englische Kriegsschiff „Dart" den Vulkan

[2]) Peterm. Mitteil. 1911, I, Heft 3, p. 113—118.

[3]) Hammer: loc. cit. p. 19ff.

wieder in Tätigkeit und am 13. März 1888 folgte dann die bekannte Katastrophe: der Vulkan flog auf und verursachte eine gewaltige Flutwelle, die zum mindesten unter den Eingeborenen-Siedlungen aller benachbarten Küsten gewaltiges Unheil angerichtet haben muß.[4])

Diese Flutwellen sind geradezu charakteristisch für die Südsee, und nicht zum wenigsten für die Gewässer und Küsten des Bismarck-Archipels. Ihre Häufigkeit muß auffallen; sie registrieren in groben Zügen die rege vulkanische Tätigkeit dieser ganzen Gebiete und müssen als eine gewisse Gefahr für die ungestörte Kulturentwicklung der Küsten und küstennahen Striche angesehen werden. Nun kann man sagen, die Flutwellen, die über einen großen Raum dahinfegen, müssen selbst in diesen schwachbesiedelten Gebieten schließlich immer von irgend jemand beobachtet werden, so daß man von der erheblichen Zahl der wirklich verzeichneten Flutwellen keinen Rückschluß auf eine größere Zahl nicht bemerkter machen darf. Aber auffällig ist, daß die Seefahrer, die in den früheren Jahrhunderten als so äußerst seltene Gäste diese ungeheuren Gebiete durchfuhren, eine ganz erhebliche Anzahl von Flutwellen und Seebeben gemeldet haben, und daß solche Nachrichten immer mehr an Zahl zunehmen, je mehr jene Gegenden besucht wurden.

Bereits in der polynesischen Überlieferung wird von einer verheerenden Flutwelle gesprochen. Le Maire und Schouten erlebten ein Seebeben in der Waigéu-Gegend, Tasman ein solches zwischen Neu-Hannover und Neu-Pommern. Es mag dieses denselben Herd haben, wie jene Flutwelle, die 1889 Kärnbach auf den Purdy-Inseln heimsuchte. Wafer und seine Flibustier-Gefährten sahen bei Santa, südlich von Trujillo, Peru, die Spuren einer gewaltigen Flutwelle, die um 1672 diesen Teil der Küste von Südamerika verheert hatte, und erlebten dann selbst unter 12° 30' s. Br., etwa 150 Seemeilen von der Küste von Amerika entfernt, ein augenscheinlich sehr heftiges Seebeben. Bougainville verzeichnet ein Erd- oder Seebeben mit Flutwelle an der Südspitze von Neu-Mecklenburg. Um 1810 fegte von Süd-Amerika her eine Flutwelle über den Ozean, die auf Mangareva die meisten Brotfruchtbäume zerstörte und eine böse Hungersnot herbeiführte. Im Januar 1832 wurde Tahiti von einer Flutwelle heimgesucht, 1835 Mangareva von einer zweiten und 1847 die Tuamotu-Inseln von einer weiteren. 1868 fegte von der südamerikanischen Küste her eine ungeheure Flutwelle über den ganzen südlichen Pazifik und hatte noch, als sie die Chatham-Inseln südlich Neu-Seeland traf, solche Kraft, daß sie dort 9 m hoch ging. Man sollte meinen, daß eine so gewaltige über ein Atoll wegstreichende Welle dort alles und jedes wegrasieren müsse. 1873 wurde die Astrolabe-Bai, Neu-Guinea, 1875 die Luf-Inseln und die östlichen Neuen Hebriden von je einer Flutwelle heimgesucht. Vor der Insel Aneityum wurden bei dieser Gelegenheit zwei 4 m hohe Sandböcke weggenommen. 1888 kam die große Flutwelle der Ritter-Insel, von der ich ausging. Für 1899 ist eine solche Erscheinung für die Ostküste von Neu-Mecklenburg festgestellt. Der Händler Coenen, ein alter Chandernagor-Mann, erzählte mir auch von einer Flutwelle aus derselben Zeit etwa und aus derselben Gegend; möglicherweise ist diese mit der vorhergehenden, von Schnee verzeichneten, identisch. Über Flutwellen mehr lokaler Art in der Samoa-Gruppe hat v. Bülow eine Reihe von Angaben.[5])

Diese Daten, die mir gerade zur Hand sind, stellen sicherlich nur einen Teil aller bekannten Aufzeichnungen über Flutwellen dar; wie viele mögen nicht aufgezeichnet und wie viele nie beobachtet worden sein? Wenn somit diese Flutwellen für ungeschützte Insel-Pflanzungen und Kulturbestände unmittelbar am Strand der größeren Inseln eine gewisse Gefahr bedeuten, so besteht sie doch für den Kern wohl der meisten Pflanzungen nicht, da eine Höhe von 10 bis 15 m über dem Meere gegen die stärksten Flutwellen schützen dürfte. Zudem befinden sich unmittelbar am Strande zumeist alte Palmenbestände, die der Gewalt der Elemente besser zu widerstehen vermögen.

[4]) Dampier: loc. cit. II, 541—542; — „Voyage de Dentrecasteaux“ (Paris 1808), I, 433; — Labillardière: „Relation du Voyage à la Recherche de La Pérouse“ (An VIII) II, 285—286; — Dumont d'Urville: loc. cit. IV, 538; — Chalmers: „Pioneering in New Guinea“ (London, s. d., Relig. Tract. Soc.), p. 145; — „Mitth. v. Forschungsr. a. d. Deutsch. Schutzgeb.“ (Berlin 1891), IV, 59—61; — Hammer: loc. cit. p. 18—19; — Wichmann: „Nova Guinea“, I, 133, Anm. 3.

[5]) Percy Smith: „Hawaiki“, 3d edit. (Melbourne and London 1910), p. 255, 285; — Burney: loc. cit. II, 433; — Tasman: loc. cit., p. 46; — Wafer: „A New Voyage and Description of the Isthmus of America“ (Cleveland 1903), p. 188—190; — Bougainville: loc. cit. II, 212; — Dumont d'Urville: „Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie“ (Paris 1841—1846), III, 177, 395, 421—422; — Moerenhout: „Voyages aux Îles du Grand Océan“, (Paris 1837), I, 365; — „Rovings in the Pacific, from 1837 to 1849“ (London 1851), II, 220; — G(racia): „Lettres sur les Iles Marquises“ (Paris 1843), p. 13; — Eckardt: „Der Archipel der Neu-Hebriden“, in „Verh. Vereins f. naturw. Unterh. Hamburg“, Jahrg. 1877 (Hamburg 1879), IV, 10. — Wichmann: „Nova Guinea“, II, 227; — Zöller: „Deutsch Neuguinea“ (Stuttgart 1891), p. 167; — Schnee: „Bilder aus der Südsee“ (Berlin 1904), p. 270, 271; — v. Bülow in „Globus“, XCIII (1908), p. 253. — Parkinson: loc. cit., p. 29—30. — Stephan v. Kotze hat in seinem humorvollen Buch „Aus Papua's Kulturmorgen“ eine Schilderung der Below-Expedition und ihres Ausganges, die Wahrheit und Dichtung, Stationsklatsch und Legende mit einander verbindet.

Immerhin dürfte bei Auswahl von Land für Neuanpflanzungen die Flutwellengefahr einige Berücksichtigung verdienen. Für die Nordküste des westlichen Neu-Pommern besteht sie ganz offenbar. Kábui hat mir von mehreren Erscheinungen aus seiner Erinnerung erzählt, die ich nur als niedrige Flutwellen deuten kann. Leichte Erdstöße sind nach ihm häufig. Ende November oder Anfang Dezember 1907 wurde jedoch die Barriai-Küste durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht. Die Erde zitterte und schwankte, die See stieg und ging zum Teil über das Ufer, aus dem Sandstrand kam stellenweise von unten Wasser herauf. Die Weiber und Kinder wurden von einer Panik ergriffen, packten rasch ihre wertvollsten Sachen zusammen und wollten sich in ihren Kanus aufs Meer flüchten. Denn durch das Zittern und Schwanken der Erde merkten sie wohl, daß die Gefahr vom Lande kam, nicht vom Meere. Der Potláka (Below-Berg) war aber nicht tätig.[6])

Nach den Zusammenstellungen Hammers, zu denen noch bestätigend Parkinson hinzukommt, scheint sich der Potláka in einem Zustande schwacher Tätigkeit zu befinden.[7]) Ich muß gestehen, daß ich diesen Eindruck nicht gehabt habe. Ich bin dicht am Potláka gewesen; besonders nach dem Umschiffen von Kap Ráre (Gloucester) war er von Osten aus ausgezeichnet klar zu sehen. Kapitän Roscher mußte sich mit der „Langeoog" dicht unter Land halten, weil er zwischen diesem und ausgedehnten Korallenriffen fuhr, die man als ein breites Barriere-Riff bezeichnen muß. Der Berg ist bis zum Gipfel dicht bewaldet; an seinem Ost- und Südost-Abhang aber befinden sich erhebliche Grasstellen, die augenscheinlich die Reste alter Lavafelder anzeigen; ein solcher hellgrün bewachsener Lavastrom, der in der Nähe eines kleinen Ausbruchkegels beginnt, ist deutlich zu verfolgen. Solche kleinen Seiten-Ausbruchskegel sind am Fuß und auf halbem Hang an dieser Seite mehrfach vorhanden. Sie sind meist schlecht mit Vegetation bestanden. Der Vulkan Manám an der Küste von Nord-Neu-Guinea zeigt dieselbe Erscheinung in ähnlichem Verhältnis. Der Strand ist schwarz, offenbar durch die Relikte zersetzter Lava; aber einen auch nur leidlich erhaltenen Lavastrom am Strand, oder Lavablöcke hier oder im Meer habe ich nicht entdecken können. Nicht die leisesten Spuren von Rauch- oder Gasentwicklung waren zu bemerken, keine Gerüche zu verspüren. Der Vulkan machte mir nicht den Eindruck jüngerer Tätigkeit. Dasselbe gilt von dem Hunstein-Berg, den ich allerdings ja nur aus der Ferne sehen konnte.

Die ausgedehten und gefährlichen Riffbildungen, die der ganzen Nordküste von West-Neu-Pommern vorgelagert sind, werden vielfach erwähnt, aber sind wenig bekannt. Ohne eine umfassende und gründliche Untersuchung wird es nicht möglich sein, im Rahmen der Darwinschen Nomenklatur eine reinliche Scheidung unter dieser Masse verwickelter Riffbildungen zu machen. Die überwiegende Zahl muß wohl als Barriere-Riffe bezeichnet werden, mit breiter, für Seedampfer benutzbarer Fahrstraße zwischen Riff und Insel. Auf großen Strecken scheint dieses Barriere-Riff ein doppeltes zu sein; sicherlich ist es dies in der Gegend von Kap Ráre (Gloucester), wo die „Langeoog" zwischen Kap und Potláka einerseits und dem Barriere-Riff andererseits hindurch fuhr, während sich weiter außen ein zweites Barriere-Riff befindet. Gegenüber dem Vulkan sind dem inneren Barriere-Riff zwei kleine gehobene Korallenkalk-Inseln aufgesetzt, die bisher auf den Karten noch fehlten. Andere Teile der Riffbildungen scheinen den Namen von Kalkbänken zu verdienen, während auch das echte Strandriff nicht fehlt, so in der Barriai-Gegend. Am Fuß des Potláka fehlt das Strandriff, entweder weil die Verunreinigung des Wassers durch zersetzte eruptive Materie oder Gase die Riffbildung verhindert haben, oder aber, weil Lava, Schutt oder Aschen auf das Riff geworfen worden sind und es verdecken. Gehobenen Korallenkalk habe ich nur im Osten, im Bezirk Bátumot der Landschaft Kobe gesehen; hier liegen die Orte Kikibiai und Tabelahéhi auf einem 15 bis 20 m hoch gehobenen Korallenkalkriff. Sonst scheinen im Westen an den von mir besuchten Orten zersetztes Eruptivgestein oder Tuffe bis nahe an die Küste heranzukommen; ob sie den Kalk überlagern, vermag ich nicht zu sagen. Ich bin zu wenig — immer nur einige hundert Meter — vom Strande weg ins Innere gekommen, um etwas Näheres sagen zu können. Jedenfalls besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der Nordküste und der Südküste dieses Teils von Neu-Pommern.

[6]) Emil Stephan nennt den Below-Berg auf seiner Karte dieser Gegenden („Globus", Bd. LXXXVIII [1905], p. 217) Taláwi. Da Stephan nur einige Bárriai als Gewährsleute gehabt hat, so dürfte er dieses Wort von ihnen haben. Die Kilenge, in deren Gebiet der Berg liegt, nennen ihn Potláka. Im folgenden wird sich zeigen, daß auch die übrigen Namen Stephans, der hier nie an Land war und sich mit seinen Bárriai nur unvollkommen verständigen konnte, ungenau oder falsch sind. Zahlmeister Schütt mag auch Bárriai als Gewährsmänner gehabt haben (loc. cit., p. 216, Anm. 13). Die Karte von Flierl („Gedenkblatt der Neuendettelsauer Mission in Australien und Neuguinea" [Neuendettelsau 1910]) hat ihre Eingeborenen-Namen dieser Gegend offenbar der Admiral.-Karte Nr. 90 (Tit. XII, Nr. 114b) entnommen.

[7]) Hammer: loc. cit., p. 19—20; — Parkinson: loc. cit., p. 29.

Wie sich die Südwest—Nordost-Richtung der großen Insel Neu-Pommern mit ihren Gebirgen von erheblicher Höhe, quer zur Strichrichtung des Südost-Passats und Nordwest-Monsuns, im Klima, in der Verteilung der Regenzeiten bemerkbar macht, das beweist die Fahrt der „L'Astrolabe" unter Dumont d'Urville in einer Form, wie ein gut gelungenes Experiment eine physikalische Theorie demonstriert: „Quelle différence de notre navigation actuelle avec celle des journées précédentes!" ruft der französische Forschungsreisende aus.[8]) Nachdem sie auf der Südküste tagelang in wilder, wind- und regengepeitschter See gekämpft hatten, ohne Möglichkeit, ihre Positionen zu bestimmen, außerstande die geringste wissenschaftliche Arbeit zu verrichten, befanden sie sich auf der Nordküste wie mit einem Schlage auf ruhiger See, unter klarem Himmel mit leuchtenden Gestirnen, in reiner, durchsichtiger Luft. Diese Verhältnisse sind nicht günstig für den geographischen und geologischen Erforscher der Insel, der bei Durchquerungen zu jeder Jahreszeit damit rechnen muß, während der Hälfte seines Weges in der Regenzeit zu arbeiten.

Der zweite scharfe Unterschied zwischen Nord- und Südküste liegt im Fahrwasser. Ihn hat meines Wissens am besten Korvettenkapitän Janke, Kommandant der „Möve", charakterisiert. Während seine flüchtige Küstenvermessung ergab, daß auf der Südküste das Fahrwasser bis auf 2 oder 3 Seemeilen an das Ufer heran „absolut rein" ist und noch hart unter Land bedeutende Tiefen aufzuweisen hat, ist im Gegensatz hierzu, wie ja schon ausgeführt, die Nordküste dicht mit Korallenriffen und -bänken besetzt, die teilweise 10 bis 12 Seemeilen seewärts gehen.[9])

Der dritte markante Unterschied zwischen Nord- und Südküste von Neu-Pommern zeigt sich im geologischen Aufbau. Während ich an der Nordküste nichts von stufenweis gehobenen Korallenkalkformationen gesehen habe, ein solches Vorkommen angesichts der im Meere vorgelagerten Rifformationen auch kaum anzunehmen ist, so ist dagegen die Südküste auf lange Strecken hin durch Riffbildungen charakterisiert, die in gewaltigen Stufen ruckweise gehoben sind. Diese Bildungen zeigen ganz scharfe Formen; Inseln, wie Amgä und Ayó, kann man im Aussehen mit den untersten Etagen der ägyptischen Stufen-Pyramide vergleichen. Es handelt sich hier offenbar um jugendliche Hebungen; nicht nur lassen diese scharfen Formen darauf schließen, sondern auch die Struktur und der Erhaltungzustand des Kalkes der von der „Hanseatischen Südsee-Expedition" untersuchten Inseln Amgä, Áweleng Rúa, Áweleng Gubó und zweier der Lieblichen Inseln.[10])

Das Vorkommen und die Verteilung dieser ruckweise gehobenen Kalkterrassen ist beachtenswert. Wir finden sie, im Norden anfangend, in der Inselgruppe Los Tres Reyes der Philippinen, wo sie Kapitänleutnant Kurtz gesehen und untersucht hat. Ich selbst habe sie dann an der Südseite der Schouten-Insel Wiak, bei Mokmér, beobachtet und in ihrer Fortsetzung nach Südosten auf den Padaaido-Inseln. Bei Mokmér war ich an Land, hatte aber nicht die Zeit, das Riff zu ersteigen, um die Höhe der Absätze festzustellen. Das Riff ist hier in zwei Absätzen gehoben und erinnerte mich lebhaft an Buka, Éua und Makatéa. Der erste Absatz ist niedrig, der zweite hoch und steil. Einen Teil der Padaaido-Inseln habe ich nur vom Schiff aus gesehen; sie haben in ihrem Aufbau die allergrößte Ähnlichkeit mit den Inseln, die Süd-Neu-Pommern vorgelagert sind; die Terrassen erscheinen bei ihnen ebenso scharf und schroff wie bei jenen. Weiter nach Südosten habe ich dann ganz ähnliche Verhältnisse an der Nordküste von Neu-Guinea, zwischen dem Tami und Wutung, und ganz besonders in der Gegend von Robidé Huk, östlich der deutsch-holländischen Grenze, gefunden. 80 bis 100 m hoch ragt hier ein steiles Kalkriff empor, an dem ich allerdings Anzeichen von Stufenbildung nicht bemerkt habe. Die Ähnlichkeit mit Buká und Makatéa fiel mir sofort auf. Noch weiter nach Südosten hebt sich dann die Le Maire-Insel Keule in zwei schroffen Kalksteinterrassen empor, für deren Höhen ich die Zahlen 66,4 m und 89,2 m gefunden habe. Immer etwa in derselben Richtung weiter kommen wir dann in die Gegend, von der wir ausgegangen sind, die Südküste von Neu-Pommern. Ihr gegenüber aber, an der Küste von Neu-Guinea, liegt jene ausgedehnte charakteristische Terrassenlandschaft der Festungshuk-Gegend, von der uns Finsch zuerst Nachricht gegeben hat. Ich selbst habe, von Nordend kommend, auf der Fahrt zwischen Rook und Neu-Guinea gerade noch genügend sehen können, um einen Vergleich zu machen. Gehen wir unentwegt in nahezu genau derselben Richtung weiter, so treffen wir die ruckweise gehobenen Kalkterrassen der Kiriwina-, Woodlark- und Entrecasteaux-Gruppen in Britisch-Neuguinea. Das 76 m hohe Lifu, Gruppe von Neu-Caledonien, zeigt zwei Kalkterrassen von 24 und 52 m Höhe.

[8]) Dumont d'Urville: ‚L'Astrolabe", IV, 542.

[9]) „Globus", LXXI (1897), p. 231.

[10]) Sapper in „Peterm. Mitteil." (1910), Heft V, p. 256.

Man könnte nun weiter gehen und die in Absätzen gehobenen, mächtigen Riffe von Buka, Salomonen, von Eua und ganz besonders von Vavau in der Tonga-Gruppe als Parallel-Linie mit hineinnehmen; ferner die in einer Stufe gehobenen Cook- und Austral-Inseln, Elizabeth, und das ein wenig zur Seite liegende Makatéa. Aber hier fehlen noch zu viele unerforschte Zwischenglieder, so daß es angezeigt erscheint, weiter keine Folgerungen zu ziehen. Dagegen scheint es beachtenswert, daß auf einer so langen Linie, wie von der Geelvink-Bai — oder wenn man will, von den Philippinen — bis nach Neu-Caledonien, sich in so gleichmäßiger und charakteristischer Weise gehobene mächtige Korallenkalkformationen von Stufen- und Terrassenform finden.[11])

Bei einem Blick auf die Karte von Neu-Pommern (Adm. Karte Nr. 90) müssen die kreisförmigen Einbuchtungen in der Südküste auffallen. Da sie innerhalb der Korallenkalkzone liegen, so zwingen sie den Beschauer ohne weiteres an andere kreisförmige Korallenformationen, an die Atolle zu denken. Auch bei dem Teil der Lieblichen Inseln, die unmittelbar westsüdwestlich vom Kap Merkus liegen, findet sich eine ähnliche Anordnung. Die Anordnung des Riffs mit den daraufgesetzten Korallenkalkinseln erscheint hier halbkreis- oder kreisförmig, fast atollartig, und zwar derart, daß die beiden so gestalteten ringförmigen Gebilde sich tangieren.[12])

Es dürfte aus diesen wenigen geographischen Bemerkungen über den Westteil von Neu-Pommern hervorgehen, daß diese Insel ein dankbares Objekt bilden könnte für Untersuchungen, die im Rahmen der Darwinschen Theorie über die Entstehung und den Aufbau von Korallenformationen unternommen werden. Denn wir haben auf der Nordküste, ganz in der Nachbarschaft allerregster vulkanischer Tätigkeit, ausgedehnte Barriere-Riffe, während an der Südküste inmitten einer Zone markanter Hebungen sich atollähnliche Gebilde finden. Beide Erscheinungen sprechen nicht nur an sich gegen Darwins Theorie, sondern das angebliche Fehlen von Vulkanen in den Zonen der Barriere-Riffe, also Senkung nach ihm, wird bekanntlich von Darwin als eine wichtige Bestätigung der Richtigkeit seiner Lehre angesehen.[13])

Die Nordküste des Westteils von Neu-Pommern ist durch vier Stämme besetzt, die somatisch, ihrer Kultur und Sprache nach sowohl unter sich, als auch mit jenen weiter östlich wohnenden Küstenbewohnern eng verwandt sind, die unter dem Namen Nakanai in dem Dorfe Tongan an der Offenen-Bai den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Posten dieser Völkergruppe innehaben. Diese vier Stämme sind von Westen nach Osten: die Kilenge, Barriai, Talasea[14]) und Kobe. Die im folgenden genannten Ortsnamen sind nur zum Teil in die

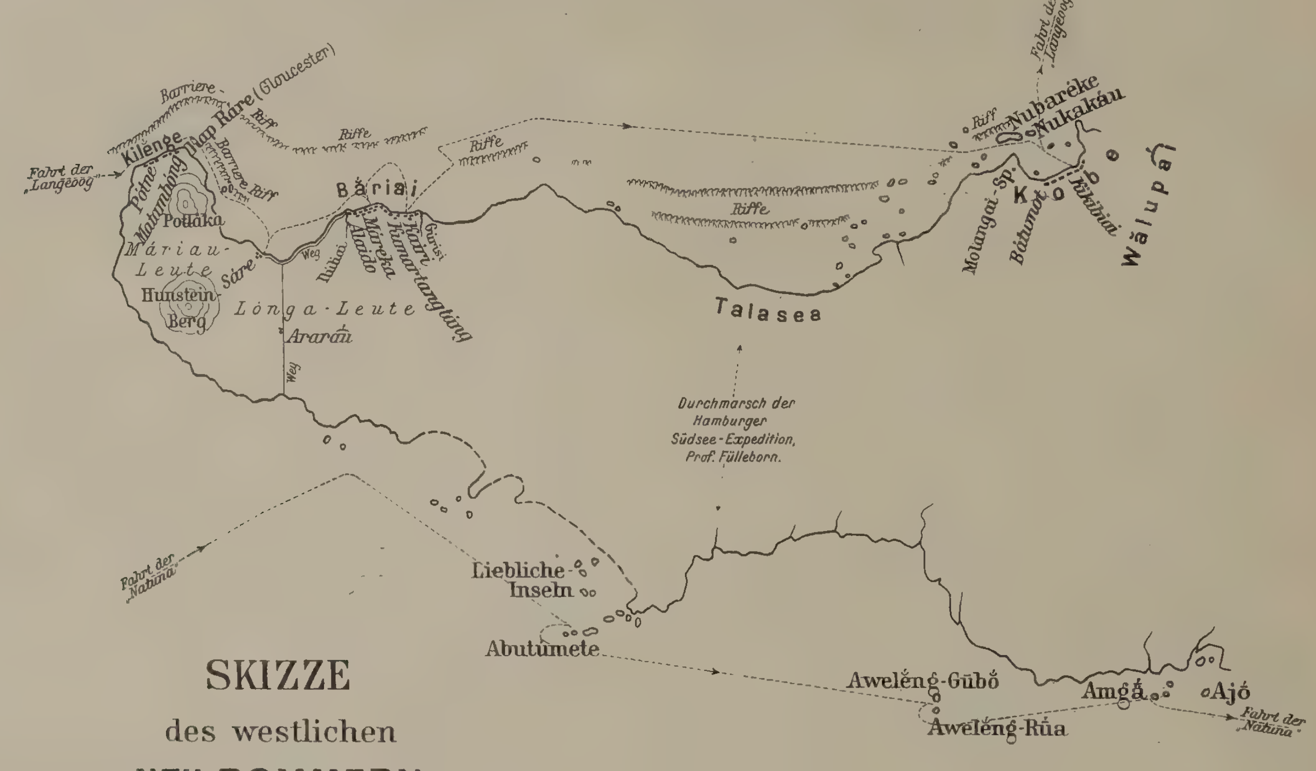
[11]) Kurtz im „Globus“, XCI (1907), p. 271—72; — Finsch: „Samoafahrten“ (Leipzig 1888). p. 121—129, 160; — Frhr. v. Schleinitz in „Nachricht. über Kaiser-Wilhelms-Land usw.“, Jahrg. 1889, p. 61, 62; Jahrg. 1896, p. 61 (Berlin); — Moresby: „Discoveries and Surveys in New Guinea“ (London 1876), p. 254, 285; — „George Brown etc. an Autobiography“ (London 1908), p. 482; — Powell: „Wanderings in a Wild Country“ (London 1883), p. 25—26; — Parkinson: loc. cit., p. 25; — A. Gibb Maitland in „Nature“, vol. LXXIII (London, 30. 11, 1905), p. 108II; — W. B. Clarke in „The Quarterly Journal of the Geol. Soc. of London“ (1847) vol. III, part I, Proceed. p. 62; — Studer: „Die Tongainseln“ in „Deutsche Geogr. Blätter“ (Bremen 1877), p. 19, 29; — A. Agassiz in „Memoirs Mus. Comp. Zoölogy Harvard Coll.“ (Cambridge, U. S. A. 1903), vol. XXVIII, p. XVIII; — Sapper in „Mitteil. a. d. Deutsch. Schutzgeb.“ (1910), Heft 4, p. 193 ff., besonders p. 199; — Über die südlichen Neuen Hebriden, die in eine solche im Text angedeutete Parallel-Linie fallen würden, kann ich aus eigener Anschauung kurz ein paar Daten nennen: Während die rein korallinische Insel Niwa stellenweise ein steiles, 10 bis 12 m hohes Riff besitzt, sind Efate und Tanna zusammengesetzte Inseln. Bei Vila, Efate, das ich nur allein kenne, besteht die nähere und weitere Umgebung aus stark und steil gehobenen Riffformationen, Madreporen-Kalk. Nur das Innere, den Kern der Insel, scheint Eruptivgestein zu bilden. Die ganze Nordseite der Insel Tanna besteht aus niedrigem gehobenen Korallenkalkriff, über dem sich stark erodierte und mit Grasvegetation (nach Art der Vulkane „Mutter“, „Bām“ [Lesson] und „Gunung Api“ [Banda]) bestandene Aschen- und Tuffkegel erheben. Das Riff ist zum Teil in zwei Absätzen, stufenförmig, der zweite als Terrasse über dem ersten, gehoben. Also auch hier dieselbe Erscheinung in kleinerem Maßstabe.

[12]) Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang die Form der in der vorstehenden Anmerkung erwähnteu Insel Niwa. Während die ganze Insel für sich mit einem schmalen Strandriff umgeben ist und ein 10 bis 12 m hohes gehobenes Riff auf sich trägt, ist ihr nördliches Drittel ausgesprochen atollartig. Ihr gegenüber aber, in Sehweite, liegen die soeben erwähnten stufenweise gehobenen Kalkterrassen von Tanna.

[13]) Darwin: „The Structure and Distribution of Coral Reefs“, 3 edit. (London 1889), p. 186 ff. u. passin.

[14]) Diesen Namen Talasea habe ich dem Bericht der Hamburger Südsee-Expedition („Globus“, XCVI, p. 64 ff.) entnommen, die dort war; mir haben an Ort und Stelle sowohl die Barriai, als auch die Kobe das Wort Kăliăi als die Bezeichnung des zwischen ihnen liegenden Nachbarstammes genannt. Das Wort Tălăsĕa nannten mir die Kobe-Leute ebenfalls als den Namen eines zu ihnen gehörigen Platzes etwas mehr im Busch. Zweifel über die Bedeutung des Wortes Káliai kann nicht bestehen, obwohl ich selbst leider nicht am Orte war. Sie sagten mir, daß Kaliai die Leute hießen, die um Ibŏki oder Gíriă, dem Platz des Ansiedlers Sali (i. e. Schneider), und um den großen Fluß Áriă wohnten. Das sind also genau dieselben Leute, die sich selbst zufolge der Hamburger Südsee-Expedition Talasea nennen.

Kartenskizze aufgenommen worden. Denn die allgemein melanesische Art, Namen zu geben, die wohl mit der der meisten Naturvölker gemeinsam ist, hält auch in diesem Falle stand. Jede Gruppe von Hütten, jedes auch nur durch wenige Meter ungeklärten Landes von seinem Nachbar getrennte einzeln stehende Haus hat seinen eigenen Namen und wird sorgfältig aufgeführt, wenn man durchmarschierend nach dem Namen fragt oder um eine Liste der Ortsnamen ersucht. Da nun nicht nur die Menschen als Besitzer solcher Hütten sehr vergänglich sind, sondern in noch viel höherem Maße die Hütten selbst, die nur je nach dem verwendeten Material eine durchschnittliche Lebensdauer von 7 bis 10 Jahren haben; da zudem beim Tode des Besitzers mit Sicherheit bei einem Neubau, in vielen Fällen aus besonderen Gründen, die Namen wechseln, so haben sie für eine Karte keinen Wert. Ich persönlich gehe sogar noch weiter und bin der Ansicht, daß diese vielen nichtssagenden Namen für eine Karte unerwünscht sind, denn sie sind geeignet, ein falsches Bild von der Bevölkerungsdichtigkeit einer Gegend zu geben, die mit Ortsnamen vollgepfropft erscheint.



SKIZZE
des westlichen
NEU-POMMERN
auf Grund der Admiral. Karte № 90
(Tit. XII № 114 b)

1 : 1250000

Die Namen der Kilenge-Siedlungen von West nach Ost lauten:

Pŏtne, Ungā͡ia (Ŭn͡ai͡ă), Utumánye, Bŭ͡arẹmọ, Pŏrŏsọ, Sa͡umo͡i und Mătămbŏng (Mătămbŏn̆).

Südlich der Kilenge-Leute, im Hinterland, in der Gegend der Berge Potláka und Hunstein, wohnt ein Volk, das jene Máriau nennen. Ihre Sprache soll verschieden sein, sowohl von der der Kilenge, als auch von der der gleich zu nennenden Longa.[15]) Weiter nach Osten an der Küste liegt die Ortschaft Sáre, die sowohl die Kilenge-Leute, als auch die Barriai für sich in Anspruch nehmen.

[15]) Ich bin der Auffassung, daß Dempwolffs Maleu sich mit dem Mariau deckt, das mir die Kilenge-Leute angaben. Die Verwechselung von r und l, e und i, a, o und au, sind mehr wie häufig im Melanesischen, da diese Laute oft nicht rein sind, sondern der eine zum andern für unser Ohr hinüberneigt. Zudem hat Dempwolff nicht an Ort und Stelle aufgenommen. Im linguistischen Teil komme ich auf Dempwolffs Maleu-Verzeichnis noch zurück. (Dempwolff in „Mitt. Seminar Orient. Sprach.“ [Berlin 1905], VIII, 223—224). Trifft meine Annahme zu, dann dürften die Maleu oder Mariau nicht nur im Hinterland von Kilenge, sondern auch an der westlichen Küste wohnen. Das auf der Karte der Hamburger Südsee-Expedition hier stehende „Kilene“ ist, wenn nicht direkt falsch, so doch sicherlich ungenau. Die Kilenge-Leute haben ihre Hauptfront nach Norden.

Es ist eben ein Platz mit einer Mischbevölkerung, was sich ohne weiteres durch die Lage erklärt. Es ist zudem ein wichtiger Ort, da er am Anfang des Handelsweges über die Berge nach der Südküste liegt. Dieser Weg geht durch das Gebiet der Bergbewohner, der Longa (Loṅa) mit denen die Küstenbewohner in Feindschaft, aber doch auch wieder in Handelsverkehr leben. Eine ganz kleine Sprachprobe der Longa, die ich aus zweiter Hand erhielt, zeigt doch so viel, daß sie linguistisch zur Südküste gehören. In der Sprache der Barriai heißt loṅa: Buschmann, Bergbewohner, Fremder, Feind; Longa hat also für die Bárriai genau dieselbe Bedeutung, wie früher das Wort Tapuya für die Küsten-Tupí von Brasilien. Bricht man morgens in aller Frühe von Sáre auf, so kann man am Nachmittage Ararau, einen der vielen Plätze der Longa, zum Nachtquartier erreichen. Marschiert man dann am nächsten Morgen weiter, so faßt man am Nachmittage das südliche Meer. Man kommt also in zwei Tagen durch diesen Teil von Neu-Pommern durch; das entspricht auch etwa den Marschleistungen, die Sapper und ich in Neu-Mecklenburg — wenigstens Sapper immer — gezeigt haben.

Weiter nach Osten an der Küste folgen dann die Bárriai. Nach den Angaben, die mir an Ort und Stelle gemacht worden sind, ist „Bárriai" ein Name, der ihnen ursprünglich als Gesamtheit von den Fremden gegeben worden ist, den sie aber nun selbst auf sich anwenden; einen eigenen umfassenden Namen für ihre Stammeseinheit scheinen sie nicht zu besitzen, oder haben ihn vergessen.

Die Namen der Bárriai-Plätze und -Plätzchen von West nach Ost sind die folgenden:

Álaīdo, Kúriaī, Mắreka, Namarmắng (Nămărmắṅ), Săgăkaū oder Săkăkaū, Wambắk, Lḗrăbu, Imúriaī, Putenepiaī, Lipṓ, Kauwayoī, Tắbĕlīaī, Nau̅rapua, Akṓnga (Akṓṅă), Ắŏbŏlŏbŏlŏ, Gīdlŏ (liegt etwas weiter nach dem Innern zu), Pắlibŏ, Gīlĕgīlīaī, Kumărtăngtắng (Kụmărtăṅtắṅ), Kaīri[16]), Laūpụ (im Verfall befindlich, es steht nur noch eine schlechte Hütte), Gúrīsi.

Bei Alaido mündet der Bach Ilúliai, bei Gúrisi der Fluß gleichen Namens. Kairi war mein östlichster Punkt im Barriai-Lande; ich kenne den Gúrisi daher nicht und seine Lage nur ungefähr. Er ist mir als zeitweise äußerst reißend und schwer überschreitbar geschildert worden. Er fließt eine lange Strecke durch das Land der Longa, die hier sehr zahlreich sein sollen. Zwei für die Gegend Kumartantáng-Kairi charakteristische Berge heißen Assuóri (ăsŭọ́rị) und Săkaīl; der letztere ist der höhere der beiden. Die ganze Küstengegend zwischen Barriai und Kobe, also Talasea, ist, wie bereits gesagt, mir unbekannt.

Kṓbe, von den Barriai in der so häufig angetroffenen melanesischen Art Kṓmbe genannt, hat von Westen nach Osten die folgenden Plätze:

Găhŏyaūă, an der Mündung des großen Flusses Găho, Tărau̅a, Moamṓnga (mọămọ́ṅă), Sīsīlị oder Sisīlē und Talaséa, beide im Innern, Bắtumot, Batolopúa, Kīkībiaī oder Kīkībŏaī, Tăbĕlăhéhi und Kăkaū. Dieser letztere, ein Strandplatz, sowie die Inlandsorte Sisīli und Talaséa sind wichtig wegen des Handels mit den Plätzen der Walupaī. Diese scheinen mir im Innern zu sitzen und nichts gemein zu haben, wie ich erst glaubte, mit den Nakanaī. Über diese Verhältnisse kann ich aber leider ebensowenig aussagen, als über die Flüsse Gúhū und Bŭhŏ, die östlich von Kobe ins Meer gehen sollen. Auch über die östlich am Strande oder vielleicht auf der Willaumez-Halbinsel wohnenden Sprachgenossen der Kobe-Leute habe ich nichts erfahren können. Sicher ist nur, im Gegensatz zu der Behauptung der Hamburger Südsee-Expedition,[17]) daß die Kobe-Leute kein Teil der Nakanaī sind. Die Kobe-Sprache steht vielmehr dem Barriai, also auch wohl dem Talasea, sehr nahe,[18]) während das Nakanaī — wenigstens das mir nur bekannte der Offenen Bucht — erheblich abseits steht.

Die wichtigsten Plätze des Kobe-Landes liegen an der Bucht von Bắtumot, östlich der Spitze von Mŏlăngaī (mŏlăṅaī) (Rüdiger Spitze). Dieser Spitze und der Bucht vorgelagert sind die beiden Inseln Nūbarḗke (nụ̄bărḗke) (Forsayth I.) und östlich davon

[16]) Stephan hat für Kumartangtang drei verschiedene Namen: Gumbertáñtañ, Umeltántañ und Umbertáñtañ. Der Ort, in dem ich selbst war, dessen Häuptling ich kenne und aus welchem Kabui stammt, heißt tatsächlich Kumărtăṅtăṅ. Schon den Laut ñ, der ganz offenbar in Verbindung mit a das französische nasalierte a, also ã, wiedergeben soll, kennen die Barriai nicht; dagegen ist das ṅ in Ákoṅa bei Stephan richtig. Daß Stephan ákoṅa hat und ich ăkoṅa, spielt keine Rolle, denn dem Akzent kommt im Barriai, wie in allen mir bekannt gewordenen melanesischen Sprachen, nicht die Bedeutung und das Feststehende zu wie bei uns. Ebenso ist es von wenig Belang, daß Stephan Kaili schreibt, denn l und r (Zungen-r natürlich) sind im Barriai vielfach sehr schwer von einander unterscheidbar. Ich bin im Orte gewesen, er heißt Kaīri. Das Wort Assigóll bei Stephan habe ich nie gehört, das Wort Andĕvă für Ehlersberg vermag ich nicht zu kontrollieren. (Stephan im „Globus", LXXXVIII, p. 207 I, 127 II.)

[17]) „Globus", XCVI (1909), p. 64 I.

[18]) Ein Unterschied, den schon die wenigen hier aufgeführten geographischen Namen in bemerkenswerter Häufigkeit zeigen, ist das Vorkommen des h, das die Barriai nicht kennen. Das r anderseits fehlt dem mir bekannten Nakanai-Dialekt, der nur l hat.

die kleinere, aber auch noch ganz ansehnliche Nūkakáu (nụ̄kăkậŭ). In der Bucht liegen die kleinen Inseln Sŏ́malắn und Kălmărū́hĕ. Somalan war früher ein angesehener, gut besiedelter Platz. Zu meiner Zeit war jedoch infolge einer Lokalfehde der Ort verlassen und des besten Teils seiner Palmenbestände beraubt.

Über die Einwohnerzahl der im vorstehenden genannten Gebiete an der Nordküste von West-Neu-Pommern vermag ich nichts anzugeben, was auf Beachtung Anspruch machen könnte. Sicher ist, daß die ganze Gegend im Jahre 1897 durch eine eingeschleppte Pockenepidemie schlimm heimgesucht worden ist. Für Kumartangtáng wurden mir von dem Häuptling 20 Männer, 16 Weiber und 20 Kinder als die Zahl der Einwohner angegeben. Ob solch eine Angabe stimmt, ist nur in einem so gut organisierten Bezirk, wie z. B. dem von Herrn Bezirksamtmann Boluminski, zu kontrollieren, wo genaue Listen vorhanden sind, die bei jeder Gelegenheit auf dem Laufenden gehalten werden. Sonst pflegt beim Nahen eines Anwerbeschiffes ein Teil der Weiber und der jungen Leute zu verschwinden, und ohne Bedenken werden von jedermann falsche Angaben gemacht und grobe Lügen gesagt, wenn man aus irgendeinem Grunde glaubt, daß dies im eigenen oder im Interesse des Stammes sei.

III. Völkerkunde.

1. Somatisches und Sitten.

Je weiter man unter den Südsee-Völkern herumkommt, desto mehr gibt man sich von der ja hinlänglich gewürdigten Tatsache Rechenschaft, daß alle diese Völker eine mehr oder weniger häufige tiefgehende Kreuzung und Blutmischung über sich haben ergehen lassen. Anthropologische Messungen werden nie mehr wie oberflächlich solchen Vorgängen in ihren Ergebnissen Rechnung tragen können, und auch die Photographie, glaube ich, kann das nur unvollkommen. Wie man bei alten Bekannten ganz plötzlich einen frappanten Zug von Familienähnlichkeit entdeckt, der früher nie aufgefallen ist, so sieht man auch unter diesen Völkern, wenn sie einem gute Bekannte geworden sind, plötzlich Züge aufblitzen, die scharf und charakteristisch an andere, weit entfernt wohnende Völker erinnern. So schien mir durch die Malaita-Leute, die ich als britische Polizei-Jungens in Gizo, Salomonen, sah, ein deutlicher mongoloider Zug zu gehen; manche Leute von Luaniua (Ongtong Java) erinnerten bei polynesischem Gesamtcharakter an Japaner, einige schienen sogar Eskimo-Züge aufzuweisen. Bei den Niué-Leuten (Savage Island) ist schon äußerlich an den Gesichtern zu erkennen, daß hier viel Mischung stattgefunden hat; während aber auch hier der polynesische Gesamtcharakter gewahrt ist, schien mir neben melanesischen Mischungsanzeichen zuweilen ein siamesischer Zug durch die Gesichter zu gehen. Der frappant mongoloide Einschlag in den Wuvulu- und Aua-Leuten ist bekannt. Die Photographien geben ihn auf das deutlichste wieder, und der Blick findet Bestätigung dessen, was sie gesagt haben. Frappant polynesische Anklänge unter echten Melanesiern sind zu häufig, um hier weiteres Eingehen zu verlangen. Erwähnen möchte ich nur, daß die Bewohner der Admiralitäts-Inseln, die nach einigen älteren Angaben als besonders dunkelfarbig bezeichnet werden, dies nach meiner Erfahrung gar nicht sind. So erinnerten die Leute der Insel Pak mit ihren gut gewachsenen, schön gebauten Figuren durch Größe, mehr abgerundete Körperformen und Körperfülle, nicht wenig an Polynesier. Die Farbe ihrer Haut ist allerdings viel dunkler als die jener, braun, aber keineswegs mit Neigung zum schwarz. Den von vielen Stellen Neu-Guineas her bekannten jüdischen Zug habe ich auch auf den Neuen Hebriden und auf Anuda angetroffen, deren Bewohner sonst nach Aussehen und Sprache polynesisch sind.[19]) Unter diesen Leuten, die mich in ihrer Gesamtheit stark an die von Nukumanu (Tasman-Inseln) erinnerten, fanden sich einige, die sich durch allgemeines Äußere und ausgesprochen jüdische Physiognomie lebhaft an die Bevölkerung der Le Maire-Insel Keule erinnerten. In Neu-Guinea sah ich ganz besonders viele jüdische Physiognomien in der Arop-Sissano-Gegend und auf der Insel Jamna. In Lambom, Süd-Neu-Mecklenburg, sah ich auffallend viele Leute, Männer und Weiber, mit geraden, teils ein wenig nach unten gebogenen Nasen. Unter den Anuda-Leuten befanden sich auch einige ganz außergewöhnlich feiste Leute, wie ich sie in dieser Vollendung nur noch auf dem West-Karolinen-Atoll Uluthi (Mogemog) und bei einem Manne der melanesischen Síssano, Nord-Neu-Guinea, angetroffen habe. Auf Mogemog befanden sich alle Jünglinge und Männer im kräftigen Alter in einem solchen überernährten Zustande. Die Ursache war historisch festzustellen. Aus einem Grunde, dessen Erörterung nicht hierher gehört, hatte es der vertretende Bezirksamtmann für angemessen gehalten, die Hauptmasse der Einwohner von ihrer Insel wegzunehmen. Die Folge war ein Überfluß an Lebensmitteln, an denen sich die wenigen Übriggebliebenen mästeten, und im übrigen eine

[19]) Einen Indianer mit jüdischer Physiognomie fand Prinz Wied bei den Assíniboin. „Reise in das Innere Nord-America", I, 421 (Coblenz 1839); — Sapper hatte solche Typen mehrfach in Zentral-Amerika und in Mexiko gesehen.

wirtschaftliche und kulturelle Verwahrlosung der Inseln, da die Bewohner bei diesem Überfluß nicht mehr zu arbeiten brauchen. Der große und schnell wirkende Einfluß guter und besonders reichlicher Nahrung auf die Wohlbeleibtheit, der auch für die Indianer Amerikas festgestellt ist,[20]) ist mir bei den Melanesiern und Polynesiern häufig aufgefallen. Sie selbst sind sich dieses Einflusses wohl bewußt, sind immer gleich bei der Hand, von dem Äußeren einer Person einen Rückschluß auf dessen häusliche Verhältnisse und den Reichtum oder Armut seiner Heimat zu schließen, und machen selbst in ein und derselben Gegend einen Unterschied zwischen „Taro-Leuten" und „Sago-Leuten". Die ersteren, die in der Hauptsache vom nahrhaften Berg-Taro leben, sind die Strammen, Widerstandsfähigen, Kriegerischen; letztere, die auf den weniger nahrhaften Sago angewiesen sind, das sind nach ihrer Auffassung die Schlappen. Während der Fahrt auf dem Dampfer „Manila" von Singapore über Molukken nach Eitapé, Neu-Guinea, wurde Kábui infolge ausgezeichneter Verpflegung und fast absolutem Nichtstuns auffallend rund und fett, um dann aber in den nun folgenden anstrengenden Märschen diesen Fettansatz schneller und viel gründlicher zu verlieren. Als wir in Hollandia, Niederländ. Neu-Guinea, ankamen, war er stark abgemagert. Auf der sich hier anschließenden Dampferfahrt holte er dann aber diese Verluste schnell und gründlich wieder ein.

Neben Abstammung und Blutmischung wird man auf eine andauernd ungleichwertige Ernährung einen Teil der manchmal großen körperlichen Unterschiede zurückführen müssen, die nicht selten bei sonst scheinbar gleichartigen Stämmen in die Augen fallen. Bei den kräftigen 'Sĕr-Leuten Nord-Neu-Guinea, und ihren zum Teil degeneriert erscheinenden Nachbarn, den Leitere-Leuten, scheint mir z. B. dieser Grund vorzuliegen. Dagegen scheint mir der Unterschied, wie z. B. zwischen den kleinen, schwächlichen, schlecht genährt aussehenden Mokmér-Leuten, Insel Wiak der Schouten-Inseln, und den ebenfalls schlecht genährt und degeneriert aussehenden Eingeborenen von Pom-Ansus und Wooi-Bai, Insel Japen, auf der einen Seite, und den wohlgestalteten, hübschen, zum Teil auch großen Leuten, wie man sie auf der Insel Jamna und an der Humboldt-Bai sieht, zum großen Teil auf Abstammung und Blutmischung zurückzuführen zu sein.

Die prächtigsten Erscheinungen, die ich je unter Melanesiern gesehen habe, sind zweifellos die Fidschi-Leute. Diese großen, breitschultrigen, muskulösen Figuren, gut im Fleisch, mit ihren kräftigen Armen und ausgebildeten Waden; diese sympathischen Köpfe mit intelligenten Zügen und ganz prachtvollen Haarfrisuren, haben etwas Imponierendes an sich.

Ein stark in die Augen fallendes Zeichen für weitgehende Mischungen ist häufig eine große Verschiedenheit der Körpergrößen innerhalb kleiner Gemeinden. So sah ich auf Luaniua (Ongtong Java) neben vielen kleinen untersetzten Gestalten eine erhebliche Zahl ausnehmend schön gebauter Leute und einige auffallend lang aufgeschossene Figuren. Genau dasselbe trat auf den West-Karolinen hervor. In Kambotorós, Süd-Neu-Mecklenburg, sah ich einen gemeinsamen Tanz der versammelten Weiber von Kambotorós, Possoposso und Wolún; unter den 17 Weibern waren drei, die man als lang bezeichnen mußte, zwei als sehr klein und die übrigen zwölf als mittelgroß, aber mit nicht geringen Unterschieden auch hier. Alle waren mager trotz guter Taro-Verpflegung und in Farbe durchgehends ein wenig heller als die Männer. Weiter im Innern, in Kondo, waren alle von mir gesehenen Weiber klein.

Daß die melanesischen Frauen sehr schnell verblühen, bald alt aussehen und häßlich werden, ist bekannt. Fast durchgehends besteht dieser Vorgang in einem Abmagern, einem Zusammenschrumpfen der Haut, fast nie — wie in Polynesien so häufig — in unschöner Fettleibigkeit. Die Brüste werden meistens dürr, lang, schlauchartig; es sind in der Tat solche vorhanden, die man mit Pigafetta eine halbe Elle lang nennen kann. Verhältnismäßig besser zu konservieren scheinen sich die Weiber von Päk, Admiralitäts-Inseln. Sie sind durchschnittlich für Weiber recht groß und nicht so häßlich im Alter. Die Stirnpartie ist bei ihnen gut entwickelt und erscheint noch höher durch ihre Sitte, das Schädelhaar glatt abzurasieren; dies gibt ihren Gesichtern einen mehr offenen, intelligenten Anstrich. Im übrigen erinnerten sie mich hierdurch lebhaft an die buddhistischen Priester in Bangkok.

Solche sichtbaren Spuren von Mischung, wie sie im vorstehenden angedeutet wurden, finden sich nun auch in mannigfachen Formen unter den Bewohnern der Nordküste des westlichen Neu-Pommern. Während die Masse dieser Bevölkerung offenbar in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu Neu-Guineas melanesischen Papuas mit polynesischem oder protopolynesischem Einschlag steht, habe ich eine Reihe von Individuen sowohl unter Kilenge- und Bárriai- als auch unter Kobe-Leuten gesehen, die etwas Baining-artiges an sich haben. Es

[20]) Siehe z. B. Strachey: „The Historie and Travaile into Virginia Britannia" (London 1849), p. 73. Diese Stelle ist sehr charakteristisch.

dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß hierfür, wie für manches andere, das noch erwähnt werden wird, eine Mischung der von Westen kommenden Einwanderer mit der baining-artigen Urbevölkerung Neu-Pommerns verantwortlich ist.

Eine Eigentümlichkeit des westlichen Neu-Pommern, die künstliche Schädeldeformation, findet sich nur an der Südküste und von dort nach dem Inneren zu, nicht an der Nordküste. Künstliche Schädeldeformationen, die wir aus Borneo und Mindanao kennen, gehen, von den Alfuren der Minahassa angefangen, über Neu-Pommern, Neue Hebriden, Samoa, Tahiti, Tuamotu-Inseln über die ganze Südsee bis nach Amerika, wo sie ihr Hauptverbreitungsgebiet haben.[21]) Denn diese „Spitzköpfe", über deren Vorkommen in der Alten Welt, in den Kaukasus-Gegenden, schon der Verfasser von *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων* spricht, waren in der Neuen Welt in einem Umfange verbreitet, daß Schädelmessen hier wirklich nur einen bescheidenen Wert beanspruchen kann. Man fand diese Sitte an der Nordwestküste, am mittleren Arkansas, in der Gegend der Grenze zwischen dem heutigen Staate Arkansas und dem Indian Territory; ferner bei den Tonica und der Hauptmasse der Muskhogee. Dann in Michucán, Mexiko, in Yucatán, in Nicaragua, bei Insel- und Festland-Karaiben; ferner im Cauca-Tal, bei den Völkern des Hochlandes von Bagotá, bei den Omaguas von Zentral-Brasilien, bei den Conibo und bei vielen Stämmen des alten Inka-Reiches. Angesichts dieser ungeheueren Verbreitung der künstlichen Schädeldeformation, von der man sicherlich nur einen Teil kennt, hat Payne ein sehr absprechendes Urteil über den Wert anthropologischer Schädelmessungen in Amerika, dem man gewiß einige Berechtigung zuerkennen muß.[22])

Eine Reihe von mir aufgenommener anthropologischer Messungen ist dieser Arbeit als ein gesonderter Beitrag eingefügt.

Diese kaum entwirrbaren, schwer oder gar nicht meßbaren Mischungsverhältnisse in Melanesien und der ganzen Südsee bezeugt auch die Farbe der Haut. Einige Beispiele sollen dies zeigen. Ich untersuchte 16 sogenannte Lambel-Leute, Bergbewohner des südlichsten Neu-Mecklenburg. Die Nummern geben die Farben der v. Luschanschen Hautfarbentafel an. Von neun Männern hatten einer 24, zwei 25, vier 26, einer 27 und einer 28. Von den fünf Weibern je eines 22, 23 und 24, zwei 25; von den beiden Knaben der eine 24, der andere 25. Es ist das Ergebnis nicht nur bemerkenswert wegen der sehr erheblichen Verschiedenheit der Zahlen, sondern auch wegen der im allgemeinen für Neu-Mecklenburg sehr hellen Hautfarbe. Denn bei dunklen Neu-Mecklenburgern ergab sich z. B. folgendes Resultat: Unter etwa 30 Pire-, Bo- und Namatanai-Leuten, von denen ein jeder einzeln genau untersucht wurde, zeigten die meisten die Zahlen 33 und 32 der v. Luschanschen Tafel; 33 überwog dabei. Nur zwei oder drei Namatanai-Leute konnten mit den Zahlen 31 oder 30 bezeichnet werden. Anderseits weisen Polynesier, die allerdings nicht frei von dem starken Verdacht sind, melanesische Mischung erfahren zu haben, die folgenden Zahlen auf: Atoll Nukumanu (Tasman) 14 Männer und drei Jungens, 22 bis 24; Insel Táuu (Mortlock), sieben Männer und ein Weib, 22 bis 26. Man sieht hieraus, daß die Lambel-Leute, echte Melanesier und sprachlich echte Süd-Neu-Mecklenburger, in der Hautfarbe den Polynesiern der hibernischen Inseln näher stehen als den dunklen Neu-Mecklenburgern. Die Leute von Nukumanu und Luaniua waren heller als einige Moanus der Admiralitäts-Inseln, die ich zum Vergleich zur Stelle hatte.

Hellere Leute sind sporadisch unter den dunklen Neu-Mecklenburgern sehr häufig. So sah ich

[21]) Wilken: „Het afplatten van het voorhoofd bij de Alfoeren van de Minahassa", in „Tijdschr. Ind. T. L. en Volkenk.", XXI, 374 (1875); — Turner: „Samoa" (London 1884), p. 80; — Ellis: „Polynesian Researches" (London 1829), I, 343; II, 15; — Williams: „A Narrative of Missionary Enterprises" (London 1837), p. 539; — Moerenhout: II, 59.

[22]) Friederici: „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika" (Braunschweig 1906), p. 123—124, zu dessen Quellenangaben die folgenden hinzutreten. Harmon: „A Journal of Voyages and Travels in the Interior of North America" (New York 1903), p. 266; — Garcilaso de la Vega: „La Florida del Inca" (Madrid 1723), p. 190[II]; — „The Jesuit Relations and Allied Documents" (Cleveland O. 1900), LXV, p. 132; — Gayarré: „Histoire de la Louisiane" (Nouvelle-Orléans 1846—47), I, 40; — „Relacion de las Ceremonias y Ritos etc. de la Provincia de Mechuacan" (Morelia 1903), p. 278; — Petrus Martyr: „De Orbe Novo Decades octo" (Parisiis 1587), p. 575; — Breton: „Dictionnaire Caraibe-Français" (Leipzig 1892), p. 92—93, 145—146; du Tertre: „Histoire Generale des Antilles" (Paris 1667—1671), II, 374; — Barrere: „Nouvelle Relation de la France Equinoxiale" (Paris 1743), p. 239; — Herrera: „Historia General", VII, 192[II]; — „The Travels of Pedro Cieza de Leon" (London 1864, Übers.), p. 96, 185, 363; — Acuña: „Nuevo Descubrimiento del Gran Rio de las Amazonas" (Madrid 1891), p. 117; — [Maroni:] „Noticias Auténticas" in „Bol. Soc. Geográf. Madrid", XXX (1891), p. 193—194; — Ribeiro de Sampaio: „Diario da Viagem" (Lisboa 1825), p. 72; — Marcoy: „Voyage à travers l'Amérique du Sud" (Paris 1869), II, 342, 343; — Laureano in Marcellino da Civezza: „Saggio di Bibliografia etc. Sanfrancescana" (Prato 1879), p. 294; — Ordinaire in „Revue d'Ethnographie", VI, 305 (Paris 1887); — „Narratives of the Rites and Laws of the Yncas" (London 1873), p. 78, 82; — Payne: „History of the New World called America" (Oxford 1892—99), II, 72—73.

in der Katendan-Gegend, mittleres Neu-Mecklenburg, im Inneren, einige Gestalten, die unter der Masse der dunkelfarbigen durch helle Hautfarbe und — wie mir schien — melanesische Neu-Guinea-Züge auffielen.

Der Durchschnitt der Bewohner der Tabar-Inseln ist um einen Strich heller als der des benachbarten Neu-Mecklenburg. Während unter ihnen nun wieder die Mopúe-Leute verhältnismäßig dunkel sind, zeigen sich die Bewohner der Insel Simberi, ganz besonders im Orte Katatár, zu einem erheblichen Teil hellfarbig; 25 und 24 der v. Luschanschen Tafeln stellte ich in letzterem Platz als Durchschnitt fest. Es ist angesichts dieser Zahlen bemerkenswert, daß die von mir untersuchten Bewohner von Angaur, Palau-Gruppe, also Mikronesier, die Durchschnittszahlen von 25 und 26 aufwiesen.

Auf den Admiralitäts-Inseln fand ich die Leute von Pak heller als die von Lóu, auf Neu-Guinea die melanesischen Küstenbewohner von Paup und Yakomúl heller als die Gebirgsleute in ihrem Hinterland; kleine Kinder und einzelne Weiber waren bei jenen fast so hell als die Leute von Graget, bei Friedrich-Wilhelmshafen. Überall auf meinen Reisen habe ich auf kleinem Raum solche Verschiedenheiten gefunden, die weder ohne weiteres zu messen noch zu erklären waren. So konnte man auf Neu-Mecklenburg ganz gut eine Art von Hautfarbenwelle bemerken; aber innerhalb ihrer Hauptzüge befindet sich offenbar eine große Zahl von kleinen und großen Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten. Marschiert man auf der langen Insel Neu-Mecklenburg von Norden nach Süden, so bemerkt man, daß etwa in der Gegend von Áwelus die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit anfängt, unmerklich heller zu werden, obwohl die meisten Leute noch sehr dunkle Gestalten sind. Nördlich Namatanai wird dann die Hautfarbe wieder dunkler und nach Süden zu immer mehr so, um dann etwa von Nakudukudu an nach Süden wieder heller zu werden. Leute von Pire, Bo, Punam sind zuweilen genau so schwarz wie Neu-Hannoveraner; ebenso die Leute, von Lihir, während die Bewohner der Nachbarinseln Mahúr, Massait und Mali um einen Ton heller zu sein scheinen.

Die Leute von West-Neu-Pommern und der Witu-Inseln haben in der Hauptsache ein ziemlich gleichmäßiges dunkles Schokoladenbraun als Hautfarbe, obwohl die schon erwähnten baining-ähnlichen Figuren dunkler sind und andere dafür wieder heller. Die Durchschnittsfarbe ist etwas heller wie die der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel, aber dunkler, wie die der Leute von Graget und der Moanus. Die Neu-Hannover-Leute, ganz besonders die der kleinen Insel Kápitang im Norden, sind so schwarz, daß sie vielfach in der Hautfarbe selbst von einem ganz dunklen Buka kaum zu unterscheiden sind. Nur in greller Sonnenbeleuchtung kommt bei solchen Leuten die mehr braune Untertönung etwas zum Vorschein; es zeigt sich dann, daß sie um einen Schatten heller sind. Im übrigen erscheinen die Figuren der Bukas etwas trockener, eleganter.

Auf den Salomonen ist die Masse der Bevölkerung der Inseln Bougainville und Buka absolut schwarz, sehr häufig geradezu blauschwarz; sie vertreten die dunkelste Nummer der v. Luschanschen Tafel. Aber auch unter ihnen, und zwar mehr auf Buka wie auf Bougainville, gibt es Leute, die nur ein sehr dunkles Schokoladenbraun zeigen, die heller sind, wie ein dunkler Neu-Hannover-Mann. Weiter nach Süden zu tritt dann auch hier ein Übergang zum Helleren ein. Während man auf den Shortland-Inseln noch viele der blauschwarzen Figuren des Nordens sieht und die Choiseul-Leute, die ich in Dienststellungen in den englischen Ansiedlungen sah, noch dunkel wie die Neu-Hannover-Leute waren, sind die Leute von Vella Lavella und Nachbarschaft schon erheblich heller, etwa von der Farbe des Durchschnitts der Neu-Mecklenburger. Noch heller sind die Malaita-Leute, die ich in Gizo in englischem Dienst sah, während die Bewohner von Ndai (Gower-Insel) etwa die Farbe der Vella Lavella-Leute haben.

Zu allen diesen Farbenmischungen, -blendungen und -abtönungen kommt nun noch die Verwirrung vergrößernd hinzu, daß selbst das einzelne Individuum mehr als eine Hautfarbe aufweist. Ganz abgesehen von den ja immer erheblich helleren Fußsohlen und inneren Handflächen, mag gesagt sein, daß die Innenflächen der Oberschenkel um eine, manchmal um zwei v. Luschansche Nummern heller sind, als die Außenhaut dieser Schenkel. Unter Bekleidungsstücken, Lawalawa oder Maro, ist die Haut immer heller, und zwar bei Individuen von sonst gleicher Gesamthautfarbe in verschiedenem Grade, je nach der Art und Luftdurchläßlichkeit dieser Kleidung und der Dauer und Art des Tragens dieser Stücke. Ich habe dies ganz genau beobachtet. Ganz auffallend traten diese Farbenunterschiede hervor bei Leuten, die — wie in Nord-Neu-Guinea und West-Neu-Pommern — ein sehr schmales, aber dick zusammengefaltetes T-förmiges Maro aus Rindenzeug tragen.

Während meiner Märsche in Nord-Neu-Guinea im November 1908 und Dezember bis Januar 1909 und 1910 konnte ich dies sehr gut beobachten. Da es je-

desmal die Regenzeit war, so mußten wir fast täglich ein bis mehrere Male durch geschwollene Gewässer waten oder schwimmen. Hierbei legten die Leute ihre spärliche Bekleidung nicht ab, aber stets taten sie es und mußten es tun, wenn wir das andere Ufer erreicht hatten. Denn das sehr eng anliegende T-förmige, zusammengefaltete Rindenzeug-Maro strämmt, scheuert und behindert die Leute, wenn es voll Wasser gesogen und gequollen ist. Es entstand also am Ufer stets eine Toilettenpause von einigen Minuten. Die Leute nahmen ihr Maro ab, um es auszuwringen, auszuschwenken und dann wieder neugefaltet umzulegen. Hierbei hatte ich reichlich Zeit und genügend Gelegenheit zu beobachten, wie sich ein heller Streifen um drei bis vier Nummern der v. Luschanschen Tafel von der umgebenden Haut scharf abhob, der bisher durch das dicke Maro gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt war. Noch auffälliger wird diese Erscheinung durch die Sitte der Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern, die Hoden nicht mit unter das Maro zu bringen, sondern an der rechten Seite frei herunterhängen zu lassen. Die dunkle Farbe der schon von Natur stärker pigmentierten und nun noch der Sonne frei ausgesetzten Hoden sticht stark gegen die helle Haut unter dem Maro ab. Ich habe diesen Unterschied nicht messen können, da ich bei der Beobachtung eine Farbentafel nicht zur Hand hatte; ich glaube aber nicht fehlzugehen, wenn ich den Unterschied auf sechs bis sieben v. Luschansche Farbennummern einschätze, die sich so an der Haut eines einzigen Melanesiers zeigen.

In einem bemerkenswerten Unterschied zu diesen scharfen Farbenunterschieden in der Haut der Melanesier steht die verhältnismäßig große Gleichmäßigkeit der Hautfarbe der Baining von Ost-Neu-Pommern. Ich habe 81 Baining und Tumuip gemessen und genau untersucht, und natürlich noch viel mehr in diesem vergleichsweise gut bevölkerten Lande gesehen. Das Ergebnis ist, daß die Hautfarbe dieser Leute nur zwischen den Zahlen 29 und 30 der v. Luschanschen Tafel schwankt. Alle Leute gingen gänzlich unbekleidet, alle Leute mit der einzigen Ausnahme eines zehnjährigen Jungen waren mit Ringwurm behaftet. Es beweist diese Gleichmäßigkeit in Verbindung mit anderen Erscheinungen, die dieses Volk zu einem sehr homogenen machen, daß die Baining seit vielen Generationen in ihrer großen Masse von Völkermischung frei geblieben sind.

Das Ruhelose in der Art meines Reisens macht es erklärlich, daß ich nur zwei neugeborene Kinder habe untersuchen können, in Kung, nördlich Neu-Hannover, und in Sissano, Nord-Neu-Guinea. Ein kleines Kind javanischer Eltern in Hollandia, an der Humboldt-Bai, war schon zwei Tage alt, als ich es sah. Bei keinem der Kinder war der blaue Geburtsfleck oder Mongolenfleck vorhanden, alle drei waren in der Hautfarbe erheblich heller als ihre Mütter. Das kleine Kind in Kung war erst zwei Stunden alt, als ich es sah; die Haut war hellzimmetfarbig und stach scharf ab gegen die nahezu schwarze Haut der Mutter. Auf dem Kopf standen die spiralichen Haare spärlich, büschelförmig. Die mit einer kleinen Muschelschale abgeschnittene Nabelschnur von dunklerer Färbung als die Bauchhaut hing noch in der Länge eines kleinen Fingers am Bauche herab.[23])

Fünf Albinos habe ich gesehen: ein Weib aus Logagőn, nördliches Neu-Mecklenburg, ein Weib aus den St. Matthias südlich vorgelagerten Inseln, zwei Knaben in Ansus, Südküste der Insel Japen, Geelvink-Bai, Neu-Guinea, und ein Weib in Madura, Süd-Indien. Kábui hat mir auf Befragen versichert, daß er keinen Albino aus West-Neu-Pommern kenne, daß aber diese Erscheinung, für die sie einen Namen haben, auch unter ihnen wohlbekannt sei. Die Farbe des Weibes von Logagőn war ein ungesundes Weiß-rosa, mit schwarzen Flecken gesprenkelt wie das Fell eines Fliegenschimmels. Das Aussehen der Nase eines solchen Pferdes deckt sich am besten mit dem der Haut dieses Weibes. Ihre Haare und Augenbrauen waren flachsblond, genau von der Farbe der Haare von Wachspuppen. Die Augen hatte sie immer zugekniffen, als blende sie das Licht. Man sagte mir, daß sie viele Liebhaber habe, aber keinen Mann bekommen könne. Es schien mir so, als könnte man ihre Stellung am besten mit der einer Prostituierten vergleichen, wenn eine solche Erscheinung in die sozialen Verhältnisse der Neu-Mecklenburger hineinpassen würde. Die Verbindung von weißer, rosiger Haut mit der Form und den groben, in diesem Falle auch häßlichen Zügen einer Melanesierin hatte für mich etwas Abstoßendes. Das Weib von St. Matthias zeigte dieselbe Haut- und Haarfarbe, aber erstere ohne die dunklen Flecke des Weibes von Lógagón; auch bemerkte ich keine Anzeichen von Lichtscheuheit.

Die beiden Ansus-Knaben im Alter von neun bis zehn Jahren sahen aus wie zwei Brüder; ob sie es aber wirklich waren, weiß ich nicht. Niemand

[23]) Über Geburtsflecken bei Samoanern siehe v. Bülow in „Globus", LXXVIII (1900), p. 209—10; — Über verschiedene Hautfarbe siehe noch: Suárez de Figueroa in „Col. de Historiadores de Chile" (Santiago 1864), V, 154; — Gardiner in „Journal Anthropol. Institute", XXVII. 407 (London 1898).

war da, der mich darüber aufklären konnte, und die beiden Jungens, die in einem kleinen Auslegerboot gekommen waren, entfernten sich sehr bald wieder mit ihrem Fahrzeug. Die soeben für das Lógagón-Weib gegebene Beschreibung trifft auch für sie zu, nur habe ich auf ihrer Haut keine dunklen Flecke bemerkt, und ihre knabenhaften Gesichter waren nicht unsympathisch. Das Albino-Weib von Madura, eine normal gebaute, kräftige Figur, zeigte unter ihrer rosigen Hautfarbe von der vorhin beschriebenen ungesunden Tönung Tamil-Züge. Schwarze Flecke hatte die Haut, soweit sichtbar, nicht. Auch sie hatte goldblonde Haare und Augenwimpern, und auch ihre Augen schienen durch das Sonnenlicht geblendet zu werden.

Über Albinismus im allgemeinen und im Indischen Archipel im besonderen haben Richard Andree und Wilken in zwei vortrefflichen Arbeiten verhandelt. Manches ist seitdem noch bekannt geworden. Zahlreiche Fälle von Albinismus sind von Indonesien im Westen bis zu den Tuamotus im Osten über die ganze Südsee vermerkt worden, und es scheint — sei es Tatsache, sei es Beobachtungszufall —, als wenn in Neu-Mecklenburg und auf Tahiti mit benachbarten Inselgruppen diese Erscheinung besonders häufig gewesen wäre.[24])

Von Amerika hat schon Richard Andree gesagt, was ich auch auf meine Person ausdehnen muß, daß ihm nämlich kein Fall von Albinismus unter den Indianern Canadas und der Vereinigten Staaten, abgesehen von den Pueblos, bekannt geworden sei. Unter letzteren waren solche Fälle allerdings nicht gar selten, ebenso wie unter den Indianern Mexikos. Hier haben wir von Cortés und Tapia die Beschreibungen der Albino-Sammlung im Palast von Motecuhzoma, die, von Gómara und Torquemada aufgenommen, in die meisten späteren Schriften über das alte Mexiko übergegangen sind. Aus Zentral-Amerika und Brasilien sind einzelne Fälle von Albinismus bekannt geworden, im allgemeinen aber hat man den Eindruck, daß diese Erscheinung unter den Indianern Amerikas erheblich viel seltener ist, als in Indonesien und unter den Völkern der Südsee.[25])

Wie die Farbe, so sind auch ganz offenbar die Eigenschaften der Haut verschieden. Die meisten mir bekannten Quellen, die diesen Punkt berühren, scheinen der Ansicht zu sein, daß die Melanesier durchweg und die Polynesier im allgemeinen für unsere Geruchssinne übel riechen. Ich glaube nicht, daß eine solche Auffassung in jeder Hinsicht zutreffend ist, obwohl es sehr schwer sein dürfte das Gegenteil zu beweisen. Es spielen bei Bestimmung des Begriffs Hautausdünstung, der kaum meßbar ist, zwei Faktoren mit, die in den meisten Fällen ebensoviele Fehlerquellen sein werden; nämlich der Grad der Feinheit und Empfindlichkeit des prüfenden Geruchssinnes und der Reinlichkeits- und Wärmezustand der geprüften Haut. Selbst ein sehr feinfühliges Geruchsorgan wird im anhaltenden Verkehr mit Melanesiern weniger empfindlich gegen deren Hautausdünstungen und mag im Laufe der Zeit vielleicht gänzlich abstumpfen. Ohne einen solchen langen Verkehr erhält man aber nicht die Erfahrung, um Vergleiche anstellen zu können. Man muß entschieden unterscheiden zwischen der allen Stammesmitgliedern gemeinsamen, ihnen allen eigentümlichen Hautausdünstung und jenem anderen, durchweg von den übrigen Stammesgenossen als unangenehm empfundenen Hautgeruch, der nur einzelnen Individuen eigentümlich ist. Von letzterem soll nicht weiter gesprochen werden; es ist eine Erscheinung, die für alle Rassen zutrifft. Was den ersten Punkt betrifft, so bin ich der Ansicht, daß die Hautausdünstungen bei den verschiedenen melanesischen Stämmen — um mich auf diese zu beschränken — nach Qualität und Intensität sehr verschieden sind. So riechen nach meiner Auffassung die Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel zu jeder Zeit und unter allen Umständen stark und penetrant, die ihnen verwandten Bewohner von Süd-Neu-

---

[24]) R. Andree: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche", Neue Folge (Leipzig 1889), p. 238 ff.; — Wilken: „Albino's in den Indischen Archipel" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instituut etc.", 5. volgr. V, 105—120; — Schwarz: „Tontemboansch-Nederlandsch Woordenboek" (Leiden 1908), p. 586; — „Globus", XCI (1907), p. 323; — Finsch: „Samoafahrten", p. 240, 302; — Brown: „Autobiography", p. 115; — Brown: „Melanesians and Polynesians" (London 1910), p. 38, 47, 56; — Romilly: „The Western Pacific and New Guinea" (London 1887), p. 21—22; — Studer in „Deutsche Geogr. Blätter", I, 197 (Bremen 1877); — Strauch in „Zeitsch. f. Ethn.", IX, 93 (1877); — Turner: „Samoa", p. 328; — Percy Smith: „Hawaiki", p. 131; — Lister in „Journal Anthropol. Inst.", XXI, 48 (1892); — Hawkesworth: loc. cit. II, 205; III, 13—14; — Moerenhout: II, 155; — siehe auch „Livre des Merveilles de L'Inde" (Leiden 1883—1886), p. 212—214, das vor Wilkens Aufsatz veröffentlicht wurde.

[25]) Ives: „Report upon the Colorado River of the West" in „Senate Doc. 36th Congress 1st session" (Washington 1861), p. 122; — ten Kate: „Reizen en Onderzoekingen in Noord-Amerika" (Leiden 1885), p. 210, 261—62, 263, 288—89; — Andrés de Tapia in Motolinia: „Historia de los Indios de la Nueva España" (México 1866) II, 582; — Gomara: „Historia de Mexico" (Anvers 1554? [1552]), p. 109, 317; — Torquemada: „Monarquia Indiana" (Madrid 1723), p. 298 I; — Über Wafers Albinos in Zentral-Amerika siehe Pinarts Ansicht („Revue d'Ethnogr.", VI, 48—49, 55), die schon angesichts des von Andree beigebrachten Materials irrig erscheint; — Soares de Souza: „Tratado Descriptivo do Brazil em 1587" (Rio de Janeiro 1851), p. 342.

Mecklenburg ebenfalls, aber in geringerem Maße. Die Leute der Gegend von Namatanai, mittleres Neu-Mecklenburg, und die Bewohner der vorgelagerten Insel Lihir riechen ebenfalls. Von letzteren hat schon Le Maire gesagt, daß sie stänken wie die Hottentotten; so schlimm habe ich es nicht empfunden. Die Neu-Hannover-Leute riechen ebenfalls, wenn auch in schwächerem Maße wie die vorgenannten. Alle Baining-Leute dünsten stark und penetrant aus, aber doch nicht — nach meiner Auffassung — in demselben hohen Grade, wie die Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel, die für mich nach meiner Erfahrung hierin den Höhepunkt in Melanesien erreichen. Dagegen duften nach meiner Auffassung die papuanisierenden Melanesier, im besonderen die Leute von Graget und die Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern, in etwas anderer Form und so viel weniger intensiv, daß nicht wenige Individuen für mich nahezu geruchlos zu sein schienen. Ich bin nicht einmal, sondern in den meisten Fällen mehrfach, zu verschiedenen Zeiten in denselben Gegenden gewesen und habe immer wieder denselben Eindruck gehabt. Auch haben mir riechende und nach meiner Ansicht geruchlose Leute in ihrer Eigenschaft als persönliche Diener nahe gestanden, sowohl in der freien Luft als auch im Hotelzimmer, gewaschen und ungewaschen. Es können daher nicht durch Gewohnheit abgestumpfter Geruchssinn oder eine durch persönliches Wohlwollen für einzelne Individuen erzeugte Schwäche der Grund für meine Auffassung sein, daß einzelne Stämme Melanesiens für unser Empfinden nahezu geruchlos zu sein scheinen. Die Ausdünstungen der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel verletzen nach meiner Auffassung am meisten, aber ich habe sie niemals auch nur als annähernd so beleidigend für meine Nase empfunden, als die Dünste von Negern der Südstaaten der Union, die ich in Washington zeitweise zu meiner Hausbedienung hatte. Wie schon angedeutet, ist der Völkergeruch kaum meßbar, wird schwerlich jemals durch Zahlen auszudrücken sein; strömen doch auch wir Europäer nach Auffassung von Japanern und Negern üble Gerüche aus.[26])

Es kann in diesem Zusammenhang gleich ein anderer Punkt erledigt werden, obwohl er nicht die Natur, sondern die Erziehung des Menschen betrifft.

In bewegten Worten haben sich mehrfach die Missionare über die Unerzogenheit der Indianer Nord-Amerikas beklagt, unbekümmert um den Nächsten übelriechende Gase von sich zu geben. Ich kann mit Ribbe feststellen, daß ich auch nicht das leiseste Anzeichen einer solchen Ungezogenheit je unter Polynesiern, Melanesiern oder Mikronesiern bemerkt habe. Es gilt das unter ihnen für ebenso unanständig wie bei uns. Wenn unter den mich begleitenden Melanesiern in ganz wenigen Fällen einem unter ihnen aus Versehen ein solcher Verstoß passierte, dann wurde sofort der Urheber festgestellt und unbarmherzig verhöhnt. Hohn ist aber für manchen Melanesier eine fast schlimmere Strafe wie Prügel.[27])

Es mag sein, daß die nackte, gegen mechanische Einwirkung mehr abgehärtete Haut weniger Empfindlichkeit gegen Schmerzen zeigt, Temperaturunterschiede und kühlen Regen kann aber die Haut des Melanesiers gar nicht vertragen. Sobald uns ein Regen überfiel, suchte sich jeder meiner Begleiter durch übergehaltene Blätter wilder Bananen oder anderer Sträucher zu schützen; das Lawalawa wurde hochgenommen oder gänzlich abgelegt, um das unangenehme Gefühl eines nassen, klatschenden Kleidungsstückes zu vermeiden; wer ein Stück Borke finden konnte, sei es auch nur ganz klein, um es über den Kopf zu halten, schätzte sich glücklich. Naß gewordene Haare werden von Zeit zu Zeit ausgeschüttelt, wie ein Hund sein Fell schüttelt. Hat der Regen aufgehört, so striegelt ein jeder mit gespreiztem Daumen und Zeigefinger das Wasser vom Körper herunter, ähnlich wie die alten Hellenen und die Pueblos von Neu-Mexiko ihren Körper mit der *στλεγγίς* bearbeiteten. Wenn mich auf meinen Kanu- und Bootfahrten eine Regenbö überfiel, wie dies so häufig geschah, dann froren und zitterten meine Leute wie nasse Hunde. Immer habe ich dann mit dem Schleuderthermometer die Temperatur festgestellt, um jedesmal die alte Erfahrung bestätigt zu finden, daß das Quecksilber nicht unter 24° C stand, also höchstens 5 bis 6° gefallen war. Aber das wohl noch etwas kältere, auf der warmen Haut verdunstende Regenwasser erzeugt für den

[26]) Burney: II, 422; — Gatschet in „Zeitschr. f. Ethnol.“ (1882), p. 264; — Robidé van der Aa: „Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea“ ('s-Gravenhage 1879), p. 168; — Stephan/Graebner: loc. cit. p. 46; — Brown: „Melanesians“, p. 56—57.

[27]) „Relations des Jésuites“ (Québec 1858), vol. I, 1634, p. 38 II: „Dieu sçait quelle musique apres le banquet, car ces Barbares donnent toute liberté à leur estomach et à leur ventre de tenir le langage qui leur plaist pour se soulager: quand aux odeurs qu'on sent pour lors dans leurs Cabanes, elles sont plus fortes que l'odeur des roses, mais elles ne sont pas si douces“; — Sagard: „Histoire du Canada“ (Paris 1866), I, 175; II, 379; — Hennepin: „Description de la Louisiane“ (Paris 1683), Moeurs des Sauvages, p. 52; — Las Casas: „Historia de las Indias“, II, 399 (Madrid 1875); — Ribbe: „Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomo-Inseln“ (Dresden-Blasewitz 1903), p. 69.

empfindlichen Melanesier eine Temperatur, die ihm äußerst unangenehm ist. Daher spielt denn auch der Regen eine erhebliche Rolle in seinem Leben. Wie die Konquistadoren Mexikos durch Erfahrung gelernt hatten, daß Regen den Kampfeseifer der Azteken ganz gewaltig dämpfte, so haben auch die Anwerbe-Kapitäne der Südsee gelernt, daß im Regen mit den Eingeborenen kein Geschäft zu machen ist. G. Brown glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, daß eine dunklere Haut größere Hitze vertragen könne als eine hellere. Es mag dies wohl sein; aber ich muß sagen, daß ich überhaupt keinen Melanesier gefunden habe, der irgend einen natürlichen Hitzegrad nicht vertragen hätte. Dagegen ist nach der anderen Seite hin die Grenze ihrer Empfindlichkeit sehr schnell erreicht. Dieser Punkt wird noch mehrfach zu berühren sein.[28])

Wer heute noch im Archipel und zum Teil auch in Neu-Guinea Hauttatauierung oder gar Tataumuster studieren will, muß mit der allergrößten Vorsicht und Kritik zu Werke gehen. Nicht nur sind seit zwei oder drei Menschenaltern Walfischfänger, Perlenfischer und Sandelholzhändler mit ihren tatauierten Besatzungen von Maori und anderen Polynesiern an Bord durch die ganze Südsee gezogen, sondern diesen reisenden Sammlungen von lebenden Tataumustern folgte der labour-trade, der seit mehr als 30 Jahren jährlich Hunderte von Melanesiern in eines der Hauptsitze polynesischer Tataukunst, nach Samoa führte. Durch zahlreiche Erhebungen im mittleren und südlichen Neu-Mecklenburg habe ich festgestellt, daß die meisten — fast möchte ich sagen, nahezu alle — Tataumuster, die man heute dort sieht, gar nicht bodenständig sind, sondern aus der Anwerbezeit, besonders aus Samoa, stammen oder nach mitgebrachten Mustern gemacht sind. Es ist mir überhaupt sehr zweifelhaft geworden, ob die dunklen Melanesier vor diesen Zeiten das Tatau gekannt haben.

In Neu-Hannover und den nördlich vorgelagerten kleinen Inseln scheint die Tatauierung unbekannt zu sein; sie würde auf der schwarzen Haut auch kaum zu sehen sein. Auf der Insel Ungalik hatte unter 34 hierauf untersuchten Männern auch nicht einer irgend eine Spur von Tatau. Von den Tsoi-Inseln ab nach Süden zu findet sich dann in einzelnen Fällen Tatauierung, auch bei Weibern. Es sind ganz einfache kleine blaue Striche im Gesicht. Auf Enuk, Selapíu und Nord-Neu-Mecklenburg habe ich sporadisch solche Fälle bemerkt. Nach Süden zu scheint dann auf Neu-Mecklenburg selbst die Tatauierung ein wenig häufiger zu werden, während ich auf den ausliegenden Tabar-Inseln nichts davon bemerkt habe. In Mittel-Neu-Mecklenburg ist mir besonders häufig versichert worden, daß die Tatauierung aus Samoa stammte. Das sagt natürlich nicht, daß die Sitte des Tatauierens hier überhaupt aus Samoa hergenommen ist, aber in Verbindung mit dem fehlenden System in der Anordnung der auf der schwarzen Haut kaum sichtbaren blauen Zeichen scheint es mir so viel zu beweisen, daß die Tatau-Zeichen, die man heute hier beobachtet, wenig Einheimisches mehr an sich haben. Im übrigen ist aber die Tatauierung in Laur erheblich viel häufiger als in Nord-Neu-Mecklenburg. In Süd-Neu-Mecklenburg liegt die Sache ähnlich; so war in Lamassa nicht ein einziger Jüngling oder erwachsener junger Mann mit Tatau-Marken zu sehen, der nicht vorher im Arbeitsverhältnis auf einer Station oder Pflanzung gewesen wäre. Und in der Tat, hier entstehen heute vielleicht die meisten Tatau-Marken, die man im Bismarck-Archipel sieht. Die hier aus den verschiedensten Gegenden des Schutzgebiets zusammengekommenen Eingeborenen bringen sich gegenseitig als Freundschaftsdienst oder gegen kleine Bezahlung jene Tatau-Marken bei. Ich habe hierüber genaue Erkundigungen eingezogen. So hatte Kábui eine ganze Reihe von kleineren Tatau-Figuren auf seinem Körper; davon waren aber nur zwei ganz kleine senkrechte Striche auf dem Kinn, je einer etwa unter jedem Mundwinkel, echte Barriai-Marken; die übrigen hatte er sich nach und nach im Laufe seiner beiden Dienstjahre zugelegt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sitte des Tatauierens von den Protopolynesiern oder Polynesiern von Westen mitgebracht und über den ganzen Großen Ozean verbreitet worden ist. Denn während selbst die Melanesier mit einem starken derartigen Einschlag, wie die Leute von Graget, Neu-Guinea, oder von den Admiralitäts-Inseln, nur eine sehr geringe Entwicklung der Tatauierung zeigen, finden wir sofort eine flächenhafte Ausdehnung auf Brust und Beinen, wenn wir, nach Osten reisend, auf eine echt polynesische Insel, z. B. Anuda, treffen.

Diese flächenhafte Tatauierung, die wir, von den Bisayos im Westen angefangen, über ganz Mikronesien und Polynesien hin finden, treffen wir auch in Amerika wieder. Pedro Chirino vergleicht die flächenhafte Tatauierung der Bisayos mit jener der Timukúa von Florida und der Tupí von Brasilien, die Pedro Menéndez de Avilés von der Ostküste Amerikas nach Spanien mitgebracht

[28]) Wawn: „The South Sea Islanders and the Queensland Labour Trade" (London 1893), p. 50; — Brown: „Melanesians", p. 56; — Díaz del Castillo: „Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva España" (México 1904), II, 224.

hatte und die Chirino dort gesehen hatte. Diese „Pintados", wie die Spanier die Bisayos nannten, finden wir unter derselben Bezeichnung in Santa Marta wieder und, ins Englische übersetzt, in den Prärien Nord-Amerikas. Denn die Caddo-Stämme der Waco und Wichita hießen allgemein wegen ihrer starken Tatauierung die „Pawnee Picts". In Neu-Schottland, Virginen, bei den Muskhogee der Golf-Staaten der Union, auf den Prärien, an der Nordwestküste, in Zentral-Amerika, in Brasilien und im Chaco — überall hier in Amerika fand sich die Tatauierung in markanter Form, an vielen anderen Stellen noch im kleinen.[29])

Hautziernarben scheinen mir mehr als die Tatauierung den Anspruch erheben zu können, echt melanesisch zu sein, wenn sie auch keineswegs überall zu finden sind. Während ich z. B. auf den St. Matthias vorgelagerten kleinen Korallenkalk-Inseln und auf Emirau sie häufig fand, scheinen sie in Neu-Hannover mit nördlich vorliegenden Inseln nur ganz sporadisch vorzukommen; erst von Ungachum, Tsoi-Inseln, nach Süden zu, fand ich sie häufiger. Ich bemerkte sie hier mehr bei Weibern wie bei Männern. Sie kommen am häufigsten in der Form von Strichen, Bohnen oder Erbsen vor, und finden sich auf einer Rückenseite (gewöhnlich der linken) oder auf beiden angeordnet. Jede Reihe sieht etwa aus wie eine Infanterie-Marschkolonne zu drei bis vier Rotten; die Rotte entweder auf Vordermann oder auf Lucke marschierend.

Während man sich zum Aufbrennen kleiner Ziernarben des glühendgemachten Keimlochendes einer Kokosnußschale bedient, nimmt man neuerdings glühend gemachte Flaschenhälse, um große ringförmige Ziernarben zu erzielen. Im mehr südlichen Teile des nörlichen Neu-Mecklenburg trifft man riesige flächenhafte Ziernarben. In der Gegend von Fátmilak sah ich sie häufig auf dem Oberarm von Weibern; in einem Falle stellte die Ziernarbe eine gewaltige Krabbe dar, etwa 10 cm lang und etwa 4 cm breit; das ganze dick aufgetrieben. Ähnliche Ziernarben findet man auch in Nord-Neu-Guinea, so in Graget und in der Aróp-Sissano-Gegend. In Mittel-Neu-Mecklenburg scheinen heute die Ziernarben gegenüber der Tatauierung zurückzutreten, an der Nordküste von West-Neu-Pommern habe ich nur wenig von ihnen bemerkt. Die charakteristischen Ziernarben der Nord-Salomonier, die sich bis auf Nissan und Carteret ausdehnen, sind bekannt.[30])

Als eine dritte Art der Hautbehandlung haben wir schließlich noch das Bemalen, das ja bei den Naturvölkern über die ganze Erde hin eine so große Rolle gespielt hat und in Melanesien wohl nirgends gefehlt hat. Aber in Neu-Mecklenburg und Ost-Neu-Pommern ist diese Sitte schon sehr zurückgegangen; man sieht sie hier in größerem Umfange eigentlich nur noch bei Tanzfesten gehandhabt. Sonst habe ich ausgedehnte Bemalung auf Neu-Mecklenburg nur in Komalú (weiß) und Labúr (weiß, aber auch gelb und rot) gesehen. Auf den Admiralitäts-Inseln, den Tabar-Inseln und an der Humboldt-Bai ist eine blauschwarze Farbe sehr beliebt.

Bei den Barriai an der Nordküste von West-Neu-Pommern wird als Kriegsbemalung Kopf und Brust je nach dem Geschmack des Kriegers mit weißer Kalkfarbe angestrichen oder mit Figuren von dieser Farbe bemalt. Die beliebteste Farbe für Tanzbemalung ist jedoch ein roter Pflanzenstoff, pûlo.

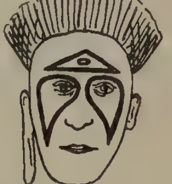



Fig. 1. **Barriai. Tanzbemalung mit roter Farbe, pûlo.**

Über die Art der Haare, von denen viele Proben mit den Sammlungen in die europäischen Museen gekommen sind, und über die schon manches gesagt worden ist, soll hier nicht verhandelt werden. Einen Unterschied zwischen Kopf-, Bart-, Körper- und Schamhaar machen die Melanesier gewöhnlich nicht, besitzen auch vielfach nur ein Wort für diese alle; an anderen Stellen gibt es besondere Ausdrücke für Kopfhaar, Bart- und Körperhaar. Graue Haare unter Männern und Frauen sind keineswegs selten; wenn man sie nicht so häufig sieht wie in Europa,

[29]) de Morga: „Sucesos de las Islas Filipinas" (Madrid 1910), p. 171, 450; — „The Journal of Christopher Columbus" (London 1893), p. 233—34, 235, 237; — Strachey: loc. cit. p. 66; — Gayarré: loc. cit. I, 138; — Harmon: p. 276; — Gregg: „Commerce of the Prairies" (Philadelphia 1851), II, 290—91, 305—306; — Wafer: „A New Voyage and Description of the Isthmus of America" (Cleveland 1903), p. 136—137; — de la Rosa: „Floresta" in „Amer. Anthropologist", N. S. III, 617 (New York 1901); — „Revista Trimensal", VI (seg. ediç., Rio de Janeiro 1865) p. 312; XIII, 351 (Rio de Janeiro 1850); I, 25 (Rio de Janeiro 1839); — Baldrich: „El Chaco Central Norte", p. 232 (Buenos Aires 1890).

[30]) Die von Hippokrates beschriebene Sitte der Skythen, ihren Körper zu brennen, bezeichnet wahrscheinlich das Herstellen von Ziernarben, ebenso wie wir ja auch über Tatauierung Nachrichten aus dem Altertum haben. K. Neumann: „Die Hellenen im Skythenlande", p. 291—92 (Berlin 1855); — Herodot: V, 6; — J. Partsch: „Die Berbern", S. A. aus „Satura Viadrina" (Breslau 1896), p. 13.

so kommt das daher, daß in demselben Verhältnis nicht annähernd so viele Leute ein hohes Alter erreichen als bei uns. Dazu kommt, daß infolge der Sitte des Beizens der Haare bei alten Leuten schwer die wahre Natur der Haarfarbe herauszuerkennen ist. Häufig sieht man aber graue Brust- und Barthaare. In Aróp, Nord-Neu-Guinea, sah ich ein altes Mütterchen mit schönem, vollen grauen Haar. Viele graue Haare sah ich unter den Leuten von Anuda, bei einigen verbunden mit Anlage zur Kahlköpfigkeit. Es ist dies wahrscheinlich die Folge der guten Nahrung und der Seltenheit von Krankheiten auf dieser abgelegenen Insel, die verhältnismäßig viele Leute ein hohes Alter erreichen lassen. An anderen Stellen sind die fehlenden Haare auf dem Kopf wegrasiert, so bei den Weibern von Päk, Admiralitäts-Inseln, ständig, bei den Männern nur im Falle von Trauer. Wo bei erwachsenen Männern Bart- und Körperhaare fehlen, ist solch ein Zustand fast regelmäßig absichtlich herbeigeführt, wenn auch der Bartwuchs teilweise von Natur nur spärlich ist. Man entfernt die Barthaare entweder durch Ausreißen vermittels kleiner Bambus- oder Holz-Pinzetten, wie wir es auch von den Philippinen her wissen und wie es über ganz Amerika in so außerordentlich großem Umfange verbreitet war, daß es weiter keines Beleges bedarf; oder aber man rasiert die Haare ab. Das geschah früher und geschieht zum Teil noch heute vermittels scharfer Stein- oder Obsidiansplitter, heute am liebsten vermittels Flaschenglassplitter. Genau so wie die Anwohner der Magalhães-Straße haben die Melanesier es verstanden, sich das Glas zunutze zu machen; man sieht hier eine kleine Erfindung, die mindestens zweimal gemacht worden ist. Immer mußte ich von Zeit zu Zeit meinen schwarzen Jungens eine leere Bierflasche überlassen; diese wurde dann kunstgerecht zerschlagen und zu Rasiermessern verarbeitet; dann sah man sie unter dem Schatten eines Baumes oder auf dem Achterdeck der „Natuna" eifrig beschäftigt, sich gegenseitig zu rasieren. Auch die durch teilweises Wegnehmen der Haare entstehenden Haarfrisuren werden mit diesen Rasiermessern aus Obsidian oder Glas zuwege gebracht. In erster Linie gehört die Frisur hierher, die man über weite Gebiete hin findet, so auf den Nord-Salomonen mit Nissan, in West-Neu-Pommern und auf Nord-Neu-Guinea, nämlich über den Ohren, im Genick und auch wohl ein wenig an den Haarwurzeln der Stirn die Haare glatt wegzurasieren, so daß der Haarschopf in Gestalt einer kreisrunden Kappe stehen bleibt. Der abrasierte Streifen und ein Hautstrich auf der Stirn, dicht unter den Haarwurzeln, wird bei den Nord-Salomoniern und Leuten von West-Neu-Pommern mit Vorliebe rot gefärbt; dazu noch bei den Bukas die Ohren. Wird die abrasierte Fläche über den Ohren breiter, wie wir das aus Neu-Guinea kennen, so wird schließlich die raupenhelmartige Haarfrisur erreicht, die noch heute die Jótafa-Jungens an der Humboldt-Bai tragen. Ganz abgesehen von den Raupenhelmfrisuren von Hawaii glaubt Parkinson angesichts der charakteristischen raupenhelmartigen Masken von Neu-Mecklenburg, daß diese Haartracht früher viel weiter verbreitet gewesen sei, und daß sie noch zu Tasmans Zeit in Neu-Mecklenburg getragen worden sei. Ich vermag das weder aus Tasmans Zeichnung noch aus seinem Text zu erkennen. Sicher ist dagegen, daß sich diese Raupenhelm-Haartracht einer großen Verbreitung über die Erde hin erfreut hat, ohne daß man hier allerdings von einer Art Pariser Mode der Naturvölker sprechen könnte, die sich von dem Punkte ihrer Erfindung über die ganze Erde verbreitet hat. Wir finden in Amerika nicht nur die kreisförmig über den Ohren und im Nacken wegrasierten Kopfhaare — ich erinnere nur an die Coroados, an die Arbeiten des Prinzen Wied und v. Martius —, sondern wir haben auch die echte Raupenhelm-Frisur in Nord-Amerika bei ganz verschiedenartigen, sich linguistisch und lokal ganz fernstehenden Völkern; nämlich bei Stämmen der Algónquin-Sioux- und Caddo-Sprachfamilien, von denen die östlichsten in Virginia am Atlantischen Ozean, die westlichsten inmitten der Prärien, etwa im heutigen Staate Nebraska, saßen. Es ist eben „alles schon einmal dagewesen", das eine unabhängig von dem anderen. Damit nun auch die Kehrseite dieser Haarmode nicht fehle, haben wir im Gran Chaco Stämme, welche die Seitenhaare stehen lassen, aber in ihrer Mitte einen dreifingerbreiten Scheitel ausrasieren; Tobas und Mocobies sind die bekanntesten unter ihnen.[31])

[31]) de Morga: p. 450; — Fleurieu: „Découvertes des François, en 1768 et 1769, dans le Sud-est de la Nouvelle Guinée" (Paris 1790), p. 127; — Georg Forster: „Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von Amerika etc. unternommen worden sind" (Berlin 1791), II. 244; — Ellis: „Narrative of a Tour through Hawaii" (London 1828); p. 142, 164 — Parkinson: loc cit. p. 289—290; — „Tasman's Journal", Taf. 6; Text (Übers.), p. 45; — Hariot: „A briefe and true report of the new found land of Virginia" (Francoforti ad Moenvm, 1590, de Bry) Titelblatt u. pl. III, V, VII, IX, XI, XIV, XV, XVI, XXIII; — Strachey: loc. cit. p. 66—67; — Catlin: „Letters and Notes etc. of the North American Indians" (London 1844), Taf. 134, 135, 138, 140, 141, 150, 152—156, 280, 283, 284, 286, 290, 291, 293—297 und passim; — Prinz v. Wied: „Nordamerica", Vignette X; — Pelleschi: „Los Indios Matacos" in „Bol. Instit. Geográf. Argentino" (Buenos Aires 1896), XVII, 576. — Auch in Europa ist es um 1400 einmal Mode

Die Sitte, daß die Weiber die Haare kurz tragen, die Männer aber lang, ist häufig in der Südsee; schon auf der Fahrt Le Maires bemerkte man den Unterschied auf Futuna. Auch auf der Nordküste von West-Neu-Pommern tragen die Weiber die Haare kurz, aber nicht abrasiert, wie die auf den Admiralitäts-Inseln. Die Männer aber tragen hier wie in der Hauptsache an allen Küsten Melanesiens die Haare durch Kämme mehr oder weniger hoch emporgestochert; auf Fidschi, den Nord-Salomonen, Admiralitäts-Inseln und in der Humboldt-Bai-Gegend zeitigt diese Mode ihre Glanzstücke in den wirklich prachtvollen Haarköpfen jener Melanesier. Einen wohlgepflegten Fidschi- oder Buka-Kopf kann man kaum ohne Bewunderung anschauen.[32])

In einzelnen Fällen, so an der Humboldt-Bai, tragen die Weiber dieser Männer mit hochaufgestocherten Haarfrisuren jene aus herunterhängenden klebrigen Löckchen bestehende Haartracht, die mir charakteristisch zu sein scheint für die unvermischte oder wenig vermischte, Papuasprachen redende Urbevölkerung Neu-Guineas, die man an der Nord- und Südküste und ganz besonders im Innern am Augusta-Fluß angetroffen hat. Ich habe mich immer gefragt, ob diese Frisur nicht vielleicht von den Ahnfrauen der jetzigen Jótafa-Weiber mitgebracht worden ist, als sie aus ihrer Papua-Heimat durch Heirat in die Dörfer von Westen kommender melanesischer Kolonisten gelangten.[33])

Diese Löckchen-Haarfrisur ist aber auch stellenweise auf die küstennahen Inseln herübergekommen, so auf Jamna, Niederländisch-Neu-Guinea.

Sehr merkwürdig berührten mich diese langen dünnen Locken im Nacken eines Teils der Nakanai-Männer von Tongan. Wo mögen sie die herhaben? Die Baining tragen sie nicht und auch nicht ihre nahen Verwandten mehr im Westen, wenigstens soweit mir bekannt.

Nicht selten trifft man auf Leute mit wegrasierten Schamhaaren; besonders häufig sah ich diese Erscheinung bei den Männern der St. Matthias nach Süden vorgelagerten Inseln, bei den Leuten von Paup und Wokau, Nord-Neu-Guinea, und bei 13- bis 16 jährigen Knaben von Tobadi, Humboldt-Bai. Ich konnte weder eine Regel in dieser scheinbar nur sporadisch auftretenden Sitte erkennen, noch konnte ich durch Erkundung feststellen, ob ihr irgend ein sozialer oder religiöser Grund unterliege. Da merkte ich eines Tages beim Kreuzen eines Flusses in Neu-Guinea ganz zufällig, daß mein Kábui seine Schamhaare nicht mehr hatte, obwohl ich wußte, daß sie vor etwa 14 Tagen auf dem Dampfer noch vorhanden gewesen waren. Als ich ihn nachher nach dem Grund fragte, sagte er mir mit einem Ausdruck, als handele es sich um etwas ganz Alltägliches: „me got louse"; er hatte sich also bei irgend einer Gelegenheit Läuse geholt und hatte, um radikal gegen sie vorzugehen, ihren Hauptschlupfwinkel wegrasiert. Ich konnte dieses Verfahren natürlich nur loben, erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß dies allgemein üblich sei, und hörte seine Vermutung, daß wahrscheinlich alle derartigen bisher von mir beobachteten Fälle in Melanesien den gleichen Grund hätten.

Rotbraun gefärbte Haare — ich erinnere nur an Nord-Salomonier und Admiralitäts-Insulaner — sind in Deutsch-Neuguinea ebenso häufig wie das Bleichen durch Kalk. Während das Färben hauptsächlich der Eitelkeit dient, steht das Beizen der Haare in erster Linie im Dienste der Reinlichkeit, ist dann aber auch ein kosmetisches Mittel geworden. Oft genug ist mir als einziger Grund der Zweck angeführt worden, auf diese Weise die Läuse im Haar loszuwerden; in einigen Fällen wurden sie aber auch abrasiert, um dasselbe Endziel zu erreichen. Mein Junge Sindi erschien eines Tages so, zu meinem nicht geringen Ärger, denn er hatte sich nach Verlust seiner stolzen Frisur keineswegs verschönt; ich war aber versöhnt, als ich den Grund

gewesen, die Haare im Genick, über den Ohren und an den Schläfen kreisförmig wegzurasieren, wie es heute Buka und Barriai in der Südsee tun. Siehe A. Schultz: „Das Häusliche Leben der Europäischen Kulturvölker" (München und Berlin 1903), p. 232, Bild.

[32]) Le Maire: „Spieghel", fol. 46, Bild. — Ein Kämmen nach unserer Art kennen die Melanesier nicht, vielmehr wird das Haar durch kurze, ruckweise Bewegungen aus dem Handgelenk mit den Bambuskämmen nach oben gelockert oder aufgestochert. Wenn man nur die Übersetzung von Pigafetta in der Ausgabe der Hakluyt Society kennt, so muß man annehmen, daß schon Pigafetta diese Sitte in Indonesien bemerkt hat. Das ist aber keineswegs der Fall. Bei Ramusio, I, 369, D., lautet die Stelle folgendermaßen: „portano li capelli trapassati per alcune canne da vna banda all' altra"; in der Übersetzung der Ausgabe der Hakluyt Soc. steht das Folgende: „They wear the hair raised high up by means of cane combs with long teeth, which go through it." „The First Voyage round the World by Magellan" (London 1874), p. 150. — Es ist dies eines von den Dutzenden von Beispielen, mit denen ich aufwarten kann, die dem Ethnologen nahelegen, seine Quellenkritik damit zu beginnen, alle die vielen schlechten Übersetzungen beiseite zu schieben oder sie wenigstens bei jedem Gebrauch gründlich nachzuprüfen. — Der erste, der meines Wissens diese Art des Kämmens beschrieben hat, ist der treffliche Beobachter Forrest. Er sah es in Manukwari, Neu-Guinea; siehe Thomas Forrest: „A Voyage to New Guinea" (London 1779), p. 95. — Vielfach werden die aufgestocherten Haare übrigens als Aufbewahrungsort für alle möglichen Kleinigkeiten benutzt. So steckten die Knaben in Neu-Mecklenburg die von mir geschenkten Angelhaken stets in ihre Frisur.

[33]) Robidé van der Aa: „Kritisch Overzicht", p. 213.

hörte. Daß der Zweck des Kalkbeizens vollkommen erreicht wird, hat v. Willemoes-Suhm wissenschaftlich nachgewiesen, der keinerlei Ungeziefer in den von ihm untersuchten Perrücken fand; und Lister sagt mit Recht, daß die Polynesier angenehmere Gesellschafter sein würden, wenn sie die Sitte des Kalkbeizens nicht aufgegeben hätten. Viele gebeizte Haare sah ich jedoch noch bei den Anuda-Leuten, ebenso wie auf Samoa. In Melanesien ist diese Sitte der Reinlichkeit überall da, wo noch keine Mission ist, noch in voller Wirksamkeit; in Lamassa sah ich niemand, der nicht gekalkte Haare hatte. Dagegen fand ich sie in den Missionsbezirken an der Westküste von Mittel-Neu-Mecklenburg stark im Schwinden begriffen. Während in den Nord-Salomonen das Rotfärben der Haare bei weitem überwiegt, findet man in Vella Lavella nur weiße Köpfe.

Beachtenswert ist das Vorkommen des Neu-Guinea-Schopfes, den man im Mündungsgebiet des Augusta-Stromes und auf den Le Maire-Inseln in der Vollendung beobachten kann, auf der Admiralitäts-Insel Páluan. Diese Haarbinde aus Rindenstoff tragen aber nur einzelne Leute, die meisten tragen die hochgekämmte Buka- oder Moanus-Frisur. Die Schopf-Haarfrisur scheint auf den Admiralitäts-Inseln im Aussterben begriffen zu sein. Zur Zeit von Labillardière scheinen noch sämtliche von ihm gesehene Leute sie getragen zu haben, während Moseley nur einige sah, ebenso wie ich.[34])

Die Augen der Melanesier und West-Polynesier sind im allgemeinen sehr gleichmäßig. Die Nummern 3 und 4 der Martinschen Tafel scheinen mir den Durchschnitt anzuzeigen. Bei einer großen Zahl in Pire, Bo und Namatanai hierauf gegeprüfter Leute fand ich 3 und 4, bei 81 Baining- und Tumuip-Leuten gleichfalls 3 und 4. Eine Reihe von Angaur-Leuten, Palau-Inseln, zeigte 4, während die Nukumanu- (Tasman) Leute die Nummer 3 aufwiesen. Eine merkwürdige Ausnahme bilden die 8 auf Táuu (Mortlock) von mir untersuchten Einwohner; sie zeigen die Nummer 6, mit etwas Neigung nach blau zu.

Untersuchungen mit den Sehschärfe-Täfelchen von Prof. H. Cohn habe ich häufig angestellt. Einen Kurzsichtigen habe ich nie gefunden, dagegen die ja schon sonst gemachte Erfahrung bestätigt gefunden, daß die Sehleistungen bei Naturvölkern an sich nicht oder nicht wesentlich höher sind als gute Sehleistungen bei uns. Wohl aber sind sie in der Gesamtheit einem europäischen Durchschnittsmenschen ganz gewaltig überlegen in der durch immerwährende Übung erlangten Fertigkeit, verborgene oder weit entfernte Sehobjekte schnell mit dem Auge zu erfassen. Sie können es jeder Kokosnuß und jedem Palmwedel ansehen, ob sie bald heruntersausen werden, setzen sich nie unter eine solche Palme und haben mich mehrfach gewarnt. Deswegen kommt es auch so gut wie gar nicht vor, daß einer dieser immer unter Palmen wandelnden Insulaner durch eine herabfallende Nuß wegen Unaufmerksamkeit gestraft wird. Nie wird ein Eingeborener selbst im dichtverschlungenen Urwald auf Unrat und Exkremente treten, was ihm höchst unangenehm wäre. Oft bin ich durch den Ruf eines meiner Jungen gewarnt worden: „master, look out! pekepek!" d. i. „Achtung! Kot!" Jeder erfahrene Südseemann gibt, als etwas ganz Selbstverständliches, sein Jagdgewehr dem ihn begleitenden Schießjungen, und jeder Neuling, wenn er sich auch für einen noch so guten Jäger hält, sollte von vornherein das gleiche tun. Oft, wenn hoch oben in den Kanari-Bäumen die Tauben gurrten, und meine Kolonne schweigend hielt, damit der Schießjunge sich näher heranschleichen konnte, haben mir meine Begleiter mit den Fingern den in den Zweigen verborgenen Vogel zeigen wollen; ich aber sah gewöhnlich nichts, tat aber so und nickte verständnisvoll, um ihnen meine Inferiorität in diesem Punkte nicht merken zu lassen. Fast ein jeder Schuß meines trefflichen Schießjungens, Don aus Graget, bedeutete eine Taube. Wenn weit voraus im Urwald der erste Schuß des Tages fiel, dann sagte gewöhnlich ein Junge hinter mir: „One fellow balus, he like him saucepan belong master", d. i. „Eine Taube, die gern in den Kochtopf unseres Herrn wollte." Das traf denn auch gewöhnlich ein. Beim zweiten Schuß war es ebenso; beim dritten sagte ich dann: „One fellow balus, he like him too much saucepan belong all boy", d. i. „Eine Taube, die gar zu gern in den Kochtopf meiner Jungens gewollt hat!" Das fand natürlich freudigen Widerhall und traf auch meistens ein. Don schoß allerdings auch nie, wenn er sich des Erfolges nicht fast sicher war. Mehrfach sind von ihm, und einmal in meiner Gegenwart von Tó Tabu, Sappers Schießjungen, Doubletten auf Tauben gemacht worden. To Kalapúa, mein Schießjunge in einer späteren Zeit, brachte einmal in Neu-Guinea in zwei aufein-

[34]) Figueroa in „Coleccion de Historiadores de Chile" (Santiago 1864), V, 152, 155; — v. Willemoes-Suhm in „Archiv f. Anthrop.", IX, 100 (1876); — Lister in „Journ. Anthrop. Inst.", XXI, 56. — Wer Melanesier der Südsee und Somâli Afrikas in ihren gebeizten Haaren gesehen hat, und dann die Mumie von König Ramses II. im Museum zu Kairo betrachtet, der muß zur Überzeugung kommen, daß auch die Haare dieses ägyptischen Königs gebeizt waren; — Labillardière: „Atlas", pl. 2 u. 3; — Moseley, loc. cit.: p. 400—401.

ander folgenden Tagen ein: ein großes Schwein, 11 Krontauben und 6 bis 7 Tauben. Dafür kommen denn aber auch Tage und Tage, in denen nicht ein Schuß fällt.

Im Kampf sind die Eingeborenen vollkommen in der Lage, kommende Geschosse, Speere, Pfeile, Schleudersteine zu erkennen und ihnen durch Wendungen und Sprünge auszuweichen. Daher das charakteristische Kampfspringen, das in der Südsee und Indonesien ganz genau so gehandhabt wird wie in Amerika, ganz genau so, als hätten beide nur einen Lehrer gehabt. Das ist aber kein Wunder: denn gleiche menschliche organische Veranlagung wird unter gleichen Verhältnissen gleiche Ergebnisse zeitigen.[35])

Ein Fall von Taubheit ist mir nicht vorgekommen; Kábui sagte mir, daß er auch keinen solchen kenne. Ein Beweis für die Größe der durch Übung erlangten Feinhörigkeit wird dem Reisenden fast täglich vorgeführt, wenn mit einem leisen Schlag des Fingernagels eine Nuß nach der anderen geprüft und genau festgestellt wird, welches die beste Trinknuß ist.

Für Musik ist der Melanesier sehr empfänglich, und wenn ihre Melodien nach unserem Empfinden auch höchst roh und im allgemeinen eintönig sind, so finden sich doch auch manche nicht unmelodische Partien darunter. Ein Lied, das mir die vereinigten Pire-, Bo- und Namatanai-Leute vorsangen, hatte wirklich Melodie, Rhythmus und Schwung. Es ist für den Ansiedler im Archipel ein fast alltägliches Vorkommnis, in den Abendstunden den weithin tönenden Gesang eines von der Arbeit heimkehrenden oder melancholisch unter den Palmen wandelnden Kanakers zu hören. Nicht so bald aber werde ich vergessen, wie in den Bergen von Neu-Hannover, und ein anderes Mal auf Paparatava beim Pflanzer Wolff, von unten und von weither das Lied eines wirklich guten Sängers durch die reine, klare Abendluft zu mir heraufzitterte, wie die Töne eines Tiroler Jodlers.

Das Verständnis für Musik will gelernt werden; wie wir haben lernen müssen Richard Wagner zu würdigen, so müssen die Melanesier lernen, die Schönheiten der europäischen Musik zu empfinden. Ist dies aber geschehen, so stellen sie, wie mir mehrfach versichert worden ist, unsere Musik an die erste Stelle, dann die chinesiche und ihre eigene auf den letzten Platz. Gern werde ich mich immer eines Abends am Rasthaus von Lámussong erinnern, als Frau und Herr Boluminski, Sapper und ich in der milden Nachtluft unter dem klaren Sternenhimmel den Tönen des Phonographen lauschten, der uns das „Haidegrab" vorsang, den „Pilgerchor" und das herrliche „Lied an den Abendstern". Um uns herum, im Dunkeln kaum sichtbar, saßen und hockten mäuschenstill unsere schwarzen Jungen. Als mir nach diesem „Kur-Konzert im Seebade Lamussong" mein Graget-Junge Don beim Einpacken des Apparats half, sagte er ungefragt im leisen Ton zu mir: „sing-sing belong whiteman he good fellow too much!" Die Musik hatte sichtbar auf ihn Eindruck gemacht. Man weiß, daß Naturvölker zuweilen durch die Töne europäischer Musik zu Tränen gerührt worden sind.[36])

Was das Äußere des Ohres betrifft, so habe ich zu bemerken, daß ich das Darwinsche Zipfelchen in Gestalt eines kleinen Knötchens an der Umkrempelung der Helix überall da bemerkt habe, wo ich aufgepaßt habe. Nirgends habe ich etwas gesehen, das man auch nur entfernt ein Spitzrohr nennen könnte. Die sich in nichts von dem Durchschnitt unserer äußeren Hörorgane unterscheidenden Ohren erhalten erst eine andere Gestalt durch künstliche Deformierung. Adelbert v. Chamisso hat bereits festgestellt, daß die Sitte des Durchbohrens und Erweiterns der Ohrlappen in der Südsee im Rückgang begriffen war. Dieser Vorgang setzt sich immer noch fort, wie gleich gezeigt werden wird. Einst aber war diese Sitte, welche Magalhães' Geschwader auf den Ost-Philippinen und Nord-Molukken antraf, in ihrer vollen Wirkung über die ganze Südsee verbreitet. Man fand sie auf den Marianen, Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln,[37]) ebenso wie auf den meisten Inseln Polynesiens. In einzelnen Fällen wurden sie nicht angetroffen, so auf Rotuma.[38]) Das hängt wahrscheinlich mit dem benachbarten Fidschi zusammen, wo auch, soweit meine Kenntnis und persönliche Erfahrung reicht, lange Ohren nicht Sitte

[35]) „Rovings in the Pacific", I, 104; — Guppy: „The Solomon Islands and their Natives" (London 1887), p. 121; — Romilly: p. 49; — Lambert: „Moeurs et Superstitions des Néo-Calédoniens" (Nouméa 1900), p. 153; — Zitat aus de Castro bei Pleyte in „Intern. Archiv", IV, 273; — „Globus", XCI (1907), p. 328 II.

[36]) Prado in „Revista Trimensal", I, 29.

[37]) Maximilian Transylvanus u. Pigafetta in Ramusio: I, 351 C.; I, 356 D. — Drake in Burney: I, 356; — „Lettres Édifiantes et Curieuses" (Lyon 1819), VIII. 410; — Hawkesworth: I, 113; — Chamisso: „Werke" (Berlin 1864), IV, 62, 170, 182, 204.

[38]) Gardiner in „Journ. Anthrop. Inst." XXVII (1898), p. 65; — „Das Ausland", Jahrg. 41 (Augsburg 1868), p. 783 II; — Lister in „Journ. Anthrop. Inst.", XXI, 56. — Kleinere Ohrdurchbohrungen bemerkte ich bei den Leuten von Anuda; im übrigen für Polynesien siehe Friederici: „Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln", S.-A. aus „Mitt. Ver. f. Erdk. Leipzig 1910", p. 52—53.

waren. Im übrigen aber ist Melanesien ein großes Verbreitungsgebiet dieser Sitte. Von den sogenannten Westlichen Inseln des Bismarck-Archipels über Neu-Guinea, Neu-Pommern mit Admiralitäts- und Witu-Inseln, Neu-Mecklenburg, Salomonen, Santa Cruz-Inseln und Neuen Hebriden bis nach Neu-Caledonien, — überall trifft man auf durchlöcherte und erweiterte Ohren.[39])

Im mittleren Neu-Mecklenburg wurde mir die Geschichte eines tábaran, eines Geistes erzählt, der so riesige Ohren habe, daß er sich darin einwickeln könne. Da haben wir dieselbe Geschichte, die uns Plinius von den Fanesiern oder Panotiern des europäischen Nordens erzählt, dieselbe Geschichte, die in den Molukken Magalhães' Genossen erzählt wurde, als sie dort mit Erstaunen genau dieselben langen Ohren sahen, die noch heute in Melanesien unsere Aufmerksamkeit in Beschlag nehmen. Nicht weit ab, so hieß es, sei noch eine andere Insel, wo die Bewohner nicht bloß ihre Hängeohren trügen, sondern Ohren von der Länge und Breite, daß sie, wenn nötig, ihren ganzen Kopf darin einhüllen könnten.[40]) Es ist weiter dieselbe Geschichte, die wir in unserer schönen Sage vom Herzog Ernst wiederfinden, deren Stoff zum größten Teil zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Orient gekommen war. Hier finden wir das Raubvolk der Ohrlappen oder Langohren, die in das Reich der Arimaspi einfielen. Ihre Ohren waren so lang, daß sie bis über die Knöchel herabreichten, und so breit, daß sie sich ganz darin einhüllen konnten. Kein gewissenhafter und vorsichtiger Ethnologe wird nun hier eine Sage erkennen wollen, die über die halbe Erde gereist ist; sondern er wird sich sagen, daß eine ungeheuer weit verbreitete Erscheinung — nämlich die langen Ohren — an einigen Stellen die Phantasie der Menschen in die gleiche Richtung gewiesen und so gleiche Ergebnisse gezeitigt hat.

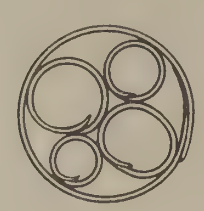
Nächst den Salomonen dürfte es keinen größeren Bezirk Melanesiens geben, in dem das Ohrdurchbohren und Aufweiten in so intensiver Weise betrieben wird, wie auf der Nordküste von West-Neu-Pommern mit Witu- und Admiralitäts-Inseln. Auf der Nordseite von Neu-Pommern reicht dieser Bezirk bis zum östlichsten Dorf der Nakanai, also bis Tongan an der Offenen Bai. Während mir auf der Admiralitäts-Insel Päk versichert worden ist, daß die Zeremonie des Ohrdurchbohrens der der Beschneidung vorausgeht, hat mir Kábui gesagt, daß bei den Barriai diese Vorgänge in umgekehrter Reihenfolge stattfänden. Ich glaube aber, daß letzteres nur für solche Fälle wie der Kábuis selbst zutreffend ist, wo die Operation der incisio aus später zu nennenden Gründen schon bei dem Kinde vorgenommen wird. Denn ich glaube nicht, daß die Ohrlappen noch einer so enormen Ausdehnung fähig sind, wenn sie erst bei einem nahezu ausgewachsenen Jüngling durchbohrt werden. Diese Ausweitung der Bindegewebe des Ohrläppchens wird, so weit mir bekannt, in ganz Melanesien und Mikronesien dadurch erreicht, daß man einen starken Streifen von Pandanus- oder Kokospalmen-Blätter zusammengerollt in die Öffnung steckt. Sie wirken dort wie eine leichte Sprungfeder, welche das Loch immer mehr aufweitet. Zur besseren Erreichung dieses Zweckes habe ich in nicht wenigen Fällen ein ganzes System dieser grünen Federn verwendet gefunden, so nämlich, daß sich innerhalb der großen Randfeder noch 3 oder 4 kleinere befinden, die natürlich von innen her den Druck auf das auszuspannende Ohrläppchen ganz erheblich vergrößern. Der Erfolg hiervon ist denn auch in der Tat der, daß man z. B. in West-Neu-Pommern solche erweiterten und dann mit manchmal mehr wie 50 kleinen Schildpatt-Ohrringen beschwerten Ohrlappen bis auf die Schultern herabhängen sieht. Zuweilen sind sie auch durch irgend einen Unfall zerrissen und hängen nun als zwei ungleich lange, garstige Lappen herab. Nach Adelbert v. Chamisso soll es auf Ralick Leute gegeben haben, die ihre aufgeweiteten Ohrlappen über ihren Kopf ziehen konnten. So etwas habe ich nie gesehen, halte es auch kaum für möglich. Vielfach ist nur ein Ohr so behandelt und dann ist es meistens das rechte, wie unter den Barriai. Auf der Insel Ungalik bei Neu-Hannover, deren Bewohner ich mir hierauf genau ansah, war durchweg nur ein Ohr durchbohrt und erweitert; in nur wenigen Fällen war es das linke. Auf den Tsoi-Inseln bei Neu-Hannover war durchweg ein Ohr mit einem Längsschlitz versehen, aber nicht durch Einlagen aufgeweitet und verlängert; in einigen Fällen waren auch hier beide Ohren so behandelt.

Wie schon erwähnt, ist diese Sitte auch in Melanesien jetzt im Rückgang begriffen, und zwar glaube ich — ebenso wie das Erdland für die

[39]) „Globus", LXXX (1901), p. 390; — Labillardière: I, 263; — Studer in „Deutsche Geogr. Blätter" (Bremen 1877), I, 188; — Brown: „Autobiography", p. 152, 388, fig.; 518 fig.; 520 fig.; — Codrington: „The Melanesians" (Oxford 1891), p. 296; — Fleurieu: p. 127—28, 145; — Ribbe: p. 244, Bild; p. 267; — „The Discovery of the Solomon Islands by Alvaro de Mendaña" (London 1901, Hakl. Soc.), II, 352 pl.; — Dillon: „Voyage aux Iles de la Mer du Sud etc." (Paris 1830), II, 200; — Dumont d'Urville: „Voyage de L'Astrolabe", V, 164, 214, 355; — Turner: „Samoa", p. 310; — Lambert: p. 148.

[40]) Plinius (edit. Sillig), IV, 13 (I, p. 316); — Max. Transylvanus in „Ramusio", I, 351 C—D.

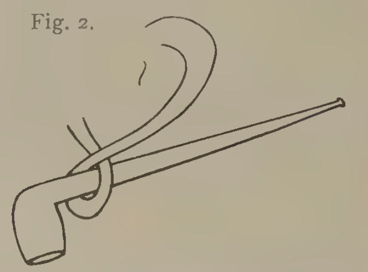
Marshall-Insulaner feststellt —, in der Hauptsache aus Scham. Die Leute schämen sich in anderer Umgebung ihrer langen Ohren, zumal sie den langen Rand im Arbeitsverhältnis in der Kolonie nicht mit Zierstücken beladen können, wie in der Heimat. Auch verlangen sie immer eine gewisse Rücksichtnahme, damit sie nicht durch einen Unfall zerreißen, um dann als zwei höchst unschöne



System von Pandanus-Blattrollen im ausgeweiteten Ohrläppchen; Admiralitäts-Inseln, West-Neu-Pommern und auch sonst häufig in Melanesien.

Dieses von Insel Pak.

Fig. 2.



Geschlitztes und erweitertes Ohrläppchen als Aufbewahrungsort für Tabakspfeife; Insel Enuk bei Neu-Hannover.

Hautfäden herunterzuhängen. Vor dem Betreten eines Platzes der Zivilisation verfolgte daher Kábui regelmäßig ganz genau die Taktik, die wir von zwei ganz entfernt liegenden Gegenden des Großen Ozeans her kennen, von Rapanui (Oster-Insel) und von den Marshall-Inseln. Er krempelte den durchlöcherten Ohrlappen in geschickter Weise über die Ohrmuschel, so daß ein genau Beobachtender ein mißgeformtes Ohr zu sehen schien, einem flüchtigen Blick aber nichts auffiel. In Singapore, Batavia, Manila und allen übrigen großen Plätzen hat er sich nie anders gezeigt, und wenn er von vielen Menschen gesehen und neugierig beobachtet worden ist, so dürften doch nur wenige bemerkt haben, daß sie in ihm ein Langohr vor sich hatten. Also auch hier, im Kleinen und scheinbar Unbedeutenden, zeigt sich, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen bei Naturvölkern hervorbringen.[41]) Diese Taktik des Aufrollens der Ohren treffen wir nun aber nicht bloß in der Südsee an, sondern auch in Amerika, wo sie Cabeza de Vaca im Chaco beobachtete und genau beschreibt.[42]) Auch die oft von mir beobachtete, manchmal höchst komisch wirkende Sitte der Melanesier, ihre großen Ohrlöcher als eine Art von Tasche, als einen Aufbewahrungsort für alle möglichen Sachen zu verwenden, findet sich in ganz genau derselben Form in Amerika wieder. Gumilla beschreibt sie sehr hübsch vom Orinoco.[43]) Im übrigen waren die geschlitzten langen Ohren über ganz Amerika zu finden. Dieser Kontinent stellte ein Verbreitungsgebiet von einer Ausdehnung dar, an das kein anderes auf der Erde heran kann. In Nord-Amerika beherrschte die Sitte große Strecken, z. T. mit großer Intensität: die auf die Schultern herabhängenden Ohren der Miámi und Shawnee z. B. standen gegen die der berühmten Orejones des Inka-Reiches nicht zurück. In Zentral-Amerika, in Santa Marta, am Orinoco, in Guayana, in Brasilien an der Küste und im Amazonas-Becken, auf weiten Strecken des Gran Chaco, überall fand man die langen Ohren. Ihre wichtige Rolle im Inka-Reich ist zu bekannt; an der Größe der Löcher und der Art der Einlage oder des Behanges erkannte man dort die verschiedenen Stämme.[44])

Das Septum der Nase ist bei den Melanesiern gewöhnlich durchbohrt; das Tragen von Schmuck kommt jedoch immer mehr außer Gebrauch. Kábui konnte einen gewöhnlichen Bleistift mit Leichtigkeit durch seine Nasenscheidewand stecken.

Für den oft gerühmten feinen Geruchssinn der Naturvölker habe ich manche Bestätigung gefunden. Daß sie auf dem Meere das noch unsichtbare Land riechen können, wie ein Hahn oder ein Hund, habe ich nicht erprobt, glaube aber, daß sie es können und unterschreibe auch den von Romilly dafür ange-

[41]) Roggeveen: „Dagverhaal der Ontdekkingsreis" (Middelburg 1838), p. 111; — „The Voyage of Captain Don Felipe Gonzalez etc. to Easter Island in 1770—71. (Cambridge 1908), p. 14; — Chamisso: IV, 220; — Moerenhout: I, 25; — Erdland: „Wörterbuch und Grammatik der Marshall-Sprache" (Berlin 1906), p. 182.

[42]) Cabeza de Vaca: „Comentarios" in Vedía: „Historiadores Primitivos de Indias" (Madrid 1858), I, 579 II,

[43]) Gumilla: „El Orinoco Ilustrado, y Defendido" (Madrid 1745), I, 143.

[44]) Perrin du Lac: „Voyage dans les Deux Louisianes, et chez les Nations Sauvages du Missouri etc." (Lyon 1805), p. 337—338; — Catlin: II, 116, pl. 211 u. passim; — Gregg: II, 292; — Oexmelin: „Histoire des Avanturiers qui se sont signalez dans les Indes" (Paris 1688), I, 214; — Rosa: „Floresta", loc. cit. p, 620; — Thevet: „Les Singularitez de la France Antarctique" (Paris 1878), p. 363, 364, 373; — Stöcklein: „Der Neue Welt-Bott", III Bund (Augspurg u. Grätz 1732—36), XXII, 119 (Numerus 450); — Garcilasso de la Vega: „Primera Parte de los Commentarios Reales" (Lisboa 1609), p. 21—21a; — Richard Pietschmann hat von den Bildern der ersten Ausgabe des Cieza de León einige vortreffliche Photographien anfertigen lassen, die ich durch seine Güte besitze. Das Bild des Inka auf fol. XLVI ist charakterisiert durch die borla und das langgeschlitzte und erweiterte, bis auf die Schulter herabhängende rechte Ohr. — „Revista Trimensal", III, 192; — „Ulrich Schmidels Reise nach Süd-Amerika" (Tübingen 1889), p. 62, 66; — Azara: „Voyages dans l'Amérique Méridionale, depuis 1781 jusqu'en 1801" (Paris 1809), II, 149, 156, 157—159, 161; — Cardús: „Las Misiones Franciscanas entre los Infieles de Bolivia." (Barcelona 1886), p. 262—63; — Baldrich: „El Chaco Central Norte", p. 261.

führten Grund. Ein feuchtes Tropenland ist in der Tat auf eine weite Entfernung hin zu riechen. Wir wissen, daß Naturvölker nicht nur auf sehr weite Entfernungen Feuer riechen können, sondern wir haben auch Nachrichten über einzelne, besonders begnadete Leute, welche die Spürkraft eines Hundes besaßen. Pedro Morón, ein kubanischer Halbblut-Indianer im Heere de Sotos, besaß diese Fähigkeit; er konnte Feuer bis auf Entfernungen von 4 bis 5 km riechen. 1656, während des Negersklavenaufstandes auf Guadeloupe, machte sich ein aus Brasilien stammender indianischer Sklave dadurch verdient, daß er wie ein Hund den Fährten der Neger zu folgen verstand und sie genau durch den Geruch von den Fährten der Franzosen unterschied. Wenn man sich im Bismarck-Archipel oder in Neu-Guinea aus dem Inneren kommend der Küste nähert, so trifft man fast immer zunächst auf eine Taro- oder Bananenpflanzung als das erste Anzeichen menschlicher Siedlung. Sehr häufig sind nun in ihnen Eingeborene beschäftigt, vermittels Feuer und Beil Rodearbeit zu verrichten. Fast regelmäßig haben mich dann meine Begleiter schon lange vorher darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns der Küste näherten, da sie Feuer röchen. So darauf hingewiesen und mit einem guten Geruchssinn begabt, habe ich dann auch zuweilen das Feuer, oder besser natürlich, den Rauch riechen können. Leider habe ich mir nur einmal eine Aufzeichnung gemacht, welche die Entfernung annähernd berechnen läßt. Diese Aufzeichnung ist nicht einmal gut; wir marschierten noch 35 Minuten, bis wir auf der Höhe des angekündigten Feuers waren. Da der Weg aber, wie alle Kanakerpfade, sehr gewunden war und der Marsch langsam ging, so kann ich auf keinen Fall mehr als 2 km Luftlinie rechnen. Wahrscheinlich ist die Schätzung schon zu hoch. Da fehlt also noch ein gutes Stück bis zu den 4 bis 5 km von Pedro Morón.

Wie sehr die Melanesier gewohnt sind, sich auf ihren guten Geruchssinn zu verlassen, beweist ihre ständige Gewohnheit, alle ihnen fremden Gegenstände, nicht etwa nur Eßwaren, sofort an die Nase zum Beschnüffeln zu bringen, nachdem sie sie kurz betrachtet haben. Gallas, ein Buka aus Pororán, der lange Zeit in meiner Begleitung war, tat dies stets, Kábui fast immer. Wenn eine fremde Sache in einem Kreise von Melanesiern zur Besichtigung von Hand zu Hand geht, dann ist mit der Besichtigung fast immer eine Beschnüffelung verbunden. Stets geschieht dies, wenn es sich um fremde Eßwaren handelt. So viel mir bekannt, ist dieses typische Verhalten des primitiven Menschen zuerst während der dritten Reise von Columbus an der Küste von Paria bemerkt worden.[45])

Mund- und Zahnpflege findet bei Melanesiern und Polynesiern bessere Beachtung, als dies, glaube ich, gewürdigt wird: Ich habe Mundspülen und eine Art von leichtem Gurgeln nicht nur auf dem Lande beobachtet, in West-Neu-Pommern und Neu-Guinea, sondern selbst während einer Fahrt mit dem Dampfer „Sumatra", wo Säuberung und Toilette gewisse Schwierigkeiten für die Eingeborenen hatten. Mehrfach habe ich hier Leute auf der unteren Stufe des herabgelassenen Fallreeps stehen und sich den Mund spülen sehen. Während meiner Segelbootfahrt von Herbertshöhe nach Nakanai und zurück war dieses Mundspülen einiger Leute eine nach jedem Essen wiederkehrende Erscheinung. Dieselbe Sorgfalt für Mund und Zähne ist an anderen Punkten der Südsee beobachtet worden, bei den Tagalen und verwandten Philippinos, auf Fidschi, Tonga, Tahiti, in den Tuamotus. Die Tonga-Leute benutzten Stücke der Faserhülle der Kokosnuß als Zahnbürste, eine Art Zahnpulver ist an der Astrolabe-Bucht, Neu-Guinea, in Gebrauch.[46])

Über die kosmetischen Mittel bei der Zahnpflege hat Lasch bereits einiges gesagt und zu den verwandten Erscheinungen bei den Indianern Amerikas in Parallele gesetzt. Es mag nur erwähnt werden, daß zuweilen die nach Ansicht der alten Reisenden künstlich gefärbten Zähne ganz offenbar durch Betelkauen natürlich gefärbte Zähne waren, so auf den Marianen und Santa Cruz-Inseln. Denn wenn der ziegelrote Saft dem Betelkauer auch in erster Linie Zahnfleisch, Zunge und Lippen rotfärbt, so werden doch auch die Zähne stark in Mitleidenschaft gezogen, wenn auch nicht fürs Leben, falls der Betelgenuß aufhört. Andere, wie z. B. früher Bisayas, jetzt Anwohner der Astrolabe-Bai und Sulkas färben die Zähne fürs Leben. Bei beiden Klassen, besonders bei den Betelkauern, fallen Kinder und halberwachsene Leute durch blendendweiße regelmäßige Zähne angenehm auf.[47])

[45]) Romilly: loc. cit. p. 263; — „La Florida del Inca", p. 79^{II}; — du Tertre: I, 501; — Vicente do Salvador: „Historia do Brasil" in „Annaes da Bibliotheca Nacional" (Rio de Janeiro 1888), XIII, 31; — van Hasselt: „Nufoorsche Fabelen", p. 533; — Ellis: „Polynesian Researches", I, 42; — Muñoz: „Historia del Nuevo-Mundo" (Madrid 1794), p. 293.

[46]) De Morga: p. 174, 452; — Hawkesworth: III, 30; — Beechey: „Narrative of a Voyage to the Pacific and Beering's Strait" (London 1831), I, 241; — Mariner: „An Account of the Natives of the Tonga Islands" (London 1817), II, 346; — Williams: „Fiji and the Fijians" (London 1860), I, 141; — „Beschreibender Catalog der Ethnogr. Sammlung Ludwig Biró's", Astrolabe-Bai (Budapest 1901), p. 37.

[47]) Lasch in „Mitt. Anthropol. Gesellsch. Wien" (Wien 1901), XXXI, 19, 20; — Pigafetta in „Ramusio", I, 355 E.;

Zahndeformationen, so verbreitet als Zahnfeilen in Indonesien und als Zahnausschlagen in Australien, nehmen in der Südsee nur einen beschränkten Raum ein. Das Fehlen der Vorderzähne ist mir nur aus Hawaii, Tongareva und Neu-Hebriden bekannt.[48])

Fig. 3.
Ausgeschlagene Zähne auf Tanna, Neu-Hebriden.

Die auch in Amerika nicht häufigen Zahntrophäen sind mir im Südseegebiet nur bei den Maori von Neu-Seeland bekannt.[49])

Die Arm- oder besser Handkräfte der Melanesier, mit dem Dynamometer gemessen, gaben immer nur ein bescheidenes Ergebnis. Ich glaube aber, daß die Körperkraft mit einem solchen Instrument nicht einwandfrei zu messen ist. Denn die durch den Zeiger des Instruments angezeigte Kraftleistung setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: einmal aus der relativen Kraft und dann aus einer Komponente, in der, je nachdem, Übung, Geschicklichkeit oder Trick enthalten sein und vorwiegen mögen. Derselbe Mann, der einen schweren Bogen viel weiter ausziehen konnte als ich, kam mit dem Instrument kaum an meine Kraftleistung heran. In Lamassa wurden die Armkräfte von 26 Mann mit dem Instrument gemessen, nur zwei von ihnen brachten es bis 180°, je einer bis 200° und 240°.

Gehen wir von den Armen den Körper weiter herunter, so kommen wir an einen interessanten Punkt, den Nabel. Es ist beachtenswert, daß an keinem Orte der Südsee und Amerikas, so weit mir bekannt, die Nabelschnur mit einem Eisen- oder Stahlmesser abgeschnitten wird, obwohl die Leute schon längst, Mann für Mann, im Besitze europäischer Schneidewerkzeuge sind. Ich spreche natürlich nur von den Leuten, die wenigstens noch einen Teil ihrer primitiven Kultur bewahrt haben. Stets wird die Nabelschnur mit Bambus, Muschelschale, Stein oder Obsidian durchgeschnitten. In Neu-Hannover und auf den nach Norden vorliegenden kleinen Inseln wird die Nabelschnur mit einer Muschelschale abgeschnitten, in Nord-Neu-Mecklenburg, wie es scheint, im allgemeinen ebenso. In Mittel- und Süd-Neu-Mecklenburg, soweit ich gefragt habe, geschieht es mit einem Bambusmesser, auf der Gazelle-Halbinsel mit einer Muschel oder einem Bambusmesser; auf der Nordküste von West-Neu-Pommern und auf den Admiralitäts-Inseln, soweit ich gefragt habe, mit Obsidian. In Samoa und Neu-Caledonien sind Steine die Werkzeuge, auf Monahiki eine Muschelschale.[50])

Richard Andree und Wilken haben in ihren vortrefflichen Arbeiten über die „Beschneidung" nachdrücklich auf den für die indonesischen und Südsee-Verhältnisse so wichtigen Unterschied zwischen circumcisio und incisio hingewiesen. Die notwendige gründliche Untersuchung dieser Verhältnisse stößt insofern auf eine erhebliche Schwierigkeit, als die meisten älteren Gewährsmänner entsprechend dem damaligen Stand der Völkerkunde keinen Unterschied zwischen circumcisio und incisio machen, sondern beide unter dem Sammelwort „Beschneidung" zusammenfassen. Eine reinliche und möglichst restlose Erörterung dieser Frage erfordert daher viel Kritik, viel Zeit und besonders viel Raum, den die vorliegende Arbeit nicht gewähren kann. Ihrem Charakter als „Beitrag" entsprechend soll sie daher nur den Beitrag zu dieser Frage liefern, den ich aus meinen Erfahrungen zu geben vermag.

Wilken meint, daß auf den Philippinen nur circumcisio herrschte, Andree nimmt an, daß wenigstens teilweise incisio ausgeübt wurde. Andree hat ganz offenbar Recht. Denn nicht nur beschreibt das von Blumentritt angezogene „el corte se hace de arriba abajo" sehr treffend die incisio, sondern tuli im Tagalo ist keineswegs derartig identisch mit toli im Bisaya, wie Wilken meint. Tuli im Tagalo heißt nach Noceda und Sanlucar: „abrir el capullo del niembro viril", also die incisio machen. Denn capullo ist das Eichelnäpfchen, aus dem die Eichel hervorsteht. Capullo ist also hier eine Vorhaut von normaler Länge und in normaler

— „Colección de Documentos Inéditos del Archivo de Indias" (Madrid 1866), V, 261; — „The Discovery of the Solomon Islands", II, 277; — Zaragoza: „Historia del descubrimiento de las regiones Austriales" (Madrid 1876), I, 62; — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 183.

[48]) Wilken in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instituut", 5. volgr., III, 472ff.; — de Clercq u. Schmeltz: „Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea" (Leiden 1893), p. 73, 214; — Nicholas: „Narrative of a Voyage to New Zealand" (London 1817), II, 223; — Williams: „Missionary Enterprises", p. 548; — Ellis: „Narrative of a Tour through Hawaii" (London 1828), p. 165—66; — Freycinet: „Voyage autour du Monde", Historique (Paris 1825—39), II, 601; — Chamisso: IV, 212; — Eckardt: „Neu-Hebriden", p. 17.

[49]) Nicholas: I, 132.

[50]) Turner: „Samoa", p. 10, 79, 275, 341; — Betreffend Amerika sind eine große Zahl von Belegen von mir aufgeführt worden in „Skalpieren", p. 41—42, denen noch die folgenden beigefügt werden mögen: Egede: „Beschreibung und Natur-Geschichte von Grönland", Übers., (Berlin 1763), p. 165; — Torquemada: II, 448 II (XIII, cap. XVIII); — Pinart in „Revue d'Ethnographie", VI, 43; — Milla: p. XLII; — Richard Schomburgk: „Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844" (Leipzig 1847—48), II, 313—314; — Nieuhof: „Gedenkweerdige Brasiliaensche Zee- en Lant-Reize" (Amsterdam 1862), p. 225; — Über Gebrauch des Bambusmessers beim Nabelschneiden in Indonesien s. Wilken: „De Besnijdenis" in „Bijdr. van het Koninkl. Instit.", 4. volgr., X, 194.

Lage. Will man diese öffnen — abrir —, so kann dies nur durch einen Schnitt de arriba abajo geschehen, also als incisio. Niemand wird circumcidere mit „öffnen" übersetzen, wohl aber incidere, wer, wie ich, die großen auseinanderklappenden Lappen der Vorhaut eines im Jünglingsalter Incisierten gesehen hat. Nun wird aber im Tagalo das tulí auch mit circuncidar übersetzt, und im Bikol, wo dieselbe Sitte belegt ist, turi mit el circuncidado, und pagturi mit circuncisión. Das kommt aber daher, daß man in jenen Zeiten, wie schon erwähnt, einen Unterschied in den Beschneidungsarten nicht machte, sondern alle Erscheinungen, die der jüdischen Beschneidung ähnlich sind, unterschiedslos circumcisio nannte. Das Wort incisio ist ein ganz moderner terminus technicus; vergeblich wird man ihn in älteren Arbeiten suchen. Auf den Philippinen hatte also, was wichtig ist, vor dem Eindringen des Islâm unter Stämmen malaio-polynesischer Affinität die incisio geherrscht.[51])

Der andere für die Beurteilung der Südsee-Verhältnisse wichtige Insel-Komplex sind anschließend an die Philippinen die Molukken, sowie Mittel- und Nord-Celebes. Hier herrschte die incisio auf Buru, Ceram, den Watu Bela-Inseln, in der Minahassa, zum Teil auf dem übrigen Zentral- und Nord-Celebes, zum Teil und früher wohl ganz auf Ambon, mindestens zum Teil auf Halmaheira. Die circumcisio fand sich auf den Aru- und Kei-Inseln, auf der Ceram Laut- und Goram-Gruppe, zum Teil in Zentral-Celebes, in Gorontalo, zum Teil auf Ambon. Wie die Verhältnisse im einzelnen standen und was besonders an circumcisio auf den Einfluß des Islâm zurückzuführen ist, wird hoffentlich noch einmal untersucht werden, eine Arbeit, die nicht leicht sein dürfte.[52])

Sehr wenig bekannt ist bisher über diese Verhältnisse in Neu-Guinea. Es scheint, daß die auf der Südküste von Váez de Torres angetroffenen Papuas die circumcisio übten, denn sie werden ausdrücklich als „todos Retajados como Judios" genannt. Ganz sicher kann uns aber auch dieser Zusatz eines Seemanns des 17. Jahrhunderts nicht machen, der damals nur die „Beschneidung wie bei den Juden" kannte; und da es keineswegs so ohne weiteres dem Beschauer in die Augen fällt, ob circumcisio vorliegt oder incisio, so ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die Spanier unter Torres incisio sahen. An anderen Stellen Neu-Guineas liegt dagegen mit Sicherheit incisio vor, so an der Südostküste, bei den Jabim und an der Astrolabe-Bai.[53]) Ich selbst bin auf Neu-Guinea über große Strecken marschiert, deren Bewohner unbeschnitten waren, so von der Humboldt-Bai über Wutung, Wánimo und Nachbarschaft, Leitere bis Sēr. Über die dann nach Osten folgenden Sissano-Leute hat mir ein Händler unbestimmte Angaben betreffend „Beschneidung" gemacht, die ich aber leider nicht nachgeprüft habe. Es ist sehr wohl möglich, daß so etwas vorliegt, aber bei allem guten Willen sind die Angaben jenes Händlers wegen einiger in seiner Persönlichkeit begründeten Mängel nicht zuverlässig genug, um ohne weiteres als Tatsache passieren zu können.

Weiter nach Osten auf der Nordküste von Neu-Guinea habe ich keine Art von Beschneidung bemerkt, auch nicht auf den Le Maire-Inseln Wogéo und Keule, und auf den unter dem Festlande liegenden Inseln Kairiru, Muschu und Juo. Dagegen soll auf dem benachbarten Festlande in der Kaip-Gegend nach mehrfachen Aussagen Beschneidung bestehen, und zwar, wie mir scheint, circumcisio. Den Übergang von Neu-Guinea nach Neu-Pommern bildet die große Insel Umboi. Hier,[54]) und nach den mir in West-Neu-Pommern gemachten Angaben, auch auf den Siassi-Inseln, besteht incisio.

Auf der Nordküste von Neu-Pommern herrscht

[51]) R. Andree: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche", Neue Folge (Leipzig 1889), erschien vorher schon im „Archiv f. Anthrop.", XIII; — Wilken: „De Besnijdenis", loc. cit. passim; — Ploss hat aus den Arbeiten von Andree und Wilken eine dritte gemacht, ohne wesentlich Neues zu bringen, und eigentlich auch ohne in genügender Weise anzuerkennen, wieviel er seinen beiden Vorgängern — besonders dem ersten — verdankt. Ploss: „Geschichtliches und Ethnologisches über Knabenbeschneidung" (Leipzig 1885); — Blumentritt: „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" (Gotha 1882), p. 14[II]; — Noceda y Sanlucar: „Vocabulario de la Lengua Tagala" (Manila 1860), p. 352[II]; — Márcos de Lisboa: „Vocabulario de la Lengua Bicol" (Manila 1865), p. 412; — P. José Castaño in Retana: „Archivo del Bibliófilo Filipino" (Madrid 1895), I, X, p. 29.

[52]) Wilken: „Besnijdenis", p. 173—176; — Baarda: „Galélareesch-Hollandsch Woordenlijst" ('s-Gravenhage 1895), p. 46; — Kruyt: „Woordenlijst van de Bareë-Taal" ('s-Gravenhage 1894), p. 73; — Schröder: „Gorontalosche Woordenlijst" ('s-Gravenhage 1908), p. 45; — Riedel: „De Sluik- en Kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua" ('s-Gravenhage 1886), p. 6, 77, 139, 178, 208, 228; — Was Bastian — wie immer ohne oder mit ganz ungenauer Quellenangabe — über die incisio in Ambon bringt („Die Molukken" [Berlin 1884] p. 162), stammt aus Valentijn: „Oud en Nieuw Oost-Indiën" (Dordrecht en Amsterdam 1724—26), III, 1e stuk, p. 13.

[53]) Diego de Prado y Tovar in „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1878), IV, 78; — Robidé van der Aa: „Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea" ('s-Gravenhage 1879), p. 147; — Schellong im „Intern. Archiv f. Ethnogr." (1889), p. 147, 155; — Hagen: „Unter den Papua's" (Wiesbaden 1899), p. 236; — Wilken: „Besnijdenis", p. 172.

[54]) P. Ambrosoli in „Annales de la Propagation de la Foi" (Lyon 1855), XXVII, 364; — Paolo Reina in „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde", Neue Folge, IV, 357.

in Kilenge, Bárriai, Kobe und Nakanai, wie ich persönlich festgestellt habe, die incisio. Ebenso auf den Witu-Inseln; dies habe ich bei einem Manne gesehen und außerdem von ihm die Versicherung erhalten, daß alle seine Landsleute so beschnitten seien wie die Barriai. Ebenso glaube ich, daß die Beschneidung, die ich auf der Admiralitäts-Insel Pāk sah, die incisio ist. Dieselbe Sitte haben nach Angabe der Pāk-Leute die Bewohner der Nachbarinsel Tong und des Dorfes Lóniu auf der der Hauptinsel nach Osten unmittelbar vorgelagerten Insel. Diese mir gemachten Angaben decken sich genau mit den von Parkinson gegebenen Daten.[55]) Die von mir gesehenen Leute der Admiralitäts-Inseln Lou, Paluan und Mouk waren unbeschnitten.

Emil Stephans Angabe über das, was er bei den Barriai „Beschneidung" nennt, ist ungenau, wie sich denn überhaupt leider infolge mangelhafter Verständigung so manche Irrtümer in die Arbeiten dieses fleißigen, enthusiastischen und verdienstvollen Forschers hineingeschlichen haben.[56])

Ich habe an Ort und Stelle, bei meinen vorhin genannten Gewährsmännern und ganz besonders bei Kábui genaue Erkundigungen eingezogen: die Sache verhält sich in Kürze bei Kilenge-, Barriai- und Kobe-Leuten so: Bis etwa zum fünften oder sechsten Jahre spielen kleine Mädchen und Jungens unterschiedslos zusammen und wohnen im Weiberhause. Während die Mädchen hier wohnen bleiben, ziehen die Knaben dann ins Männerhaus. Als Ersatz für eine sonst fehlende Pubertäts-Zeremonie wird den heranwachsenden Mädchen das rechte Ohr aufgeschlitzt, dem Knaben erst das rechte Ohr, dann der Penis. Eine Pubertäts-Maßregel kann dies aber eigentlich kaum genannt werden, denn die Zeit der Ausführung ist unregelmäßig. Wenn ein Familienvater plötzlich gestorben ist, oder wenn ein Vater, besonders ein Marón (Häuptling) Veranlassung hat zu glauben, daß er nicht mehr lange leben werde, so hat er den Wunsch, daß seine Söhne noch bei seinen Lebzeiten der Operation der incisio unterworfen werden. In einem solchen Falle können schon sechsjährige Knaben dieser Prozedur unterzogen werden. Bei dem Barriai Kábui war dieses der Fall gewesen; die bei ihm in ganz jungen Jahren ausgeführte und in ihren Folgen seitdem vollkommen verwachsene Operation war überhaupt nur bei genauer Untersuchung als incisio zu erkennen. Auf den ersten Blick glaubte man ein circumcisio vor sich zu haben. Andererseits kommt es sehr häufig vor, daß ganz ausgewachsene, völlig geschlechtsreife Jünglinge der Operation unterzogen werden, da immer eine Zahl junger Leute für einen Zeitpunkt aufgespart wird, um gleichzeitig eine ganze Reihe zu erledigen und so die Veranlassung und die Mittel für ein möglichst großes Festessen zu gewinnen, an dem die gesamte befreundete Umgegend teilnehmen kann. Diese Gepflogenheit findet man bei den Naturvölkern der Südsee und Amerikas tatsächlich an allen Ecken und Enden wieder. Sie ist ein Ausfluß der quantitativen Weltanschauung des primitiven Mannes, der wir nicht nur bei ihm auf Schritt und Tritt begegnen, sondern auch bei jungen Nationen der Zivilisation, wo Quantität vor Qualität geht. Ich hatte Gelegenheit als Vertreter dieser zweiten, im Jünglingsalter operierten Klasse einen Kobe-Mann zu untersuchen. Das bemerkenswert dicke und fleischige Präputium war oben durch einen gut vernarbten Schnitt seiner ganzen Länge nach aufgeschlitzt und hing als ein unschöner, dicker, brauner Fleischlappen nach unten und hinter herunter. Ich hatte den Eindruck, daß dieser, wie ein nicht dahingehöriger Appendix aussehende Lappen beim Coitus störend sein müsse.

Zur Operation selbst wird der Kandidat auf den Rücken gelegt; in derselben Weise und aus demselben Grunde, wie es G. Brown für die Tatauierung in Samoa feststellt,[57]) wird er nun von Anverwandten, Vater, Mutter, erwachsenen Brüdern, an Armen und Beinen gepackt und festgehalten. Denn die Knaben schreien und zucken im Moment des Schnitts heftig zusammen, während die Erwachsenen sich der Weiber wegen schämen, eine Arekanuß zwischen die Zähne nehmen und in diese ihren Schmerz hineinbeißen. Die Operation selbst wird von einer Art weisem Mann ausgeführt, der aber kein Priester ist. Von diesem Institut haben sich die Stämme von West-Neu-Pommern bisher freizuhalten verstanden. Bei den Ost-Barriai war es zu meiner Zeit Kukumainge, der zweite Häuptling von Kairi. Er schiebt ein kleines längliches Stück Holz unter das Präputium des Patienten und zerschneidet über diesem mit einem Obsidiansplitter (adiel) durch einen Längsschnitt von oben nach unten — also vom sulcus glandis bis zum orificium praeputiale — das praeputium. Auf den Witu-Inseln ist der Vorgang nach der mir gemachten Beschreibung der gleiche. Man sieht, daß es sich von Anfang bis zu Ende um die charakteristische malaio-polynesische Operation der incisio handelt. Der weise Mann bekommt für seine Bemühung eine Bezahlung, die mir verschieden von dreiviertel bis zwei Faden Muschelgeld angegeben wurde; dazu ein besonders

[55]) Parkinosn: „Dreißig Jahre", p. 399.

[56]) „Globus", LXXXIX (1906), p. 151.

[57]) „Melanesians" p. 101.

gutes Essen. Die größere Summe scheint mir bezahlt zu werden, wenn es sich um einen Häuptlingssohn handelt und wenn eine einzelne Operation zu einem außergewöhnlichen Termin vorzunehmen ist; die kleine Summe beim allgemeinen Beschneidungsfest. Daß das Geschäft einträglich ist, ersehe ich daraus, daß mir Kukumainge als einziger Mann seiner Gegend bezeichnet worden ist, der drei Weiber hat; allerdings ist er auch nebenbei ein fleißiger Bootbauer.

Die Personen, welche während der Operation festgehalten haben, erhalten als Bezahlung für ihre Bemühung kleine abgerissene Stücke Muschelgeld von dem Bruder der Mutter des beschnittenen jungen Mannes. Letzterer muß zwei bis drei Tage nach der Operation fasten; dann ist alles erledigt und er als vollwertiges Mitglied in die Klasse der Männer aufgenommen. Wie mir versichert worden ist, sind irgend welche Vorbereitungen seitens des Kandidaten zur Operation nicht üblich.

Es mag noch erwähnt werden, daß auch auf den Admiralitäts-Inseln zur Vollziehung der Operation ein Obsidian-Messer benutzt wird. Ebenso nach Parkinson bei den Sulka. Auf den St. Matthias südlich vorgelagerten Koralleninseln und auf Emirau waren alle von mir gesehenen Leute beschnitten; nach Parkinson verhält es sich auf der Tench-Insel ebenso. Nach meiner Ansicht ist es circumcisio. Ganz sicher liegt dies auf den Tabar-Inseln vor, während es mir zweifelhaft ist, ob es sich in der Lemusmus-Gegend von Neu-Mecklenburg um circumcisio oder um incisio handelt.[58])

Auf den Salomon-Inseln habe ich nie irgend welche Art von Beschneidung angetroffen; soweit mir bekannt, ist sie in diesem Bezirk, abgesehen von rein polynesischen Ansiedlungen, auch nie bemerkt worden.[59])

Auf den Neuen Hebriden ist die incisio weit verbreitet; sie ist bekannt von Malekula, Uripio, Efate, Eromanga, Tanna, Aneityum; vielleicht war sie auch auf Ambrym. Wenn an einigen Stellen von „Beschneidung" die Rede ist, anstatt von incisio, so geschieht dies aus dem mehrfach erläuterten Grunde, weil man früher keinen Unterschied zwischen circumcisio und incisio machte. Auch linguistisch beweist das Wort tefe in Efate und teve in Malekula, daß auf den Neu-Hebriden die echte polynesische incisio vorliegt.[60]) Dieselbe incisio finden wir weiter auf ganz Neu-Caledonien mit Ausnahme der Loyalty-Inseln,[61]) und schließlich auch auf Fidschi. Denn was auch andere darüber gesagt und sich zurecht gelegt haben mögen, so kann doch kein Zweifel sein, daß im Fidschi-Archipel die echte polynesische incisio, nicht die circumcisio ausgeübt wurde.[62])

Ich bedauere lebhaft, nicht mehr zur Klärung der Verbreitung der Beschneidungsarten in der Südsee beitragen zu können. Der Grund hierfür ist zunächst wieder meine schon erwähnte Art zu reisen, die mir annähernd Tag für Tag am Rastort nur wenige Abendstunden, an den dazwischenliegenden Plätzen nur Minuten Zeit gewährte. Man kann nicht erwarten, in einer so kurzen Spanne als Fremder das Zutrauen der Eingeborenen in einem so hohen Grade zu gewinnen, um in dieser etwas heiklen Frage Aufklärung zu erhalten. Man kann dies besonders nicht bei Menschen erwarten, denen als erstes Dogma der ihnen gebrachten höheren Moral verkündet wurde und noch verkündet wird, daß sie sich eines Körpergliedes zu schämen und es zu verbergen hätten, das sie bisher in ihrer arglosen Auffassung als einen ebenso ehrbaren Körperteil mit in die Welt gebracht hatten, als alle übrigen.

Der zweite Grund ist der, daß ich mir draußen der Wichtigkeit des Problems nicht voll bewußt war. Da ist es nun eine leichte Entschuldigung, wenn auch kein Trost, daß, wie die vorstehenden Quellenangaben ausweisen, andere und vielleicht bessere Südseekenner als ich, in diesem Punkte nicht weiser gewesen sind.

Richard Andree hat in seiner erwähnten

[58]) Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 181—82, 321—22, 336, 342; — G. Brown in „Proceed. Royal Geogr. Soc.", N. S. vol. III, 217, (London 1881); — Derselbe: „Melanesians", p. 378—79.

[59]) Guppy: loc. cit. p. 137.

[60]) Turner: „Samoa", p. 317, 326, 329; 81 (Samoa); — Brown: „Melanesians", p. 379; — Eckardt: „Neu-Hebriden", p. 21; — Somerville in „Journ. Anthrop. Institute", XXIII, 4, 368 (London 1894); — Macdonald: „South Sea Languages", p. 238 (Melbourne 1891).

[61]) D'Entrecasteaux: I, 351; — Labillardière: II, 197; — Lambert: p. 107—108; — Turner: „Samoa", p. 341.

[62]) Dumont d'Urville: „Voyage de L'Astrolabe", IV, 702—703; — Williams: „Fidji", p. 166—167; — s. hierzu E. Tregear: „The Maori-Polynesian Comparative Dictionary" (Wellington, N. Z., 1891), p. 502, unter tehe; — Jacobs in „Intern. Arch. f. Ethnogr." (1891), IV, 247; — Graebner im „Anthropos" (1909), IV, 736; — Gardiner in „Journal Anthrop. Instit." (1898), XXVII, 524; Das Rotuma-Wort kali für „circumcision" hängt wohl mit Fidji-Verbum kali-a = to separate a thing from what it aheres to, zusammen. In diesem Falle würde kali allerdings besser auf circumcisio als auf incisio passen. Siehe Hazlewood: „A Fidjian and English and an English Fidjian Dictionary", 2nd edit. (London), p. 47 II; — Über incisio bei den Polynesiern finden sich einige Angaben in Friederici: „Tuamotu-Inseln", p. 53—54; — Erdland: „Marshall-Sprache", p. 160 gibt muíjit für „die Vorhaut beschneiden", ohne es leider für gut zu finden, in seinen lehrreichen „Ethnographischen Notizen", p. 181ff., näher auf diesen Punkt einzugehen.

verdienstvollen Arbeit bereits den besten Teil des vorhandenen Materials betreffend Beschneidung bei den Indianern Amerikas herangezogen. Nur wenig kann ich dem noch hinzufügen.[63]) Es zeigt sich, daß circumcisio und eine Art von incisio in Amerika vorkam, wenn auch hier aus den mehrfach erwähnten Gründen nur in ganz wenigen Fällen mit voller Sicherheit zu entscheiden ist, welche Art der Beschneidung vorliegt. Am interessantesten und wichtigsten ist der von Palacio überlieferte Fall bei den Chontal-Indianern. Frantzius erkennt hierin ganz offenbar eine regelrechte incisio, und Andree, der nur die Übersetzung von Frantzius kennt, natürlich ebenso. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist aber sehr zweifelhaft; v. Frantzius nämlich, der es für angebracht hält, ein höchst abfälliges Urteil über den Geschichtsschreiber Herrera und seine „gedankenlose Abschreiberei" zu fällen, macht hier eine recht ungenaue und zum mindesten nicht voraussetzungslose Übersetzung.

Von „Vorhaut" ist nämlich im Originaltext von Palacio gar nicht die Rede. Aus ihm geht nur hervor, daß in zwei Fällen je ein männliches Glied arg verstümmelt worden war, und daß vier Knaben nach jüdischer Art beschnitten worden waren. In den ersten beiden Fällen beschränkten sich die beigebrachten Verletzungen ganz offenbar nicht auf die Vorhaut, sondern das ganze Glied war durch Schnitte und Spalten geöffnet, wobei in einem Falle diese Einschnitte die Figur einer Harfe darstellten. Von einer regelrechten incisio, wie man mit Andree nach der Übersetzung von Frantzius annehmen muß, kann hier gar keine Rede sein.[64]) Ein einwandfreies Beispiel einer echten incisio nach Art der malaio-polynesischen ist mir aus Amerika nicht bekannt.

Beschädigte und verstümmelte Gliedmaßen sind in Melanesien nicht selten; verkrüppelte Kinder, besonders an den Beinen, sind häufiger, als verkrüppelte Erwachsene. Zwei an den Beinen verkrüppelte Knaben sah ich in Kait, Süd-Neu-Mecklenburg, ein am Fuße stark verkrüppeltes Mädchen in Kabi, im Innern von Neu-Hannover; sie war noch ganz jung und von sehr kleiner Figur, hatte aber schon völlig entwickelte Brüste. Abgesehen von dieser Körperpartie machte sie einen schwächlichen und zurückgebliebenen Eindruck, litt zudem an starkem Husten. In Lakurefanga, Nord-Neu-Mecklenburg, bemerkte ich einen in den Hüften verwachsenen Jungen, ebenso je einen verwachsenen Jungen in Massait, Lihir-Gruppe, und Put, Tanga-Gruppe. Solche Verkrüppelungen rühren nahezu immer von Unglücksfällen her, Fall vom Baum bei der Kuskus-Jagd oder beim Pflücken der Kokosnüsse, und sind daher viel häufiger bei Knaben wie bei Mädchen. Solche Unglücklichen überleben gewöhnlich die Härten eines Lebens in der Wildnis nicht lange, obwohl ich bemerkt zu haben glaube, daß man freundlich zu ihnen ist und auf sie Rücksicht nimmt. Deswegen sieht man auch so wenig erwachsene Krüppel. Einen solchen traf ich auf der Insel Donung, nördlich Neu-Hannover mit stark verkrüppeltem Fuß; der Häuptling von Tisasi, Mitten-Buka, schien an Sehnenschwund zu leiden; er bedurfte eines Stockes, um sich beim Gehen zu stützen. Endlich sah ich in Wolún, an der Bucht von Kambotorós, Süd-Neu-Mecklenburg, einen alten Mann, der einen Auswuchs in Gestalt eines mehr als faustdicken Apfels am linken Obenschenkel, halbseitwärts dicht oberhalb der Kniekehle, trug. Der Mann lahmte nicht.[65])

Geistig Defekte sind auch nicht so ganz selten in Melanesien. In Neu-Mecklenburg kommen zuweilen Fälle einer Art von Tobsucht vor, die sie, wie die alten Hebräer, auf das Einfahren eines bösen Geistes, eines tábaran, zurückzuführen. Einen lauten, aber sonst wohl harmlosen Verrückten traf ich in Tobádi, Humboldt-Bai; er fuhr abends in einem Kanu 50 bis 100 m in die Bucht hinaus und führte draußen unter Gesang und Schwingen der Pagaje einen grotesken Tanz auf. Auf der Insel Kung, nördlich Neu-Hannover, befindet sich ein geistig Armer, ein junger Mann, von kräftiger, schöner Figur, aber mit einem stumpfen Ausdruck im Gesicht. Er war harmlos und arbeitsam, wurde

[63]) Petitot: „Exploration de la Région du Grand Lac des Ours" (Paris 1893), p. 141—142. — Herrera: „Historia General", Déc. IV, p. 187 II; — „Colección Doc. Inéditos" (Madrid 1866), VI, 35; — „Annales des Voyages" (Paris 1809), III, 37. (Auszug aus dem „Mercurio Peruano"); — Ordinaire in „Revue d'Ethnographie", VI, 308—309; — „Revista Trimensal" (Rio 1850), XIII, 254; — Ribeiro de Sampaio: „Diario da Viagem" (Lisboa 1825), p. 68; — „N. Federmanns und H. Stades Reisen in Südamerica" (Stuttgart 1859), p. 181.

[64]) Der Text lautet: „el cual desde su gentilidad tenia el miembro hendido y abierto"; — — — „y uno se harpó y hendió su miembro, y que circuncidaron cuatro muchachos de doce años para arriba, al uso judáico". Zu bemerken ist, daß harpó heißen kann: se arañó, aber auch: dió tajos en forma de arpa. Die Übersetzung lautet: „sein Glied frei mit gespaltener Vorhaut tragen, nach einer heidnischen Sitte"; — — — „indem einer von ihnen seine Vorhaut aufgeschlitzt hatte und bei ein paar Knaben, die über zwölf Jahre alt waren, wurde von ihnen die Beschneidung nach jüdischem Gebrauch ausgeführt." s. „San Salvador und Honduras im Jahre 1576", Übers. u. mit Anmerk. von A. v. Frantzius (Berlin 1873), p. 52—53, 69—70.

[65]) „The Discovery of the Solomon Islands", I, 133, plate, gibt die gute Abbildung eines buckligen Salomoniers.

aber von der Schar der Knaben, die in der Unkultur ebensowenig Herz haben, wie bei uns in der Kultur, bei jeder Gelegenheit geneckt und ausgelacht.

Auch in anderen Teilen Melanesiens sind Fälle von Verrücktheit beobachtet worden.[66])

Das geistige und seelische Leben, das sich nach unserer Auffassung im Kopf, nach der der alten Skandinavier in der Brust abspielt, hat nach Ansicht der Chinesen und wohl aller Melanesier, Polynesier und Mikronesier den Sitz seiner Entstehung im Bauch. Selbst im Pidgin-Englisch der Melanesier kommt diese Auffassung bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck.[67])

Wenn auch Spezialisieren und Detaillieren charakteristisch für die Denkungsweise der Naturvölker ist, und wenn auch zusammenfassende Begriffe ihren Sprachen zumeist fehlen, so sind sie doch sehr wohl einer Verallgemeinerung, einer Schlußfolgerung fähig. Oft bin ich durch Bemerkungen oder Antworten solchen Charakters betroffen worden. Ich will nur ein Beispiel anführen. Wenn ich auf meinen Zügen im Rastort Lebensmittel für mich und meine Begleitung von den Dorfbewohnern erhalten und sie bezahlt hatte, dann pflegte ich den Leuten, wenn sie sich entgegenkommend gezeigt hatten, dadurch noch eine kleine Magenfreude zu machen, daß ich ihnen einen Kochgeschirrdeckel voll Reis gab. Ich tat dies, weil mein Reisvorrat ja durch die empfangenen Lebensmittel geschont wurde, weil ich wußte, daß die früher im Anwerbeverhältnis gewesenen Leute gern wieder einmal Reis essen, und weil ich glaubte, daß auch die übrigen gern einmal von dem ihnen fremden Kaikai kosten würden, von dem ihnen die aus dem Dienst Zurückgekehrten sicher viel erzählt hatten. Als ich so, im Anfang meiner Tätigkeit und noch ein ziemlich grüner Neuling, dem Häuptling von Malaus, im Innern von Neu-Hannover, seine Portion hatte aushändigen lassen, fragte ich ihn, ob er auch wisse, wie man Reis koche. Im Ton der Selbstverständlichkeit erfolgte die prompte Antwort: „boy he save talk, he save cook him rice“, d. i. „Jeder schwarze Junge, der Pidgin-Englisch reden kann, kann auch Reis kochen.“ Ich fühlte mich sofort betroffen durch diese Antwort, die in ihrer Verallgemeinerung den Nagel auf den Kopf trifft. Es war nicht möglich, in weniger Worten mich gründlicher zu belehren. Denn in der Tat: das Lawalawa zu seiner Einkleidung erhält der Kanaker vom Missionar oder vom Händler, und von letzterem noch viel mehr, aber Pidgin-Englisch lernt er nur auf den Stationen und Pflanzungen, wo seine Nahrung in der Hauptsache aus Reis besteht. Es war daher überflüssig von mir, einen Mann zu fragen, ob er Reis kochen könne, mit dem ich mich im Pidgin-Englisch unterhielt.

Richard Thurnwald meint, wir brauchten uns nicht zu wundern, „daß es Völker gibt, denen der Zusammenhang von Kohabitation und Konzeption nicht bekannt ist.“[68]) Ich muß gestehen, ich wundere mich etwas; denn weder bin ich jemals in Amerika, Asien und der Südsee auf ein solches Volk gestoßen, noch kann ich ich mich entsinnen, irgend etwas in diesem Sinne gelesen zu haben. Mit Melanesiern habe ich mich häufig über diesen Punkt unterhalten und stets gefunden, daß sie ganz genau über diese Zusammenhänge Bescheid wissen. Sie haben einen Namen für sperma und wissen, daß dieses im Leibe des Weibes auf eine ihnen im einzelnen unbekannte Weise das Kind zuwege bringt; sie wissen die männliche Ornithoptera von der weiblichen, die männliche Mantis von der weiblichen zu unterscheiden, und wissen, daß sie keine Eier zu erwarten haben, wenn sich — wie so häufig in Melanesien — im Dorf nur ein paar Hennen der Federn wegen befinden oder ein einsamer Hahn ohne Hennen. Sie wissen über die durch Beobachtungen zu gewinnenden einfachen Vorgänge in der Natur besser Bescheid als der Durchschnittsstädter in Europa. Daher die „demandes impertinentes“, über die sich die Missionare aller Zeiten so oft geärgert haben. Während bei uns die Schulknaben — wie ich aus eigener Erfahrung weiß — und Millionen anderer Europäer ebenfalls nichts dabei finden, wenn ihnen aus Genesis I vorgelesen und erklärt wird, daß Bäume mit Früchten und Samen auf der Erde wuchsen, bevor noch Sonne und Wärme in die Welt gekommen waren, fragen die beobachtenden und verallgemeinernden Naturkinder höchst erstaunt, wie denn so etwas möglich sei, da keine ihrer Pflanzen ohne die Strahlen der Sonne gedeihen kann.

Die besten Geistesleistungen der Naturvölker sind immer ihre technischen Erzeugnisse; sie werden im Laufe dieser Arbeit noch Berücksichtigung finden. Nur auf zwei besondere Punkte soll an dieser Stelle eingegangen werden. Bekannt, selbst in weiteren Kreisen, sind Wampum und Knotenstricke der Indianer Amerikas; besonders die sogenannten

[66]) Lambert: p. 227—28; — Finsch: „Samoafahrten“, p. 104—105; — Ribbe: p. 107.

[67]) s. auch Ellis: „Polynesian Researches“, II, 153—154; — „Lettres sur les Iles Marquises“, p. 48, 49; — Erdland: „Marshall-Sprache“, p. 189; — Davis: „Chinese Novels“ (London 1822), p. 162, note.

[68]) „Zeitschrift f. Vergleich. Rechtswissenschaft“ (Stuttgart 1910) XXIII, 330.

Quipus des Inka-Reiches sind Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen. Es ist hier nicht der Ort, hierauf näher einzugehen, zumal die betreffende Literatur ganz besonders umfangreich ist. Das wesentlichste über die nordamerikanischen Wampums hat Beauchamp gesagt, während Gustav Brühl eine ausreichende Zusammenstellung über die Knotenstricke bietet.[69]) Bezeichnend für das Wampum ist der Ausspruch eines Oneida-Häuptlings: „Indian's wampum same as white man's letter."

Knotenstricke finden sich nun über die ganze Südsee hin, von Indonesien im Westen bis nach Hawaii im Osten. Sie sind mir bekannt aus Zentral-Celebes, von der Geelvink-Bai, von den Palau-Inseln, von der Nordküste von West-Neu-Pommern und von der Gazelle-Halbinsel, von den Salomonen, der Insel Nui und von Hawaii. Von den dazwischen liegenden Lücken werden wahrscheinlich einige weiter nichts bedeuten, als eine Lücke in meinen Kenntnissen.[70])

Bei den Barriai wird die Knotenschnur ganz besonders als mnemotechnisches Mittel benutzt, um einen im voraus verabredeten Zeitpunkt genau innezuhalten. Die Zahl der Knoten bedeutet die Zahl der Nächte; jeden Morgen wird ein Knoten gelöst und damit eine Nacht gelöscht. Diese Schnur mit den eingeschlungenen Erinnerungsknoten heißt wα̣rŏ; es ist zu bemerken, daß das r zuweilen in diesem Wort stark an l anklang, was an sich nichts Merkwürdiges ist. Eine Schnur, eine Kokosbast-Schnur für den Schiffbau, eine Schleuderschnur aus Kokosfaser heißt auch wᾱ̣rŏ, nur mit einem etwas mehr gedehnten a und einem, wie mir schien, nicht an l anklingenden r. Nun heißt aber wᾰrę̆ zählen; ga͡u⁀nä wᾰrę̆: ich zähle; wᾰrĕnä: das Zählen. Es scheint mir hieraus klar hervorzugehen, daß das Zählen mittels Knotenschnur, wα̣rŏ, eine uralte Sitte ist, und daß sich aus ihr bei weiterer Entwicklung der Begriffe und der Sprache das Wort für „zählen", wᾰrę̆, hergeleitet hat. In Ugi, Süd-Salomonen, heißt wara: sagen, erzählen (S. H. Ray in „Zeitschr. f. afrik. u. ocean. Spr." [Berlin 1896], p. 59); woran heißt „Zahl" auf den Marshall-Inseln (Erdland, p. 69). In Buli (Halmaheira) heißt wala: Schnur (Liane oder Rottang, [Friederici]). Weiteres im linguistischen Teil.

Wie in einigem bereits Gesagten und in manchem, das noch kommen soll, verläßt uns auch hier die Parallele mit Amerika nicht: bei den Chimu, dem alten Küstenvolk im Inka-Reich, ist das Wort ssop, Strick, unmittelbar in der Zahl 10 enthalten.

Daß die Melanesier im übrigen ein, wenigstens für nicht allzu lange Zeit, äußerst feines Gedächtnis besitzen, habe ich oft bewundern müssen. Ein Beispiel, dem in abgeschwächtem Maßstabe ähnliche zur Seite stehen, ist das folgende: Meine Besprechungen mit Kábŭi über Sprache und Sitten seines Volkes zogen sich über einen Zeitraum von 10 Monaten hin, da ich im Drange anderer Arbeiten manchmal wochenlang mit ihm überhaupt nicht sprechen und jedesmal nur eine kurze Zeit mit ihm verhandeln konnte. Fragte ich nun irgend etwas zur Kontrolle oder aus eigener Vergeßlichkeit zum zweiten Male, so war er regelmäßig indigniert, erklärte, er habe mir das schon einmal gesagt, ich hätte es auch aufgeschrieben, und konnte dann auf Befragen auch ganz genau angeben, auf welchem Schiff, an welchem Ort dies geschehen war. Es stimmte stets, wie er sagte.

Wie schon aus vorher Gesagtem hervorgeht, zählen die Völker der Nordküste von West-Neu-Pommern, die Kilenge, Barriai und Kobe, nach Nächten; die ihnen verwandten Talasea und Nakanai also wahrscheinlich gleichfalls. Es ist dies eine vielbemerkte durchgehende malaio-polynesische Sitte, über die sich vorzüglich Wilken in seiner vortrefflichen, gründlichen Weise geäußert hat. Nur wenig kann ich seinen Darlegungen hinzufügen. Aber aus diesen so gelieferten Daten geht mit Sicherheit und leidlich lückenlos hervor, daß die Sitte, nach Nächten zu zählen, von Indonesien angefangen über Neu-Guinea — auch Karolinen —, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Santa Cruz-Inseln, Fidschi und weiter über den ganzen Ozean reichte, bis zu den östlichsten polynesischen Inseln.[71]) Ein flüchtiger Blick auf Amerika liefert

[69]) Beauchamp: „The Iroquois Trail" (Fayetteville N. Y. 1892), p. 62—64, 66, 73; — Beauchamp: „Wampum and Shell Articles" in „Bull. New York State Mus." (Albany 1901), vol. VIII, Nr. 41, mit einem ausführlichen Quellen-Verzeichnis über Wampum auf p. 321—26; — Brühl: „Die Culturvölker Alt-Amerika's" (New York 1875—87), p. 216ff.; — Middendorf: „Das Muchik oder die Chimu-Sprache" (Leipzig 1892), p. 68.

[70]) Kruyt: „Bareë-Taal", p. 47—48; — van Hasselt: „Nufoorsche Fabelen" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instituut", 7e volgr. VII, p. 480; — Keate: „An Account of the Pelew Islands" (Basil 1789), p. 219, 336; — Brown: „Autobiography", p. 146; — Brown: „Melanesians", p. 318, 375; — Fleurieu: p. 135; — Turner: „Samoa", p. 302: — Moerenhout: II, 185; — Tyerman and Bennet: „Journal of Voyages and Travels" (London 1831), I, 455; — Lambert: p. 67 (hier Botenstock).

[71]) Wilken: „Het Tellen bij Nachten etc." in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instituut", 5e volgr., I, 378ff. (1886); — v. Hasselt: „Nufoorsche Fabelen", p. 480; — Dumont d'Urville: „Voyage de L'Astrolabe", Philologie (Paris 1834), II, 186; — „Annales de la Propag. de la Foi", XXVII, 364; — Zaragoza: „Historia", I, 284; II, 231; — Gatschet in „Zeitschr. f. Ethnol." (1882), p. 268; — Percy Smith: „Hawaiki", p. 91, 209; — Moerenhout: II, 180; — „Lettres sur les Iles Marquises", p. 210; — Im

uns wieder eine beachtenswerte Parallele. Denn die Indianer Nord-Amerikas, im Gebiet der heutigen Union und Kanadas, scheinen durchweg diese Art der Zeitrechnung gehabt zu haben; vom Norden Osten, Westen und aus der Mitte haben wir Belege, daß es so war. Außerhalb dieses großen Gebietes sind mir nur die Insel-Karaiben und ihre Stammesverwandten in Guayana als Völker bekannt, die nach Nächten zählten.[72])

Eine Monats- oder Jahresrechnung kennen die Stämme von West-Neu-Pommern nicht, ebensowenig, wie die Stämme anderer Gegenden Melanesiens, soweit ich mich erkundigt habe. Das war besonders der Fall in Neu-Hannover, auf Lihir und in Süd-Neu-Mecklenburg. Die Barriai besitzen besondere Ausdrücke für Vollmond und Mond im ersten oder letzten Viertel; für Neumond und Halbmond haben sie, wie mir versichert worden ist, keine besonderen Benennungen.

Zu einer Fertigkeit, in der sich geistige und technische Beanlagung vereinen müssen, zum Zeichnen, haben die Melanesier, glaube ich, ein leidliches Talent, wenigstens weiß ich, daß sie Freude daran haben. Wenn sie mit kleinen Handarbeiten beschäftigt oder im süßen Nichtstun auf dem weißen Korallenkalkstrand vor ihrem Dorfe liegen und die kühle Seebrise genießen, dann geht gewöhnlich der eine oder andere dazu über, mit Finger oder Stöckchen Figuren in den Sand zu zeichnen. Ornamentale Zeichnungen, in Spiral- oder Kreisform, in Winkeln oder Mäandern, werden gewöhnlich mit erstaunlicher Vollendung und Regelmäßigkeit hergestellt, während tierische und menschliche Figuren weniger gut gelingen. Die ornamentalen Figuren sind gewöhnlich ohne Bedeutung, wenigstens kennen die Zeichner ihren Sinn — falls sie einen haben — oder gar ihre Entwicklung nicht. Ich habe mich häufig im Vorübergehen und oft genug gründlich, so in Neu-Hannover, Neu-Mecklenburg, bei den Barriai, danach erkundigt und bin immer zu demselben Ergebnis gekommen. Immer hieß es: „mark nothing", oder bei den Barriai: „boreňa". Redet man aber auf sie ein, macht man sie auf Ähnlichkeiten oder Entwicklungsmöglichkeiten aufmerksam, so sagen sie sofort: ja!, teils, um den unbequemen Frager los zu werden, teils auch, weil sie es nun wirklich selbst glauben. Denn, so urteilen sie in aller Geschwindigkeit, wenn der Weiße Mann meint, daß dies oder jenes vielleicht der Hals eines Kasuar sein könne, dann wird es wohl so sein; dann rufen der Gefragte, und gewöhnlich noch ein paar Umstehende, höchst erfreut aus: „yes, murup!" Der Melanesier lügt in solchen Fällen schlagfertig und mit kalter Stirn, ebenso wie er ein ganz gefährlicher Simulant ist, der stundenlang mit einem gesunden Bein lahm geht oder einen Arm mit kläglicher Miene in einer Schlinge trägt, an dem auch nicht ein Härchen gekrümmt ist. Ich habe nach den von mir gemachten Erfahrungen das allergrößte Mißtrauen gegen Ornamenterklärungen und ähnliche höchst gewagte Wissenschaft, und decke mich in diesem Punkte mit Leuten von Erfahrung, die vor mir in der Südsee waren. Im Archipel, auf den Palau-Inseln und West-Karolinen wird in Kolonistenkreisen zum allgemeinen Gaudium der Zuhörer erzählt, wie der und der durch den und den schwarzen Jungen regelmäßig und systematisch übers Ohr gehauen und belogen worden ist. Der Melanesier, wenn er einmal den richtigen Faden erfaßt hat, ist fähig, mit ehrlichem Gesicht und Überzeugungstreue eine lange Lügengeschichte glatt zu erfinden, wenn er glaubt, an einen „Dummen" gekommen zu sein.[73])

In der Neu-Hannover-Gegend, auf Neu-Mecklenburg und den Salomonen sind Hüttengiebel nicht selten mit Bildern versehen. Teils sind sie mit Farbe aufgezeichnet, teils aber in das Holz hineingeschnitten. In letzterem Falle ist die Technik vielfach so, daß das Bild im gewachsenen Holz stehengeblieben ist, während der Hintergrund ausgehoben ist. Es handelt sich in solchen Fällen also nicht um ein Intaglio, wie die flammenden und durchbohrten Herzen oder die Müller- und Schulze-Namen, von denen unsere Buchenwälder heimgesucht werden, sondern um eine Kameë.

Häufig habe ich mir in mein Notizbuch Männer und Frauen einzeichnen lassen. Wie ja bereits mehrfach bei den Zeichnungen der Naturvölker bemerkt worden ist, fehlten auch hier die Geschlechtsteile fast nie. Sie zeichnen sich sogar gewöhnlich durch eine Größe und Detaillierung der Darstellung aus, die zum Rest des Bildes in einem schlechten Verhältnis steht. Ein weltfremder Mucker wird natürlich sofort ausrufen, daß dies der Ausfluß ihrer Unmoral, ihrer „moral depravation" sei. Keines-

mittleren und südlichen Neu-Mecklenburg habe ich es linguistisch festgestellt.

[72]) Umfreville in Sprengel u. Forsters „Neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde" (Leipzig 1791), Übers. VI, 187; — Harmon: p. 322; — v. Wrangell: „Statistische und ethnographische Nachrichten über die Russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika" (St. Petersburg 1839), p. 134; — Heckewelder: „History, Manners, and Customs of the Indian Nations etc." (Philadelphia 1876), p. 306; Gregg: „Commerce of the Prairies", II, 298; — Breton: „Dictionnaire Caraibe-Français" (Leipzig 1892), p. 54 I; Richard Schomburgk: „Reisen in Britisch-Guiana", II, 318.

[73]) Romilly: p. 3; — Guppy: p. 139.

wegs! Ich habe meine Zeichner wohl beobachtet, wenn sie, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, diese Körperteile mit derselben Hingebung an ihre Arbeit, mit demselben Bemühen, ihr Bild recht genau zu machen, ausführten. Wenn sie mir dann ihre fertige Arbeit mit einem gewissen verlegenen, fragenden Blick überreichten, dann habe ich verschiedentlich mit Absicht bemerkt, daß mir dies oder das gerade an jenen Körperteilen nicht ganz treffend zu sein scheine. Dann haben sie, ohne auch nur den leisesten unkeuschen Nebengedanken durchblicken zu lassen, meinen Einwurf eingesehen oder ihre

Fig. 4.

I

II

Nr. II gemalt von Buka Lăyă nach Vorlage Nr. I; Nr. II steht auf dem Kopf.



Mann und Frau gemalt von einem Mann aus Angaur.



Mann und Frau gemalt von einem Mann aus Koreor (Palau).

Zeichnung verteidigt. Denn ein Körperglied ist für sie gleich dem andern. Sie lachen wohl lieblos über ein mißformtes Körperglied, aber nie wird man einen Melanesier zynisch lächeln sehen, weil er ein Geschlechtsorgan sieht. Einen solchen Anblick zu bieten ist unserer Zivilisation vorbehalten, wo alles vom Hals bis zu den Füßen eingekleidet ist, und wo neuerdings jedes Jahrhundert ein Unterkleid mehr den bereits vorhandenen zuzufügen scheint. Ich sagte, daß ein Körperglied für sie gleich dem anderen sei, aber die Geschlechtsteile sind in ihren Augen doch von besonderer Wichtigkeit und werden deswegen größer gezeichnet, wie noch bei uns im Mittelalter der König größer als die Untertanen. Denn die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit ist für den Melanesier unerläßlich. Ein scharfer Unterschied zwischen Mann und Weib beherrscht die Weltanschauung der Naturvölker, durchzieht wie ein roter Faden ihr soziales System. Auf ihm beruht die Erhaltung der Art.

Die Zeichnungen an den Giebelfronten der Häuser sind meistens jung, da ja eine Hütte in den Tropen nie alt wird. Auch die Motive der Darstellungen bestätigen dies; Segelkutter und Dampfer sind sehr häufig. Die im Archipel bekannten Dampfer „Seestern", „Sumatra" und „Langeoog" habe ich gefunden und an irgend einem Charakterzug in ihrer Form oder ihrem Aufbau wiedererkannt. Besonders Kapitän Roschers „Langeoog" war an ihrem hohen Aufbau mit Sicherheit herauszufinden. In einem Falle bin ich auch auf das Bild der „Samoa", des Dreimastschoners der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft", gestoßen. Auf der Insel Kápitang, nördlich Neu-Hannover, forderte ich meinen Buka-Jungen Láya auf, eines der dort am Männerhaus angebrachten Schiffsbilder in mein Notizbuch abzuzeichnen. Er sträubte sich zunächst wegen angeblicher Talentlosigkeit; nachdem ich jedoch als Beispiel einen Segelkutter abgezeichnet hatte, machte er sich ermutigt ans Werk, um dieses Bild dicht darunter zu reproduzieren. Als er mir dann sein fertiges Bild verlegen lächelnd überreichte, stand sein Kutter auf dem Kopf, ohne daß ihn dies im geringsten störte. Ähnliches machte Kábui regelmäßig: wenn ich ihm arabische Zahlen zum Nachzeichnen vorlegte, dann tat er dies in der Art, daß er, von rechts nach links zeichnend, die Zahlen so aufs Papier brachte, daß man sie richtig liest, wenn man sie vor einen Spiegel bringt; er machte also dasselbe, was rechtshändige Leute meistens bei uns tun, wenn sie ohne vorhergehende Übung und Überlegung mit der linken Hand schreiben sollen. Ich mußte bei diesem überraschenden, sich immer wiederholenden Resultat stets an die Geschichte von jener Beothuk-Indianerin denken, die ihre Zeichnung eines amerikanischen Hirsches an der Schwanzspitze begann.[74])

Ich erwähnte bereits das Mienenspiel der Melanesier; Geberden und Mienen muß man allerdings studieren, nicht nur ihrer selbst wegen, sondern auch wegen der Notwendigkeit ihrer Kenntnis im Verkehr mit den schwarzen Jungens. Manche sind nämlich weit verschieden von den bei uns üblichen. Will man jemand heranwinken, so winkt man mit der flachen Hand, Fingerspitzen nach oben gegen ihn; also genau wie in China. Die Bejahung erfolgt durch leisen Ruck des Kopfes nach oben, verbunden mit einem Augenaufschlag. Verwunderung wird durch ein Weitaufreißen der Augen mit Falten der

[74]) Macdougall in „Transactions of the Canadian Institute" (Toronto 1891), II, 99.

Stirn angezeigt; der Häuptling Panáke von Lamassa pflegte diese Bewegung in sehr charakteristischer Form zu machen. Es gibt Leute, die mit dem Kinn, nicht etwa mit dem Finger, die Richtung des erfragten Weges anzeigen. Widerwillen, unfreundliche Verneinung finden ihren Ausdruck in einem merklichen Sinkenlassen der beiden Mundwinkel, verbunden mit einer Verzerrung der benachbarten Gesichtspartie. Bei meinem Buka-Jungen Gallas war diese Geberde stark entwickelt und häufig wahrnehmbar. Er antwortete im gegebenen Falle nur durch diese Geberde, oder sie ging doch wenigstens seinem „me no like" voraus.

Erstaunen, verursacht durch plötzlich eintretende Ereignisse, durch Schreck oder durch unerwartete oder komische Übergänge und Vergleiche in einer Rede, werden durch Aufreißen des Mundes und Vorhalten der hohlen Hand ausgedrückt. Bei einer kleinen Episode kam dies in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Auf der Insel Niué (Savage Island) wurden unsere schwarzen Jungens durch Umkränzen mit Blumen, Beschenken mit Früchten und andere Liebkosungen in einer Weise von den Frauen und Mädchen des Orts ausgezeichnet, daß es rührend gewesen wäre, wenn nicht der Gedanke an die bekannte liebevolle Schwäche der polynesischen Weiblichkeit leise ernüchternd gewirkt hätte. Während sich nun die Frauen in dieser liebenswürdigen Form auf dem Lande betätigten, wollten die Männer in ihren Kanus sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, ihrerseits auf dem Wasser ein Pröbchen der bekannten Schwäche der polynesischen Männerwelt zu geben. Sie schnitten also vom Achterdeck der „Natuna" einen guten Teil unseres Fischfanggeräts ab und stahlen es, obwohl ich zwei Melanesier und vier Chinesen zur Bewachung unserer Sachen an Bord zurückgelassen hatte. Als ich abends wieder an Bord kam, wurde mir der Diebstahl mit Entrüstung von den schwarzen Jungens gemeldet. Ich war höchst ärgerlich, denn wir hatten bisher mit unserem Fischgerät, ohne nennenswerte Erfolge aufzuweisen, soviel Unglück gehabt, daß ich bereits zweimal, in Vila und Levuka, neues Material hatte kaufen müssen. Ich ließ daher meine ganzen Leute auf dem Achterdeck antreten, hielt den sechs Unaufmerksamen eine Strafpredigt und allen eine Ermahnungsrede für die Zukunft, erwähnte im übrigen aber die Weiber mit keinem Wort. Nur als Abschluß sagte ich das Folgende: „Me think, this fellow place he no good: all boy he like him too much steal him rope; all mary he like him too much steal him puspus!" Wie auf Kommando mit darauf folgendem gutklappenden Griff flogen etwa ein Dutzend Hände von den 18 Anwesenden vor die zugehörigen aufgerissenen Mäuler. Der echt melanesische, aber in diesem Augenblick gänzlich unerwartete Gegensatz zwischen dem Stehlen der Angelschnur durch die Männer und dem Stehlen der Liebe durch die Weiber brachte diese Wirkung hervor, die ich zwar beabsichtigt, aber nicht in dem Maße erwartet hatte.

In der persönlichen Haltung der Melanesier ist ein großer Unterschied vielfach zu beobachten; so fallen die kriechenden, sklavischen Figuren der Baining unangenehm auf gegen das mehr freie Auftreten der übrigen Neu-Pommern-Leute und der Neu-Mecklenburger, während diese selbst wieder sich nicht vergleichen können mit der stolzen, selbstbewußten, unabhängigen Haltung eines Buka. Ihre Kultur ist höher, ihre Selbstachtung größer; nie sieht man ein Buka-Weib im Anwerbeverhältnis auf Stationen oder Pflanzungen. Mein erstes Buka-Weib habe ich in ihrer Heimat gesehen.

Auch an persönlichem Mut stehen die Nord-Salomonier allen voran; in der Kolonie wird das auch uneingeschränkt anerkannt. Von den berühmten und gefürchteten Moanus halte ich gar nichts; nach dem, was mir von wirklichen Kennern erzählt worden ist und was ich selbst gesehen habe, scheinen sie mir keineswegs mutiger zu sein als der Durchschnitt der Melanesier vom Archipel. Als ich meinen zweiten kleinen Zug in das Baining-Land an der Offenen Bai antreten wollte, war kein Freiwilliger unter der Polizeitruppe in Herbertshöhe zu finden. Die mir vom Bezirksamt kommandierten acht Leute hatten eine gräßliche Angst. Am Abend vor der Ausreise verstanden es denn auch die vier Moanus unter ihnen, durch persönliches Vorsprechen beim Gouverneur, sich freizumachen. Gegen 8 Uhr abends kam der Polizeimeister mit dieser Meldung zu mir, brachte die vier bereits kommandierten Leute und die vier Ersatzmänner für die feigen Moanus, sämtlich marschfertig, mit und bat mich, die Leute bis zur Abfahrt bei mir im Hotel zu behalten, da er wegen der Angst der Leute für nichts einstehen könne. Da schiffte ich denn kurz entschlossen um 9 Uhr abends meine Leute auf dem von der Neu-Guinea-Kompagnie gecharterten Segelkutter „Baltic" ein und fuhr in See hinaus. Schon bei meinem ersten Baining-Zuge war diese Furcht der Leute zutage getreten, aber sie ließ etwas nach, als wir erst unterwegs waren und als sie gesehen hatten, daß ihre Angst bei mir und meinen beiden braven Begleitern von der Station Käwiëng, Don und To Mínalum, keinen Widerhall fand. Aber bei manchen Gelegenheiten trat sie doch zutage. Nachts pflegte ich nach einem System, das sich

schon bei meiner Berittenen Kompagnie während des Feldzuges in China bewährt hatte, einen Doppelposten oder einen einfachen Posten auszustellen, der sich selbst alle zwei Stunden etwa ablöste. Im unsicheren Baining-Lande hatte ich natürlich einen Doppelposten, aber dieser genügte auch. Die Posten erhielten abends von mir eine eingehende besondere Anweisung, die auch ein kurzes Patrouillieren vorschrieb; aber regelmäßig, wenn ich im Baining-Lande nachts aufwachte, fiel mein Blick auf die dicht neben mir stehenden beiden Leute. Sie patrouillierten eben einfach nicht, sondern klemmten sich vor Angst immer dicht an meine Person. Nie habe ich einen Posten schlafend gefunden; dazu hatten sie viel zu viel Angst vor den Baining und den bösen Geistern des Baining-Landes. Manchmal war die Stimmung meiner Leute recht gedrückt, besonders als wir uns infolge der Unkenntnis der Führer verirrt hatten. Da hilft denn beim Melanesier das Mittel noch viel besser, das schon beim deprimierten deutschen Soldaten oft Wunder wirkt: nämlich Zuversicht, gute Laune, Scherze und schlechte Witze des Führers. Ein Abend im Baining-Lande steht mir lebhaft in der Erinnerung. Ich reiste stets ohne Zelt und schlief in einer Hängematte, deren Moskitonetz mein Junge Gallas immer hinter mir herunterlassen mußte, wenn ich hineingekrochen war. Dabei stellte er auch mein geladenes Gewehr neben mich. „You afraid, Gallas?" fragte ich ihn; ein stolzes No! war die Antwort. „Now, belong night, you look out"; fuhr ich fort, in einem Tone, daß mich alle hören konnten, „suppose, big fellow tambaran he come, you sing out, me shoot him; suppose, small fellow, new fellow mary Buka he come, nevermind, he stop!" d. i.: „Nun, während der Nacht paßt Du auf; wenn etwa ein böser Geist kommen sollte, dann rufst Du mich, ich werde ihn totschießen; wenn aber etwa ein kleines junges Buka-Mädchen kommen sollte, dann mache Dir keine Sorgen, sie kann bleiben." Ein fröhliches Gelächter kam aus dem Inneren der Hütte, an der meine Hängematte hing. Gallas aber klatschte sich vor Vergnügen auf seinen Schenkel und zog sich stolz lächelnd über das seinen Landsmänninnen gespendete Lob zurück. Im Inneren der Hütte aber folgten heitere Scherze, die vielleicht nicht die besten gewesen sein mögen, aber die gute Laune war wiederhergestellt.

Die fröhliche Laune ist eine gute Eigenschaft der Melanesier; wenn der Kapitän vor der Abfahrt hört, wie seine schwarzen Jungens mit Singen und Jauchzen das Landungsboot in den Davits emporhieven, dann weiß er, daß an Bord alles in Ordnung ist. Aber schlechte Laune, Wut und Jähzorn stellen sich manchmal plötzlich ein, ohne daß immer ein Grund zu ersehen oder zu erfahren ist. In Lamassa schlug ein Mann, lediglich aus Ärger über eitles Weibergeklatsch, seinen schönen, fast fertigen Mon zu Stücke.

In alten Reisebeschreibungen werden die Melanesier zuweilen desselben weitgehenden Hanges zu Diebereien beschuldigt, wie die Polynesier. Tatsächlich ist dies heutzutage in Deutsch-Neu-Guinea nicht der Fall. Mag es Erziehung oder mag es Angst sein, fest steht, daß in unserem Schutzgebiet eine bemerkenswerte Sicherheit aller Verhältnisse besteht. Es ist wohl möglich, daß mir hier und da eine kleine Schachtel Streichhölzer abhanden gekommen ist — die angeketteten Schächtelchen in unseren Hotels und Restaurants beweisen ja, daß man in ganz anderen Kreisen häufig ein weites Gewissen in diesem Punkte hat —, aber im übrigen ist mir während der ganzen Zeit auch nicht ein Hosenknopf gestohlen worden.

„Wenn eins dem andern lauset, die leuse essen sie", sagt der brave H a n s S t a d e von den Tupí der Ostküste Brasiliens. Über die Reinlichkeit der Melanesier ist schon an früherer Stelle etwas gesagt worden, auf diesen Punkt soll jedoch noch kurz eingegangen werden. Es ist bekannt, daß die Sitte des Läuseessens bei den Polynesiern weit verbreitet ist. Daß die melanesischen Weiber ihren Kindern das Ungeziefer vom Kopf suchen, habe ich häufig bemerkt, daß sie ihre Beute in den Mund stecken und zwischen den Zähnen zerdrücken, auch, daß sie sie aber aufessen, in keinem Falle.

Ich glaube, daß die von mir für die Bárriai-, Kilenge- und Kobe-Leute gemachten Feststellungen auch für die anderen Melanesier im allgemeinen zutreffen: Will man das Ungeziefer, besonders Läuse, durch eine Radikalmaßregel entfernen, so werden die Haare mit einem Obsidianmesser abrasiert. Nur bei kleinen Kindern suchen die Mütter die Läuse auf dem Kopf ab, zerdrücken sie mit den Zähnen und spucken sie wieder aus.[75]) W i l h e l m J o e s t hat in einem interessanten Aufsatz auf die Allgemeinheit dieser Sitte, die wir eine Unsitte nennen, hingewiesen, aber seine Angaben sind etwas lückenhaft ausgefallen. Wie über die ganze polynesische Südsee, und in Gestalt des Läuseknackens scheinbar auch über ganz Melanesien, so war auch das Läuseessen über nahezu das ganze Amerika verbreitet. Abgesehen vom Inka-Reich und der Südspitze Amerikas liegt eigentlich für jeden größeren Bezirk ein Beleg vor. Die Gründe sind verschie-

[75]) „Federmann und Stade", p. 180; — Nicholas: I, 282; „Lettres sur les Iles Marquises", p. 49; — Hawkesworth: III, 14.

den, aber der häufigste ist ein für die Indianer Amerikas sehr charakteristischer, die Rache: sie beißen das Ungeziefer und verzehren es, weil sie von ihm gebissen worden sind und ihre Feinde zu verspeisen pflegen.[76])

Das Abwischen der schmutzigen Hände ist ein wunder Punkt bei den Melanesiern; ich habe sie ihre Finger in den Haaren, am Lawalawa, an den Oberschenkeln, an den Fußsohlen, ja, in einzelnen Fällen — wie das auch in Amerika die Karaiben-Weiber für besonders angebracht hielten — am Gesäß abwischen sehen.[77])

Die Zudringlichkeit der Melanesier, die ihren Hauptgrund in Neugier hat, ist eine Tatsache, mit der man sich in Geduld, mit Wohlwollen, mit Scherzen, und nötigenfalls mit einem energischen „Raus!“, abzufinden hat. „Il n'y a mouche, ny guespe, ny taon, si importun qu'vn Sauvage“, ruft Père Le Jeune aus.[78]) Weder Sapper noch ich haben solche Leiden auszustehen gehabt.

Die Sitte der Indianer, über ganz Amerika hin, in der sogenannten „Indian file“, im Gänsemarsch, zu marschieren, ist bekannt. Wenn ich bei ten Kate lese, wie die Pápago im Gänsemarsch in Tucson einziehen, oder bei Garcilaso de la Vega, wie fünf Indianer gleich Kranichen, einer hinter dem andern, durch die Straßen von Carthagena marschieren, dann glaube ich am Sonntage in meinem lieben Kókopo auf der Veranda des Hotels zu stehen und zu beobachten, wie eine Anzahl geschmückter Kanaker im Gänsemarsch in die Ansiedlung einrückt. Und wenn ich lese, wie sich die Matacos, einer hinter dem andern, durch die Wildnisse des Gran Chaco winden, hier und da einer mit einem glimmenden, nie ausgehenden Feuerbrand in der Hand, dann glaube ich wieder mit meinen Melanesiern durch die Urwälder von Neu-Pommern und Neu-Guinea zu marschieren, die mir Tag für Tag genau — aber auch ganz genau — dasselbe Bild boten. So sehr ist es wahr, daß dieselben Verhältnisse dieselben Erscheinungen erzeugen, daß wir nur zu den Buschnegern Guayanas zu gehen oder zurückzukehren brauchen in die Wildnisse der Liven, Esthen und Litauer des 13. Jahrhunderts, um genau dieselben Bilder zu sehen.[79]) Wie sehr den Melanesiern der Gänsemarsch in Fleisch und Blut als eine Gewohnheit übergegangen ist, die einer Reihe von Generationen die Art ihrer Pfade eingeimpft hat, das sieht der aufmerksame Reisende auf Schritt und Tritt. Jeder Besucher von Neu-Mecklenburg kennt die prachtvollen Straßen, die Herr Bezirksamtmann Boluminski im nördlichen Teil der Insel angelegt hat; obwohl diese nach einem bestimmten System in allen ihren Teilen von der umwohnenden Bevölkerung auf das peinlichste sauber gehalten werden, so kann man doch auf diesen, streckenweise schnurgeraden Straßen einen ganz schmalen Pfad innerhalb des breiten Weges sehen, der im Gegensatz zu diesem in geradezu lächerlicher Weise sich in Spiralen und Schlangenlinien dahinwindet. Das ist der Pfad der Kanaker, die ihren Urwaldgewohnheiten getreu auch auf diesen meterbreiten Straßen einer hinter dem andern gehen, die tadellos Vordermann halten, aber nicht geradeaus marschieren können. Kommt man nun in Neu-Mecklenburg weiter nach Süden in jenes — man möchte sagen neutrale — Gebiet, das einst der Station Käwiëng zugehörte, aber später der Station Namatanai zugeteilt worden ist, so zeigt sich hier ein für die Weiterentwicklung höchst interessantes Bild. Die Straßen, die auch hier einst Herr Boluminski gebaut hatte, sind vollkommen verwildert, da der Einfluß der Station Namatanai wohl nicht so weit reicht. Die breite,

---

76) „Relations des Jésuites“, 1626, p. 3^{I}; 1632, p. 6^{I}; — Sagard: „Histoire“, III, 690; — Sagard: „Le Grand Voyage du Pays des Hurons“ (Paris 1865), p. 76; — Prinz Wied: „Nord-America“, I, 409; II, 138; — de Smet: „Voyages aux Montagnes Rocheuses“ (Bruxelles 1873), p. 399—400; — Marchand: „Voyage autour du Monde“ (Paris, ans VI et VII), I, 245; — „The Adventures of John Jewitt“, edit. R. Brown (London 1896), p. 187—188; — Harmon: p. 282; — „Ann. Report Smithson. Inst. for 1866“ (Washington 1867), p. 306; — Farnham: „Travels in the Californias“ (New York 1844), p. 377; — Gomara: „Nueva España“, p. 117^{II}, 318^{II}—319; — Torquemada: I, 334^{I}; — Wafer: p. 114; — Breton: „Caraibe-Français“, p. 140—141; — Labat: „Nouveau Voyage aux Isles de l'Amérique“ (La Haye 1724), II, 105—106; — Barrère: p. 232; — Cardús: p. 246; — Cieza de León: p. 120; — Soares de Souza: p. 320—21; — Thevet: p. 207; — „The Captivity of Hans Stade of Hesse“ (London 1874), p. 141, note by R. F. Burton; — Yves d'Evreux: „Voyage dans le Nord du Brésil“ (Leipzig et Paris 1864), p. 71; — Azara: II, 10; — Joest im „Globus“, LXII, p. 196—197.

77) Breton: „Caraibe-Français“, p. 213^{I}. — Die Indianer Amerikas benutzten ihre Haare und die Felle ihrer Hunde zum Abwischen ihrer fettigen Hände nach dem Essen; Dutzende von Belegen könnte ich hierfür anführen. Daß die Azteken ihre schmutzigen Finger an den Kleidern abwischten, berichtet Gomara: („Nueva España“, p. 318^{II}). Das Benutzen der Fußsohlen als Handtuch habe ich häufig in China beobachtet.

78) „Relations des Jésuites“, 1634, p. 34^{I}.

79) Friederici: „Der Gang des Indianers“, in „Globus“ (1898), LXXIV, 273 ff. — Von den vielen Belegen, die noch hinzugefügt werden könnten, mögen nur einige wenige, in der Hauptsache Süd-Amerika betreffend, folgen: ten Kate: „Reizen en Onderzoekingen“, p. 20; — „Robert Hermann Schomburgks Reisen in Guiana und am Orinoko“ (Leipzig 1841), p. 88; — van Coll in „Bijd. Taal-, Land- en Volkenk. Nederl.-Indië“, 7 volgr I, 563 (1903); — Garcilaso de la Vega: „Primera Parte“, p. 16^{I}; — Baldrich: „El Chaco Central“, p. 221, 225; — „Origines Livoniae Sacrae et Civilis“ (Riga 1857), p. 88, 240.

zwischen den Urwaldriesen ausgehauene Straße ist an sich noch da; aber diese stellenweise schnurgerade Bahn ist mit hohem Gebüsch und kleinen Bäumen dicht bewachsen, und durch diese windet sich wie eine Schlangenlinie der Kanakerpfad, ein Weg im Wege. Oft habe ich meine Melanesier auf den so drastisch vor Augen geführten Unterschied zwischen den Wegen des Weißen Mannes und ihren Pfaden hingewiesen. Es schien sie zu frappieren; aber keiner wird während seines Lebens die in das Blut der Rasse übergegangene Gewohnheit aufgeben, einer hinter dem andern und nie geradeaus zu marschieren.

In der Hauptsache eine Folge dieser Verhältnisse ist nun bei den Indianern Amerikas eine Erscheinung, die man „toes turn'd in" genannt hat; der Indianer setzt seine Füße genau geradeaus, senkrecht zur Schulterfront, nicht, wie wir, in einem Winkel von 35° oder 40° zu ihr. Ich habe diese Verhältnisse sowohl in Amerika als auch in der Südsee ziemlich aufmerksam beobachtet und komme zu der Auffassung, daß der indianische Fußsatz unter Polynesiern und Melanesiern zwar vorhanden, aber keineswegs für sie charakteristisch ist. Nach Ellis und Moerenhout haben die Tahitier sämtlich, nach meinen Beobachtungen nur zum kleinen Teil diesen Fußsatz; die Samoaner haben ihn in der Allgemeinheit entschieden nicht; sie waren auch viel weniger Busch- und Bergläufer als die ersteren. Die Melanesier setzen im allgemeinen den Fuß so auf, wie wir, also mit den Zehenspitzen nach auswärts; bei den Männern fällt es mehr auf wie bei den Weibern, denen das häufige Tragen von Tarolasten und das Suchen nach einer günstigen Gleichgewichtsverteilung bei dieser Gelegenheit die Fußspitzen mehr nach innen gedreht haben. In Süd-Neu-Mecklenburg habe ich ganze Serien von Leuten hieraufhin beobachtet. Dagegen setzen, wie es scheint, alle Melanesier, zum Teil sehr auffällig, beim Auftreten die äußere Fußkante zuerst auf. Immerhin gibt es aber auch auf Neu-Guinea, im Archipel, auf den Salomonen eine ganze Reihe von Leuten, die doch die „toes turned in", also den indianischen Fußsatz haben. Ein Vergleich der ja vielfach aus diesen Gegenden vorhandenen und zum Teil auch publizierten Photographien würde sicherlich ein mit meinen Beobachtungen übereinstimmendes Resultat ergeben.[80])

Die Fähigkeit der Melanesier, Polynesier und Mikronesier mit ihren durch Übung dick und hart gewordenen, natürlichen Fußsohlen ungestraft über die scharfen Korallenkalke zu gehen, hat immer wieder meine Aufmerksamkeit erregt. Schon der brave Roggeveen äußert sein Erstaunen über die harten Sohlen der Makatéa-Leute.[81]) Es fällt dies um so mehr auf, wenn man einen Vergleich macht und bedenkt, welche klägliche Rolle der Europäer schon beim Baden spielt, wenn er mit seinen zarten Füßen einfach unfähig ist, zwischen Korallen auch nur einen Schritt ohne Schmerzen zu machen. Unbegrenzt ist die Leistungsfähigkeit der Südseevölker in diesem Punkte aber keineswegs. Bei andauernden Märschen über steinigem Boden leiden sie sichtlich. Es ist nicht die Härte des Bodens an sich, die diesen Schaden macht, sondern die anhaltende Reibung des Basaltgerölls oder des Korallenkalks, der wie Bimsstein wirkt, auf die Sohlenhaut. Es kann in 24 Stunden nicht soviel nachwachsen, als im Tagemarsch auf derartigem Reibeisenboden heruntergerieben wird. Dieselbe Erscheinung hatte ich während des Feldzuges in China, wo in meiner Berittenen Kompagnie infolge andauernder Märsche sich unbeschlagene Pferde den Huf bis zum Strahl herunterliefen, beschlagene alle vier Wochen ein neues Eisen haben mußten, und wo mein Hund in wenigen Tagen lahm und erledigt war, weil er sich seine vier Fußsohlen durchgelaufen hatte. Daher die Auffassung der Melanesier, die an einen „guten Weg" ganz andere Anforderungen stellen, als der gestiefelte Europäer. Fragt man nach der Güte eines Weges, der hart, steinig, aber für den beschuhten Weißen angenehm und gangbar ist, dann fallen dem Kanaker die Mundwinkel bis zum Kinn herunter und ein trauriges „no good" kommt als Antwort heraus. Ist aber anderseits der Weg weich und sumpfig, also für den Europäer höchst unangenehm und ermüdend, dann heißt es freudig: „he good fellow!" Gleich bei meinem ersten größeren Marsch in Neu-Hannover machte ich diese Erfahrung. Der Weg von Patiguli zur Nordküste war mir als „sehr gut" beschrieben worden. Ich war aber tatsächlich noch keine fünf Minuten aus diesem Dorf heraus, als ich auch schon bis an die Kniee in einem üblen Avicennia-Sumpf saß, aus dem ich sobald nicht wieder herauskam. Meine Begleiter aber waren höchst vergnügt in diesem weichen Element. Anderseits litten diese schwer, besonders die Träger, auf einem Marsch von Pálabong bis zu einem Tagemarsch südlich Súralil, und später auf einem Marsch vom Angriffs-

[80]) Nicholas: I, 115; — Ellis: „Polynesian Researches", II, 14; — Moerenhout: I, 292 bis 293. Die Darlegungen von Moerenhout sind hochinteressant; immer und immer wieder, im kleinen wie im großen, sieht man, daß sich unter denselben Verhältnissen alles wiederholt. — Brown: „Melanesians", p. 52, 57.

[81]) Roggeveen: p. 170.

hafen zur Humboldt-Bai. Im ersteren Falle war es grobes Andesit-Geröll, im zweiten scharfer Korallenkalk, die den Füßen meiner Leute so übel mitspielten.

Die Gewandtheit der Südseevölker im Klettern, das Erklimmen von Kokospalmen mit und ohne Kletterschlinge, ist oft beschrieben und abgebildet worden. Ich habe es häufig gesehen in allen Teilen Melanesiens, mit Schlinge und auch ohne Schlinge, genau wie es die Karaiben der Inseln und in Guayana tun, und wie die Buschneger von Surinam. Mehr als dies haben mich Leute von Kapitän Roschers melanesischen Matrosen erstaunt, welche die dünnen Drahtseile zwischen große und nächste Zehe nahmen und dann auf ihnen wie Katzen auf den Mast der „Langeoog" kletterten. Aufnehmen von Gegenständen mit dem Fuß habe ich oft beobachtet, besonders häufig in der Aróp-Síssano-Gegend, Neu-Guinea. Kábui verstand dies auch ausgezeichnet. Bei manchen Figuren der Fadenspiele werden Füße und Zehen zu Hilfe genommen; die gelenkige große Zehe spreizt den Faden ebenso aus wie unser Daumen. Das Stehlen der Polynesier vermittels der Fußzehen wird oft erwähnt; die Indianer von Carolina, Ostküste von Nord-Amerika, machten es ganz genau so.[82])

Eine interessante, hierher gehörige, mehrfach schon vorbemerkte Erscheinung ist die Ruhestellung auf einem Bein, die Storchstellung. Ich habe genau hierauf geachtet und mir jedesmal notiert, wenn ich eine Person in dieser Stellung sah. Im allgemeinen ist die Storchstellung keine häufige Erscheinung, fast immer war es nur eine Person in dem betreffenden Platz, die ich so stehen sah. Im ganzen waren es nur 19 Fälle in den zwei Jahren. Meistens war es ein Jüngling oder älterer Knabe, nur in zwei Fällen ein ausgewachsener, aber noch sehr junger Mann. In keinem Falle eine ältere Person. Eine von anderer Seite auf Tanna, Neu-Hebriden, aufgenommene Photographie stellt ein junges Mädchen in dieser Stellung dar. In den meisten von mir beobachteten Fällen stand der Jüngling auf dem rechten Bein, die Sohle des linken Fußes dicht über dem Knie an der Innenseite des rechten Oberschenkels angelegt. Er hatte immer als leichte Stütze etwas in der Hand, eine Lanze, einen Bogen, Fischspeer, Hauspfosten oder dünnen Baumast. Ein gutgebauter Jüngling im Kostüm der Wildnis, mit seinen prachtvollen schlanken Gliedern ist in dieser Stellung eine höchst anmutige Erscheinung. Ich habe diese Storchstellung beobachtet: Auf der Insel Ternate, Molukken; in Manukwari (Doreh), Geelvink-Bai, in Mokmér, Insel Wiak (Schouten-Inseln); in Wooi-Bai und Ansus auf der Insel Japen; in Tobadi, Humboldt-Bai, in Yakomul, Nordküste von Deutsch-Neu-Guinea; ferner bei den Barriai, Nordküste von West-Neu-Pommern, bei den Nakanai der Offenen Bucht und auf Pāk, Admiralitäts-Inseln. Weiter dann in Koko, Insel Tabar, und — etwas aus dieser Linie heraus — auf der Karolinen-Insel Yap. Weiterhin in Namatanai. Ich habe fernerhin dann diese Stellung auf Vella Lavella beobachtet, Wilhelm Joest auf Narowo und mehrfach in der Santa Cruz-Gruppe.[83]) Endlich habe ich sie auf den Neu-Hebriden-Inseln Tanna und Niwa gesehen und auf Éua der Tonga-Gruppe. Man sieht, die Verbreitung der Storchstellung zeigt sich als eine bis auf die Fidschi-Gruppe lückenlose Linie von den Molukken bis zur Tonga-Gruppe. Auch vermute ich, wie in einem früheren Falle, daß die Lücke Fidschi weiter nichts ist, als ein Lücke in meinem Wissen. Leider besitze ich keine einzige linguistische Bezeichnung; Kábui versicherte mir ausdrücklich, daß die Barriai auch keine dafür besäßen.

In Amerika ist mir das Stehen auf einem Bein nicht bekannt. Die einzige Erscheinung, die wie eine Parallele aussieht, ist von Cabeza de Vaca überliefert, der an zwei Stellen berichtet, daß Chaco-Indianer, Guaycurú und Yapirú, die Sitte hatten, auf einem Fuße zu sitzen, wenn sie in friedlicher Absicht erschienen. Dagegen hat Chavannes die Storchstellung bei den Bateke in Afrika beobachtet und abgebildet.[84])

Die Sitzhaltung der Melanesier ist eine sehr verschiedene, ohne daß ich hätte feststellen können, ob die eine Art hier, die andere dort mehr überwiegt. Mir sind folgende Sitzarten bei den Melanesiern aufgefallen. Zunächst bei den Männern:

1. Gesäß auf Baum oder Klotz; Beine lang ausgestreckt und gespreizt; Arbeit auf der Erde zwischen den Beinen.

2. Hocksitz; Gesäß in der Luft oder am Boden; Arbeit dicht vor den Füßen. Im zweiten Falle sind, wenn keine Arbeit zu erledigen, die Hände häufig vor den angezogenen Knien gefaltet. Diese Sitzart sah ich auch häufig auf Yap.

3. Hocksitz; Gesäß auf Latte, Balken oder Baum; Arbeit dicht vor den Füßen.

4. Gesäß auf dem Boden oder Matte; Beine

[82]) Breton: „Caraibe-Français" p. 205 II; — Stedman: II, 69; — Lawson: „History of North Carolina" (Charlotte, N. C. 1903), p. 16, 17.

[83]) Joest in Baessler: „Neue Südsee-Bilder" (Berlin 1900), p. 392 bis 393.

[84]) Cabeza de Vaca; „Comentarios" in Vedía, I, 565 II, 566 II; — Chavannes in „Revue d'Ethnographie", IV, 161.

nach türkischer Art gekreuzt. Diese Sitzart ist in Melanesien keineswegs selten; ich habe sie in Süd-Neu-Mecklenburg, an der Astrobale-Bai, in Paup und Wutung, Nordküste von Deutsch-Neu-Guinea, und an der Humboldt-Bai gesehen. Auf Fidschi sitzen die Leute meistens mit gekreuzten Beinen, ebenso nach Lambert (p. 102) die Neu-Caledonier.

5. Mit halbem Gesäß auf flacher Erde, Knie nach rechts oder links angezogen, Unterschenkel nach links oder rechts heraus; dies ist schon eine halbe Liegestellung.

Die melanesischen Weiber sitzen am häufigsten mit dem Gesäß auf der flachen Erde, die dicht zusammengenommenen Beine nach vorn ausgestreckt, Kind oder Arbeit auf dem Schoß. Sie sitzen aber auch in der Hockstellung, besonders bei der Arbeit am Kochfeuer; sehr häufig habe ich dies in Baining gesehen. Ebenfalls sieht man sie in der Stellung, die in manchen Gegenden Deutschlands die Weiber beim Waschen, die Indianerinnen in Zentral-Amerika, Mexiko und bei den Pueblos beim Maismahlen einnehmen, nämlich: die leicht zusammengenommenen Unterschenkel von den Knien bis zur Fußspitze auf dem flachen Boden. Auf den Admiralitäts-Inseln sah ich Matankor-Weiber mit dem Gesäß auf der flachen Erde sitzen, die langgestreckten Beine gespreizt, Arbeit zwischen den Beinen. Nie habe ich Weiber der Melanesier mit gekreuzten Beinen nach türkischer Art sitzen sehen, nur auf Yap Weiber der Mikronesier. Nach allem, was ich unter den Melanesiern beobachtet habe, scheint mir der Hauptsitz der Männer die Hockstellung zu sein, der Hauptsitz der Weiber aber die Haltung mit Gesäß und langgestreckten geschlossenen Beinen auf der flachen Erde.

Die charakteristische Sitzhaltung der Polynesier, Männer und Weiber, ist zweifellos die Haltung mit gekreuzten Beinen. Auf Nukumanu, Táuu, Sikayana, den Cook-, Samoa-, Gesellschafts- und Tuamotu-Inseln habe ich es selbst gesehen; frühere Nachrichten besagen genau dasselbe. Die Hockstellung kann man aber auch zuweilen bei Männern beobachten; vor der Zeit der Einkleidung kam sie wahrscheinlich häufiger vor.[85])

Die Malaien und überhaupt, wie es scheint, die Völker Indonesiens, haben in der Hauptsache zwei Sitzarten: Sitzen mit gekreuzten Beinen (linguistisch: z. B. Mal: dûdok bĕr-sila oder duduq bersilah; Galela [Halmaheira]: taratibi [Baarda: p. 427]), und Hocken nach Art der Chinesen und Melanesier (linguistisch z. B. Mal: djonkoq oder ber-djongkoq; Sumba: patika [Pos: p. 258]). Es scheint aber auch in Indonesien alle die anderen Sitzarten zu geben, die ich in Melanesien beobachtet habe. Ein Beispiel mag das zeigen; ich wähle Sikka, Zentral-Flores. Hier heißt:

dri dottor:	met de beenen recht uit zitten.
dri gisir:	gehurkt zitten.
dri loda waïng:	zittende de beenen laten hangen.
dri sagar:	zitten de beenen wijd uit elkaar.
dri plage:	met de beenen over elkaar zitten.

(Calon in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", deel XXXIV, 300, 305, 326, 349, 342; s. a. Schröder, p. 102.)

Das letztere ist dasselbe, wie z. B. in Zentral-Celebes: odjo, nodjo: op den grond zitten met de beenen lang uit over elkander geslagen. (Kruyt: Barreë, p. 47.) Man sieht, die Sitzhaltungen sind mannigfaltig, und es geht etwas arg durcheinander; die Hilfsstellung, die man sie beim „Herausarbeiten" von Kulturkreisen hat einnehmen lassen, scheint mir daher nur von geringem Wert zu sein; denn in Amerika ist es ganz ähnlich bestellt. In Nord-Amerika war der Sitz mit gekreuzten Beinen offenbar die Hauptstellung, bei den Karaiben dagegen der Hocksitz. In Süd-Amerika waren beide vertreten, zum Teil bei ein und demselben Volk. Zwischendurch gingen bei allen noch andere Arten.[86])

Etwas, wofür die Melanesier absolut verständnislos sind, ist unsere Art, sich auszuruhen — wenigstens geistig auszuruhen — durch Auf- und Abgehen. Wenn der Melanesier geht, so hat er auch ein Ziel; im übrigen legt er sich oder setzt er sich. Im Dorfe Tisasi, Insel Buka, ging der mich begleitende Berg-Ingenieur, Herr Paul Schön, längere Zeit in Gedanken vertieft auf dem kleinen Dorfplatz auf und ab, während ich auf meiner Kiste saß, beim Schein der Lampe einige Aufzeichnungen machte und mir bei der Gelegenheit eine große Zahl von „Buschmuckern" an den Beinen holte. Mehrfach bemerkte ich, wie die Buka Herrn Schön beobachteten und über ihn sprachen. Ich glaube, sie haben ihn für krank gehalten oder für geistig nicht ganz normal.

Ich habe leider nicht festgestellt, ob die in Amerika und auch unter den malaio-polynesischen

[85]) „Lettres sur les Iles Marquises", p. 64; — Caillot: „Les Polynésiens Orientaux au Contact de la Civilisation" (Paris 1909), p. 16; — Brown: „Melanesians", p. 96, Bild; — Dumont d'Urville: „Pole Sud", III, 419.

[86]) „Relations des Jésuites", 1658, p. 31 II; — Catlin: I, p. 122 u. pl. 62, 96, 97 u. passim; — Dodge: „The Hunting Grounds of the Great West" (London 1878), p. 371, pl.; — Labat: II, 29, 30; — Friederici: „Der Tränengruß der Indianer" (Leipzig 1907), p. 10—12; — Cardim: „Do Principio e Origem" (Rio de Janeiro 1881), p. 6; — von den Steinen: „Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens" (Berlin 1894), p. 96, 197, 504, 512 u. passim; — Baldrich: „Chaco", p. 225.

Völkern weit verbreitete Sitte, gleich nach der Geburt Mutter und Kind kalt zu baden, in Melanesien in größerem Umfange besteht. Auf der Insel Kung wurde mir gelegentlich einer Geburt versichert, daß es geschehe.[87])

Die Küsten-Melanesier sind sehr gute Schwimmer, wenn auch keineswegs von der Qualität der Polynesier. Immerhin sind einige sehr gute Schwimmleistungen bekannt geworden. Südküstenleute von Neu-Pommern schwammen von Mulifanua nach der Insel Manono, Samoa-Gruppe, und die Überlebenden des gekenterten Schoners „Lettie", Kapitän Bröker, haben neuerdings ein gutes Beispiel von Schwimmenergie gegeben.[88])

Alle Polynesier, Melanesier und Mikronesier, die ich gesehen und immer genau beobachtet habe, schwimmen, wie die Indianer, wie wohl die meisten Naturvölker und in der Hauptsache auch die Europäer vor der Zeit der v. Pfuelschen Schwimmmethode. Sie werfen die Arme abwechselnd weit nach vorn und heben und schieben sich durch Druck nach unten und hinten, wobei sie sich gewöhnlich jedesmal auf die betreffende Seite legen, um weit ausholen und die Widerstands- und Reibungsfläche vermindern zu können.[89])

Die Melanesier sind ferner ganz vortreffliche Taucher und Brandungsschwimmer; selbst das polynesische Schwimmbrett zum Reiten auf der brandenden Welle (surfriding) habe ich in der Sissano-Gegend, Nord-Neu-Guinea, wiedergefunden. Ist etwas zu tragen, das den Schwimmer zu sehr beschweren würde, oder ist starke Strömung zu fürchten, dann nehmen Polynesier und Melanesier wohl einen Balken oder ein Bündel Stangen zwischen die Beine, auf denen sie liegend schwimmen oder auch wohl reiten, wie in unseren Schwimmanstalten die Knaben auf der „Mamsell". So kamen die Anuda-Leute zur treibenden „Natuna" herausgeschwommen, hinten am Maro mit einigen abgeschälten Kokosnüssen behangen, der Länge nach auf Schwimmhölzern liegend, die genau so gestaltet waren, wie die Auslegerbalken eines Kanu. Als ich auf dem Marsch von Eitapé nach Humboldt-Bai an den geschwollenen und brausenden Babué kam, zeigte sich, daß dieser Fluß jetzt in der Regenzeit (Januar 1910) nicht so ohne weiteres zu überschreiten sei. Ich ließ daher noch am Abend mit dem Bau eines Floßes beginnen. Am Morgen aber zeigte sich, daß allein das Übersetzen von Proviant und Bagage mehrere Floßfahrten verlangte und unseren Weitermarsch am anderen Ufer ungebührlich aufhielt. Ich forderte daher meine Leute auf, zu versuchen hinüberzuschwimmen, wenn sich eine geeignete Stelle finden lasse. Dies ließen sie sich auch nicht zweimal sagen, erkundeten den Fluß und fanden sehr bald einige hundert Meter oberhalb eine Stelle, wo der Fluß breiter und daher weniger reißend war. Bald sah ich einen Teil meiner Leute, jeder mit einem großen Ast zwischen den Beinen, hinüberschwimmen und drüben glücklich landen; denn unter der Masse des hier angeschwemmten Treibholzes konnte sich jeder leicht einen passenden Schwimmer aussuchen. Bei dieser Gelegenheit, wie schon bei früheren ähnlichen, zeigte es sich, daß manche Melanesier nicht schwimmen können. Diese Leute, sämtlich „Buschleute", aber zum Teil gar nicht weit von der Küste beheimatet, liefern genau dieselbe Erscheinung wie Indianer Amerikas unter denselben Verhältnissen, z. B. solche aus dem Innern der doch nur schmalen Halbinsel Baja California.[90]) Sie können nicht schwimmen, weil sie es nicht von Jugendbeinen an gelernt haben, und scheinen auch nicht fähig zu sein, als Erwachsene bei gegebener Gelegenheit das Versäumte nachzuholen, weil ihnen die Erziehung, das Beispiel der Mitgespielen und das Feuer der Jugend fehlt. In Süd-Neu-Mecklenburg und später wieder in Neu-Guinea hatte ich einen ausgezeichneten Jungen und trefflichen Schützen in meiner Begleitung, To Kalapúa, einen „Buschmann" aus der Gazelle-Halbinsel. Er ging gern mit mir, hatte aber stets Angst, weil er nicht schwimmen konnte und bei unserer ersten gemeinsamen Reise eine üble Probe erhalten hatte. Nachdem ich wußte, daß er nicht schwimmen konnte, nahm ich natürlich besondere Rücksicht auf ihn. Diese Probe hatte am Topāio, Süd-Neu-Mecklenburg, stattgefunden, der zu einem reißenden Fluß angeschwollen war infolge der fürchterlichen Regen, die Sapper und ich, beide in verschiedenen Gegenden, aber mit gleich unerfreulicher Heftigkeit erhalten hatten. Der Fluß war noch gerade durchwatbar, aber nur für erfahrene Leute ohne Gepäck. Ich ließ daher daumendicke Rottangseile, die zum Glück in der Nähe gesehen worden waren, zu einem langen Kabel zusammenbinden, durch drei gewandte Leute an das andere Ufer bringen und 30 bis 40 cm über dem Wasserspiegel strammspannen. Mit Hilfe

[87]) Friederici: „Die Schiffahrt der Indianer" (Stuttgart 1907) p. 1; — de Morga: p. 174, 452; — Brown: „Melanesians" p. 45.

[88]) Schnee: „Bilder", p. 246.

[89]) Friederici: „Schiffahrt", p. 5.

[90]) Shelvocke: „A Voyage Round the World", 2nd edit. (London 1757), p. 408. — In Australien gab es sogar Küstenstämme die des Schwimmens unkundig waren. An der Westküste und an der ganzen Südküste von Kap Leeuwin bis zur Gegend des heutigen Adelaide konnte kein Eingeborener schwimmen. „Journ. Anthrop. Instit.", XXXV, 56, 57.

dieses Kabels kamen wir alle mit unserem Gepäck glücklich hinüber, aber To Kalapúa, der wohl in dem Bewußtsein nicht schwimmen zu können, etwas nervös geworden war, verlor die Beine und wäre ohne prompte Hilfe abgeschwemmt worden. Ganz vortrefflich war bei dieser Gelegenheit die Haltung von drei Lambél-Leuten, Gebirgsbewohnern dieser Gegend, die ich bei mir hatte. Es waren zwei erwachsene Leute und ein Knabe von nicht mehr als 15 Jahren. Sie waren völlig nackend, banden ihre paar Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, das sie auf dem Kopf mit beiden Händen festhielten und gingen, die Hilfe des Kabels verschmähend, und zwar unterhalb von ihm, durch den brausenden Fluß. Langsamen Schrittes, zuweilen scheinbar einen Augenblick haltend, mit starker Neigung des ganzen Körpers gegen die Stromrichtung und immer mehr auf das linke wie auf das rechte Bein gestützt, gingen sie sicheren Schrittes und mit einer Miene der Selbstverständlichkeit herüber, als wollten sie uns zeigen, wie so etwas gemacht wird. Das Durchqueren reißender Gewässer ist für die Bergbewohner dieses regenreichen Landes offenbar etwas ganz Gewöhnliches. Es überraschte mich auch weniger das Können der beiden Männer, als die famose Haltung des Knaben, dem das rauschende Wasser tatsächlich bis an die Brust ging.

Im Gegensatz zu einer von mir an anderer Stelle[91]) ausgedrückten Vermutung, daß die Indianer Amerikas der Seekrankheit wenig unterworfen seien, hat mich Professor Sapper darauf aufmerksam gemacht, daß er während seiner langjährigen Forschungsreisen in Zentral-Amerika und Mexiko verschiedene gründlich seekranke Indianer getroffen habe. In der Südsee ist es genau so: es gibt Polynesier, Melanesier und Mikronesier, die stark an der Seekrankheit leiden. Ich hatte für einige Zeit einen Witu-Mann (Französische Inseln), also einen Insel-Bewohner, an Bord der „Natuna", der regelmäßig seekrank wurde, wenn das Schiff stark rollte. Kapitän Roscher von der „Langeoog" hat mir ebenfalls von seekranken Melanesiern erzählt, Stationsleiter Rodatz von seekranken Valman-Leuten. Im allgemeinen scheinen seekranke Melanesier nicht sehr häufig zu sein, zum mindesten gewöhnen sie sich sehr an die Bewegung eines großen Schiffes, die so verschieden ist von den Bewegungen eines Ausleger-Boots oder eines Mon. Denn, wie schon Tasman sehr richtig erkannt hat, ist diese Verschiedenheit in der Bewegung der Grund, daß wir überhaupt seekranke Melanesier sehen. Gibt es doch umgekehrt Kapitäne, die auf ihren großen Schiffen nie eine Spur von Seekrankheit kennen, aber „seetoll" werden, wenn sie im Boot über bewegte See fahren. Im heimischen Boot sieht man nie einen seekranken Südsee-Insulaner.[92])

Auf die Gefräßigkeit der Polynesier, die wie Castor und Pollux schlingen können, hat Sir Joseph Banks zuerst aufmerksam gemacht. Die Melanesier, wenn auch mit einem guten Appetit begabt, essen viel weniger.[93]) An melanesische Verhältnisse gewöhnt, war ich entrüstet über die Forderungen meiner Führer auf Savaii, die, abgesehen von einer ungebührlichen Geldsumme, pro Person verlangten, zugebilligt erhielten und auch verzehrten: ein Pfund Fischkonserven, ein Pfund Reis, zwei Pfund Biskuit. Einige Monate vorher hatten wir im Hafen von Apia, Opolu, samoanische Kohlenarbeiter an Bord, die von der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft" gestellt waren. Wie mir nachher der erste Offizier der „Natuna", Herr Grünberg, nachwies, hatten sie etwa das Doppelte von dem an ausgesuchter Nahrung erhalten, was meine Melanesier zu essen pflegten. Das genügte diesen gefräßigen und viel zu gut behandelten gentlemen aber nicht; ein jeder verzehrte sein Essen, zog sich dann aus, packte seine Sächelchen auf den Kopf und sprang dann, einer nach dem andern, in aller Gemütsruhe ins Wasser und schwamm kontraktbrüchig der Küste zu.

Beachtenswert, weil es in Amerika seine Parallelen hat, ist das wurfweise Essen der Melanesier. Ich habe es verschiedentlich im Archipel, aber nur beim Aufschlagen und Verzehren der Canari-(Gallib-)Nüsse gesehen. Man sagte mir, das Essen ginge auf diese Weise schneller, und ich glaube auch, daß es der einzige Grund ist. Der Mann hat vor sich einen möglichst breiten Stein und einen Haufen Nüsse liegen; in einer Hand hält er einen passenden Faustein. Die freie Hand setzt dann eine Nuß mit einer Spitze auf den flachen Stein, mit einem kurzen Schlag trifft der Handstein die andere Spitze und zertrümmert die harte Schale. Die frei gewordene oder herausgepellte Mandel fliegt dann in den Mund.

In Amerika finden wir dieses wurfweise Essen bei den Küsten-Tupí von Brasilien und bei Stämmen am Orinoko.[94])

Genau so verhält es sich mit dem Trinken. Es

[91]) „Schiffahrt" p. 8—9.

[92]) Tasman: p. 45; — Nicholas: I, 47, 66; — Ellis: „Polynesian Researches", I, 54; — Keate: „Pelew Islands", p. 264; — Ellis: „Tour through Hawaii", p. 80.

[93]) Hawkesworth: III, 25; — „Journal of Sir Joseph Banks", p. 141;

[94]) Fernão Cardim: „Do Principio e Origem dos Indiôs do Brazil" (Rio de Janeiro 1881), p. 6; — Gumilla, I, 193—194.

scheint so, als wenn das wurfweise Trinken der Melanesier wenig bemerkt worden ist. Ein schon lange in Deutsch-Neu-Guinea tätiger Beamter, Herr Pieper, der mich auf dem Marsch von Eitapé nach Humboldt-Bai begleitete, sagte mir eines Abends gesprächsweise, daß sich verschiedene unserer Leute beim Kreuzen von Flüssen den Mund gespült hätten. Ich bemerkte ihm, daß er zweifellos das wurfweise Trinken gesehen hätte. Die vielen angeschwollenen Bäche und Flüsse, die wir täglich zu durchkreuzen hatten, gaben ihm schon am nächsten Tage Gelegenheit sich davon zu überzeugen, daß ich Recht hatte. Dieses wurfweise Trinken ist im ganzen deutschen Melanesien so allgemein, daß es mir gar nicht mehr auffiel. Ich bemerkte es zuerst während Kanufahrten auf den Flüssen Min und Matanalaua, Neu-Hannover. Bei Flußfahrten und beim Durchqueren von Bächen und Flüssen sieht man es am häufigsten. Der Mann beugt sich im Gehen oder Fahren zum Wasserspiegel herab und wirft mit der hohlen Hand in kurzem Ruck oder in mehreren auf einander folgenden Wasser in den offenen Mund.

Die Melanesier haben verschiedene Ausdrücke für ihre Arten zu trinken; so heißt in der Barriai-Sprache:

tă͡ ŭn (sprich: tāūn) trinken durch Niederbücken auf die Wasserfläche und einschlürfen.
(gāū nă͡ ŭn, ich trinke.)
tă rōĭĭ trinken durch Hineinwerfen der Flüssigkeit mit der hohlen Hand.
tắ͡ găgă trinken durch Herunterlaufenlassen der Flüssigkeit.
(nắ͡ găgă, ich trinke durch Herunterlaufenlassen.)

Um die Kunst, eine aus Kokosnuß oder Bambusrohr in den Mund gegossene Flüssigkeit schlucklos die Kehle herunterlaufen zu lassen, muß jeder bierjungenfreudige Student den Melanesier beneiden. Handelt es sich um ein langes Bambusrohr als Trinkbecher, so tritt noch die Kunst dazu, dieses so zu handhaben, daß nicht infolge einer ungeschickten Hebung mit einem plötzlichen Guß zu viel Wasser herauskommt. Denn die Knoten des Bambusrohres sind zwar immer durchbohrt, aber doch nicht so, daß die durch sie gebildeten Wände ganz verschwunden wären. Wasser setzt sich also hinter ihnen und stürzt mit einem unerwünschten Guß heraus, wenn das Rohr ungeschickt gehandhabt wird. Der aus einem langen Bambusrohr trinkende Melanesier löst also die Aufgabe spielend, die für einen trinkfesten Studenten eine Art Preisaufgabe sein würde, nämlich: aus einem großen Trinkhorn einen Bierjungen zu trinken, ohne das Horn an die Lippen zu bringen und ohne zu „bluten".

Diese Bambus-Wasserbehälter sind zuweilen von erstaunlicher Länge; in Afur, Hinterland der Eitapé-Gegend, Neu-Guinea, hatte ein solches, allerdings nur oberarmdickes Rohr eine Länge von 3½ m. In solchen Fällen muß ein anderer Mann dem Trinker behilflich sein.

Diese Form der Wasserbehälter findet sich über den ganzen Großen Ozean verbreitet, von den Gestaden Ost-Asiens bis zu den Marquesas und den Tuamotu-Inseln, soweit diese überhaupt Bambus beherbergen. Die Spanier Mendañas sind die ersten, welche diese Wasserbehälter in Polynesien bemerkten. Gewöhnlich sind sie für Süßwasser bestimmt, bei den Polynesiern auch für Salzwasser.[95])

Es bleibt noch übrig festzustellen, daß zum mindesten die Prärie-Indianer Nord-Amerikas das Trinkwasser genau in derselben Weise mit der hohlen Hand in den Mund warfen, wie die Melanesier. Herman ten Kate, einer unserer vortrefflichsten Beobachter des Indianerlebens, ist mein einziger Gewährsmann, der mir aber mehr gilt, wie mehrere mittelmäßige zusammen.[96])

Während bei den Indianern Nord- und Mittel-Amerikas und auch wohl in Süd-Amerika, ebenso wie bei den alten Ägyptern, die Männer im allgemeinen in Hockstellung urinieren, die Weiber aber stehend, scheinen, so weit meine Beobachtung reicht, in Polynesien die Männer stehend zu urinieren, in Melanesien bald in der einen, bald in der anderen Art. Weiber habe ich überhaupt nicht bei dieser Tätigkeit beobachtet, nach Kábuis Angabe tun sie es in West-Neu-Pommern hockend, während es die Männer hier stehend tun.

Eine Einbaumfahrt im Mündungsgebiet des Augusta-Flusses bot mir Gelegenheit, auch in dieser Hinsicht zu beobachten. Um möglichst noch vor Sonnenuntergang die Küste zu erreichen, sauste meine kleine Flottille durchs Wasser unter dem Antrieb der langen Pagajen der stehenden Papuas. Auch nicht die Erledigung eines kleinen natürlichen Bedürfnisses durch meine Bootsinsassen vermochte die Geschwindigkeit des Einbaums auch nur für einen Augenblick aufzuhalten. Der Pagajer bleibt ruhig auf seinem Platz stehen und benutzt das breite Blatt seiner Pagaje als Wasserleitung. Nicht

[95]) Zaragoza: I, 37; — Hawkesworth: III, 22; — Williams: „Fidji", p. 140.

[96]) ten Kate: „Reizen", p. 385. — Clark („The Indian Sign Language" [Philadelphia, 1885], p. 229) und Mallery („Tenth Ann. Rep. Bur. Ethnol." [Washington 1893] p. 384) deuten das Stammeszeichen der Kiowa übrigens anders, ohne daß jedoch die Tatsache des wurfweisen Trinkens dadurch berührt wird.

ein Tropfen beschmutzt das Boot, das in fliegender Eile dahinsaust.[97])

Die Art der Melanesier, ein größeres Bedürfnis zu befriedigen, hängt eng mit einer Gewohnheit zusammen, auf die späterhin in einem anderen Zusammenhang näher eingegangen werden muß. Es ist ihre durch Aberglauben diktierte Sitte, alle Abfälle und allen Unrat, der von ihrer Person herstammt und greifbar ist, zu vernichten oder sorgfältig zu verbergen. Zu diesem Punkt tritt noch ein anderer hinzu, der auch bei einer späteren Gelegenheit noch berührt werden muß. Während der Melanesier nämlich in seiner Unberührtheit, soweit mir bekannt, nicht die geringste Scham hat, die Geschlechtsteile sehen zu lassen, ist er zum Teil außerordentlich verschämt und scheu in bezug auf den Anus und vermeidet es durchweg, sich beim Defäzieren sehen zu lassen. Die Folge von alledem ist die, daß im Inneren bei den Buschleuten sich ein jeder in aller Frühe weit fort und ungesehen an einen abgelegenen Ort begibt, während bei den Uferleuten ebenso in aller Frühe eine allgemeine Wanderung an den Strand stattfindet, aber doch so, daß der eine möglichst weit ab vom Nachbar ist. Stellt man sich selbst früh ein, so hat man jeden Morgen dasselbe liebliche Bild. Dicht am Strand, so nahe am Wasser, daß die auslaufenden Brecher die Füße berühren, hocken, etwa von 50 zu 50 m oder mehr von einander getrennt, mit dem Rücken nach der See eifrig beschäftigte Kanaker, während Wellen und Hunde dabei sind, mit dem aufzuräumen, was die bereits Zurückgekehrten als Andenken zurückgelassen haben. Genau so machten es nach Wafer die Isthmus-Indianer Amerikas, wo Männlein und Weiblein in den Fluß pilgerten, um bei diesem Geschäft nicht gesehen zu werden. Sehr ängstliche Leute oder solche, die glauben, daß ihnen Gefahr drohe, bleiben auch wohl wartend stehen bis die Wellen ihre Exkremente aufgelöst haben; nach G. Brown sollen in Neu-Mecklenburg sogar Leute in ihre Hände defäzieren, um dann ihren eigenen Kot in die See zu tragen und ihn so sicherer Auflösung preiszugeben. Zur Reinigung des Gesäßes bewaffnet sich der Melanesier von West-Neu-Pommern mit einem kurzen, etwa fingerdicken Stöckchen, mit dem, von vorn nach hinten fahrend, der Anus gereinigt wird. Es wird dann ebenfalls in die See geworfen. Die Rolle der Hunde bei diesem Geschäft ist ebenso charakteristisch wie widerlich; sie ist es besonders, die uns diese Geschöpfe so ekelhaft erscheinen läßt, denn das Kotfressen gewöhnen sie sich nie wieder ab. Auch europäische oder aus Australien besorgte Hunde nehmen diese Schwäche mit demselben Erfolg an. Ich kannte einen Herrn, der ein solches Untier besaß; er prügelte seinen Hund halb tot, ohne damit einen Erfolg für die Zukunft zu erzielen, aber das einzige Mittel, das auf die eine oder andere Weise geholfen hätte, nämlich dem Kotfresser in flagranti eine Schrotladung zu geben, schien er zu scheuen. Die Melanesier halten ihre Art zu defäzieren nicht nur für die sicherste gegen Bezauberungsgefahr, sondern auch für eine sehr reinliche. Als ich eines Tages mit Kábui in der Straßenbahn durch die Vororte von Weltevreden fuhr, sahen wir einen Javanen in Hockstellung am Rande eines am Kanalufer befestigten Bambusfloßes sitzen, Gesäß nach dem Fluß. Wir konnten beim Vorüberfahren von der anderen Kanalseite aus genau sehen, wie er sein Geschäft verrichtete und sodann unter dem Gesäß mit den Händen im Kanalwasser herumplätscherte. Darauf fiel der Vorhang in Gestalt eines Sarongs herunter, und mein Javane ging vergnügt von dannen. Kábui, der mit scharfem Auge den Vorgang genau verfolgt und noch einige Details mehr gesehen hatte, als ich, machte mich sofort entrüstet auf diese nach seiner Ansicht gröbliche Schmutzerei aufmerksam. Das einzige versöhnende Moment bildete in seinen Augen die Tatsache, daß die plätschernde Hand die linke gewesen war, nicht die Eßhand. Was würde der brave Bárriai-Junge erst gesagt haben, wenn er mir bis vor die Tore Europas, nach Kairo, gefolgt wäre, und dort die Szenen beobachtet hätte, die sich im größten Volksgedränge vor aller Augen auf dem Mohammed Ali-Platz abspielen? Dagegen imponierten ihm außerordentlich die Klosetts mit

[97]) Ellis: „Reise nach Hudsons Meerbusen usw. in den Jahren 1746 und 1747", p. 222; — Sagard: „Histoire" I, 179; — Hennepin: „Moeurs des Sauvages", p. 54; — Alsop: „A Character of the Province of Maryland" (New York 1869), p. 81, 124; — Romans: „A Concise Natural History of East and West-Florida" (New-York 1776), p. 42; — Wafer: „A New Voyage", p. 138; — Oviedo y Valdés: „Historia General" IV, 38 II; — „The First Four Voyages of Amerigo Vespucci" (London 1893) fol. III—IV; — Barrère: „Nouvelle Relation" (Paris 1743), p. 164; — Pittier de Fabrega in „Mem. Amer. Anthrop. Ass." (Lancaster, Pa. 1907), I, 314; — Hiernach urinierten also nur die Isthmus-Indianer Wafers und die Karaiben Barrères hockend und zwar Männer und Weiber. Im allgemeinen sind Angaben dieser Art selten. — Herodot: II, 35. — Auch die Chinesen urinieren hockend, während in Deutschland die Weiber vom Lande, mindestens stellenweise, stehend urinieren, wenn sie sich unbeobachtet glauben; ich selbst habe dies in Pommern, in der südlichen Rheinprovinz und im Elsaß gesehen. Bemerkenswert ist, daß zur Zeit des alten arabischen Reisenden Soleiman die Chinesen stehend urinierten, während sie es jetzt — wenigstens nach meinen Beobachtungen in Nord-China und der Kanton-Swatau-Gegend — in der Hauptsache in Hockstellung tun. Die Mohammedaner urinieren hockend, s. Reinaud: „Relation des Voyages etc. dans l'Inde et à la Chine" (Paris 1845), I, 118—119; II, 51.

Wasserspülung in Singapore und Batavia, die nicht nur den zaubergefährlichen Stoff unmittelbar spurlos verschwinden lassen, sondern auch die harten Stöckchen durch weiße Papierrollen angenehm ersetzen. Es ist beachtenswert, daß man, so weit mir bekannt, die einzigsten Aborte unter den Maori Neu-Seelands gefunden hat, die zweifellos im übrigen die unreinlichsten aller Polynesier waren. Ein Abort in Gestalt eines kleinen Schilderhauses, den sich ein vagabondierender Naturalien-Sammler unbekannter Herkunft auf dem Stand von Leitere, Neu-Guinea, gebaut hatte, wurde mir von den Leitere-Leuten als die größte Sehenswürdigkeit ihres Platzes gezeigt. Diesen braven, über den Wassern schwebenden Pfahlbauern muß allerdings ein solcher Ort etwas ganz Unerhörtes gewesen sein.

Ich sagte vorhin, daß es die Melanesier als im höchsten Grade beschämend empfinden, in Gegenwart anderer zu defäzieren. Von den verschiedenen in dieser Hinsicht erlebten Beispielen möchte ich zwei besonders charakteristische kurz erwähnen. Als Sapper und ich im April 1908 in Kung bei Neu-Hannover unsere Tätigkeit begannen, hatte ich mir bei der ersten Gelegenheit ein Auslegerboot von mittlerer Größe gekauft, in dem ich in Begleitung von zwei meiner Jungens Fahrten zwischen Neu-Hannover und den nach Norden vorgelagerten Korallen-Inseln zu machen pflegte. Der ältere der beiden saß immer hinter mir mit der Steuer-Pagaje, der andere zum Pagajen oder zur Bedienung des Segels vor mir. Eines Tages bemerkte ich, daß der vor mir sitzende Gallas so merkwürdige Gesichter schnitt, daß ich ihn fragte, ob er krank sei. Dies verneinte er, fuhr aber fort, Unruhe im Gesicht zu zeigen. Auf meine Frage sagte dann der Junge am Steuer, Don, er glaube, Gallas müsse einmal austreten und schäme sich, es zu sagen. Auf mein Zureden nun, er solle sich nicht schämen, sondern sein Bedürfnis verrichten, machte sich Gallas, der schon in höchster Not war, auch daran. Aber es kam ganz anders, als ich erwartet hatte. Gallas legte sein Lawalawa (Lendentuch) ab und glitt dann vorsichtig am Vorsteven des Kanus ins Wasser. Mit den Händen am Kanu von außen entlanggleitend, erreichte er den Achtersteven, wo er das Kanu losließ und nun hinter uns wassertretend sein Geschäft erledigte. Dann tauchte er unter, kam bald wieder empor, schüttelte seine langen Haupthaare wie ein Pudel, wusch seine Hände und kam dann dem Kanu, das inzwischen verhalten hatte, nachgeschwommen. Wieder glitt er am Kanurand entlang bis er den Vorsteven erreicht hatte und schwang sich dann von vorn durch einen leichten Armstütz hinein. Auf seinem Platze wieder angelangt, wollte Gallas, naß wie er war, seine Lawalawa wieder umlegen; ich sagte ihm aber, er solle warten, bis er wieder trocken sei. Das tat er auch ohne weiteres und ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen. Wären die Jungen allein unter sich gewesen, so hätte er gar nicht daran gedacht, sein Tuch wieder anzulegen, bevor er ganz trocken war; denn unter sich sind sie noch so harmlos wie vor 20 oder 30 Jahren. Dagegen hätte er sich in bezug auf das Austreten ganz genau so benommen, auch wenn ich nicht dabei gewesen wäre. Das ganze Verhalten diesen „wilden" Buka aus Pororán war in hohem Grade wohlerzogen; seine Bewegungen waren natürlich, geräuschlos, mit der Miene der Selbstverständlichkeit. Es war nicht möglich sich eleganter aus einer peinlichen Lage zu ziehen, wie es dieser junge Salomonier tat.

Der zweite Vorfall ereignete sich während der vorhin erwähnten Einbaumfahrt im Mündungsgebiet des Augusta-Flusses. Trotz der beschleunigten Fahrt gelang es uns nicht, ein schwieriges Wegestück, einen mangrovendurchsetzten Urwald im Wasser, zu durchqueren, bevor es dunkel geworden war. Mitten in ihm, und noch bevor der schlimmste und engste Teil erreicht war, überraschte uns völlige Dunkelheit. Nur mit Hilfe einer dicken Stearinkerze, die sich unter meinen Tauschartikeln befand, gelang es uns endlich nach mehrfachem Verfahren und Auffahren, dieses gefährliche Stück zu passieren. Da, als das Fahrwasser gerade wieder etwas breiter wurde, sah ich beim Schein meiner wie eine Fackel hochgehobenen Kerze, wie eines der beiden vor mir fahrenden Kanus aus dem Kurs herausgegangen war und etwa 15 Schritt rechts von mir hielt. Auf meine Frage, was denn los sei, antwortete mir To Mínalum, einer meiner beiden Begleit-Jungen, der im Kanu unmittelbar hinter mir saß, prompt: „one fellow boy he make him pekepek!" d. i. „Ein Mann ist 'mal ausgetreten!" Er hatte die Situation sofort überblickt, und jetzt sah auch ich bei höher gehaltener Kerze, daß das betreffende Kanu dicht an den Mangroven lag, und daß jenseits von ihm, ein paar Schritte mehr in den Urwald hinein, eine hockenden Figur über den bogenförmigen Stelzen einer Rhizophora schwebte. Also auch hier: während die Papuas vom Augusta-Fluß keinen Anstand nahmen, vor aller Welt während der Fahrt zu urinieren, mußte das Boot abseits fahren, mußte halten, um den Mann aussteigen zu lassen, und dieser ging dann seitwärts in die Büsche, um ein größeres Geschäft zu verrichten.[98])

[98]) Hawkesworth: III, 111; — Nicholas: I, 87, 355; - Brown: „Melanesians" p. 184, 233; — Wafer: p. 138—139.

Azara sagt, daß die Indianer des Gran Chaco, von Argentinien und Süd-Brasilien immer auf dem Rücken liegend schliefen; G. Brown von den Samoanern, daß sie in der Rückenlage, auf der Seite liegend und zuweilen auf dem Bauche schliefen. Diese samoanische Art trifft auch für die Melanesier zu, nur daß sie nicht gelegentlich, sondern sehr häufig auf dem Bauche ruhend getroffen werden. Die häufigste Ruheart scheint mir bei ihnen, genau wie bei uns, das Schlafen auf einer Seite zu sein.[99])

Kopfstützen in der einen oder anderen Form sind über das ganze malaio-polynesische Gebiet verbreitet, von den einfachen Holzblöcken im Indischen Archipel bis zu den langen Familien-Kopfstützen in den Hütten der Marquesaner. Im linguistischen Teil werde ich bei den Kopfstützen der Stämme von West-Neu-Pommern, die aus einem Stück Sagoholz ohne besondere Form oder gar Verzierung bestehen, hierauf zurückzukommen Gelegenheit haben.[100])

Weinen und Schreien kann man in Melanesien bei beiden Geschlechtern und bei allen Altersklassen, vom neugeborenen Kind bis zur Greisin, sehen und hören. In Lamassa habe ich schlechterzogene oder kranke kleine Kinder ganz gewaltig schreien hören. Abgesehen von dem ja allgemein verbreiteten Totengeheul der Klageweiber, verlangen zwei Arten des Weinens einen Blick der Aufmerksamkeit, das Abschiedsweinen und das Empfangsweinen, der Tränengruß. Das Abschiedsweinen, oder besser -heulen, kennt ein jeder, der sich einmal auf einem Anwerbeschiff befunden hat. Wenn das Anwerbegeschäft abgeschlossen ist und das Boot sich bereit macht, mit den Rekruten das Land zu verlassen, dann erhebt sich unter Aushändigung der letzten Liebesgaben, in Gestalt von gekochtem Taro, Yams, Bananen, einigen Betelnüssen, ein entsetzliches Geheul der anverwandten Weiber. Ihr Schmerz scheint unermeßlich zu sein; bis über die Kniee folgen sie dem abfahrenden Boote im Wasser nach, immer heulend und mit der flachen Hand, die Fingerspitzen nach vorn, von oben nach unten Abschied winkend. Viel ist hierbei nur zeremoniell und zum Teil darauf abgesehen, Mitleid zu erregen und noch kleine Geschenke von den Weißen einzuheimsen. Die Anwerbe-Kapitäne geben daher auch prinzipiell nichts mehr, nachdem der Kaufpreis bezahlt ist. Aber ich weiß aus manchen Beispielen, daß die Melanesier auch Herz und Familiensinn haben und daß auch ein Teil wirklichen Schmerzes in diesem Abschiedsgeheul enthalten ist. Ich habe daher der Mutter immer noch einige Kleinigkeiten geschenkt, sobald man mir versicherte, daß es wirklich die Mutter war. Es ist dies nicht nur der Zurückbleibenden wegen, die aus solchen Geschenken sehen, daß der junge Mann in wohlwollende Hände gekommen ist, sondern auch des Rekruten wegen, der genau so fühlt, wie ein zur Armee abgehender Rekrut bei uns, und in dessen Seelenzustand sich die alten Anwerbe-Kapitäne nicht immer hineinzuversetzen verstehen. Auch er wird für die aus solchen kleinen Gaben sprechende Gesinnungsart, die über das rein Geschäftliche hinausgeht, empfänglich sein und wird leichteren Herzens das rote Lawalawa des Weißen Mannes umlegen, ebenso wie der Rekrut leichteren Herzens in den Drillichanzug des Königs schlüpft, wenn er in der Kaserne von seinen Vorgesetzten wohlwollend empfangen wird. Tokaléa, ein Mann aus Malól, Neu-Guinea, den ich zufällig für die Regierung anwerben konnte, hat mir dieses Wohlwollen nie vergessen. Jedesmal, wenn ich im Laufe des nächsten Jahres wieder nach Herbertshöhe kam, war einer der ersten, der mir entgegentrat und mich freudig begrüßte, dieser Tokaléa. Während meiner ersten Gänge in der Kolonie pflegte er mir dann stets in einiger Entfernung zu folgen, wie ein treuer Hund.

Als ich mit der „Natuna“ in Lamassa war, um vier Jungens für die Expedition anzuwerben, gab mir der Häuptling unter ihnen seinen ältesten Sohn mit, den 14- bis 15 jährigen Borróm. Als die Zeit des Abschieds kam und die Weiber ihr Geheul begannen, legte mir Panáke seinen Sohn ans Herz: „Master, you look out belong peganini belong me!“ sagte er, „Passe auf mein Kind auf!“, und im Augenblick des Abschieds noch einmal: „Master, you look out belong Borróm!“ Ich versprach ihm, seinen Sohn in meinen persönlichen Dienst zu nehmen, was auch geschehen ist.

Das ärgste Abschiedsgeheul habe ich in West-Neu-Pommern bei den Weibern von Kobe gehört, aber auch die Mutter eines Derpuap-Mannes, Neu-Guinea, den ich als Dolmetscher für die Augustastromfahrt der „Langeoog“ gewonnen hatte, stand ihnen in dieser Hinsicht kaum nach. Dabei war dieser Mann nur für 14 Tage angeworben worden; aber Heulen ist eben zeremoniell und außerdem wimmeln nach Ansicht der Küstenbewohner die Ufer des Augusta-Flusses von Kannibalen.

Während so das Abschiedsweinen häufig zu beobachten ist, ist der Tränengruß viel seltener zu

[99]) Azara: II, 12, 45; — Brown: „Melanesians“ p. 57.

[100]) Wilken in „Bijd. v. het Koninkl. Instituut“, 5. volgr. II, p. 635 ff.; — „Lettres sur les Iles Marquises“, p. 127; — „Rovings in the Pacific“, II, 197; — Williams: „Miss. Enterprises“, p. 537; — Lambert: p. 128; — Chamisso: „Werke“, IV, 172.

sehen. Beim Absetzen der nach Ablauf ihrer Dienstzeit zurückkehrenden Angeworbenen wird nämlich viel weniger Federlesens gemacht, als bei der Anwerbung. Natürlich! Ist es doch auch in der Armee viel leichter, einen Reservistentransport abzubringen, als einen Rekrutentransport zu holen. Der Rekrut muß einzeln und namentlich in der Kaserne abgeliefert werden; wo aber der Reservist bleibt, nachdem er einmal richtig instradiert worden ist, darum kümmert sich kein Mensch. Wenn er nicht richtig in der Heimat ankommt, ist es seine eigene Schuld. So ähnlich geht es auch in der Südsee zu, und zwar in gesetzmäßigen Formen im allgemeinen, denn die Rohheiten der Zeit des „labour trade" sind Gott sei Dank überwunden. Aber wo der Zurückkehrende bleibt, nachdem einmal seine Heimatsgegend erreicht ist, darum kümmern sich wenige, wenige sehen also auch seinen Empfang in der Familie. Ich habe nicht nur ein paar Fälle von Tränengruß beobachtet, sondern konnte auch in einer ganzen Reihe melanesischer Stämme Angaben über das Vorkommen dieser Sitte sammeln. Über den Tränengruß, dessen Bestehen über weite Gebiete Amerikas hin nachgewiesen worden ist,[101]) war bisher in bezug auf die Südsee nur weniges bekannt oder beachtet. Jetzt zeigt sich nun, daß er auch hier über weite Räume hin in Übung und Sitte gewesen ist. Man findet ihn in ausgedehnten Gebieten Melanesiens, Polynesiens und auch in Mikronesien, und wenn mir keine Tatsachen betreffend Indonesien zur Verfügung stehen, so dürfte dies mehr auf Rechnung meiner lückenhaften Quellenkenntnis zu setzen sein, als auf einen tatsächlichen Ausfall jener Sitte in Gebieten, die den Malaio-Polynesiern der Südsee so nahe stehen. Dazu kommt, daß Indonesiën schon seit Jahrhunderten dem nivellierenden Einfluß der Kultur ausgesetzt ist, und der Tränengruß ganz offenbar eine jener primitiven Erscheinungen ist, die einem solchen Einfluß nicht lange zu widerstehen vermögen, sondern bald abflauen und verschwinden. Wie aus Amerika, so ist denn auch aus der Südsee der Tränengruß in verschiedenen Stadien der Intensität bekannt. Da, wo ich den Tränengruß in Melanesien gefunden habe, zeigt er sich durchweg in charakteristischen Umrissen, aber in abgeschwächter Form, während ihn uns einige Gegenden Polynesiens in voller Stärke zeigen. So stimmt die Beschreibung, die Freycinet vom Tränengruß auf Hawaii gibt, in ihrem Gesamtbilde und selbst in einzelnen Zügen so vollkommen mit der Darstellung überein, die vor 300 Jahren Fernão Cardim von dem Tränengruß der Tupí an der Ostküste Brasiliens gegeben hat, daß man versucht ist zu meinen, der Franzose habe einige Stellen aus dem alten Portugiesen wörtlich übersetzt. Das aber erscheint gänzlich ausgeschlossen. Freycinet würde es gesagt haben, wenn er diese interessante Parallele in der Sammlung von Purchas zufällig gelesen haben sollte. Denn in anderer Form, als in dieser Übersetzung, war Cardim in Freycinets Zeit nicht zugänglich.[102])

Innerhalb Mikronesiens kann ich den Tränengruß nur für die West-Karolinen belegen, während mir für West-Melanesien, außer meinen eigenen Feststellungen, alle Belege fehlen.[103])

Auf der Küste von Nord-Neu-Guinea haben mir die Leute von Wánimo (Angriffshafen), Leitere, Sẽr, Síssano und Arŏp versichert, daß sie den Tränengruß nicht kennen. Diese Stämme gehören linguistisch einer Papua-Sprache und einer melanesischen Sprache an, von denen aber die letztere stark mit Papua-Sprachelementen durchsetzt ist. Dieselbe Versicherung haben mir die Leute von Wokău, Wrinăgol, Dăkur und Put (letztere beiden auf dem Festlande, südlich der Insel Walĭs), sowie die Anwohner des Mündungsgebiets des Augusta-Flusses gegeben. Alle diese Stämme reden sogenannte Papua-Sprachen.

Dagegen besteht die Sitte des Tränengrußes bei den Leuten von Paup und Yakomúl, die eine melanesische Sprache reden.

In Neu-Pommern scheinen mir die Baining den Tränengruß nicht zu kennen; ich habe jedenfalls nichts darüber erfahren können. Sonst aber ist in Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und auf den Salomonen der Tränengruß überall da zu finden, wo ich beobachten oder mich erkundigen konnte. Im besonderen war dies der Fall: auf der Nordküste von West-Neu-Pommern und bei den Nakanai. Ferner bei den Küstenbewohnern der Gazelle-Halbinsel; dies letztere wird von Brown bestätigt.[104]) Weiter auf Neu-Hannover, in Nord-Neu-Mecklenburg, auf den Tabar- und Lihir-Inseln, in Namarodu, Mittel-Neu-Mecklenburg und in Süd-Neu-Mecklenburg. Endlich auf der Insel Buka und in West-Bougainville. Der Tränengruß stellt sich in diesen von mir besuchten Gebieten im allgemeinen unter gleicher Form, und zwar in folgender Weise dar: Wenn jemand nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrt, so gehen die Mutter und

[101]) Friederici: „Der Tränengruß der Indianer", passim; — ten Kate in „Tijdsch. Nederl. Aardr. Genootsch", 2e serie dl. XXV, afl. I, p. 145—147 (Leiden 1908).

[102]) Freycinet: „Voyage autour du Monde" (Paris 1825 bis 29), II, 589; — Friederici: „Tränengruß", p. 10—11.

[103]) „Lettres Édifiantes et Curieuses", VIII, 356.

[104]) Brown: „Melanesians", p. 409.

die Schwestern, falls solche vorhanden, dem Ankommenden (zum Strande) entgegen, umhalsen ihn in einigen Gegenden, weinen überall laut und klagen ihm, sie glaubten, er hätte gelitten, sei krank oder gestorben und werde nicht wiederkehren. In kurzer Zeit ist diese Zeremonie vorbei; sie sind vergnügt wie vorher, lachen und freuen sich über die mitgebrachten Reichtümer. Auf Lihir begleiten auch etwa andere anwesende verwandte Weiber die Mutter und Schwestern zum tränenreichen Empfang. Einen Grund können die Leute wie gewöhnlich nicht angeben; fragt man sie dringender, so sagen sie: „es ist immer so gewesen!"

Gehen wir nun weiter über den Ozean nach Osten, so finden wir Angaben über den Tränengruß auf den mittleren Salomonen und auf Neu-Caledonien,[105]) weiter im Süden auch auf Neu-Seeland.[106]) Für die Fidschi- und Tonga-Gruppen liegen mir keine Belege für den Tränengruß vor, wohl aber für das dazwischenliegende Futuna.[107]) Da zudem das allgemeine M. P. - Wort für „Weinen" und „Tränengruß", nämlich tangi (tañi) auch für jene Gruppen zutrifft, so liegt die Annahme nahe, daß auch auf ihnen der Tränengruß üblich war.[108])

Der Tränengruß ist dann weiter nachgewiesen auf der Samoa-Gruppe und den Cook-Inseln,[109]) und ist besonders gut belegt für Tahiti.[110]) Herr Alexandre Drollet, ein gebildeter Tahitier in den dreißiger Jahren, hat mir erzählt, daß er sich sehr wohl noch aus seiner Jugendzeit erinnere, wie seine Mutter und ältere weibliche Familienmitglieder heimkehrenden Verwandten um den Hals fielen und sie beweinten, selbst wenn sie nur kürzere Zeit abwesend gewesen waren.

Von den Inseln weiter im Osten, von den Tuamotu - Inseln, Mangareva - Gruppe[111]) und von Hawaii,[112]) sind uns dann — wie für Hawaii bereits angedeutet — einige außerordentlich charakteristische Fälle von Tränengruß überliefert, so charakteristisch, daß sie mit den parallelen, aus Amerika bekannten Fällen sich bis in die Einzelheiten hinein völlig decken. Die von P. Lucas de la Cueva gegebene Beschreibung der Rückkehr des lange im Dienst bei den Spaniern gewesenen Gaye-Knaben Pascual in sein heimatliches Dorf und sein Empfang mit Tränengruß würde mit Einsetzung anderer Namen genau für den Empfang eines nach dreijähriger Anwerbezeit heimkehrenden Melanesiers passen.[113])

Von Küssen oder Nasengruß habe ich nie etwas unter Melanesiern bemerkt.

2. Äußere Kultur.

Im folgenden Abschnitt soll einiges über die äußere Kultur der Melanesier im allgemeinen und der Völker von West-Neu-Pommern im besonderen gesagt werden.

Es ist bekannt, wie wenig weit bei Naturvölkern die Traditionen zurückgehen; falls nicht nationale oder religiöse Gesänge vorhanden sind oder heroische Genealogien, die durch eine mächtige Adels- und Priesterklasse im Leben erhalten werden, so gehen die Erinnerungen nicht weiter als drei bis vier Generationen zurück. Was kann man auch mehr erwarten, wo selbst bei uns Europäern, die wir seit langem schreibende Völker sind, bei der breiten Masse des Volkes niemand über die Zeiten der Großeltern hinaus Familienkenntnisse besitzt. Wenn nicht zufällig in der Familie eine Persönlichkeit gewesen ist, die hervorgetreten ist, so weiß in diesen breiten Schichten niemand etwas von Familiengeschichte; niemand gibt sich die Mühe, in den Kirchenbüchern der Vergangenheit nachzuspüren, für die meisten die einzigen erreichbaren Quellen, die ja nur spärliche und meistens inhaltlose Personalkenntnis über die Altvorderen geben können.

Es ist daher kein Wunder, daß man auf ein immer sich wiederholendes „ich weiß nicht" trifft, wenn man sich in Melanesien nach solchen Verhältnissen erkundigen will. Die Leute von Kilenge und Barriai haben mir auf Befragen ausdrücklich versichert, daß sie nach Ansicht ihrer Väter nicht von Neu-Guinea oder sonst von Westen her stammen. Ob sie aber von irgendwoher gekommen sind oder wie sie in ihre jetzigen Wohnsitze gelangt sind, das wissen sie nicht. Sie können absolut

[105]) Zaragoza: II, 24; — „The Discovery of the Solomon Islands", II, 244 (271); — Lambert: p. 119.

[106]) Nicholas: I, 117, 118, 168, 212 (bis), 258, 262, 331; II, 22; — Dumont d'Urville; „L'Astrolabe", II, 560; — Baessler: p. 292 u. 293; Joest hat den Tränengruß als solchen nicht erkannt; — „Journ. Anthropol. Institute" (London 1890) XIX, 178—179, Zitat aus R. Burn.

[107]) Le Maire: „Spieghel", fol. 47 I.

[108]) Tregear: p. 465—66.

[109]) Williams: „Missionary Enterprises", p. 100, 422.

[110]) Ellis: „Polyn. Researches", I, 529—530; II, 12; — Moerenhout: I, 317; II, 187; — Waitz/Gerland: „Anthropologie der Naturvölker" (Leipzig 1872), VI, 144—145.

[111]) „The Voyages of Quiros", II, 422; (Übers. aus Torquemada: „Monarquía Indiana); — Belcher: „Narrative of a Voyage Round the World" (London 1843), I, 374; — Wilkes: „Narrative of the United States Exploring Expedition" (Philadelphia 1845). I, 321, 324, 331; — Beechey: I, 166, 175; — Dumont d'Urville: „Pole Sud", III, 359.

[112]) Ellis: „Narrative of a Tour through Hawaii" (London 1828), p. 266.

[113]) „Boletín Soc. Geográf. Madrid" (1890), XXIX, 251.

nichts über ihren Ursprung angeben und scheinen sich auch keine Sorge darum zu machen. Im linguistischen Teil soll versucht werden, auf die Wanderungsspur dieser Völker zu kommen; denn allein auf diesem Wege, unterstützt durch ethnologische und anthropologische Daten, scheint es möglich die Geschichte traditionsloser Völker da wiederherzustellen, wo dies überhaupt noch möglich ist.

Als die Südsee im Zeitalter der großen Entdeckungen zuerst unter das Auge der Europäer kam, lag die Epoche der großen Völkerwanderungen und Verschiebungen bereits hinter ihr, wenn auch zum Teil vielleicht in nicht gar ferner Zeit. Seitdem hat sich offenbar nichts in den Verhältnissen verschoben, die Mendaña, Quirós, Le Maire und die weiteren Entdecker im großen Weltmeere vorfanden. Denn da, wo im fruchtbaren, besiedlungsfähigen Lande die Bevölkerung verhältnismäßig dicht und eng beieinander saß, können bei dem Charakter, den Waffen und der im allgemeinen unblutigen Art ihrer Kriegführung größere Verschiebungen eigentlich nur dann eintreten, wenn ein gewaltiger oder nachhaltiger Anstoß von außen erfolgt, wie es zuletzt die polynesischen Wanderungen gewesen waren. Es kommt für Melanesien hinzu, daß bei der allerorts herrschenden traditionellen Feindschaft zwischen Küsten- und Buschleuten für seitliche Verschiebungen weniger Veranlassung vorlag. So wissen wir denn wohl von kleineren Eroberungen und Kolonisationsversuchen, aber politische oder linguistische Veränderungen größeren Umfanges sind unbekannt.

Anders verhalten sich die Dinge, wenn ein Landstrich oder ganzer Länderkomplex infolge seiner geographischen Verhältnisse nur ganz dünne und sporadische oder gar nur eine vorübergehende Besiedlung zuläßt. Dann werden sich hier infolge von Nahrungsbedürfnis fortwährend kleine Verschiebungen zeigen, indem alte erschöpfte Wohnsitze aufgegeben, neue gesucht oder die vor Jahren verlassenen, nun wieder ausgeruhten Wohnsitze wieder aufgenommen werden. Als eine solche Gegend zeigt sich uns das Südende von Neu-Mecklenburg, dessen Geschichte zu rekonstruieren Graebner versucht hat, aber, wie mir scheint, nur mit bescheidenem Erfolge.[114]) Man muß diese Gegend, wie ich, zweimal im Mon von Kap St. Georg bis Lamassa dicht unter Land befahren haben, um beurteilen zu können, was für eine ungastliche Wildnis dieses im übrigen prächtig aussehende Tropenland ist. Charles du Breil hätte kaum eine unwirtlichere Gegend für seine Colonie libre de Port-Breton finden können.

Carteret und Bougainville fanden denn auch vom Kap St. Georg bis Lamassa keine Besiedlung, sondern nur, was ich in meinen Aufzeichnungen immer „provisorische Fischerhütten" genannt habe; denn von „Sommerhütten", wie man sie bei uns nennen würde, kann man in den Tropen kaum sprechen. Ich habe sie über ganz Melanesien angetroffen, besonders in Neu-Guinea, im Archipel, auf den Salomonen.[115]) Es sind dies Hütten von ganz einfacher Form, meist nur ein auf dem Boden stehendes Giebeldach mit Attap, Kokospalmenwedel oder Gras gedeckt. Mehrfach sind sie für mich vorbereitet oder im Walde bei Regen von meinen Jungens schnell erbaut worden. Zuweilen sind es einfache Wetterschirme. In der hier in Rede stehenden Gegend sah ich solche Hütten an der Topaio-Mündung und bei Kalängar. Sie werden zum Fischen, Muschelsuchen, Suche auf Schildkröteneier, Einheimsen der Kokosnüsse alter Bestände aufgesucht und zeitweise bezogen. Daß die von Bougainville angetroffenen beiden Hütten in der Tat keine Siedlung bedeuten, geht aus den „carcasses de têtes d'animaux, que M. de Commerçon nous dit être de sangliers" hervor. Das sind die jedem Reisenden aus Neu-Guinea und dem Archipel so wohlbekannten Schweinekiefer, die ausnahmslos am Männerhaus des Ortes oder, falls in einem ganz kleinen Platz ein solches nicht vorhanden ist, am Familienhaus angebracht werden. Wird aber in einem vorübergehenden Quartier ein Schwein erlegt und gegessen, dann werden die Kiefer an der Luft oder am Feuer sorgsam getrocknet, um dann nach der Heimkehr ins Dorf in der eben beschriebenen Weise verwendet zu werden. Ähnlich steht es mit Carterets Beobachtungen; dieser englische Kapitän, der eine ganz ausgezeichnete Beschreibung von Lamassa gibt, traf augenscheinlich auch keine Siedlung, wohl aber an mehreren Stellen solche Hütten zum vorübergehenden Gebrauch.[116])

Indem ich die weiteren von Graebner angegebenen Daten aus der Geschichte dieser Gegend übergehe, bemerke ich nur noch, daß Kapitän R. L. Hunter im Jahre 1838 Lambom-Insel und -Gegend gänzlich unbewohnt fand; die nächste Sied-

[114]) Stephan-Graebner: „Neu-Mecklenburg", p. 151 ff.

[115]) Einige fremde Angaben mögen meine Beobachtungen bestätigen: van der Aa: „Reizen", p. 79. 101; — Schnee: p. 232; — Guppy: p. 155; — Sapper hat diese Hütten zum vorübergehenden Gebrauch gewöhnlich nach seinen und meinen Aufnahmen in seine Karten eingezeichnet; s. besonders: „Peterm. Mitt." 1910, II, Tafeln 34 u. 35.

[116]) Bougainville: II, 197, 199, 203, 205; — Hawkesworth: II, 50. 52. 53. 54.

lung befand sich auf der Ostseite von Neu-Mecklenburg, wahrscheinlich also war es Metlik.[117]) Zur Zeit des Besuches der „Gazelle", 1875, ferner zur Zeit des Besuches von George Brown, Dezember 1875, und endlich in den Tagen der Marquis de Rays-Expedition besaß Lamassa eine kleine Siedlung. Lak-Lak, das zu Stephans Zeit neu gegründet wurde, bestand schon damals. Die Lambóm-Gegend war infolge der Überrumpelung der „Lavinia" aus Angst vor Strafe aufgegeben worden, und erst zur Zeit der französischen Kolonisation fanden sich wieder einige Siedler ein, denen bald mehrere aus der Metlik-Gegend her folgten, da das Geschäft mit den Kolonisten gut ging. Aber alles dieses waren keine geordneten Siedlungen im melanesischen Sinne. Der Häuptling Panake von Lamassa hat mir erklärt, daß die wenigen damaligen Lamassa-Leute zusammengelaufenes, von Osten her stammendes Gesindel waren, eine Auffassung, die George Brown bestätigt.[118])

Auch fehlte Lambóm, wie Lamassa, der Stempel einer geordneten melanesischen Siedlung, das „Stadtrecht", wenn ich so sagen darf, nämlich ein Männerhaus. Lambóm erhielt das seinige erst während der Franzosenzeit oder sogar erst nachher. Der Häuptling Panake von Lamassa, 1908 etwa 38 bis 40 Jahr alt, lebte zu dieser Zeit als Knabe in Lambóm; er kann sich der Marquis de Rays-Expedition noch sehr gut entsinnen und erzählte mir einige Einzelheiten. Zehn bis zwölf Jahre später, zwischen 1888 und 1893, zog dann eine erhebliche Zahl von Familien aus Lambóm aus, um eine Kolonie auf Lamassa zu gründen; unter ihnen befand sich Panake. Sie bauten das Männerhaus von Lamassa und schnitzten die Säulen, die jetzt in Museen Europas und Amerikas zerstreut sind. Dieses Männerhaus ist, wie mir Panake zu verstehen gab, das Wahrzeichen Lamassas als einer permanenten, geordneten Siedlung. Was vorher von Lamassa da war, das rechnete er überhaupt nicht. Da damals bei der Gründung nur wenige alte Leute mitkamen, die inzwischen gestorben sind, so erklärt dies leicht die mir auffallende Erscheinung, daß auch nicht ein einziger alter Mann oder ein altes Weib in Lamassa zu finden waren. Panake schien der älteste zu sein. Seit jener Zeit bestehen Lambóm und Lamassa als Mutter- und Tochter-Siedlung nebeneinander, stets Frieden und freundschaftlichen Verkehr untereinander pflegend.

[117]) „The Nautical Magazine and Naval Chronicle for 1839" (London), p. 38.

[118]) Brown: „Autobiography", p. 139. — Stephan/Graebner: p. 13; — Baudouin: „L'Aventure de Port-Breton" (Paris, s. D., M. Dreyfous), p. 173.

Wer die Verhältnisse des südlichsten Neu-Mecklenburg aus eigener Anschauung kennt, wird die soeben geschilderte Entwicklung nur natürlich finden. Lambóm und Lamassa sind zwei kleine Inseln, die keine auch nur kleine Bevölkerung ernähren können, die in der Hauptsache von Taro lebt. Auf Lamassa befand sich zu meiner Zeit auch nicht eine Spur von einer Anpflanzung; abgesehen von einigen Stellen, die das jedem Südseemann bekannte Aussehen ehemaliger kleiner Anpflanzungen haben, ist alles dichter Urwald auf gehobenem Korallenkalk mit geringer Humusschicht. Die nicht sehr starken Kokospalmenbestände leiden darunter, daß die Leute auf sie zur Deckung ihres Bedarfs an Palmenwedel für Matten, Körbe usw. angewiesen sind. Fast täglich konnte ich sehen, wie Jungens die Palmen erkletterten und Wedel abschnitten, die dann krachend zur Erde sausten. Die Palmen leiden dadurch in ihrer Ertragfähigkeit, kommen nicht hoch oder gehen sogar ein. Ich machte den Häuptling auf diese Raubwirtschaft aufmerksam; er sah es ein, sagte aber, er könne es nicht ändern, denn mit seinem Tabu-Stöckchen, das er mir zeigte, kann er nicht so selbstherrlich eingreifen, wie ein polynesischer Häuptling mit seinem Tabu.

Die von mir besuchte kleine Insel Ningin ist überhaupt nicht anbaufähig; hierher gehen die Eingeborenen nur dann und wann zum Fischen, zum Suchen von Schildkröteneiern, zum Sammeln auf dem Riff und zwecks Abholens der wenigen Kokosnüsse. Mit Lätāu verhält es sich ähnlich.

Auf Lambóm, der größten der vier Inseln, sieht man besonders an der Nordwestseite ausgedehnte ehemalige Taro-Pflanzungen. Aber der Boden ist jetzt ausgewirtschaftet, bringt nichts mehr und kann auf dieser kleinen Insel nicht mehr gegen Neuland ausgetauscht werden.

Aus diesen Verhältnissen geht hervor, daß eine permanente, wenn auch nur kleine Siedlung auf diesen Inseln für ihren Lebensunterhalt auf das Festland angewiesen ist; denn weder Land, noch Riff, noch See können sie auf die Dauer ernähren. Um aber auf diesem Festlande bebauungsfähiges Land zu finden, muß man zunächst die unmittelbar vom Meere aus steil emporsteigenden Berge erklimmen. Hier stößt man aber, sowie der erste Höhenzug überstiegen ist, auf die Buschleute von Lambel, die ich in der Lamassa-Gegend aufgesucht habe. Diese sind aber, wie alle Buschleute, die traditionellen Feinde der Küstenleute. Von diesen mußte das gewünschte Ackerland entweder gekauft oder erobert werden. Zum Kaufen aber hatten die armseligen Küsten-Melanesier ursprünglich nichts, das die Lambel-Leute hätte reizen können, und um

erobernd gegen diese früher sehr zahlreichen Binnenbewohner vorgehen zu können, hätten die Inselbewohner schon mit ganz erheblichen Kriegsscharen kommen müssen, die sie nicht hatten. So erklärt es sich, daß diese Inseln, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts etwa, permanente Siedlungen nicht tragen konnten. Dann kamen die Walfischfänger, die zum mindesten aus Lamassa eine ihrer Stationen machten. Sie verlangten Lebensmittel und brachten dafür Tauschwaren, und vermittels dieser begehrten Sachen waren die Küsten-Melanesier in die Lage versetzt, nicht nur mit den Lambel-Leuten gegen deren Taro einen einträglichen Zwischenhandel einzurichten, sondern letztere auch ihnen geneigt und in bezug auf diese Waren von ihnen abhängig zu machen. Schon jetzt mögen auf den Inseln Siedlungen entstanden sein, die wie permanente aussahen und die auf Lamassa und Lambom das wenige anbaufähige Land durch Raubbau bald zugrunde wirtschafteten. Aber Siedlungen von einiger Bedeutung wurden erst möglich, als von der Mitte der siebenziger Jahre an durch den labour-trade, durch Handelsfirmen wie Godeffroy, Hernsheim und Thomas Farrell mehr Verkehr und Vertrauen, und als schließlich nach Übernahme dieser Gebiete durch das Deutsche Reich Sicherheit und Frieden in diese Verhältnisse kamen. Jetzt haben sowohl Lamassa wie Lambom alle ihre prachtvollen Taro-Pflanzungen auf dem Festlande im Lande der Lambel-Leute, von denen sie das Pflanzungsrecht entweder durch Vertrag gewonnen haben, oder von denen sie wenigstens nicht mehr am friedlichen Bebauen behindert werden. Dies alles trifft neuerdings umsomehr zu, nachdem die Lambel-Leute durch Dysenterie entsetzlich dezimiert worden sind. Ein Hauptpfad zu den Taro-Pflanzungen der Lamassa-Leute führt beim Platze Lak-Lak in die Berge, ein Taropfad der Lambom-Leute, den ich ein kleines Stück verfolgte, geht genau an dem Punkte ins Innere, wo ehemals in Port-Breton die „Grande Maison“ des Marquis de Rays stand.

Das im vorstehenden Gesagte sind nicht etwa mehr oder weniger gewandte Kombinationen, sondern Tatsachen, die sich aus dem zusammensetzen, was ich an Ort und Stelle gesehen und gehört habe, und was die Angaben der Quellen bestätigen oder ergänzen. Welche gewaltige Rolle die geographischen Verhältnisse noch immer spielen, zeigt die allerneueste Geschichte von Lambom. Als ich im August 1908 nach Lambom kam, befanden sich dort als ständige Bewohner nur noch drei Männer, sechs Weiber und sechs Kinder; kein Häuptling war mehr vorhanden, an seiner Stelle fungierte ein Mann namens Salar, der — um Pidgin-Englisch zu sprechen — „look-out belong Lambom“. In der langen Häuserreihe unter prächtigen Palmenbeständen, mit Männerhäusern und viel besseren Mon-Häusern als in Lamassa, waren viele Gebäude, deren geschlossene Türen mit vorgestellten Holzkloben zeigten, daß sie leer waren. Diese Leute waren vor etwas mehr als sechs Monaten, also kurz vor Einsetzen des Südost-Passats 1908, unter Führung ihres alten Häuptlings an das gegenüberliegende Festland ausgewandert und hatten hier drei neue Orte, Possopósso, Wolún (Wålun) und Kambotorós gegründet, üble und sonnige Plätze im Vergleich zum romantischen Lambom inmitten eines Hains prächtiger Palmen. Die drei neuen Orte machten zur Zeit meines Besuches einen noch ganz unfertigen Eindruck. In Possoposso, dem kleinsten von ihnen, wohnten nur zwei Familien; Wolun, ein durch eine kleine Landspitze in zwei Gruppen geteilter Platz, beherbergte vier Familien. In der nach Possoposso zu gelegenen Gruppe zählte ich vier provisorische und zwei fertige neue Hütten, in der zweiten, nach Kambotoros zu gelegenen Gruppe jedoch nur eine Hütte und eine provisorische Hütte. In und um den Ort herum waren etwa 30 junge Palmen angepflanzt. Der größere Rest der ausgewanderten Bevölkerung wohnte in Kambotoros, welches zwischen den beiden Bächen Kambotoros und Wákoko etwa gegenüber dem Ankerplatz von „La Boudeuse“ in Bougainvilles Port Praslin liegt. Etwas abseits von diesem Platz in der Richtung nach Wolun zu hatte man ein pal a mon, Mon-Haus, gebaut, in dem ein ziemlich alter und mitgenommener Mon stand. Kambotoros mit einem bereits fertigen, einfachen, aber guten Männerhaus machte einen ebenso sonnigen und ungemütlichen Eindruck, wie Wolun und Possoposso. Es befanden sich im Orte mindestens zwölf kleine Kinder. Die neugepflanzten Palmen scheint man von Lambom mit herübergebracht zu haben, wo ich neben den alten Beständen viele junge Pflanzen sah; denn diese kleinen Palmen waren zum Teil schon so weit gediehen, daß sie sich unmöglich innerhalb eines halben Jahres vom keimenden Trieb der neugepflanzten Nuß so weit entwickelt haben konnten. Aus dem Urwald, der gleich hinter den drei Plätzen beginnt, war nur so viel herausgehauen, daß die Hütten mit Umfriedigung und einige kleine Bananenstücke zwischen den Baumstümpfen gerade noch Platz haben. Die Taro-Pflanzungen sind nach Aussage der Bewohner oben in den Bergen.

Als Grund für die Auswanderung wurde mir übereinstimmend in Lambom und in den Neusiedlungen das folgende angegeben. Auf der Insel Lambom befinden sich keine Taro-Pflanzungen mehr;

der Boden der kleinen Insel ist für diese Pflanze vollständig heruntergewirtschaftet. Die Einwohner haben daher ihre Pflanzungen auf dem Festlande. Nun kommt es zeitweise, aber ausnahmslos in jedem Jahre vor, daß durch die Straße von Lambom, die erheblich breiter und tiefer als die von Lamassa ist, ein Strom von Süden nach Norden, ein Wind und ein Wellengang fegt, daß es die Lambom-Leute mit ihren schwachen Fahrzeugen nicht wagen dürfen, zum Festland hinüberzugehen. Es können dann die Weiber weder hinüber in die Pflanzungen gehen, um zu arbeiten, noch können sie aus ihnen die notwendige Nahrung zur Insel herüberschaffen. Denn der Taro ist eine Knollenfrucht so vergänglicher Art, daß man nicht Vorräte für solche Vorfälle aufspeichern kann, sondern alle paar Tage frische Früchte vom Felde holen muß. Obwohl nun die Lambom-Leute durch Anpflanzung starker Kokosbestände — wie ich mich überzeugen konnte — der Gefahr etwas entgegenzuarbeiten versuchten, so trat doch infolge dieser Wetterverhältnisse mehrfach auf der Insel große Not ein; denn für ausreichende Kokos- und Bananen-Pflanzungen ist Lambom auch nicht geeignet, abgesehen davon, daß diese Früchte Taroessern keinen ausreichenden Ersatz bieten. Zu diesem Mißstande kommt noch hinzu, wie mir versichert wurde, daß die in ganz Melanesien nachts von den Bergen herabkommenden erfrischenden Nachtwinde die Insel Lambom mit solcher Kälte und Heftigkeit treffen, daß sie den empfindlichen Eingeborenen ungemütlich und unangenehm sind; häufige Erkältungs-Krankheiten sollen die Folge sein. Da nun bei den friedlich gewordenen Zuständen ein feindliches Herunterbrechen der Bergbewohner nicht mehr zu fürchten war, so wanderte der Ober-Häuptling, um diesen Übelständen aus dem Wege zu gehen, im Frühjahr 1908 auf Wunsch der meisten Einwohner Lamboms mit ihnen nach dem Festlande aus. Als ich dies hörte, dachte ich mir — allerdings wohl subjektiv urteilend — daß die Gründe schon stark gewesen sein müssen, um einen so netten Platz wie Lambom gegen drei so sonnige, unfreundliche Orte auszutauschen, wie es Possoposso, Wolun und Kambatoros damals waren.

In dieser ganzen Gegend aber, deren dargelegte geographische und politische Verhältnisse eine Besiedlung durch die Küsten-Melanesier gar nicht oder nur in geringem Umfange zuließen, sind jetzt Kolonisations- und Ausbreitungs-Tendenzen auch in anderen Bezirken bemerkbar. Während in anderen Gebieten Neu-Mecklenburgs, die vor dem Beginn der europäischen Kolonisation eine dichte Bevölkerung hatten, wegen der mancherlei mit diesem Kontakt verbundenen Übelstände ganz gewaltige Verluste an Menschenleben eingetreten sind, sehen wir hier bei den auf sich selbst angewiesenen Eingeborenen Tätigkeit, eine kleine gewinnbringende Industrie (Mon-Bau), Neigung sich auszudehnen und zu vermehren; denn in der ganzen Gegend sind im Verhältnis zum übrigen Neu-Mecklenburg viele Kinder. Dieselbe Erscheinung hat man in Amerika gesehen; während die in Reservationen oder Reduktionen zusammengetriebenen Indianer dahingeschmolzen sind, wie Butter unter der Sonne, haben sie dort, wo sie im allgemeinen großen Rahmen der Segnungen der Zivilisation im kleinen Rahmen für sich schaffen und arbeiten konnten, prosperiert, solange der Weiße Mann nicht in ihre Verhältnisse eingriff. Dieselbe Erscheinung, wie bei Lambom im einzelnen auseinandergesetzt, findet sich auch bei Lamassa und weiter im Norden: Kamkabáng und Gáririch sind ganz neue Plätze; ein industriell tätiger Mann von Lamassa sagte mir, daß er den Plan habe, sich weiter im Süden auf der Insel anzubauen, da, wo D u m o n t d'U r v i l l e s Schmiede stand und wo schon früher ein kleiner Platz von ein bis zwei Hütten gewesen war. Auch weiter im Norden betätigt sich die Neigung der Eingeborenen von Süd-Neu-Mecklenburg, jetzt bei friedlichen Verhältnissen und der Dezimierung der Bergbewohner durch Dysenterie neue Plätze zu gründen. Gilgil, ein neuer sonniger Platz, war erst ein Jahr alt, als ich ihn im August 1908 besuchte. Die Zusammensetzung seiner Bewohner erzählt seine Geschichte. Von den vier Männern, die ihn gründeten, stammen zwei aus King, einer aus Kait und einer aus Lamassa; der Kait-Mann war inzwischen verstorben. Von den fünf Weibern kamen drei aus King und zwei aus Kait; je ein King- und Kait-Weib war ebenfalls bereits verstorben. Ich sah zehn Kinder, neun Knaben und ein Mädchen, aber ich nehme an, daß ein paar Mädchen mehr vorhanden waren, die im allgemeinen Fremden, die nur durchpassieren, wie ich, ungern gezeigt werden. Über die Entwicklung dieser Kolonie im King-Kait-Gebiet war man sich völlig klar: der Lamassa-Mann mußte in sie aufgehen. Man sagte mir in bezug auf ihn in charakteristischer, für jeden Südseemann nicht mißzuverstehender Ausdrucksform: „by and by he loose him talk belong Lamassa", d. h. „seine Lamassa-Sprache wird er aufgeben". Das tun solche Leute innerhalb einer Zeit von ein bis zwei Jahren auch restlos, wie schon in der Einleitung dargelegt wurde.

Eine wie starke Personenverschiebung im südlichen Neu-Mecklenburg vor sich gegangen ist, beweist die Personen- und Besitzstandaufnahme aus

Lamassa, die Stephan am Ende seines Werkes „Neu-Mecklenburg" veröffentlicht; sie ist im November 1904 hergestellt worden. Obwohl ich nicht ganz vier Jahre später dort war, kann ich nur wenige Namen in der Liste wiedererkennen. Es liegt dies erstens an diesen Verschiebungen, dann daran, daß Stephan nicht immer ein glückliches Ohr hatte, und schließlich an dem Umstande, daß er die Anwerbung nicht berücksichtigt hat. Diese Anwerbung ist aber in manchen Gebieten von Deutsch-Neu-Guinea, zu denen die Lamassa-Gegend gehört, sehr stark, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung viel stärker, als dies im allgemeinen gewürdigt wird. Aus Zählungslisten, die der damalige Stationsleiter, jetziger Bezirksamtmann, Herr Boluminski, im April 1907 auf den Tabar-Inseln anfertigen ließ und die er mir gütigst zur Einsicht zur Verfügung stellte, ergibt sich, daß damals auf 2178 Männer und Jünglinge 650 bis 800 Angeworbene kamen. Nehme ich von diesen runden Zahlen das Mittel, so folgt, daß fast genau ein Viertel der in Frage kommenden Bevölkerung angeworben war. Nun weiß man aber, was die Listen nicht sagen, daß in Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover und Nachbarinseln ein Teil der Angeworbenen immer Weiber sind — oder damals wenigstens waren; man muß also, um ein richtiges Verhältnis zu erlangen, die Gesamtzahl ins Auge fassen. Dann sehen wir, daß auf 4622 anwesende Personen beiderlei Geschlechts (aber keine Kinder) 725 im Anwerbedienst abwesende Personen beiderlei Geschlechts kommen, also 1 : 6,4. Dieses Verhältnis auf den Tabar-Inseln auf Stephans Liste übertragen, würde ergeben, daß sich 11 bis 12 Lamassa-Leute im Anwerbedienst befanden. Mindestens das Doppelte dieser Zahl von Namen könnte also mit Notwendigkeit bei einem Vergleich nicht in den beiderseitigen Listen gemeinsam sein, die Stephan 1904 und ich 1908 in Lamassa aufgenommen hatten.

Dieses aus den Tabar-Inseln hergeleitete Verhältnis ist aber für Lamassa wahrscheinlich noch zu günstig. Während der kurzen Zeit, die ich in Lamassa war, warb Pater Dicks von der katholischen Mission fünf Jungens als Arbeiter für die Kopra-Pflanzung der Mission in Mandres an, während ich selbst vier weitere Jungens für die Natuna-Expedition anwarb. Leicht hätte ich noch mehr haben können, wenn ich gewollt hätte, da die Jungens sich drängten, mit mir zu gehen, und Panake sie mir gern gegeben hätte. Da außerdem, wie ich weiß, sich noch andere Lamassa-Jungens im Anwerbeverhältnis befanden, so ergibt sich für dieses Jahr eine Gesamtzahl, welche die Annahme von 11 oder 12 erheblich übersteigt.

Es ergibt sich aus dem Vorstehenden, daß solche Personen- und Besitzstandlisten, wie sie Stephan hat, sehr genau und unter Berücksichtigung aller Verhältnisse aufgenommen sein müssen, und daß für Gegenden mit einer so fluktuierenden Bevölkerung, wie z. B. Süd-Neu-Mecklenburg, Parallellisten aus den Nachbarorten und -Landschaften da sein müssen, damit man kontrollieren kann, wo die Leute geblieben sind. Ist dies nicht der Fall, so haben solche Personen- und Besitzstandaufnahmen nur einen recht bescheidenen Wert für die Förderung der ethnologischen Wissenschaft und stehen in keinem richtigen Verhältnis zu der auf sie verwandten großen Arbeit.

Die vorhin genannte Neugründung Gilgil macht auch äußerlich durch die Bauart ihrer Wohnstätten einen höchst bunten, gemischten Eindruck. Nicht nur waren regelrechte und provisorische Hütten vorhanden, Schuppen und Schutzdach, Giebel- und ovale Rundhütten, sondern auch der polynesische teacher-Hüttenstil, der so häufig im Bismarck-Archipel das Auge des Ethnologen beleidigt, hatte sich modifizierend breitgemacht. Aber noch viel bunter, als Gilgil im kleinen, sieht Melanesien im großen in dieser Hinsicht aus.

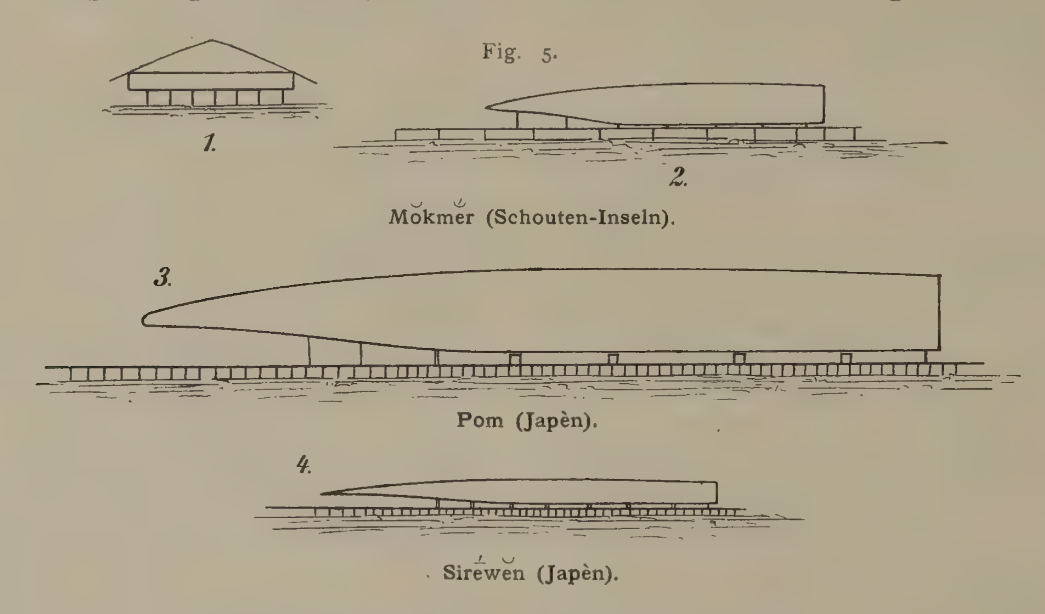
Es ist ausgeschlossen, in dieser Arbeit, die weitschweifige und verwickelte Frage der melanesischen Häuser mit dem Versuch ins einzelne zu gehen zu behandeln. Ein solcher Versuch müßte den Umfang einer selbständigen Abhandlung erreichen. Es kann daher hier nur in großen Zügen auf einige bemerkenswerte Punkte hingewiesen werden.

Dem Reisenden, der sich auf dem nördlichen Wege von Indonesien nach Melanesien begibt, fällt als erste charakteristische Hausform Neu-Guineas das Pfahlhaus mit dem Schildkrötendach auf, das Charakterhaus der Geelvink-Bai. Man erblickt es gewöhnlich zuerst in Manukwari (Doreh). In Manukwari sieht man heute nur noch schlechte Reste,[119]) aber wer auf Wiak (Schouten-Inseln), oder

[119]) Forrest: „A Voyage", pl. I und p. 95—96; — Robidé van der Aa: „Reizen", p. 82, 225, 226; — Horst: „Rapport", in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", Deel XXXII, p. 223—224; — F. J. F. van Hasselt, als Nufoor-Forscher der verdienstvolle Sohn seines verdienstvollen Vaters, sagte mir, bevor wir nach Manukwari, seiner Missionsstation kamen, daß seine Papuas die schlechtesten Hütten in der ganzen weiten Umgebung hätten und daß dies immer so gewesen sei. Ich glaube, er wollte mich ein wenig vorbereiten, damit ich als Ethnologe nachher nicht einen zu großen Schreck bekam. Mit dem ersten Teil seiner Behauptung hatte van Hasselt zweiffellos recht: die Hütten sind jammervoll, vernachlässigt, zerfallen. Ob dieser Zustand aber immer bestanden hat, ist eine andere Frage. Wie die oben angezogenen Quellen zeigen, scheinen zur Zeit von Forrest die langen Hütten, zu denen

auf Japen eine Siedlung solcher merkwürdiger Bauwerke sieht, wird den Anblick so bald nicht wieder vergessen. Diese Pfahlhäuser sind in ihrem Grundriß lange Rechtecke und sind Giebelhütten. Aber nur an der einen, der Weiberseite, tritt dieser Giebelhauscharakter zum Vorschein, an der anderen, der Männerseite, wird er durch das lang nach vorn überfallende Dach verdeckt. Diese Häuser machen also keineswegs einen viereckigen Eindruck, sondern stellen, von oben gesehen, etwa die Form einer Granate dar. Im Innern ist der rechteckige Raum des Hauses der Länge nach in drei Teile geteilt; ein durchgehender langer Gang in der Mitte, zu dessen beiden Seiten sich je eine Flucht von kleinen Wohnräumen befindet, deren jeder einzelne sich durch eine Tür nach dem langen Gang öffnet, wie die Zimmer eines Hotels nach dem Korridor. Oben an der Decke des Ganges hängen die kleineren Kanus, während die großen vorn unter dem überspringenden Schildkrötendach stehen. Hier, wie im Gang, als auch in jedem einzelnen Raum befinden sich Feuerherde. In Kleinigkeiten finden sich lokale Unterschiede. So haben in Mokmér, Insel Wiak, die kleinen Familienräume nur Ausgang nach dem gemeinsamenen Gang, während sie auf der Insel Japen außerdem noch eine Tür nach außen haben, so daß die Wohnung durch Vermittlung eines Kanus auch auf diesem Wege betreten und verlassen werden kann. Dieser Unterschied ist von außen schon daran zu erkennen, daß im Mokmer-Stil das Schildkrötendach an den Seiten nahezu bis auf die Höhe des Hüttenbodens herabfällt, während man beim Japen-Stil den unteren Teil der Hauswand mit den Türöffnungen von außen sehen kann. Auch in der Anordnung der Häuser im Raum finden sich Unterschiede. Während in Mokmer die großen Schildkrötendach-Häuser allein stehen, wie ein westfriesisches Bauern haus, und jedes einzelne durch einen rohen, langen, ganz schmalen Brückensteg mit dem Strande Verbindung hat, liegt in der Bucht von Pom (Japen) ein geschlossenes Pfahldorf von mehr als 30 Schildkrötendach-Häusern, alle ohne Verbindung mit dem Lande oder unter sich. In dem benachbarten Sirewen dagegen liegen die 15 großen Häuser am Strande der Bucht entlang. In allen Fällen aber zeigt die Giebel(Weiber-)seite nach dem Strande zu, die Männerseite nach dem Meere zu. Ich habe bei ein paar Einzelheiten länger verweilt, um an einem Beispiele zu zeigen, wie auch in derselben Sprachfamilie der schaffende und erfindende Geist des Menschen Änderungen und Unterschiede erzeugt. Die Nufoor-Leute sprechen eine melanesische, stark mit Papua-Elementen durchsetzte Sprache.

Fig. 5.



Mokmer (Schouten-Inseln).

Pom (Japèn).

Sirewen (Japèn).

Weiter im Osten von Neu-Guinea ist dann eine Hausform beachtenswert, die mit jener der Geelvink-Bai den langen rechteckigen Grundriß auf Pfählen gemeinsam hat, der aber der Mittelgang und das schnabelförmige, überhängende Ende des Schild-

damals jetzt nicht mehr vorhandene kleine Männerhäuser gehörten, sorgfältig ausgeführt und erhalten gewesen zu sein. Die von Dumont d'Urville („L'Astrolabe", Atlas, pl. 125) gelieferten Abbildungen, welche nebenbei einen Beitrag zur Frage über Entstehung von Tempel aus Pfahlhaus liefern, zeugen sogar von ganz erheblicher Kunstbetätigung der alten Manukwari-Leute. Allerdings ist die in jene Karyatiden hineingelegte Kunst von jener Art, welche die bilderstürmerischen Neigungen der Missionare zu entfesseln pflegt. Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren die Häuser aber bereits sehr minderwertig im Vergleich zu den Bauten ihrer Sprachgenossen an der Geelvink-Bai. Ich vermute daher, daß die Manukwari-Leute, die als erste mit unserer Kultur in Berührung kamen, wie gewöhnlich auch die ersten gewesen sind, deren eigene Kultur durch diesen Kontakt herunterkam.

krötendach-Hauses fehlen. Es ist ein ausgesprochenes Giebeldach. Der Sentani-See repräsentiert diese Form sehr gut.

Es folgt dann von der Humboldt-Bai einschließlich bis Leitere einschließlich das Pyramidendach, zuerst noch ein klein wenig untermischt mit Abarten oder Modifikationen des Sentani-Daches. Die letzte Abart dieses Daches, wenn man so will, nach Osten zu, fand ich im Tempel von Wutung. Eigentlich gehört dieser Stil aber mehr nach Osten hin, in die Eitapé-Gegend. Würde man die beiden Firstkanten verlängern und unter 45° nach oben ziehen, dann erhalten wir das bekannte Geisterhaus der Eitapé-Gegend. Bemerkenswert ist nun, daß van der Sande, der mit Arthur Wichmann 1903 in Wutung war, diesen Tempel damals nicht gesehen hat, sondern einen Tempel mit Pyramidendach. Da es nun ganz ausgeschlossen ist, daß den Herren Wichmann, van der Sande und de Beaufort das auffallende Tempelgebäude entgangen ist, das ich sieben Jahre später dort sah, so muß letzteres in der Zwischenzeit den alten Tempel mit Pyramidendach ersetzt haben, was höchst beachtenswert ist. Das von mir gesehene Gebäude war gut erhalten, sah aber nicht direkt neu aus; es ist aber sehr wohl möglich, daß es ein Alter von fünf bis sechs Jahren besaß.[120])

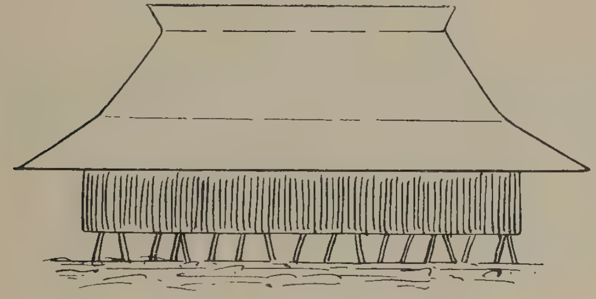


Fig. 6. **Tempel in Wutung.**

Mit dieser einen Ausnahme sind sämtliche Häuser in Wutung, und alle Weiberhäuser und Tempel in Yako, Wáremo, Wánimo und Leitere Pyramidenhütten; sämtlich sind sie Pfahlbauten. Die Männerhäuser der Angriffshafen-Gegend und die beiden, die in Leitere auf dem schmalen Strande zwischen See und Lagune stehen, sind dagegen viereckige Giebelhäuser auf Pfählen.

In der Sĕkó-Gegend (Sekå) westlich des Tami, haben diese hier auf dem Lande stehenden Pyramidenhütten etwas höhere Pfähle als in Wutung und in der Angriffshafen-Gegend, im übrigen aber sind diese Hütten von Humboldt-Bai bis Leitere völlig gleich. Sie sind mit Sagopalmen-Attap gedeckt, wozu bei den Tempeln als Schmuck Guirlanden aus den orangeroten Früchten der Tabernaemontana pentasticta kommen.



Fig. 7. **Pfahlhaus in Leitere.**

Der Grundriß der Häuser mit Pyramidendach ist quadratisch, aber häufig haben die Pyramiden dadurch eine Kegelform angenommen, daß zur Sicherung gegen Regen auf die vier Kantennähte von oben nach unten keilförmige, unten ziemlich

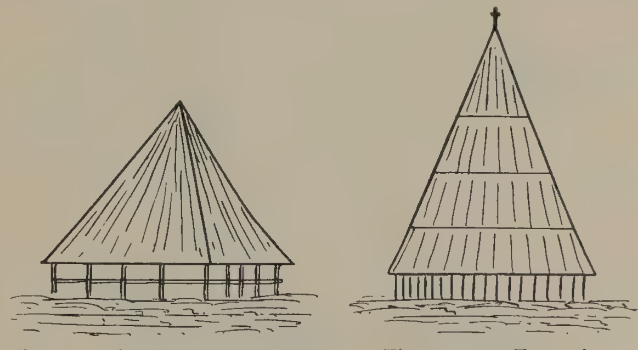


Fig. 8. **Pfahlhaus mit Pyramidendach auf der Lagune von Leitere.**

Fig. 9. **Ein Tempel aus dem Pfahldorf Leitere.**

breite Belagstreifen von Sagoblättern aufgelegt sind. Ganz besonders erscheinen die prächtigen Tempel hierdurch fast völlig wie riesige Kegel. Aber auch bei ihnen ist, wie ich mich ganz besonders bei einem in Wanimo im Bau begriffenen mächtigen Tempel überzeugen konnte, das Hauptgerüst eine

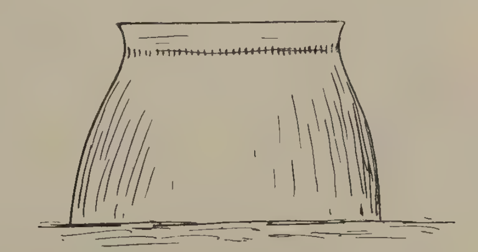


Fig. 10. **Haus aus Malŏl.**

Pyramide. Um dieses Gerüst herum ist die Anordnung mit Tonnenreifen jedoch in Kegelform. Diese Häuser sind sehr hoch und haben zumeist auf der Spitze noch ein zweites pyramidales oder kegelförmiges Dach aufgesetzt. Von Leitere einschließlich an nach Westen zu fehlen die kleinen Begräbnis-

[120]) Wichmann: „Nova Guinea", vol. III: van der Sande: „Ethnography and Anthropology" p. 134. (Leiden 1907).

plätze innerhalb der Dörfer, die für die Plätze von Sēr an nach Osten charakteristisch sind.

Von Sēr einschließlich bis Malól einschließlich befinden wir uns im Gebiet der großen Bienenkorbhütte, die schon durch frühere Nachrichten hinreichend bekannt ist. Mit Sēr beginnt aber auch das Gebiet der Mischungen von Häusertypen, das in der Gegend östlich Eitapé am deutlichsten in die Augen springt. Ohne bei der Bienenkorbhütte weiter zu verweilen, möchte ich nur betonen, daß auch sie ein Pfahlhaus ist. Nur geht der Belag bis zur Erde herunter, deckt also auch den unter dem Fußboden befindlichen Raum ein, so daß das Gebäude auf einen flüchtigen Blick kein Pfahlhaus zu sein scheint. Der Grundriß ist oval. In einer Schmalseite befindet sich ein Eingang und zwar zugleich für den Wohnraum über den Pfählen, wohin eine Leiter führt, als auch für den Raum zu ebener Erde, der als Aufbewahrungsraum dient.

Mit dem Ort Wokau, östlich Eitapé, betreten wir das große Gebiet des viereckigen Neu-Guinea-Giebelhauses auf Pfählen. Es steht auf etwa 1 m

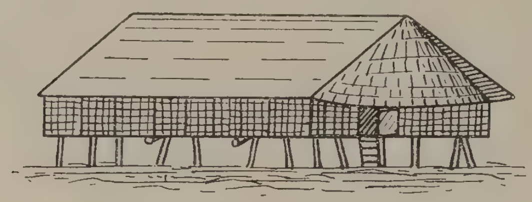


Fig. 11. **Haus in Paup.**

hohen Pfosten, hat in einem Giebel, aber nicht in der Mitte, eine Türöffnung mit Klappenverschluß, zu der eine kleine Leiter hinaufführt. Es ist mit Sagopalmen-Attap belegt und hat häufig, besonders

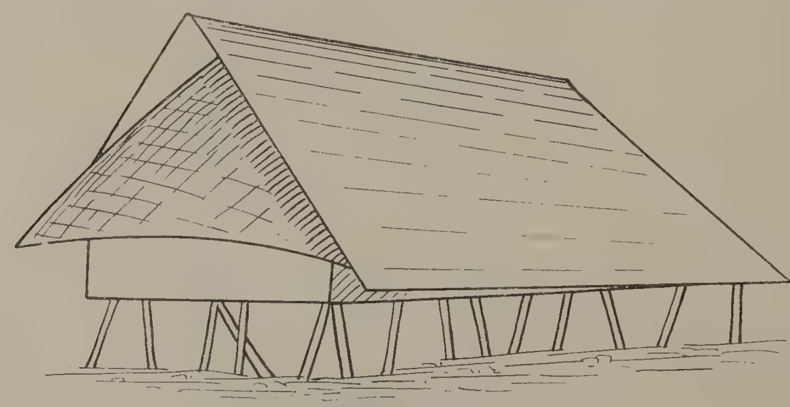


Fig. 12. **Haus auf Insel Wogeo.**

in der Valman-Gegend, ein vorspringendes Giebeldach, das nicht selten zu einem anhängenden Schuppen verlängert ist. Nehmen wir hierzu eine zweite, besonders in der Paup-Yakomúl-Gegend häufige Form des Weiberhauses, ferner des Männerhauses, den Tempel, die Hausschuppen und endlich die auf hohen Stelzen stehenden, zweistöckigen Vorrats-

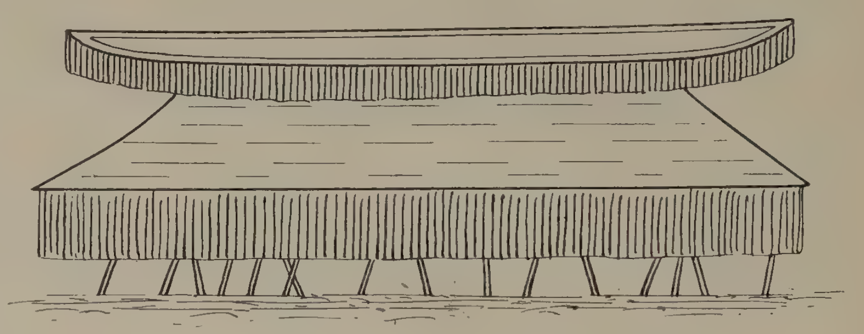


Fig. 13. **Zweiter, scheinbar älterer Haustyp in Paup.**

häuser, so haben wir in dieser Gegend in einem Dorf fünf verschiedene Gebäudeformen beieinander.

Wenige Meilen von der Küste entfernt, im Hinterland der Eitapé-Gegend, finden wir wieder andere Hüttentypen. Da haben wir zunächst in der

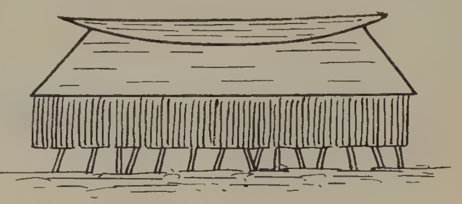


Fig. 14. **Männerhaus in Wokáu.**

Gegend von Kopoám-Kabíne neben den von der Küste her bekannten Formen Giebelhäuser auf sechs bis sieben Meter hohen Pfählen; es sind die höchsten

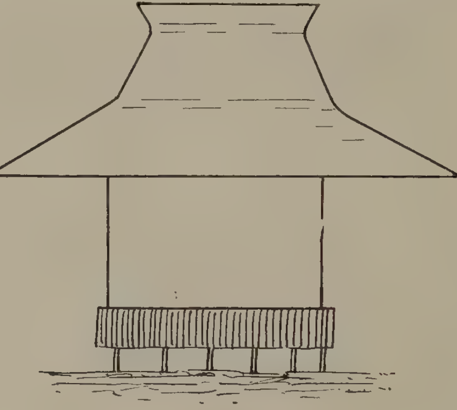


Fig. 15. **Tempel in Kopoám.**

Pfahlhäuser, die ich je gesehen habe. Nicht weit von Kopoám-Kabíne, östlich davon und auch im Hinterland, treffen wir in der Afur-Palai-Gegend auf Familienhäuser, die nicht auf Pfählen stehen. Auch den Nori-Leuten, die neuerdings zwischen Sēr und Leitere von den Bergen an die Küste heruntergekommen sind, scheinen solche Hütten eigen zu sein.

Feststellen konnte ich dies leider nicht, da neben diesen Formen noch Pfahlhäuser mit Satteldächern vorhanden waren und da alle Leute bei meinem Anmarsch die Flucht ergriffen hatten.

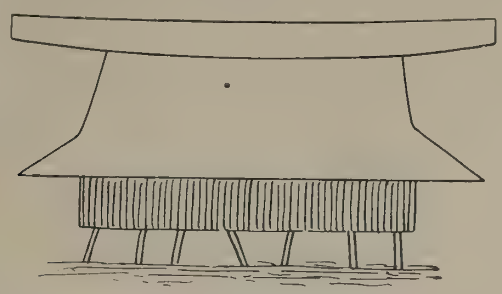


Fig. 16. **Haus aus Kopoám.**

Charakteristisch an den Hütten der Afur-Palai-Leute ist nun, daß sie, gleich wie die Hütten der Nakanai in Neu-Pommern, mit den Giebeln aneinander gebaut sind, so daß mehrere zusammen eine

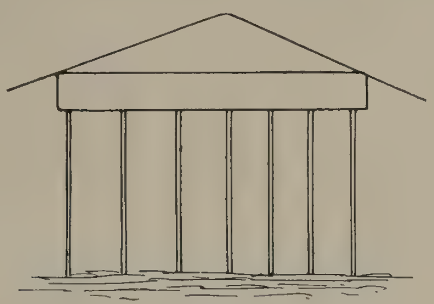


Fig. 17. **Pfahlhaus in Kabine.**

niedrige lange Hütte bilden. Die äußeren freistehen-Giebel bilden eine abgerundete Walmfläche. Eingänge befinden sich an den Längsseiten und an den Giebeln; der Innenraum ist vollständig finster. Die längste dieser Hütten in Afur war 28 m lang. In Palai, das ich leider wegen der durch ununterbrochenen Regen geschwollenen Gewässer nicht erreichen konnte, sollen nach Beschreibung von Leuten, die es kannten und mit mir in Afur waren, nur zwei ganz lange Hütten dieser Art und einige Schuppen stehen. In Afur fand ich drei lange Häuser, zwei Schuppen und einen Tempel im Küstenstil, also ein Pfahlhaus.

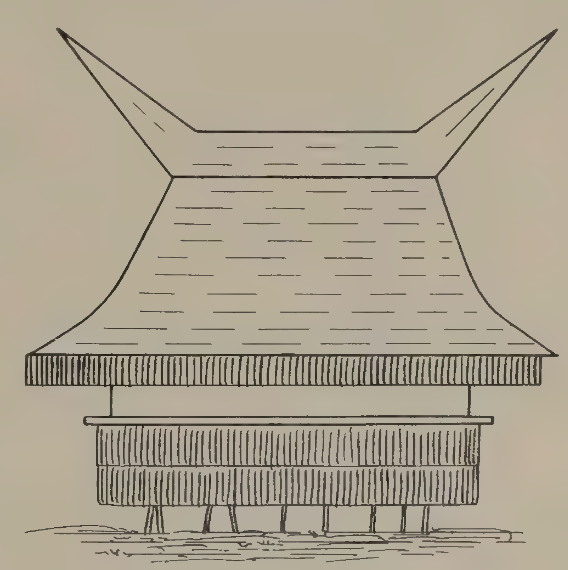


Fig. 18. **Tempel von Afur.**

In Nakanai sind die Verhältnisse ganz ähnlich: so fand ich auch in Watu an der Offenen Bai die langen Häuser in drei Gruppen zerlegt; das längste

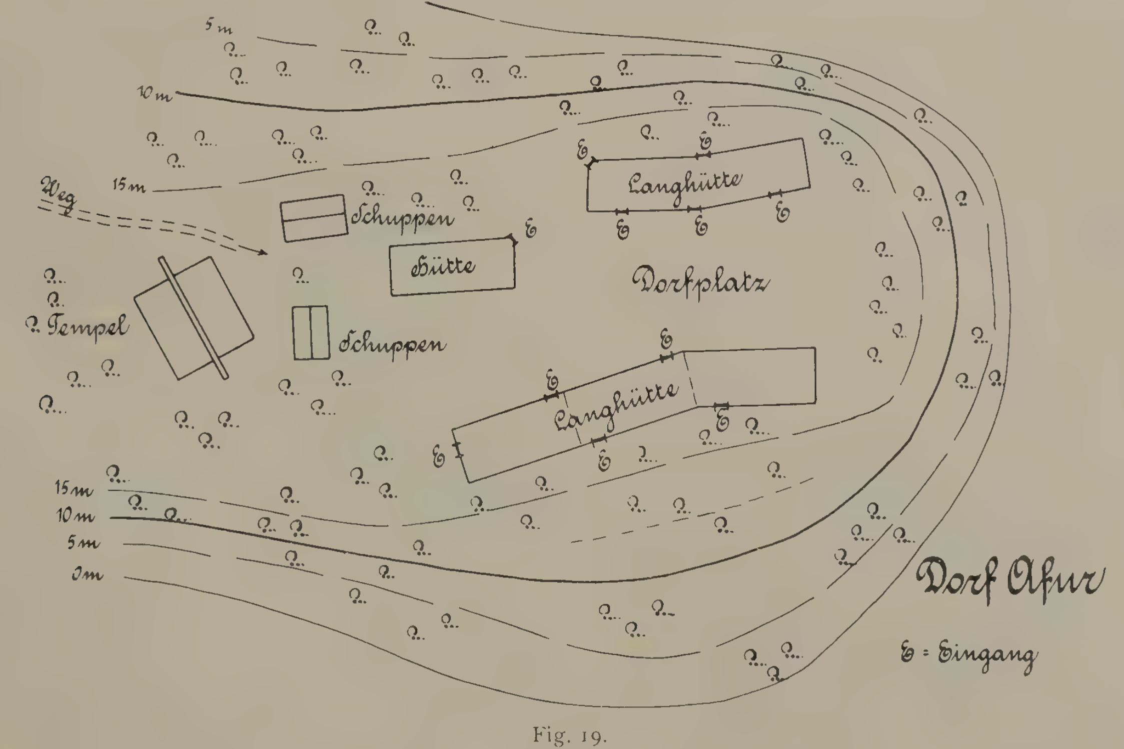


Fig. 19.

Haus war 23 m lang; auch hier haben die äußeren freistehenden Giebel eine leichtgekrümmte Walmfläche.

Es ist nun nicht nur bemerkenswert, daß zwei so verschiedene und entfernt von einander wohnende Stämme, wie Nakanai und Afur-Leute, die

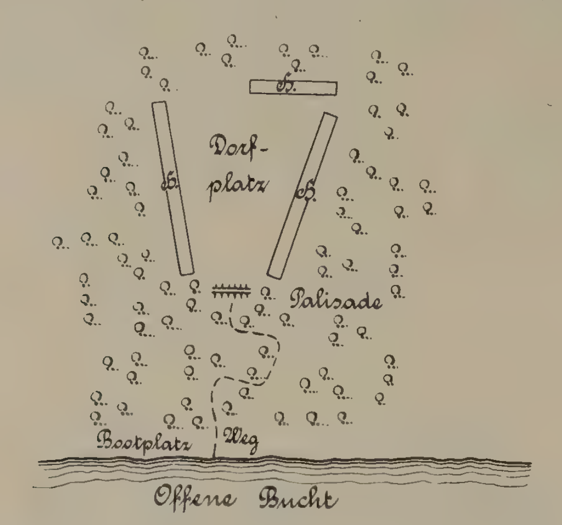


Fig. 20. **Nakanai-Dorf Watu an der Offenen Bucht. Neu-Pommern.**

einen eine melanesische, die anderen eine Papua-Sprache redend, in Hausbau und Siedlungsart so sehr miteinander übereinstimmen, sondern es ist ganz besonders beachtenswert, daß in vielen Gegenden von Neu-Guinea und des Archipels dort, wo die Weiberhäuser Pfahlhütten sind, die Männerhäuser zu ebener Erde liegen und eine Form haben etwa wie ein einzelnes Glied eines Nakanai- oder Afur-Langhauses. Ich greife als Beispiele für diese Verhältnisse einerseits die Kilenge, Bárriai und Kobe heraus als Sprachverwandte und Nachbarn der Nakanai, und andererseits die Paup- und Yakomul-Leute als unmittelbare Nachbarn, aber keineswegs Sprachverwandte der Afur-Leute. Wenn man nun nach einem prüfenden Blick über die ganzen zuständigen Verhältnisse folgern wollte, daß die von Westen kommenden kolonisierenden Polynesier, Proto-Polynesier, Proto-Melanesier oder wie man sie nennen will, das Rechteckhaus zu ebener Erde mitbrachten und für sich als Männer behielten, während sie mit den Weibern der vorgefundenen Urbewohner auch deren Pfahlhütten übernahmen, so könnte das zunächst einleuchtend erscheinen. Aber einer solchen Auffassung steht eine schwerwiegende Erwägung gegenüber: die Bewohner des Hinterlandes der als Beispiele herangezogenen Gebiete, von denen also diese Kolonisten die Pfahlhäuser übernommen haben müßten, haben gar nicht diesen Typ, sondern bauen Hütten zu ebener Erde. Das sind für Paup-Yakomul die erwähnten, eine Papuasprache redenden Afur-Palai-Leute, und im Hinterlande der Kilenge, Barriai und Kobe, die Longa und ähnliche Binnenbewohner von Neu-Pommern, die nach einstimmiger Aussage meiner Gewährsmänner keine Pfahlbauten haben. Hierzu stimmt auch sehr gut das, was ich bei den Bewohnern der Südküste von Neu-Pommern gesehen habe, die ganz offenbar zu den Binnenbewohnern sprachlich näher stehen als die Küstenleute im Norden. Während nämlich die Bewohner der Lieblichen Inseln gleich den Kilenge- und Barriai-Leuten der entgegengesetzten Küste Pfahlhäuser für die Weiber und niedrige viereckige Hütten zu ebener Erde für die Männer haben, gibt es auf der Insel Amgä — soweit ich beobachten konnte — überhaupt nur letztere.

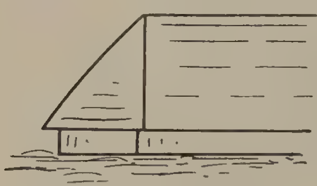


Fig. 21. **Walmdachgiebel eines Langhauses von Afur.**

Diese Mischung von Pfahlhäusern und Hütten zu ebener Erde findet sich, wie gesagt, sehr häufig in Melanesien. Als letzte Beispiele mögen noch die Gegenden von Tóboroi, Umo, Reboine, Tawatawa, Insel Bougainville, aufgeführt werden, wo neben Pfahlhäusern zum Wohnen sich Männerhäuser, Netz-, Boot- und Wirtschaftsräume zu ebener Erde finden, und schließlich das Atoll Sikayana, ebenfalls mit Pfahlhäusern und niedrigen Giebelhäusern Seite an Seite.

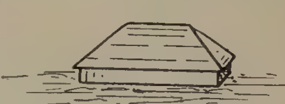


Fig. 22. **Männerhaus, Abutúmete (Liebliche Inseln).**

Erwähne ich nun zum Schluß noch eine von mir gesehene regelrechte Kegelhütte im Baining-Land und die riesigen Satteldächer am Augusta-Fluß, die so lebhaft an die Gegend von Padang, Sumatras Westküste, und an Siam erinnern, dann habe ich, glaube ich, genügend angedeutet, um zu zeigen, wie verwickelt und schwierig das Problem der Neu-Guinea- und Neu-Pommernhütte ist.

Ich erwähnte vorhin das Giebelhaus von Nord-Neu-Guinea, dessen vorspringende Giebelpartie nach vorn herausgezogen und verlängert in vielen Fällen Annexe in Gestalt von Schuppen ergibt. Dieser Vorsprung aus dem Giebel in Gestalt eines, je nachdem, mehr oder weniger gebogenen Augen- oder Mützenschirmes ist nun höchst beachtenswert. In seinen ersten Anfängen und einfachsten Formen an die Spitze je einer Reihe von spitzen Giebelhäusern einerseits und Häusern mit Tonnendach und runden Giebeln andererseits gestellt, ergibt er den Schlüssel für die Entstehung einer nicht kleinen Zahl von Haustypen in Deutsch-Neuguinea. Es ist in dieser Arbeit nicht möglich, solche Reihen

durchzuführen und genau zu untersuchen; es ist auch nicht möglich, im einzelnen festzustellen, welche Glieder solcher Reihen kulturhistorisch übernommen sein mögen und welche entwicklungsgeschichtlich zu erklären sind. Es besteht vielmehr hier nur die Absicht, auf das Problem hinzuweisen.

Ich beginne mit dem einfachen Tonnendach, welches wir — um nur einige Beispiele herauszu-



Fig. 22a. **Insel Nissan.**

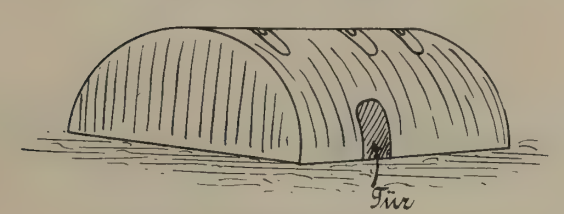
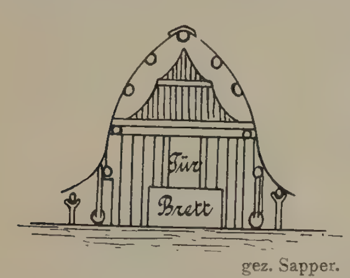


Fig. 23. **Lambu, Konobin.** gez. Sapper.

greifen — auf der Insel Buka, auf Nissan, wo sie manchmal 20 m lang werden, auf der Tanga-Gruppe, Mahur, Massait, Dyaul, Emirau, St. Matthias-Gruppe, in Lambu, Kónobin, West-Neu-Mecklenburg, finden.



gez. Sapper.
Fig. 24. **Mátayan Insel Dyaul.**

Das erste Stadium der Entwicklung zeigt die Insel Mahur, wo sich an den Hütten oben in der Rundung des Giebels ein Schirm von der Form des Schirmes einer deutschen Militärmütze befindet. Auf

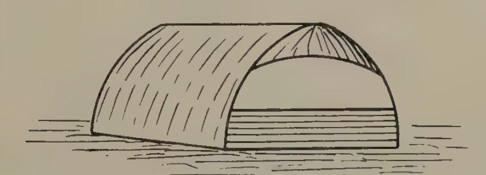


Fig. 25. **Insel Mahur, bei Lihir.**

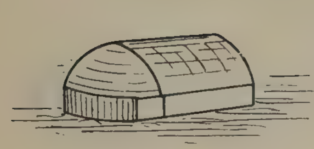


Fig. 26. **Insel Lóu, Admiralitäts-Inseln.**

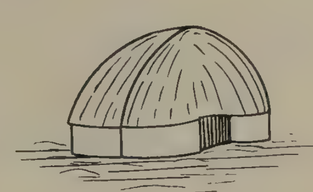
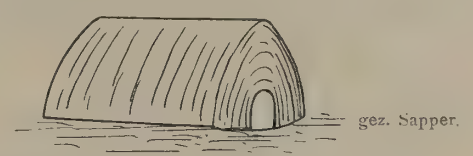


Fig. 27. **Lóu, Admiralitäts-Inseln.**

Päk und Lóu, Admiralitäts-Inseln, hat dieser Schirm an den Tonnendach-Hütten der Matankor bereits die Größe einer durch senkrechten Schnitt halbierten Kugelkalotte erhalten, und auf denselben Inseln, ebenso wie auf Eua der Tonga-Gruppe, ist dadurch scheinbar eine ovale Rundhütte fertig, daß nun



gez. Sapper.
Fig. 28. **Hochland von Lelet.**

auch der Raum unter der Peripherie dieser halbierten Kalotte durch Verlängerung der Hüttenwand ausgefüllt wird. Endlich sehen wir im mittleren

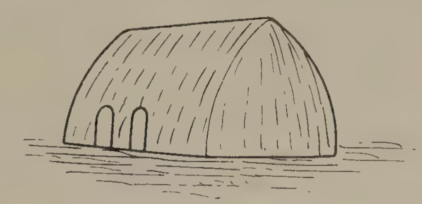
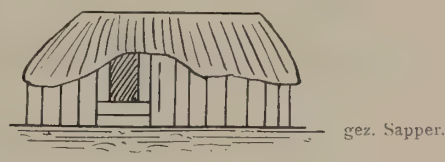


Fig. 29. **Männerhaus von Lamassa, Süd-Neu-Meckl.**

und südlichen Neu-Mecklenburg und auf Samoa die ovale Rundhütte fertig vor uns: die Trennungslinie zwischen dem ursprünglichen Tonnenbau und dem



gez. Sapper.
Fig. 30. **Kúlube.**

zu abgerundeten Hüttenenden ausgewachsenen Mützenschirm ist fortgefallen.

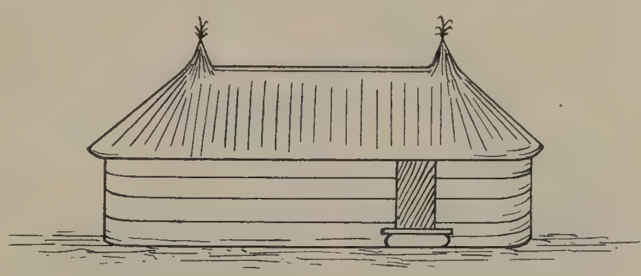


Fig. 31. **Miokohaus in Kait.** gez. Sapper.

Ich komme zur zweiten Reihe. Einfache spitze Giebelhäuser ohne Auswuchs oder Anbau an Giebel und Langseiten finden sich — wieder um



Fig. 32. **Giebel eines Hauses von Ungachum. Tsoi-Inseln. Neu-Hannover.**

nur einige Beispiele herauszugreifen —, in der Buin-, Iapa-, und Búrruwe-Gegend in Süd- und West-Bougainville, im südlichen Neu-Mecklenburg

in Súralil und Mutu, im mittleren Neu-Mecklenburg in der Namatanai—Rassirik-Gegend; dann mehr im Norden in der Gegend von Kokolá, Kono, Komalu und Komalabú; dann im nördlichen Neu-Mecklenburg in der Nayama-Gegend und in der Neu-Hannover-Gegend in Ungachúm auf den Tsoi-Inseln. Ihnen folgen, als erstes Stadium in der Reihe, die Hütten, denen aus dem spitzen Teil des Giebels oder auf der Grenze zwischen Giebeldreieck und Giebelwandviereck ein leicht gebogener oder auch gerader Schirm herauswächst. Wird er zu lang, um sich selbst zu tragen, so erhält er Stützen und wird so zum Dach eines offenen Vorbaues. Solche Hütten finden wir z. B. in Nord-Neu-Guinea in der Gegend von Wokaú bis Yakomúl, auf den Le Maire-Inseln, bei den Usiai auf Paluan, Admiralitäts-Inseln, bei sehr vielen Giebelhäusern auf Neu-Mecklenburg und in der Kieta-Gegend von Ost-Bougainville. Der nächste Schritt ist der, daß der so entstandene vorbauartige Raum geschlossen wird. Die schönsten Beispiele für dieses Stadium der Entwicklung, hinreichend für alle anderen, bietet in Hülle und Fülle die Neu-Hannover-Gegend; denn hier werden diese Wände durch das Brennholz der Familie gebildet, das zwischen zwei Reihen senkrechter Pfähle lose und wahllos in wagerechter Lage übereinandergepackt wird und das Haus schließt. Man kann in dieser Gegend häufig Hütten sehen, bei denen der Anbau einer Giebelseite offen ist, während der andere auf diese Weise völlig geschlossen ist.

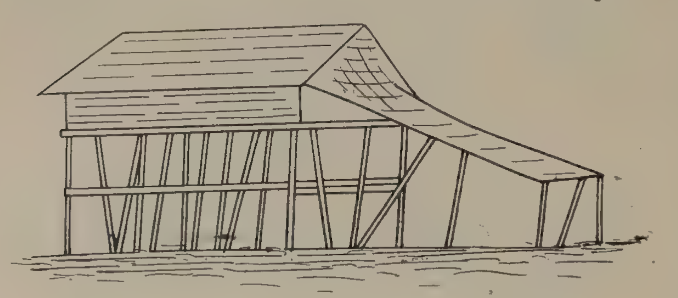


Fig. 33. **Pfahlhaus in Tóboro', Ost-Bougainville.**

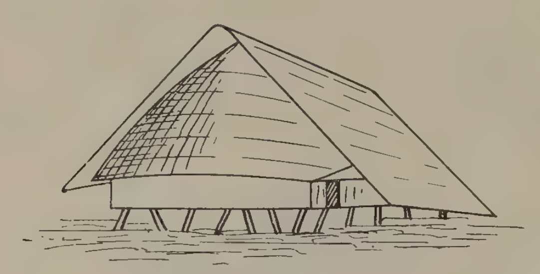


Fig. 34. **Insel Keule, Le Maire-Inseln.**

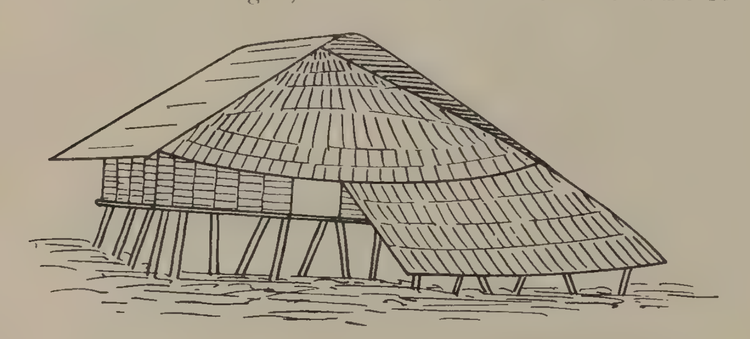


Fig. 35. **Haus in Yakomúl, Neu-Guinea.**

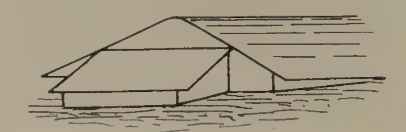


Fig. 36. **Hütte von Paluan, Admiralitäts-Inseln.**

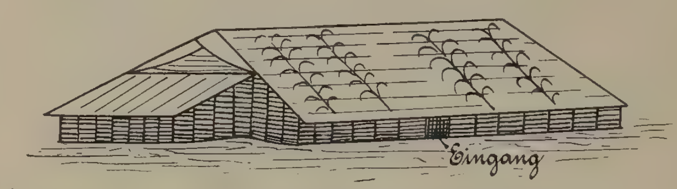


Fig. 37. **Insel Kapitang bei Neu-Hannover.**

Sind schon in diesem Stadium diese Anbauten vielfach ein Teil des Hauses geworden, so ist dies völlig der Fall im vierten, die Reihe abschließenden Stadium. Hier ist der Giebelanbau voll und unzertrennlich ein Teil des Hauses geworden; die Gegend von Käwiëng, Nord-Neu-Mecklenburg, die Tsoi-Inseln, Neu-Hannover und die Landschaften Kau und Tobelo auf Halmaheira, Indonesien, liefern vortreffliche Beispiele.

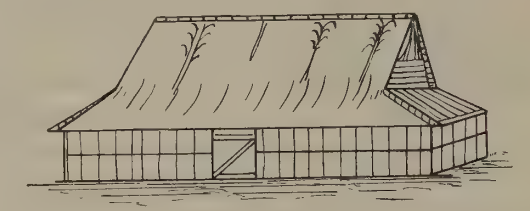


Fig. 38. **Haus des Häuptlings von Ungachúm bei Neu-Hannover.**

Parallel diesen beiden Reihen verlaufen noch zwei andere, weniger wichtige, die entstehen, wenn

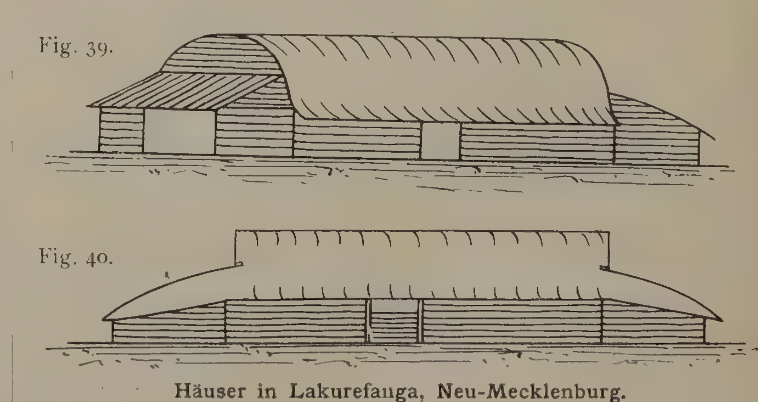


Fig. 39.

Fig. 40.

Häuser in Lakurefanga, Neu-Mecklenburg.

sich im ersten Falle der Mützenschirm nicht gebogen, sondern in gerader Form, und im zweiten Falle, wenn sich der Schirm nicht in gerader, sondern in gebogener Form entwickelt. In ersterem Falle erhalten wir einen Haustyp, wie er in der Lakurefanga-Gegend des nördlichen Neu-Mecklenburg und auf einigen der kleinen, Neu-Hannover nördlich vorgelagerten Inseln in vielen und schönen Hütten zu sehen ist, der mit einem Tonnendach

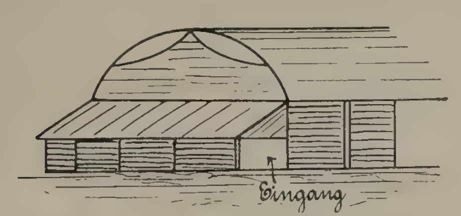


Fig. 41. **Insel Kung bei Neu-Hannover.**

rechteckige Giebelvorbauten verbindet. Für den zweiten Fall liefert die Karolinen-Insel Feis charakteristische Beispiele: hier springt aus dem spitzen Giebel ein aus Matten hergestellter runder Vorbau heraus. Die verschiedenen Stadien von Hütten auf dieser Insel zeigen auf das deutlichste, wie aus dem spitzen Giebel ein runder Schirm hervorspringt, der dann durch Verlängerung mit Matten bis zum Erdboden den runden Vorbau ergibt.

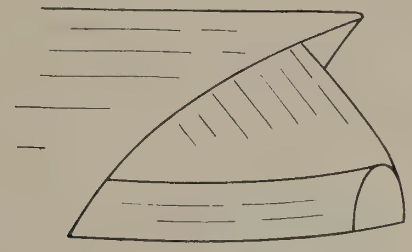


Fig. 42. **Ausbau an Hütte. Feis, Karolinen.**

Ich wiederhole, daß bei Verteilung der Haustypen über Melanesien kulturhistorische Faktoren durch Übertragung und Entlehnung eine große Rolle gespielt haben. Aber diese von mir angedeuteten Reihen sind in der Hauptsache keine historischen, sondern sie sind genetische Reihen. Daß sich dies so verhält, ist zudem in einigen sich immer wiederholenden Fällen zu erkennen, die ich mit ethnologischem Atavismus bezeichnen möchte. Die Bauten, die ich als „provisorische Hütten" bezeichnet habe, sind nämlich dort, wo das Vollhaus ein spitzes Giebelhaus mit Giebelvorbau ist, so in der Paup-, Yakomul- und der Neu-Hannover-Gegend, in Ost-Bougainville, weiter nichts wie ein einfaches Giebelhaus oder sogar nur Schuppen oder Dach auf Pfählen, dessen vordere Giebelwand häufig ganz oder zum Teil fehlt. Dort andererseits, wo das Vollhaus die ovale Rundhütte ist, so im südlichen Neu-Mecklenburg, ist die provisorische Hütte ein Tonnengewölbe, dessen vordere und hintere Öffnungen durch je eine senkrechte — also natürlich oben runde — Giebelwand abgeschlossen sind. In der Mitte der einen Wand befindet sich die Tür. Eine provisorische Hütte des Gebiets der ovalen Rundhütte, also z. B. der Gegend King—Kait—Lamassa, sieht in den Hauptpunkten wie ein Vollhaus von Emirau, Tanga und Nissan aus.

Angedeutet werden soll noch in diesem Zusammenhang, daß die Melanesier sich auch eine andere Entwicklungsmöglichkeit ihres Hauses nicht haben entgehen lassen. Es ist das die Entwicklungsfähigkeit der an den Seiten des Hauses überhängenden langen Dachenden oder -Ohren, und des Raumes zwischen ihnen und den niedrigen Hauswänden. Bleiben diese Räume offen, so kann man alle Stadien der Entwicklung sehen, von dem ganz schmalen und niedrigen Raum unmittelbar unter dem Dachende, wo ich oft mit angezogenen Knien beim Regen gesessen habe, bis zu den verandaartigen Ausbauten, die ich in Ungalik und auf dem Wege von Katendan (Neu-Mecklenburg) über die Berge bis Lambu, Mambo und Mēssi mehrfach traf, und schließlich bis zu den schönen zum Teil 2 m breiten und durch Pfosten gestützten Veranden der Häuser der Tabar-Inseln, zumal in Tatau. Alle diese zuletzt genannten Hütten, mit Ausnahme der einen von Mēssi, hatten auch zugleich Giebelvorbau nach Art des Hauses



Fig. 43. **Provis. Hütte, Süd-Neu-Mecklenburg; von vorn gesehen.**

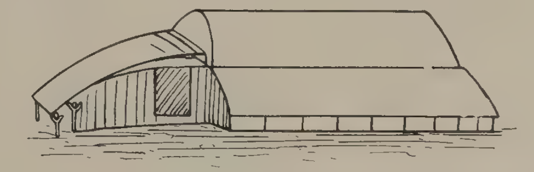


Fig. 44. **Leviricó. Hochland von Lelet.** gez. Sapper.

von Lakurefanga. Die Giebelfront von Häusern der Tsoi-Inseln, welche die überhängenden Dachenden hochgeklappt, verlängert und den Raum unter ihnen

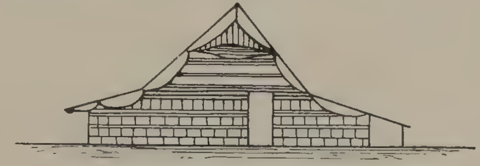


Fig. 45. **Giebel eines Daches von Ungachúm bei Neu-Hannover.**

ausgebaut haben, erinnern lebhaft an die Giebelfronten der ost- und westfriesischen Bauernhäuser. In Melanesien wie an den Gestaden der Nordsee ist

ein gleicher Gedanke der Vater einer gleichen Kulturerscheinung.

Ich muß wieder betonen, daß es bei dem Umfange des Hütten-Problems in dieser Arbeit nicht möglich ist, auf Einzelheiten einzugehen. Dennoch möchte ich einige wenige hervorziehen, um an ihnen zu zeigen, wie im ganz kleinen und unbedeutenden, kaum bemerkt von ihm selbst, ein jedes Individuum mitwirkt an der Umänderung und Entwicklung der Kulturgüter; genau so wie jedes einzelne Individuum — in diesem Falle aber absolut unbemerkt von ihm — mitwirkt an der Entwicklung seiner Muttersprache. Es fiel mir in Melanesien auf, daß vielfach die Hütten bei sonst scheinbar absolut gleicher Bauart sich in großem Umfange durch die mannigfaltige Anordnung der Eingänge von einander unterscheiden. Bei uns ist man so etwas im allgemeinen nicht gewohnt; bei den typischen Klassen unserer deutschen Bauernhäuser z. B. hat im allgemeinen ein Haus den Eingang an derselben Stelle, wo ihn das andere hat. Der Melanesier ist in diesem Punkte nicht so konservativ. Teils aus Laune, teils aus Rücksichten für mitbewohnende Familienmitglieder baut er sein Haus nicht genau so, wie das seines Nachbarn, auch sein neues Haus nicht immer genau so wie das alte, das abbrannte oder welches er wegen Altersschwäche verlassen muß. Zur Erläuterung möchte ich aus der von mir geführten Statistik ein paar Beispiele geben.

Die acht Hütten des Dorfes Kápitang, einer kleinen Koralleninsel nördlich von Neu-Hannover, verhielten sich betreffend Eingänge folgendermaßen:

1. Erstes Haus: ein Eingang in der Seitenwand eines Giebelausbaues, ein zweiter auf der anderen Seite des Hauses in der Mitte der Längswand, ganz verborgen unter dem überhängenden Dache.

2. Ein Eingang im Giebelausbau schräg an der Seite, also unter Abstumpfung der Schnittkante von Seiten- und Vorderwand des Anbaues; ein zweiter in derselben Weise und an derselben Hausseite, aber am Ausbau des entgegengesetzten Giebels.

3. Ein Eingang im Giebelausbau schräg an der Seite; ein zweiter am anderen Giebel, an derselben Hausseite, aber in der Seitenwand des Anbaues.

4. Ebenso, aber genau in der entgegengesetzten Himmelsrichtung.

5. Je einer im Giebelausbau schräg von der Seite, aber an den entgegengesetzten Hausseiten.

6. Je ein Eingang in einer Seitenwand eines Ausbaues, auf der gleichen Hausseite.

7. Ein Eingang mitten in einer Giebelseite, ein zweiter am entgegengesetzten Ende des Hauses, im Ausbau schräg von der Seite. Dieses Haus hat nur einen Ausbau.

8. Männerhaus; ein Eingang mitten im Giebel. Dieses Haus besitzt überhaupt keinen Ausbau.

Man sieht, unter den acht großen Hütten von Kápitang sind nicht zwei vorhanden, die sich in der Anordnung der Eingänge gleichen. Es würde zu weit führen, in Einzelheiten dieser Art fortzufahren; ich will nur sagen, daß, wenn ich die acht Hütten eines benachbarten und befreundeten Dorfes von Kápitang, Ruális an der Westecke von Neu-Hannover, hinzunehme, ich noch sieben verschiedene Kombinationen mehr erhalte; nur zwei Hütten, beide in Ruális, sind unter diesen 16 einander gleich. Ich bemerke, daß kein Haus mehr als zwei Eingänge hat, und daß Eingänge in den Langseiten in Ruális häufiger sind.

In dem großen Dorf Mēssi, mittleres Neu-Mecklenburg, zählte ich 54 große Häuser, von denen 29 ovale Rundhütten und 25 rechteckige Giebelhütten sind. Auch hier war die Anbringung der Eingänge sowohl an Rundhütten wie an Giebelhütten sehr verschieden; es genügt, wenn ich sage, daß bei 24 Rundhütten der Eingang auf den Langseiten war, bei fünf Hütten auf den kurzen runden Seiten, aber innerhalb dieser auf sehr verschiedenen Stellen.

Ein letztes Beispiel in dieser Richtung mag das Dorf Lamassa liefern. Es befanden sich dort im August 1908:

1. Neun Rundhütten mit einem Eingang in der Mitte einer Langseite.

2. Eine Rundhütte mit einem Eingang mitten in einer kurzen Rundseite.

3. Drei Rundhütten mit einem Eingang auf dem Übergang zwischen Lang- und Kurzseite.

4. Drei Rundhütten mit einem Eingang in einer Langseite, aber nicht in der Mitte, sondern mehr dem Ende zu.

5. Ein viereckiges Pfahlhaus.

6. Zwei Hütten im Mioko-Stil.

7. Eine Rundhütte, Männerhaus, mit zwei Eingängen in einer Langseite.

8. Sieben Schweineställe.

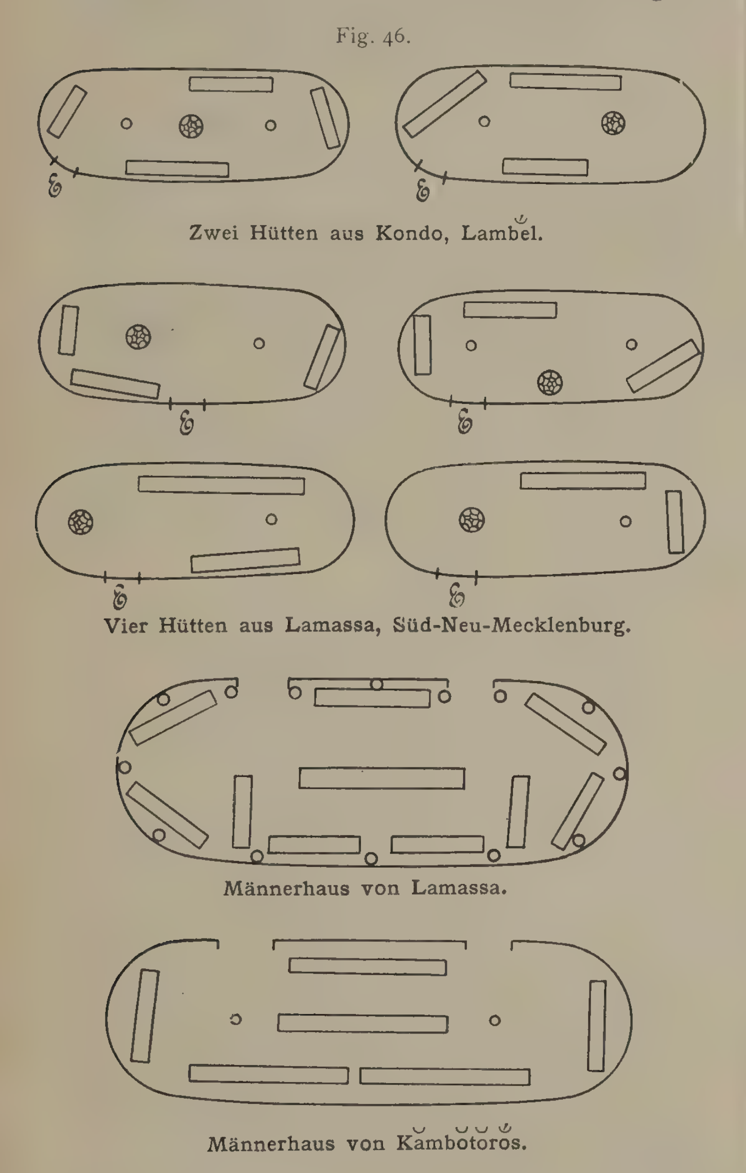
9. Drei Mon-Häuser (pal a mon).

Auch in der Gesamtform von Hütten gleichen Typs sind doch manche Verschiedenheiten wahrnehmbar. So sah ich in Kondo, bei den Gebirgsleuten von Lambel eine „ovale Rundhütte", welche weniger einer solchen, als einer Gurke oder kurzen dicken Blutwurst glich. Ein Eingang befand sich in der Mitte einer Kurzseite, der andere auf dem entgegengesetzten Ende, aber nicht in der Mitte. Als ich diese Hütte betrat, glaubte ich in einen dunklen schwarzen Tunnel hineinzusehen, von dessen anderem Ende her ein freundlicher Lichtschein entgegenleuchtet. Der Gang war sehr schmal,

und das entgegenkommende Licht blendete mich so, daß ich an der linken Seite irgendwo anlief. Als ich aus dieser Höhle, in der nur ein altes Weib mit einem Knaben hauste, wiederauftauchte, hatte ich mich gründlich mit Ruß beschwärzt. Es war dies übrigens die einzigste Hütte dieser Art, die ich bei den Lambel-Leuten sah.

Überträgt man Untersuchungen dieser Art von dem Äußeren auf das Innere, so erhält man genau

Fig. 46.



Zwei Hütten aus Kondo, Lambel.

Vier Hütten aus Lamassa, Süd-Neu-Mecklenburg.

Männerhaus von Lamassa.

Männerhaus von Kambotoros.

das gleiche Ergebnis: unter einer beliebig großen Zahl von Hütten befinden sich kaum zwei, die im Innern einander gleich sind; überall schafft die Individualität der Bewohner einzelne Unterschiede. Zur Beleuchtung dieser Tatsache mögen zwei Weiberhütten aus Kondo, Lambel, und vier beliebige Weiberhütten aus dem benachbarten Lamassa dienen (s. Fig. 46). Nur die Hauptbestandteile des Hütteninneren sind eingezeichnet worden, Haussäule, Feuerherd und Bettpritsche.

Wie sich die Individualität im einzelnen äußert, zeigt an einem Beispiele mehr das Männerhaus von Lamassa. Dieses hatte ursprünglich in seinem Innern 14 geschnitzte Säulen. Von diesen sind leider neun verschwunden und durch rohe, garstige Stützen ersetzt. Die ersten drei hat Stabsarzt Dr. Stephan nach Berlin entführt. Er hat sie uns in seinen beiden Büchern in Abbildung vorgeführt und an ihnen seine ästhetischen und linguistischen Kräfte probiert.[121]) Vier weitere Säulen hat 1908 Professor George A. Dorsey nach Chicago mitgenommen, während die achte Säule nach Aussage des Häuptlings Panáke von einem Duk-Duk-Mann nach Ralum geschafft worden ist. Den Grund konnte oder wollte mir der Häuptling nicht angeben. Ich vermute, daß sie in das ehemalige Museum Parkinsons gewandert und also mit diesem auch nach Chicago verkauft worden ist. Die neunte Säule endlich soll schon seit langer Zeit gefehlt haben, aber auch über ihren Verbleib konnte oder wollte mir Panáke nichts angeben. Wahrscheinlich ist sie auch verschachert worden, vielleicht im geheimen, da sie die erste war, die fortging, und weil man damals noch mehr Pietät hatte für dieses Männerhaus, welches das Fundament der Kolonie Lamassa bildet. Da Panáke und seine Getreuen mit dem Verkauf dieser Säulen, dieses Staatseigentums,

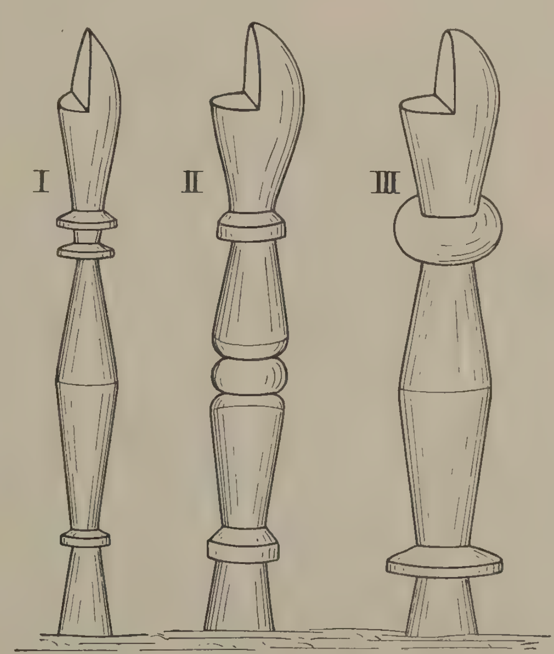


Fig. 47. **Die fünf letzten Säulen des Männerhauses von Lamassa. Nr. II ist in sehr ähnlichen Exemplaren dreimal vertreten.**

ein gutes Geschäft gemacht und Blut geleckt hatten, so boten sie mir den Rest oder doch wenigstens einige von ihnen zum Kauf an. Ich lehnte aber ab; man kann die Dinger ja auch abzeichnen. Ich halte

[121]) Stephan: „Südseekunst“ (Berlin 1907), S. 27 ff.

es für eine Art von Vandalismus, Häuserteile und ähnliches, das bereits beschrieben worden ist, herauszureißen, nur um ein paar Nummern „Feuerholz" — wie man in der Südsee sagt — mehr melden zu können; und ich glaube, daß man der Wissenschaft keinen wahren Dienst erweist, wenn man zugunsten der mit Duplikaten überhäuften Museen den Eingeborenen den letzten Rest von Vorbildern entführt, die ihren Kunstsinn erhalten können.

Ich habe mich denn auch in der Tat davon überzeugen können, daß in Lamassa während des Verlaufs eines Jahres der geringe verbliebene Kunstsinn noch um ein weiteres herabgegangen war.

Panáke hat mir erzählt, daß die 14 Säulen zugleich mit dem Männerhause von jenen Männern — zu denen auch er gehörte — hergestellt worden sind, die, von Lambom kommend, die Kolonie Lamassa gründeten. Es sind nicht die 14 Säulen von 14 verschiedenen Männern hergestellt worden; die sich im Typ sehr ähnlichen Säulen sind unter den Händen desselben Arbeiters entstanden, so wahrscheinlich Nr. II meiner Zeichnung, die in drei einander sehr ähnlichen, aber nicht genau gleichen Exemplaren vorhanden ist. Im übrigen aber sind die verschiedenen Formen nach Panákes Angabe von verschiedenen Männern verfertigt worden, die — sei es, daß sie nach Vorbildern von Lambom-Säulen arbeiteten, oder daß sie der Eingebung der eigenen Phantasie folgten — jedenfalls ihre eigene Individualität in ihr Werk hineinlegten. Deswegen waren die 14 Säulen von Lamassa so verschieden. Ob diese Arbeiter sich alle bewußt gewesen sind, was sie in ihre Säulen hineinarbeiteten, ob sie dem toten Holz ihres Schnitzwerkes haben Leben geben wollen, mag bezweifelt werden. Sicher ist, daß, nachdem sie zumeist gestorben sind, die Überlebenden mit weniger Bestimmtheit die Bedeutung der einzelnen Säulenteile anzugeben vermögen, als Stephans Gewährsmann das getan hat. Der Eingeborene, mit einer regen Phantasie begabt und ohne unser kritisches, wissenschaftliches Gewissen, ist manchmal schnell bereit, die Frage nach der Bedeutung eines Ornaments zu beantworten; er braucht gar nicht einmal die Absicht zu haben, den häufig unbequemen Frager zu belügen, er glaubt es vielleicht selbst. Kábui machte es großen Spaß aus dem „gewässerten" Papierbezug eines Büchereinbandes alle möglichen Figuren, Gesichter, Bäume usw. herauszulesen, gerade so, wie bei uns Kinder und auch Erwachsene, die nichts besseres zu tun haben, aus den Wolken oder den Falten und Ornamenten von Tüllgardinen und Vorhängen Nasen, Gesichter, Tiere und ähnliche Phantasiegemälde zur eigenen Unterhaltung herauslesen.

Das neugebaute Männerhaus von Kambotorós, dessen Bau jener selbe alte Häuptling von Lambom geleitet hat, der in seinen Mannesjahren noch Kunstbetätigung in Lambom und Lamassa gesehen hat, ist bei dem Niedergang allen Kunstsinns ohne alle Säulen aufgeführt; rohe, einfache Stützen müssen sie ersetzen.

Sonst kann man aber in Melanesien noch manche hübsche Haussäulen finden; so sah ich am Eingange des Männerhauses von Umré, Insel Lóu, Admiralitäts-Inseln, einen auf dem Kopf stehenden riesigen Fisch als Säule.

Wenn ich zum Schluß noch mit ein paar Worten auf die Verbreitung und Vermischung der Haustypen in Deutsch-Neu-Guinea eingehe, dann komme ich zur kulturhistorischen Seite des Problems, das in Melanesien der entwicklungsgeschichtlichen Seite an Wichtigkeit kaum nachsteht; denn es besteht hier in weiten Gebieten ein In- und Durcheinandergreifen von verschiedenen Hausformen, ganz besonders rechteckigen Giebelhütten und ovalen Rundhäusern. Das geht, wie ich in drei Fällen in Ungachúm, Tsoi-Inseln, und auf Nusalik bei Käwiëng gesehen habe, so weit, daß die beiden Typen nebeneinander in einem einzigen Haus zusammengebaut sind (s. Fig. 48).



Fig. 48. **Ungachúm, Tsoi-Inseln, Neu-Hannover. Kombination zweier Haustypen.**

Mehr wie gewöhnliche Mischung von Haustypen fiel mir in der Lemusmus-Gegend, Nord-Neu-Mecklenburg, und in Palabong, Süd-Neu-Mecklenburg auf. Auf Massaít, Lihir-Gruppe, sah ich inmitten eines Gebiets der Hütten mit Tonnendach ein sauberes kleines Giebelhaus mit Ausbau im Stil von Lakurefanga, den ich auch im Schleinitz-Gebirge, Binnenland von Neu-Mecklenburg, so in Baubun, Narum, Niare, gefunden habe.

Wenn man von Katéndan, mittleres Neu-Mecklenburg, aus einem Bezirk der Viereckhäuser, über das Gebirge nach der Westküste marschiert, dann findet man oben in den Bergen, in Toromarambéle, die erste Rundhütte, um am Strande in einen Bezirk von Rundhütten zu kommen, besonders mit Logun, vielleicht dem schönsten Rundhüttendorf, das ich je gesehen habe. Bald folgt dann aber wieder Mischung, wie ich sie für Mēssi bereits charakterisiert habe. Die letzten drei Rundhütten habe ich in Lampet gesehen. Dann kommen wir in das schon erwähnte Gebiet von Rechteckhütten von Komalabú, Komalú, Kono, Kokolá usw. Bis nach Súralil in

Süd-Neu-Mecklenburg, behält das Haus im allgemeinen diesen Charakter; mit Tsemálu beginnt dann wieder das große Rundhütten-Gebiet, das für Süd-Neu-Mecklenburg charakteristisch ist.

Kulturgeschichtlich ganz besonders interessant ist das Rundhütten-Gebiet um Logun. Die Hütten, ausnahmslos nur von dieser einen Form, haben auch ausnahmslos einen Eingang in einer der beiden kurzen Rundseiten. Alle Hütten stehen nebeneinander im Kreise angeordnet, eine jede mit ihrem Eingang nach dem Mittelpunkt des Kreises zu gerichtet. Von diesen Kreisen hat Logun aber mehrere, die sich nicht gerade tangieren, aber doch nicht weit voneinander entfernt liegen. Der Platz Logun besteht also aus einer Anzahl von Rund-Siedlungen. Dies waren die Weiberhütten. Die Männerhäuser, genau wie jene in der Form, nur länger, sind isoliert angelegt. In jedem Weiberhaus befindet sich ein großer Feuerplatz aus Steinen. Wie in Lambu, sind Innenraum und Außenumgebung der Hütten mit Steinen geschottert. Eine Art Hofumgrenzung von flachgelegten großen Steinen geht nach dem Dorfplatz zu um ein jedes Haus herum. Diese flachen Steine liegen wie Mosaik im Schotter, scheinen aber den durch sie umgrenzten Hofraum genau so wirksam gegen das Betreten durch Unbefugte zu schützen, als wären sie eine Mauer, wie auf den Tabar-Inseln. Solche regelmäßigen Dorfanlagen sind im Bismarck-Archipel mit seiner Neigung für Gehöft- und Einzelhausbildung gar nicht so häufig, mehr verbreitet dagegen in Neu-Guinea, bei den papuanisierenden Stämmen Neu-Pommerns, sowie auf Buka und Nissan. So fallen die geraden Dorfstraßen, alle Häusergiebel dicht an ihnen, der Bewohner der Nordküste des westlichen Neu-Pommern angenehm auf; das Kilenge-Dorf Potne liefert ein Musterbeispiel für diese Dorfanlage. Ebenso stehen die Buka- und Nissan-Weiberhütten sehr häufig in einer Linie, alle Giebel nach dem freien Platz zu gerichtet, auf dem, mit seiner Breitseite gegen die Giebel der Weiberhäuser gerichtet, das große Männerhaus steht. Den Raum zwischen den Giebeln der Weiberhäuser füllen niedrige Steinmauern aus. Das Männerhaus hat nicht selten als Annex, mit ihm unter einem Dach, das Mon-Haus (siehe Fig. 49).

Andere Arten der Siedlung in Melanesien sind durch Gründe taktischer Art veranlaßt worden. Gern werde ich mich immer solcher Plätze erinnern, wie der Bergnester Kabi und Malaus auf Neu-Hannover, oder wie des Palisadendorfes Púluga im Hinterland der Offenen Bucht. In Kabi stehen acht Hütten ganz eng zusammen auf einem kleinen Plateau, das als Bergnase hoch über dem Bett des unten rauschenden Kulimeua ragt, ähnlich wie die „Klause“ bei Serrig über den Ufern der Saar. Noch markanter ist die Lage von Malaus. Der Platz ist ganz klein; auf einem etwa 50 Schritt breiten und 70 Schritt langen Plateau stehen zwei große und zwei kleine Hütten, zwölf hochragende und wenig fruchtbare Kokospalmen, eine Ficus-Art, ein kleiner Brotfruchtbaum, ein paar junge Areca-Palmen, einige Bananen und der selten fehlende bunte Zierstrauch Codyaeum variegatum. Das ist alles. Mitten auf dem kleinen Dorfplatz haben

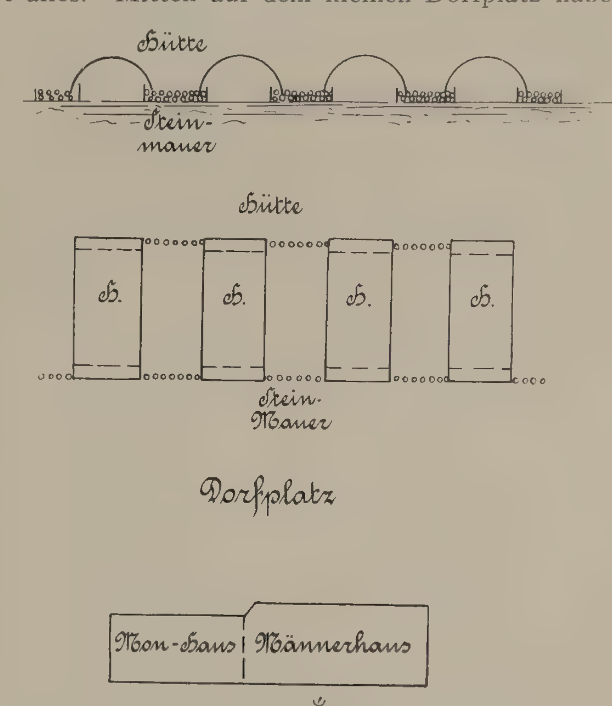


Fig. 49. **Dorf Baĕl, Insel Nissan.**

meine Jungens zum Schutz meiner Hängematte ein paar Zeltbahnen aufgespannt mit dem leuchtenden Moskitonetz darunter. Daneben hocken am glimmenden Lagerfeuer ein halbes Dutzend essender, rauchender und schwatzender Kanaker. Ich habe ihnen Essen und Tabak gegeben, das macht sie so fröhlich. Sie hocken oder sitzen mit dem blanken Gesäß auf dem Boden, das zur Ehre meines Empfanges umgelegte Lawalawa zur Schonung hochgestreift. Sie kratzen mit Muschelschalen Kokosnüsse aus, essen Taro, kauen Betel und rauchen, rauchen, rauchen. Der Tag ist ein Fest für sie. Nach Norden zu schweift der Blick weit über den lückenlosen Urwald bis zum Meer, in dem der aufgehende Mond deutlich die Inseln Kápitang, Mátalik, Sósson und Ungalapú erkennen läßt, alles Sitze der Feinde der Bergbewohner. Im Süden bildet ein prächtiger Sternenhimmel den Hintergrund, Canopus, Antares und das Südliche Kreuz.

Es ist nicht möglich, in diesem Abschnitt, der ja die Hausfrage in Melanesien auch nur streifen

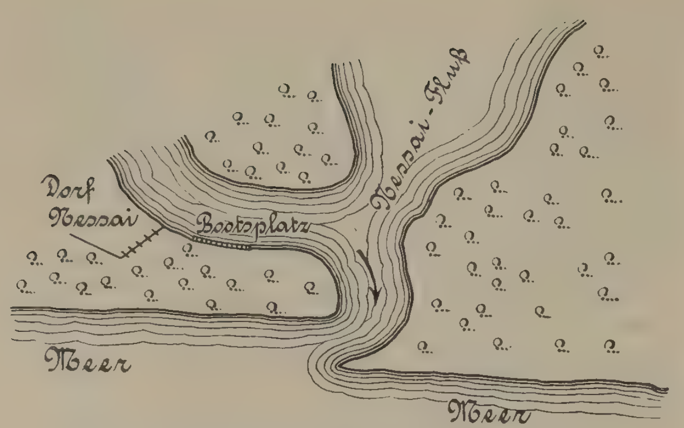


Fig. 50. **Nakanai-Dorf Néssai an der Offenen Bucht, Neu-Pommern.**
Palisade.

konnte, Parallelen aus der Völkerkunde Amerikas heranzuholen, wie dies bei einigen anderen Abschnitten geschehen ist. Ein solcher Versuch würde bei dem Umfang des Themas den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten. Es mag nur erwähnt sein, daß die wichtigsten Hausformen Melanesiens auch in Amerika nachzuweisen sind, und es mag bemerkt sein, daß die zum Teil ganz vortrefflichen Arbeiten, die wir über das Haus des Indianers besitzen, den Stoff keineswegs erschöpfen. Man braucht nur das eine Kapitel „Pfahlbauten" näher anzuschauen, um sich davon zu überzeugen. Um aber zu zeigen, wie auch hier, selbst in Kleinigkeiten, dieselben Verhältnisse und Forderungen hüben und drüben des Großen Ozeans dieselben Lösungen schaffen, soll der „Türverschluß" dieses nun schon viel zu lange behandelte Haus für diese Arbeit endgültig abschließen. Kolumbus fand auf Haiti, daß die Einwohner zum Zeichen ihrer Abwesenheit Bambusstücke quer vor die Tür legten und daß es dann niemand gewagt haben würde, ein solches Haus zu betreten. Die gleiche Sitte finden wir auch in anderen Teilen Amerikas; in California genügte ein vor die Tür gesetzter Zweig, um das Haus für den Fremden — wenn man so sagen will — tabú zu machen.[122]) In Melanesien findet der aufmerksame Reisende diese Sitte eigentlich überall; mir ist nicht aufgefallen, daß sie irgendwo nicht herrschte. Ein paar Beispiele sollen sie etwas erläutern. In Ungachúm, Tsoi-Inseln, wird bei Abwesenheit des Besitzers ein kleiner Knüppel unten quer und ein zweiter senkrecht lose gegen die geschlossene Türmatte gestellt, oder auch drei Holzkloben senkrecht. In Súralil, Süd-Neu-Mecklenburg, werden im gleichen Falle runde Hölzer wagerecht übereinander lose in die Tür gepackt und dann eine dünne Stange davorgestellt. Die Stange wagt niemand fortzunehmen.

Von einer anderen Art Bauwerk, das an dieser Stelle noch Erwähnung finden könnte, von Brücken, habe ich in den von mir besuchten Teilen von Deutsch-Neu-Guinea so gut wie nichts gesehen. Baumstämme, zuweilen schlüpfrig selbst für den unbeschuhten Fuß des Eingeborenen, müssen Brücken vertreten. Nur am Augusta-Fluß sah ich richtige Brückenstege. Nach ihrer Beschreibung stellen jedoch die Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern eine tẽtẽ, eine lange aus hintereinandergelegten Baumstämmen gebildete Brücke her, die von unten durch vier bis fünf Pfähle gestützt wird. Ich habe jedoch solch ein Bauwerk nie gesehen.

Es ist unnötig zu erwähnen, daß Amerika ganz genau dieselbe Sorte roher Urwaldbrücken auf-

[122]) „Vita di Cristoforo Colombo, Descritta da Ferdinando, Suo Figlio" (Londra 1867) p. 154; — „The American Naturalist" (Salem, Mass. 1871), IV, 134.

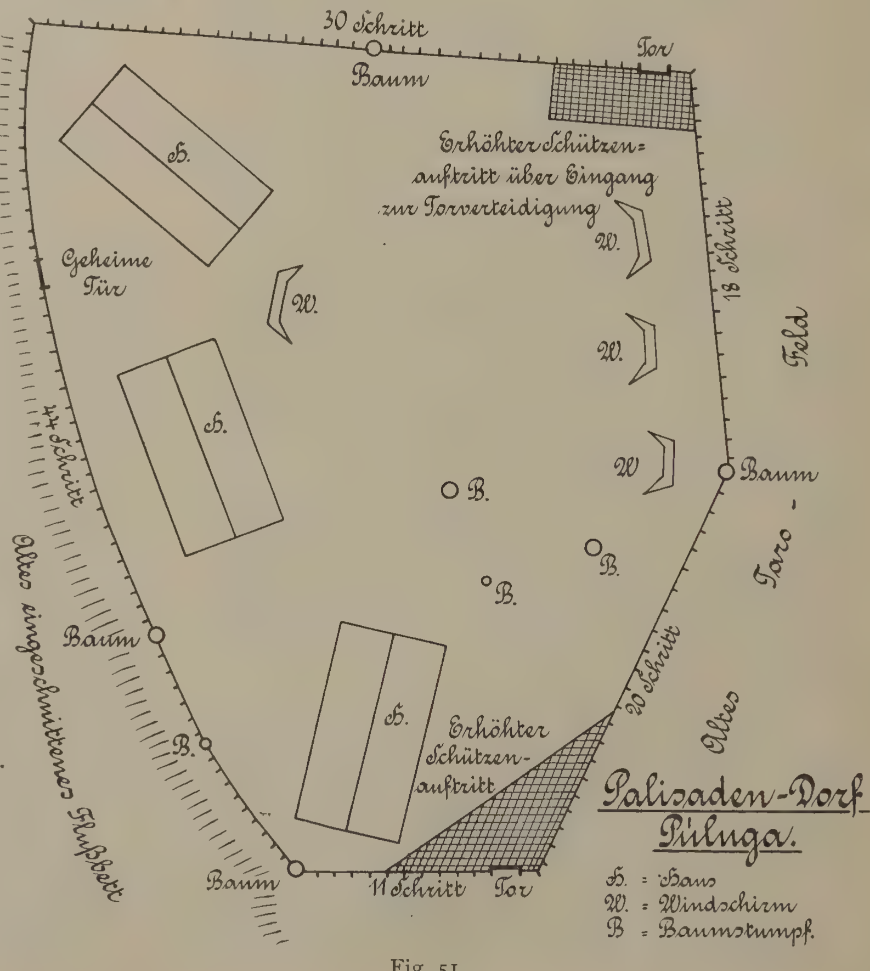


Fig. 51.

weist, wie Melanesien. Hernando de Soto ist, soweit mir bekannt, der erste, der in den großen Waldgebieten Nord-Amerikas solche Brücken antraf und benutzte. Über den Fluß gespannte Rottangseile, als Halt für die Watenden bei starker Strömung, sind in Süd-Amerika häufig und gleichen vollkommen den in Melanesien üblichen.[123])

Im Hause, im Dorf und in der Nähe desselben, spielt sich nun der größte Teil des Lebens des Melanesiers ab. Denn im Gegensatz zu den Indianerstämmen, die mit ihm auf einer Kulturhöhe stehen, ist er nur in einem sehr geringen Maße Jäger, weil seine Wälder eben wenig Wild bergen. Hochseefischer sind sie überhaupt nicht.

Die erste Erscheinung im häuslichen und dörflichen Leben des Melanesiers, die zu betrachten wäre, ist die Liebe, ohne die ja ein Gemeinwesen unmöglich ist. Immer ist über die Sitte der meisten Naturvölker gewimmert und gejammert worden, die den jungen unverheirateten Mädchen freien Geschlechtsverkehr nach eigener Wahl gestattet. Eine solche Auffassung ist weder gerecht, noch hat sie dort zum Segen geführt, wo man sie und ihre Konsequenzen bei Naturvölkern hat durchführen wollen. „Morality can not be judged by our laws“, sagt Stanley Gardiner mit vollem Recht.[124]) Während man bei uns in den weitesten Kreisen, ja ganz allgemein, beide Augen zudrückt, wenn die jungen unverheirateten Männer das tun, was ihnen verboten, den jungen melanesischen und polynesischen Mädchen aber erlaubt ist; und während man bei uns, um noch größeren Skandal zu vermeiden, geschlossene Prostitution vom Staate anerkennt und gesetzlich regelt, oder aber — um dem unvermeidlichen Übel nicht ins Auge zu sehen — wieder beide Augen zudrückt und eine noch häßlichere Form, die Straßen-Prostitution duldet, zieht man als Reformatoren sittlich entrüstet gegen Sitten der Naturvölker zu Felde, die sich innerhalb der Grenzen ihrer Moralgesetze befinden und sich bewährt haben, und führt nun, da man nichts Besseres an die Stelle des Gestürzten zu setzen vermag, die Zustände ein, die unseren Schandfleck bilden. Die Prostitution ist ja auf einigen Inseln der Südsee bekannt, so in Deutsch-Neu-Guinea auf den Palau-Inseln, West-Karolinen[125]) und Admiralitäts-Inseln, aber soweit meine Beobachtungen reichen, ist in der Hauptsache das deutsche Schutzgebiet frei von dieser unsauberen Einrichtung. Die Kilenge- und Barriai-Leute waren höchst erstaunt, als ich ihnen von dieser Liebe gegen Bezahlung sprach. Sie pflegen dem Mädchen, das sie aus Liebe entboten hat, höchstens ein Stückchen Tabak zu geben, nicht als Bezahlung, sondern aus Galanterie, weil sich die jungen Mädchen das auch bei ihnen sehr beliebte Kraut gewöhnlich schwer verschaffen können. Noch mehr war aber mein Kábui erstaunt, als er dieser Einrichtung und ihres gewaltigen Umfanges in Singapore gewahr wurde. Es schien ihm sogar zu imponieren, daß man gegen Bezahlung und ohne Mühe uneingeschränkten Geschlechtsverkehr haben könne. Denn in seiner Heimat, bei den Bewohnern der Nordküste von West-Neu-Pommern, ist er keineswegs uneingeschränkt. Allerdings haben die jungen Mädchen freien Geschlechtsverkehr, aber sie machen von dieser Freiheit höchstens einen Abend um den andern Gebrauch, die jungen Männer legen sich dieselbe Enthaltsamkeit auf. Mag der Grund nun Herkommen sein, mag man ihn heidnischen Aberglauben nennen — die Wirkung ist jedenfalls da. Die Sitte wirkt erzieherisch, sie ist ein Gesetz, das befolgt wird. Dies kann man nun leider nicht von jenen Enthaltsams- und Keuschheitsgesetzen behaupten, mit denen die Eiferer aus Europa, Amerika und Australien die Südsee beglückt haben, nachdem sie die alten Sitten eingerissen hatten. Was Stanley Gardiner von Rotuma sagt, trifft im allgemeinen auf alle Teile von Polynesien und Melanesien zu, wo die gleichen Verhältnisse herrschen. „Die jungen Mädchen“, sagt er, „konnten bis zu ihrer Verheiratung tun, was ihnen gut dünkte. Nach 60jähriger Missionstätigkeit ist es genau dasselbe. In der Tat, die alten Leute sagten mir, daß die strengen Gesetze und Strafen der Missionare nichts Gutes wirkten, sondern das Übel verschärften. Sie sagen, daß Ehebruch früher unbekannt war, aber jetzt unter beiden Geschlechtern ganz gewöhnlich ist. Sie müssen in der Tat früher ein wirklich moralisches Volk gewesen sein, da Prostitution gegen Geld oder Geschenke, nach der Aus-

[123]) Garcilaso de la Vega: „La Florida“, p. 42 I, 71 II, 72 I, 173 II; — „Boletín Soc. Geográf. Madrid“, vol. XXXII, 138. (1892.)

[124]) „Journ. Anthrop. Institute“ (London 1898), XXVII, 409, 477, 481.

[125]) Auf der Insel Feis, West-Karolinen, kam ich an einer höchst merkwürdig ausgeschmückten Hütte vorbei, vor deren Tür ein geschmücktes und bunt ausgeputztes Weib saß. Als wir vorbeigingen, lächelte sie uns einladend zu und folgte uns dann während des größeren Teils unserer Wanderung. Ich merkte gleich, weß' Geistes Kind sie war. Die mich begleitenden Feis-Leute schienen mir verlegen zu werden und riefen dem Weibe verschiedentlich etwas zu, wie ich glaube, eine Aufforderung, zurückzubleiben. Meine Melanesier, die so etwas nicht kannten, waren zunächst höchst erstaunt, erkannten aber sehr bald des Pudels Kern, und einer oder der andere unter ihnen hätte sich nicht ungern mit der Dirne eingelassen, wenn ich nicht dabei gewesen wäre und mich zuweilen umgesehen hätte, ob auch keiner zurückblieb.

sage sämtlicher weißen Männer, unter ihnen unbekannt gewesen ist.“ Genau dasselbe Urteil kann man auch an anderen Stellen lesen, man kann es in der Südsee hören, wo man hören will, und wer durch die Südsee reist oder in ihr lebt, muß es bestätigt sehen, wenn er sehen kann oder will. Während zu den Zeiten ihres Heidentums die sich darbietenden Weiber aus Liebe taten, was ihnen ihre polynesische oder melanesische Sittenlehre erlaubte, tun sie jetzt um schnöden Gewinnes willen das, was ihnen die christliche Sittenlehre verbietet. Nach unserer Auffassung sind sie nicht moralisch, aber innerhalb ihrer eigenen Gesetze waren sie und sind sie es wohl. Da nun unsere für ihre Verhältnisse nicht passende, aber dennoch in sie hineingezwängte Auffassung erfahrungsgemäß unheilvoll gewirkt hat, so soll man die Hand davon lassen und nicht an Sitten rühren, für die man keine besseren geben kann, und die keinen Schaden bringen für das Gedeihen und die Entwicklung unserer Kolonie, oder die eine Gefahr bilden könnten für die Sicherheit unserer Schutzherrschaft. Eine zweite Sitte, die neben der vorhin genannten hemmend wirkt auf einen zu freien Geschlechtsverkehr und die, wie jene, mit ihren guten Wirkungen fällt, wenn wir die Kultur der Eingeborenen einreißen, ohne gleichwertigen Ersatz zu schaffen, sind die bekannten Heiratsklassen und Heiratsverbote innerhalb der Verwandtschaft. Denn diese Gesetze beziehen sich nicht nur auf eine wirkliche Heirat zwecks Gründung einer Familie, sondern dort, wo sie noch streng durchgeführt werden, wie in alter Zeit, auch auf den außerehelichen Geschlechtsverkehr. Dies Gesetz wird immer noch sehr streng genommen, obwohl die Häuptlinge als unvermeidliche Folge der Einführung der deutschen Herrschaft gar nicht mehr in der Lage sind, das Einhalten des Gesetzes zu erzwingen und Übertretung nach altem Brauch zu strafen. So befand sich eine Art von Don Juan in der Lamassa-Gegend, der irgend eine Art von Inzest nach Eingeborenen-Auffassung begangen und auch sonst noch einiges in der gleichen Richtung auf dem Kerbholz hatte. Panáke, der Häuptling von Lamassa, war wütend, konnte aber in dem unter deutscher Verwaltung genommenen Gebiet nichts gegen den nach Kambotorós ausgewichenen Mann unternehmen. Er wollte mich veranlassen, den Mann zu verhaften und nach Namatanai zum Stationsleiter zu senden, und als ich dies natürlich ablehnte, bat er mich, den Stationsleiter aufzufordern, Leute zur Verhaftung des Verbrechers zu senden. Die Sache ging mich natürlich um so weniger etwas an, als höchstwahrscheinlich selbst der Stationsleiter keine Veranlassung genommen hätte, sich mit der Staatsgewalt in diese innere Angelegenheit eines Stammes einzulassen. Es ist dies einer von jenen durch die Einführung deutscher Verwaltung unvermeidlich gewordenen Fällen, die das Ansehen des Häuptlings schwächen müssen. Züchtigungskriege führen oder sonst nach altem Herkommen die Exekutivgewalt in seine eigene Hand nehmen darf der Häuptling nicht mehr, aber der deutsche Stationsleiter ist vielfach weit ab, ist bei den Verkehrsverhältnissen gar nicht in der Lage zu kommen und findet außerdem häufig gar keine Veranlassung in Angelegenheiten einzugreifen, die nach Auffassung der Eingeborenen ein todeswürdiges Verbrechen, nach unserer eigenen nicht einmal ein Vergehen sind. Man soll sich daher hüten, durch Eingriffe der oben geschilderten Art in die inneren Angelegenheiten der Eingeborenen, zu diesen unvermeidlichen Fällen noch andere gänzlich unnötige zu schaffen, zumal solche, in welche die Staatsgewalt wegen ihrer intimen Natur noch weniger Veranlassung hat einzugreifen.

Ein Gegenstück zu dieser in der ganzen Südsee allgemeinen Sitte, den unverheirateten jungen Mädchen freien Geschlechtsverkehr zu gestatten, steht eine viel üblere Sitte der ehemaligen Marianen-Bewohner, von der uns Fr. Martín Ignacio berichtet. Nach ihm hatten die jungen unverheirateten Männer das Recht, nach ihrem Belieben die Hütten Verheirateter zu betreten, um der Frau einen Liebesbesuch abzustatten. Sie stellten nach ihrem Eintritt einen Stab vor die Tür, und weder der Gatte noch jemand anders wagte es nun, sie zu stören oder später zur Verantwortung zu ziehen.[126])

Im übrigen ist mir nur ein einziger Fall aus der Südsee bekannt geworden, wo gänzlich ungeregelter Geschlechtsverkehr geherrscht zu haben scheint. Turner sagt, daß die Bewohner von Nanumanga, Ellis-Gruppe, „Freeloveites“ gewesen seien und „gelebt hätten, wie die Schweine“.[127])

Es ist nicht zu verkennen, daß die Südseevölker ihre Weiber richtig einschätzten, wenn sie ihnen Gelegenheit gaben, sich in der Jugend ein wenig auszutoben, um sie dann als Verheiratete, als ehr-

[126]) Retana: „Archivo del Bibliófilo Filipino“ (Madrid 1905), V, 26; — Oviedo y Valdés: „Historia General y Natural de las Indias“ (Madrid 1851—1855), II, 61; — Eine merkwürdige Sitte ähnlicher Art, aber wieder mit Verdrehung der Geschlechter, hatten die Ojibway-Weiber. Wenn nämlich zwei oder drei junge Mädchen einen Jüngling im Walde überraschen und überwältigen konnten, dann zogen sie ihn nackend aus und untersuchten, ob er schon mannbar sei. Bei den jungen Männern war diese Gepflogenheit der jungen Weiber sehr gefürchtet. „Events in Indian History“ (Lancaster, Pa. 1841), p. 451.

[127]) Turner: „Samoa“, p. 290.

bare Hausfrauen, in strenge Zucht zu nehmen. Denn die Weiber, die überhaupt bei den Naturvölkern — zweifellos bei den Melanesiern und Polynesiern — keineswegs in dem Maße das zurückhaltende und zartfühlende Geschlecht sind, wie wir dies von unserer Weiblichkeit anzunehmen pflegen, sind in gar nicht seltenen Fällen die Verführerinnen bei Vergehen gegen die Moral. Verschiedentlich ist mir dies versichert worden, und einige Male habe ich es sogar beobachten können. Kábui hat mir sein erstes Liebesabenteuer haarklein erzählt. Verabredungen zu einem Stelldichein finden gewöhnlich auf dem Strande statt, wo man sich am wenigsten auffällig treffen und sich ein Zeichen geben kann. Denn da auf dem Strande und dem Riff jedermann etwas zu tun hat, so kann es nie Verdacht erregen, wenn man sich dorthin begibt und dort aufhält. Neben Zeichen oder geheimen Winken ist auch, genau wie dies van Hasselt aus Nufoor angibt, das Anbieten von Tabakstückchen bei den Barriai eine stillschweigende Aufforderung zur Geschlechtsgemeinschaft.[128]) Als Kábui ein junger Bursche von 14 oder 15 Jahren war, machte ihm eines Tages Akósi, ein verheiratetes junges, großes und kräftiges Weib auf dem Riff einen solchen Antrag. Diese Verführung durch das Weib wurde dadurch noch verwerflicher und gewagter, daß sie mit dem Objekt ihrer Verführung zu demselben Totemvogel gehörte. Nichtsdestoweniger ging der Knabe auf die Aufforderung ein, indem er durch ein Gegenzeichen zusagte. Akosi ging nun vom Strande auf den Wald zu, Kábui folgte ihr unauffällig in großer Entfernung. Da, wo sie den Busch betrat, knickte sie einen Zweig. Dasselbe tat sie an allen Ecken und Biegungen, so daß der folgende Jüngling den Weg nicht verfehlen konnte. Schließlich kam er auf eine ganz kleine Lichtung, wo Akosi ihn erwartete. Sie nahm nun den vorderen Teil ihres Hüftkleides ab und gab dem noch völlig unerfahrenen Kábui Anweisung, wie er sich zu verhalten hatte. Merkwürdigerweise wählte sie die Lage, die Ploss „unsere Normalstellung" genannt hat,[129]) die aber von der Normalstellung der Barriai sehr verschieden ist. Nach diesem ersten Versuch, der von seiten des jungen Mannes nur ein unvollkommener Erfolg gewesen war, legte Akosi den Vorderteil ihrer Hüftschürze wieder an, beide setzten sich auf die Erde und unterhielten sich eine Zeitlang. Nach einer Weile schlug das Weib einen zweiten Versuch vor, und Kábui, der zwar die Schwäche des Knaben fühlte, aber doch gern die von ihm erwartete Kraft des Mannes zeigen wollte, ließ sich zum zweiten Male verführen. Akosi legte wieder ihre Vorderkleidung ab und wählte nach einigen Verhaltungsmaßregeln wiederum die gleiche Stellung. Dann gingen beide auf verschiedenen Wegen in das Dorf zurück. Kábui war von dem Ergebnis dieses ersten Liebesabenteuers so wenig befriedigt, daß er für mehrere Jahre nichts Ähnliches unternommen hat. Auch erzählte er mit Genugtuung, daß Akosi, die er als „no good" bezeichnete, aus seinem Dorfe fort und von ihrem Manne geschieden sei.

Ich habe dieses Beispiel erzählt, weil es nach meinen Erfahrungen typisch ist.

Die Barriai- und Kilenge-Leute erblicken in der Kokosnuß eine Art von Aphrodisiacum, und zwar nicht sowohl in der Milch der Trinknuß, als in dem Fleisch und der Milch der reifen Nuß; sie glauben, daß deren Genuß die ejaculatio seminis vermehre.

Wie in ganz Melanesien, so ist auch bei den Völkern von West-Neu-Pommern die Heirat in erster Linie ein Handelsgeschäft. Der Preis des Mädchens, das für ihre Angehörigen ein Wertobjekt darstellt, muß ihrer Familie vergütet werden. Wie bei allen Naturvölkern, so werden auch hier von den Heiratslustigen Mädchen bevorzugt, die gute Arbeiterinnen sind. Wegen dieser guten Eigenschaft läßt sie sich der Vater aber auch höher bezahlen, und das Mädchen ist stolz darauf, daß sie als Wertmesser ihrer Qualität der väterlichen Familie ein gutes Sümmchen eingetragen hat, wenn dies auch auf Kosten der Familie ihres Gatten geschehen ist. In Barriai werden die Weiber vom Vater oder, wenn dieser bereits tot, vom ältesten Bruder für seine heranwachsenden Brüder gekauft, und zwar meistens schon, wenn das Mädchen in das mannbare Alter tritt, wenn ihre Brüste anfangen sich zu entwickeln. Es mag an dieser Stelle bemerkt sein, daß bei den Barriai keine besonderen Formalitäten befolgt zu werden scheinen, wenn ein Mädchen oder eine Frau in die Periode der Menstruation tritt; sie scheint nicht als unrein betrachtet zu werden, geht weg, um das Blut abzuwaschen und tritt dann wieder in das Haus zurück.

Falls sich eine passende Partie gerade findet, so geschieht der Brautkauf durch Vater oder Bruder auch dann, wenn der betreffende junge Mann abwesend ist, sich z. B. im Anwerbeverhältnis befindet. In einem solchen Falle wohnt die junge Frau noch bis zur Rückkehr ihres Mannes im Hause ihrer Mutter, die dann in Gemeinschaft mit den Anverwandten des abwesenden Ehemannes aufpaßt, daß sie sich wie eine ehrbare Frau verhält und keine von den Extratouren mehr unternimmt, die einem jungen Mädchen erlaubt sind. Man sieht, daß durch alle diese Sitten die Zeit der freien Liebe für ein be-

[128]) van Hasselt: „Nufoorsche Fabelen", p. 521.

[129]) Ploss: „Das Weib", 7. Aufl. (Leipzig 1902.) I, 505.

gehrenswertes und nach Auffassung der Melanesier achtbares junges Mädchen nur sehr kurz sein kann. Wenn nun dem heimkehrenden jungen Kilenge- oder Barriai-Mann die für ihn gemachte Partie nicht passen sollte, oder wenn ein Mann sein Weib überhaupt nicht mehr leiden mag, dann geht er nicht mehr zu ihr, schläft andauernd im Männerhaus, läßt sich von seiner Mutter kochen oder schließt sich einer Messe Weiberloser an. Wenn das so eine Zeitlang gegangen ist, dann sagt man allgemein: „die Beiden passen nicht zusammen, gehören nicht mehr zusammen", und die Ehe gilt dann als aufgelöst. Jeder der beiden Teile ist frei, wieder zu heiraten. Wenn keine Kinder da sind, scheint der Kaufpreis zurückzugehen, wenn Kinder da sind, scheint Trennung eigentlich nicht vorzukommen oder wohl nur dann, wenn die Frau sich mehrfach untreu gezeigt hat, und Prügel bei ihr keinen Erfolg zu haben scheinen. Falls der Vater des jungen Mannes noch lebt, werden von diesem an den Vater des Mädchens für seine Tochter bezahlt: 5 Faden Muschelgeld, 3 bis 4 Töpfe, 3 bis 4 gute Speere. Ist der Vater bereits gestorben, so zahlt der älteste Bruder für seine jüngeren, aber in diesem Falle nur 4 Faden. Auch das Mädchen ist dann billiger, wenn ihr Vater bereits tot ist.

In Bol, Ost-Neu-Mecklenburg, wo infolge zu starker Anwerbung Weiberüberfluß herrschte, wurden 4 Mis (Faden Muschelgeld) oder 10 Mark und ein großes Essen für ein Weib bezahlt. Eine solche Hochzeit kann man nicht teuer nennen.

Lebt der Vater oder wenigstens die Mutter noch, dann wohnt das junge Paar in einer Ecke oder an einer Seite des elterlichen Hauses, der junge Mann aber nur eine Nacht um die andere; die dazwischen liegende Zeit verbringt er im Männerhaus. Man sagt, daß Geschlechtsverkehr in jeder Nacht für ein junges Paar schädlich sei. Diese Regel wird auf das pünklichste, ausnahmslos befolgt, und wenn auch hier wieder Leute sagen mögen, daß dies wahrscheinlich die Folge irgend eines heidnischen Aberglaubens sei, so bleibt nichtsdestoweniger die Tatsache bestehen, daß auch in diesem Punkt jene Melanesier enthaltsamer sind, als Millionen von Leuten, die höhere sittliche Ansprüche erheben. Erst wenn der junge Ehemann älter geworden und das erste Kind schon ein wenig herangewachsen ist, wohnt er andauernd bei seinem jungen Weibe in seines Vaters, seiner Mutter oder seines Bruders Haus.

Der Theorie nach kann jeder Mann mehrere Weiber besitzen, in der Praxis aber haben in der Hauptsache nur die Häuptlinge zwei Weiber; drei Weiber in einem Haushalt sind sehr selten. Für die meisten Leute würde der Plan, sich ein zweites Weib zuzulegen, schon an der Geldfrage scheitern. Für einen Häuptling ist eine zweite Frau dagegen eine gewisse Notwendigkeit, denn sie zeugt nicht nur von seinem Reichtum, sondern vermehrt auch seine verwandtschaftlichen Verbindungen und damit seinen Einfluß. Wer daher einem Häuptling eine seiner Frauen nimmt, weil es unmoralich sei, der nimmt ihm mit ihr einen Teil seines Ansehens und seiner Verbindungen und schädigt dadurch ohne Not noch mehr den durch die Lage der Dinge leider schon genugsam geschwächten, aber für eine ruhige und gesicherte Kolonialverwaltung so wichtigen Einfluß der Häuptlinge. Die zwei Weiber eines Mannes scheinen sich im allgemeinen gut zu vertragen, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze. So erzählte mir Kábui, daß sich zwei ihm bekannte Weiber eines Häuptlings regelmäßig vor dem Schlafengehen zu prügeln pflegten, daß jedoch der Ausgang ihres Streits immer der gewesen sei, daß eine um die andere die nächtliche Gunst ihres Gatten genoß. Das ist auch in einem geordneten Barriai-Haushalt mit zwei Weibern die Regel: der Ehemann verbringt abwechselnd eine Nacht um die andere bei einer seiner Ehefrauen. Ist er mit einer der beiden aus irgend einem Grunde unzufrieden, dann bestraft er sie sehr empfindlich dadurch, daß auch ihre Nacht dem Nebenweibe zugute kommt. In solchen Fällen, sagte mir Kábui, prügeln sich die beiden regelmäßig vor dem Schlafengehen. Wie die intimen Familienverhältnisse sich gestalten, wenn der Häuptling drei Weiber hat, habe ich nicht feststellen können, da solche Fälle bei den Kilenge und Barriai selten sind.

Witwen erhalten nicht selten einen zweiten Gatten in Gestalt eines verwitweten älteren Mannes.

Bei den Stämmen von West-Neu-Pommern erfolgt der legitime Beischlaf, wie es scheint, nur in der Hütte, nicht im Wald, wie andernorts, so auf den Schouten-Inseln, wo er nur dort vor sich geht.[130]) Er scheint auch in der Hauptsache nur bei Nacht stattzufinden, wie dies ebenso von vielen Indianerstämmen von Nord- und Süd-Amerika bekannt ist.[131]) Die Stellung bei der Kohabitation ist bei

[130]) Horst: „Rapport", p. 229.

[131]) Lafitau: „Moeurs des Sauvages Ameriquains" (Paris 1774), II, 265; — Thevet: „Singularitez", p. 212; — Dagegen gab es in Santa Marta Stämme, wo die Gatten nur in ihrem Garten am Tage Geschlechtsgemeinschaft hatten, weil sie glaubten, daß ein im dunkeln empfangenes Kind blind geboren werden würde. Auch dies ist ein kleiner Beitrag zu der vorhin gelegentlich Thurnwalds Behauptung gestreiften Frage: bei aller ihrer Unwissenheit, bei allem ihrem Aberglauben kannten diese Indianer sehr wohl den Zusammenhang von Kohabitation und Konzeption. cf. Rosa: „Floresta", p. 617, 639.

den Stämmen von West-Neu-Pommern dieselbe, die auch von Bali, Nordwest-Celebes und den Kei-Inseln bekannt ist.[132]) Der Gatte setzt sich mit gespreizten Beinen auf die Erde; die Gattin, welche den Vorderteil ihrer Hüftschürze abgelegt hat, nimmt auf seine Aufforderung „aim i nam búlegiai!" rittlings auf seinen Oberschenkeln Platz, während sie ihre Unterschenkel hinter seinen Rücken nimmt. Der Tätige ist der Mann.[133]) Unverheiratete Mädchen bekommen keine Kinder; Abtreibungsmittel scheint man aber nicht zu kennen, wenigstens habe ich bei den Barriai nichts darüber erfahren können. Wohl aber kommen Früh- und Fehlgeburten vor, zuweilen als Folge roher Behandlung durch den Gatten. Die Geburten gehen leicht von statten; das Weib gebiert bei den Bárriai sitzend auf einem Holzklotz, wobei sie von einer älteren Frau von oben nach unten massiert wird. Der Gatte darf dabei nicht zugegen sein. Der Nabel wird mit einem Obsidianmesser geschnitten. Von nun an dürfen Mann und Frau kein Schweinefleisch mehr essen, auch nur besondere Fischarten, bis das kleine Kind ein gewisses Alter erreicht hat und anfängt, umherzulaufen. Man glaubt, daß bei Nichtbeachtung dieses Herkommens das Kind unmittelbar sterben werde. Auch zieht der Mann nach Geburt des Kindes sogleich ins Männerhaus und enthält sich jeden geschlechtlichen Umganges mit seinem Weibe, bis das Kind anfängt herumzulaufen. Auch in diesem Falle glauben die beiden, daß ihr Kind im Falle der Übertretung dieser Regel sterben werde. Dieser Glaube scheint aber hauptsächlich das Weib zu treffen, da der Mann, welcher zwei Weiber hat, mit seinem zweiten Weibe weiter verkehrt und sich keine andere Enthaltsamkeit auferlegt, als daß er eine um die andere Nacht im Männerhause schläft, falls dieses zweite Weib noch kein Kind gehabt hat. Denn jedes zweite Weib eines Mannes hat ihre besondere Hütte, ihren besonderen Haushalt. Angesichts der vielen Enthaltsamkeitssitten ist dies einer der Gründe, die neben Ansehen, Verbindungen und Einfluß den Besitz eines zweiten Weibes für einen Barriai erstrebenswert machen.

Vater und Mutter eines Neugeborenen lassen den abrasierten Haarstreifen um den Kopf herum wachsen, das Weib legt zudem von jetzt an nur

[132]) Ploss: I, 508; — Schröder: p. 37; — Riedel: „De Sluik-en Kroesharige Rassèn" ('s-Gravenhage 1886), p. 236; — Friedenthal hat in sehr einleuchtender Weise gezeigt, daß die Beschaffenheit des menschlichen Hymens den Coitus a posteriori als den Vorfahrenmodus erscheinen läßt, womit auch die Beschaffenheit der Clitoris übereinstimmt. „Zentralblatt für Anthropologie" (1911), XVI, 136; Referat von Klaatsch. — Ich habe nie etwas über solch einen Modus in der Südsee gehört; bei den Stämmen von West-Neu-Pommern und Verwandten erscheint es, wie späterhin gezeigt werden wird, ausgeschlossen. Dagegen ist Castañedas Angabe über die Indianer von Baja California in dieser Hinsicht beachtenswert: sie sind ein rohes, viehisches und nacktes Volk, sagt er, „y se juntaban hombre y muger como animales poniendose la hembra en quatro pies publicamente". cf. „Fourteenth Annual Report Bur. Ethnology" (Washington 1896) I, 448.

[133]) Bemerkenswert sind die Untersuchungen, die Dr. William A. Hammond, Dr. G. A. Wilken und Dr. Julius Jacobs über die Folgen der circumcisio und incisio auf das Wollustgefühl beim coitus angestellt haben. Die von Hammond („Sexuelle Impotenz beim männlichen und weiblichen Geschlechte", deutsche Ausg. [Berlin 1889] p. 169, 170) ausgesprochenen und von Jacobs („Intern. Archiv f. Ethnogr." [1891], IV, 191, 194) herangezogenen und kommentierten Sätze scheinen in diesem Punkte das richtige zu treffen. Besonders das, was Hammond auf p. 170 sagt: „Meines Erachtens ist die Glans von Natur aus dazu bestimmt, von der Vorhaut bedeckt zu sein, so lange der Penis sich in nicht erigiertem Zustande befindet. Dieser natürliche Schutz ist auch für die volle Erhaltung der Sensibilität notwendig. Durch die Circumcision jedoch wird die Glans abgehärtet und in ihrer Empfindlichkeit geschwächt, weil sie beständig der Luft und der Berührung mit den Kleidern ausgesetzt ist." Die schwarzen Jungens, die im Arbeiterverhältnis aus allen Teilen von Deutsch-Melanesien auf Stationen und Pflanzungen zusammenkommen, nehmen häufig Gelegenheit, derartige Verhältnisse unter sich zu besprechen, und wissen als für sie ausgemachte Tatsache, daß die Beschnittenen oder Incisierten unter ihnen viel weniger Sensibilität in der Glans besitzen, als die nicht in dieser Weise Behandelten. Zweimal ist mir von Incisierten rund heraus gesagt worden: „wir brauchen beim Coitus mehr Zeit bis zur ejaculatio seminis als die Unbeschnittenen". Professor Wilken hat nun gemeint, daß bei den Bewohnern von Ceram, Watu Bela- und Aru-Inseln die Beschneidung vorgenommen werde „ad augendam in coitu mulierum voluptatem", cf. Wilken: „Besnijdenis", in „Bijdr. Koninkl Instituut", 4 volge, X, 186. Wilkens hier gemachte Angaben beruhen auf Mitteilungen von J. G. F. Riedel. Gegen diese Auffassung von Wilken wendet sich Jacobs mit ziemlich scharfen Worten: „Ik kan mij moeilijk voorstellen, dat wegnemen van een deel van het praeputium of eene incisie van de voorhuid het wellustgevoel der vrouw tijdens den coitus kan verhoogen en ook den Heeren Graafland en Prof. Wilken moet de verklaring moeilijk vallen" (loc. cit. p. 196; ähnlich p. 197). Nun ist aber die soeben erwähnte und durch einige direkte Beobachtungen von mir bestätigte Tatsache, daß die Beschnittenen und Incisierten eine erheblich längere Zeit bis zur ejaculatio seminis gebrauchen, als die Unbeschnittenen, wohl geeignet, hierdurch beizutragen ad augendam in coitu mulierum voluptatem. Dazu kommt, daß zum mindesten in einem von mir beobachteten Falle ein dicker, sich zurückstreifender Hautlappen eines Incisierten das schon an sich recht erhebliche Kaliber des Penis noch vergrößerte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß mir die äußeren Geschlechtsorgane der Melanesier durchschnittlich von gut entwickelter Größe zu sein schienen; ein gemessener penis erectus hatte einen Umfang von 12 cm bei 14 cm Länge. Ob die sexuelle Leistungsfähigkeit der Männer in demselben Verhältnis steht, ist mir zweifelhaft. Aber leider ist gesichertes Beobachtungs- und Vergleichsmaterial in dieser heiklen Frage schwer zu erlangen.

einen ganz roh gemachten Hüftschurz aus Bananen- oder pálam-Blätter hinten und vorn an, während das sorgsam aus márakan- und pálam-Fasern (beides wilde Zingiberaceen-Arten) gefertigte Hüftkleid beiseite gelegt wird und warten muß, bis das Baby anfängt herumzukrabbeln. Bei Nichtbeachtung auch dieser Sitte glauben Ehemann und Frau, werde ihr Kind sterben.

Verkrüppelte, fehlerbehaftete oder ganz schwächliche Kinder verschwinden gewöhnlich geräuschlos; es ist auch in der Tat das beste für sie, so roh uns mit unseren wohltätigen Anstalten, die für solche unglücklichen Geschöpfe nicht einmal immer eine wahre Wohltat sind, ein solches Verfahren erscheinen mag. Denn für ein solches armes Ding ist kein Raum unter den Bewohnern der Wildnis; es geht bald ein unter den Härten, die dieses Leben mit sich bringt, und würde während seines kurzen Daseins eine Last ohne Entgelt für seine Eltern, ein Gegenstand des Spottes für seine Spielgefährten sein.

Beklagenswert ist dagegen das Los, das gewöhnlich das eine von zwei Zwillingskindern trifft. In allen von mir besuchten Teilen Melanesiens scheint man der Ansicht zu sein, daß, wenn ein Weib Zwillinge zur Welt bringt, sie zur Zeit der Konzeption auf heimliche Wege geraten war, die sich mit der ehelichen Treue nicht vereinigen; und wenn man dies auch nicht positiv glaubt, so hegt man doch ein starkes Mißtrauen, daß die Sache so zusammenhängen könne. Ich habe diese Auffassung ganz besonders in Kilenge, bei den Barriai und in Lamassa festgestellt. Nun sollen Fälle ehelicher Untreue neuerdings bei der Lockerung des Eingeborenenrechts infolge des Kontakts mit unserer Kultur viel häufiger sein als früher, und der Melanesier, der früher nur mißtraute und ahnte, glaubt jetzt über den Ursprung des einen Zwillingskindes gewiß zu sein. Man kann sich daher vorstellen, daß das rigorose Verfahren gegen Zwillinge keineswegs abnimmt. Wenn bei den Barriai Zwillinge auf die Welt gekommen sind, dann wird von zwei Knaben der als unglücklich getötet, der zuerst erschienen ist, es müßte denn ein ganz besonders fehlerloses und starkes Kind sein. Wenn es sich um Drillinge handelt, was ab und zu vorkommen soll, so scheinen auch wieder die beiden zuerst auf die Welt gekommenen Kinder getötet zu werden. Sind die Geschlechter ungleich, so fallen immer in erster Linie die Mädchen der Sitte zum Opfer. Man wirft das unglückliche Geschöpf wie einen Hund in ein Loch und wirft Sand über das schreiende Wesen. Auch in Lamassa sagte man mir, daß in solchen Fällen immer in erster Linie ein etwa vorhandenes Mädchen beiseite geschafft werde. Es ist das ganz natürlich, denn in aller erster Linie brauchte man früher Krieger. Da nun jetzt unter dem Einfluß der deutschen Verwaltung die Eingeborenen-Kriege aufhören und zum Teil schon unmöglich geworden sind, so würde ich mich gar nicht wundern, wenn man jetzt dazu überginge, die Knaben aus den Weg zu räumen, da ein hübsches, kräftiges Mädchen unter den jetzigen Verhältnissen einem Vater Anwerbegeld und Brautgeld zugleich einbringen kann. Die den Barriai und Kilenge benachbarten und sprachverwandten Umboi-(Rook-)Leute vergraben die Kinder ebenfalls. Von der Geelvink-Bai und den Salomonen ist Zwillingsmord unter der gleichen Begründung bekannt. Auch in Samoa waren Zwillinge unbeliebt, aber getötet wurde keines der Kinder.[134]) Über ganz Amerika hin finden wir die Auffassung verbreitet, in der Geburt von Zwillingen ein Unglück zu sehen; an vielen Stellen wurde eines der Zwillingskinder sofort getötet. Die die Ehetreue der Mutter verdächtigenden Gründe, die Wahl des Mädchens oder des zuerst geborenen Knaben, das Vergraben dieses Unglücksgeschöpfes, stimmen in einigen Fällen so vollkommen mit den gleichen Verhältnissen in der Südsee überein, daß die Beschreibung, welche Gumilla von den Saliva und P. Dominicus Mayr von dem Mojo-Stamm der Bauren gibt, nahezu mit den gleichen Worten auch für die Bárriai passen würde.[135])

Vier bis fünf Tage nach der Geburt wird dem Barriai-Kinde, wie es scheint, ohne besondere Zeremonie, von der Mutter der Name gegeben.

Gewöhnlich sind in einer Familie zwei bis drei Kinder; nur Häuptlinge mit zwei Frauen haben vier bis fünf Nachkommen; eine größere Zahl scheint kaum vorzukommen. Man sieht, daß zwei bis drei bei zwei Eltern, und vier bis fünf bei drei Eltern nur einen ganz geringen Überschuß ergeben über die zum Ersatz der sterbenden Eltern nötigen zwei oder drei Kinder. Tritt also eine außergewöhnliche Sterb-

[134]) „Ann. Propagation d. l. Foi", XXVII, 369; — van Hasselt in „Tijdsch. Ind. Taal-, L. en Vk.", XXXI, 591; — Brown: „Melanesians", p. 36, 47; — Codrington: „The Melanesians", p. 230.

[135]) Jewitt: p. 219, Note; — ten Kate: „Reizen", p. 364, 390; — Derselbe in „Revue d'Ethnographie", IV, 130; — „Ritos Antiguos etc." in „Colección de Documentos Inéditos para la Historia de España" (Madrid 1869), LIII, 451; — Gumilla: I, 214—215; — Stöcklein: I, VII, p. 68 (numerus 170); — Eder: „Descriptio Provinciae Moxitarum", p. 245 bis 246; — „Boletín Soc. Geográf. Madrid", XXVII, 80 (1889); XXIX, 107 (1890); — Coreal: „Voyages aux Indes Occidentales" (Amsterdam 1722), III, 246; — „Colección Doc. Inédit. Archivo de Indias" (Madrid 1865), III, 37; — Cieza de León in Vedía: „Historiad. Prim. de Indias" (Madrid 1862), II, 417 II.

lichkeit ein, wie sie der Kontakt mit unserer Zivilisation nur zu häufig und gründlich mit sich gebracht hat, dann muß ein Rückgang der Bevölkerung eintreten. Ein Grund für die geringe Kinderzahl in einer Familie ist in erster Linie das durch die Verhältnisse gebotene unverhältnismäßig lange Säugen des Kindes durch die Mutter, die Unbequemlichkeit und die Lasten, welche für letztere damit verbunden sind, und die absolut geschlechtliche Enthaltsamkeit des Mannes gegenüber seiner Frau, bis das Kind entwöhnt ist. Soweit mir bekannt, herrscht im ganzen Bismarck-Archipel und auch wohl im Kaiser-Wilhelmsland diese Auffassung, die ebenfalls über Polynesien und Mikronesien verbreitet ist. Im Bismarck-Archipel, in Samoa, auf den Marshall-Inseln werden die Kinder von der Mutter genährt bis sie laufen können, also mindestens 20 Monate. In Bongu, Astrolabe-Bai, gilt das Ehepaar für unmäßig und sinnlich, bei dem etwa das zweite Kind eintreffen sollte, ehe das erste laufen kann. Auf Neu-Caledonien säugen die Mütter nach Lambert zwei bis drei Jahre.[136]) Ganz dasselbe Bild bietet wieder Amerika, zum Teil in noch intensiverer Form: bis zu zwei, vier, sieben bis acht, zehn, ja bis zu zwölf Jahren werden Knaben von ihrer Mutter gesäugt. An der Bering-Straße, in den Gebieten nördlich des Golfs von Mexiko, in Mexiko selbst, auf der Insel Gorgona, in Brasilien, im Chaco, fand nicht nur dasselbe lange Säugen durch die Mutter, sondern auch die absolute geschlechtliche Enthaltsamkeit der Männer gegenüber den Weibern während dieses Zustandes statt. Auch die Gründe für diese Verhältnisse sind dieselben, hier wie dort; hier wie dort sind es geographische, wirtschaftliche Gründe, die Lebensmittelfrage, die Ernährungsfrage. Cabeza de Vaca in seinen „Naufragios", einer der ersten und trefflichsten Beschreibung des Lebens eines primitiven Volkes, die wir besitzen, hat dies schon erkannt und zum Ausdruck gebracht.[137]) Es ist sehr schwer für ein Volk, das keine milchenden Haustiere besitzt, den Ersatz für die Muttermilch zu finden, der gefahrlos ein so frühes Entwöhnen der Kinder gestattet, wie wir es für normal halten. Aber man weiß, daß selbst bei den günstigen Ernährungsverhältnissen, die unsere Kultur und Wirtschaft gewähren, die Kindersterblichkeit eine sehr große ist, und daß es heißt den Bevölkerungszuwachs heben, wenn es gelingt, die Kindersterblichkeit herabzumindern.

Nun besitzen ja die Mütter der Südsee-Kinder noch ein leidliches Surrogat für die Muttermilch in der Kokosnuß. Früh fangen sie daher auch an, das noch weiche Endosperm der jungen Nüsse zu kauen und ihren Sprößlingen in den Mund zu stecken; so kommen sie, verglichen mit ihren Schwestern in Amerika, mit einer Nährzeit von 20 bis 24 Monaten noch verhältnismäßig billigen Kaufs davon. In Gegenden, die mit Kokospalmen weniger gesegnet sind, kauen die Mütter ihren Säuglingen Taro oder Sago vor, aber ganz offenbar mit weniger gutem Erfolge. Eine schwere Erkrankung der Schleimhäute, besonders an dem After und den Geschlechtsteilen, die ich bei Kindern der Síssano-Aróp-Gegend mehrfach beobachtete, wird auf solche Sagonahrung zurückgeführt. Der jetzt verstorbene Händler Schulz in Sissano, den ich in diesem Punkte für kompetent halte, weil er mehrere Papua-Weiber in seiner Häuslichkeit beschäftigte, sagte mir, daß sich diese Krankheit wie eine Art unvermeidlicher Kinderkrankheit regelmäßig einstelle, wenn das Kind entwöhnt werde und nur noch gekaute Sagonahrung erhalte. Die Krankheit ist sehr schmerzhaft, nicht wenige erliegen ihr. Ich sah mir besonders ein kleines, zwei- bis dreijähriges Mädchen an, das andauernd schreiend auf den Knien seines Vaters lag und sich vor Schmerzen bald auf den Rücken, bald auf den Bauch wälzte. Geschlechtsteil und Afterausgang waren geschwollen und mit Schorf bedeckt. Wer diese Krankheit als Kind durchgemacht hat, ist ein für allemal von ihr frei; es ist ganz offenbar eine Entwöhnungs-Krankheit. Aber auch diese Verhältnisse sind noch günstig im Vergleich zu den Zuständen, die wir im Leben vieler Indianer-Stämme als eine ständige, immer wiederkehrende Erscheinung kennen, mit der jene rechneten. Zwei, drei oder vier Tage hinterein-

[136]) Brown: „Melanesians", p. 37, 47. — Chamisso: IV, 170; — Hanke: „Grammatik und Vokabularium der Bongu-Sprache" (Berlin 1909), p. 183; — Lambert: p. 104.

[137]) „La relacion que dio Aluar nuñez cabeça de vaca" (Zamora 1542, [p. 82—83]); — Laudonnière; „L'Histoire Notable de la Floride" (Paris 1853) p. 8; — Wie nebenbei auch hier und an vielen anderen Stellen ersichtlich, hatte auch in Amerika, genau wie in Melanesien, im allgemeinen nur der Häuptling mehr wie ein Weib. — Gomara: „Nueva España", p. 216 II; — „Col. Doc. Indédit. Arch. Indias" (Madrid 1864), II, 54; — Stöcklein, I, I, 76 (Numerus 27); — Vicente do Salvador: „Historia do Brasil", p. 28; — „Revista Trimensal" (Rio de Janeiro 1850), XIII, 356—359; — Lutké: „Voyage autour du Monde" (Paris 1835—1836), III, 157; — Es mag auch an dieser Stelle bemerkt sein, daß Amerika eine Menge Parallelen stellt zu dem nicht selten in Melanesien gesehenen Bilde, daß ein Weib ein Ferkel an der Brust nährt. Siehe u. a. Brett: „The Indian Tribes of Guiana", (London 1868), p. 153; — Southey: „History of Brazil" (London 1822), I, 250; II, 368; — von Sack: Beschreibung einer Reise nach Surinam usw. 1810, 1811, 1812" (Berlin 1821), p. 85; wo gezeigt wird, daß Indianerinnen von Guayana, Brasilien und den Paraguay-Chaco-Gegenden Hunde, Meerkatzen und ähnliche Lieblingstiere säugten.

ander hungern zu müssen, um am fünften eine Eidechse zu essen, am sechsten aber zum Entgelt das Viertel eines Büffels herunterzuschlingen, war eine Diät, die die Alten wohl vertrugen, bei welcher aber kleine Kinder unfehlbar eingehen mußten. Daher die Notwendigkeit des langen Nährens, um unter solchen Verhältnissen überhaupt Kinder hochzubringen. Auch in der Brust einer hungernden Mutter fand das Kind immer noch einige Nahrung, um es über eine Periode allgemeinen Darbens hinwegzubringen, wenn es dabei auch die Blüte und einen Teil des Lebenssaftes seiner Mutter mit hinaussog. Daher das uns so oft in Amerika entgegentretende teils liebliche, teils wehmütige Bild eines halbwüchsigen Indianer-Knabens, der für kurze Zeit den Kreis seiner Gespielen verläßt, um an die Brust seiner Mutter zu fliegen und dann erquickt und genährt zum Spiel zurückzukehren. Solche Zustände und die damit verbundenen immer wieder für die Frau sich einstellenden langen Perioden absoluter geschlechtlicher Enthaltsamkeit sollten sich die vor Augen halten, die lieblos und mit Überhebung das arme Südsee- oder Indianer-Mädchen eine Hure nennen, das nach Herkommen und Sitte von seinem Rechte Gebrauch macht, eine kurze Spanne der Liebe nach Wahl zu genießen. Sapper hat bereits im ersten Teil dieser Veröffentlichung (p. 98 ff.) nachdrücklich darauf hingewiesen, wie diese Verhältnisse bei der heutigen Lage der Dinge in Deutsch-Neu-Guinea erheblich zum Niedergang der Eingeborenen im Schutzgebiet beitragen.

Wir sahen, daß es Kosten, Mühen, Entsagung und Hergabe eines Teils der Lebenskraft erfordert, ein Kind hochzuziehen. Am meisten wird die Mutter betroffen, aber auch der Vater hat seinen Anteil. Besonders die Entsagungen treffen ihn hart, sind ihm höchst störend. Ein jeder, der den Melanesier kennt, wird ihm das nachfühlen. Nimmt man daher dem Eingeborenen den Inhalt seines Lebens ohne fähig zu sein, dem geleerten Gefäß neuen Gehalt zu geben, so nimmt man ihm auch seine Fruchtbarkeit; denn der Eingeborene, der nicht mehr weiß, wozu er Kinder hochbringt, wird aufhören sich einer Aufgabe zu unterziehen, die mit so großen Mühen und Entsagungen für ihn verbunden ist.

Wenn keine anderen Gründe für den Rückgang einer Eingeborenen-Bevölkerung zu finden sind oder ihre Bekanntgabe nicht apportun erscheint, dann wird neuerdings mit Vorliebe das Wort „Inzucht" zur Erklärung herangezogen; es scheint geradezu eine Art Schlagwort geworden zu sein. Im Falle einer kleinen Inselgruppe von Deutsch-Neu-Guinea konnte ich historisch die Gründe für den Rückgang der Bevölkerung nachweisen. Vor einiger Zeit nun las ich den gedruckten Bericht eines Herrn, der nach mir diese Inseln besucht hat. Dieser Herr nun, den nicht ich allein in dem Verdacht habe, daß er gar nicht weiß, was Inzucht ist, behauptet in diesem Bericht schlankweg, daß der Rückgang der Bevölkerung wohl auf Inzucht zurückzuführen sei. Ein Anthropologe mit medizinischen und zoologischen Kenntnissen sollte diese Verhältnisse einmal bei einem größeren Kreis von Naturvölkern gründlich untersuchen; er wird dann in vielen Fällen nachweisen können, das der Gebrauch des Wortes „Inzucht" ein Humbug und ein Unfug ist. Der Bismarck-Archipel mit umgebenden Inseln zeigt auf das Schlagendste, wohin wir mit diesem Schlagwort kommen. Aus allen älteren diesen Punkt berührenden Reisebeschreibungen und nach dem, was mir ein so guter Beobachter und Kenner, wie der derzeitige Gouverneur, Dr. Albert Hahl, nach seinen persönlichen Erfahrungen mitgeteilt hat, waren Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und — soweit bekannt — die ausliegenden Inseln zur Zeit ihrer Kantonal-Fehden, ihrer Isoliertheit in minimalen Parzellen, ihrer Inzucht, stark bevölkert. Wie das George Brown so hübsch beschreibt, kannte stellenweise auf der Gazelle-Halbinsel, auf Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg niemand mehr als die nächste Umgebung seines winzigen Heimatsterritoriums; die unsagbare Zersplitterung der Sprache in Dialekte, die ihren Nachbar-Dialekt nicht verstehen, belehrt uns, daß diese Verhältnisse der gegenseitigen Isolierung bereits Generationen und Generationen angedauert haben müssen. In so engumgrenzten kleinen Stämmen können auch exogame Heiratsklassen und Heiratsverbote innerhalb der Familie nicht verhindert haben, daß in erheblichem Maße Inzucht getrieben wurde. Trotzdem waren diese Menschen gesund, ihre Gemeinden zahlreich, als die Europäer mit ihnen bekannt wurden. Jetzt fallen die Kantonalgrenzen, Frieden und Verkehr treten ein und mit ihnen die oft benutzten Gelegenheiten, sich von auswärts ein Weib zu holen und damit frisches Blut in die Familie, in den Stamm zu bringen. Statt eines vermehrten Aufblühens aber, statt einer Volksvermehrung in der aufgefrischten Gemeinde, wie die Anhänger der Inzucht-Theorie natürlich erwarten müssen, bricht sie in dem Augenblick mit einem „hörbaren" Ruck zusammen, wo sich die Folgen der neuen Verhältnisse, des Kontakts mit unserer Zivilisation fühlbar machen. Der Anfang dieses Zusammenbruchs, dieser rapiden Abnahme der Eingeborenen-Bevölkerung, liegt für den Bismarck-Archipel nicht viel mehr als ein Menschenalter zurück. Da, wo George Brown und noch Dr. Hahl die Menschen noch in Scharen

sahen, trafen Sapper und ich ein entvölkertes Gebiet. Es ist klar, daß man die „Inzucht" dafür nicht verantwortlich machen kann.

Während in Neu-Mecklenburg und bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel die Nachfolge in der weiblichen Linie zu Recht besteht, haben wir bei den Völkern der Nordküste von West-Neu-Pommern einen Zustand, der den entsprechenden Verhältnissen auf Fidschi und Neu-Caledonien wenn nicht gleich, so doch sehr ähnlich ist, und von dem man im Deszendenz-Recht von Tonga, Samoa und, wenn man will, auch auf Tahiti und den Marquesas Spuren findet.[138])

Bei den Barriai, deren Sitten sich mit denen der Kilenge- und Kobe-Leute decken, herrscht Vaterfolge. Nach dem Tode des Vaters folgt ihm sein ältester Sohn, der nun als ältester Bruder seinen jüngeren Geschwistern gegenüber die Vaterpflichten und in gewissem Grade auch Rechte übernimmt. Beim Tode des Häuptlings geht es genau so, der älteste Sohn folgt seinem Vater. Nur wenn dieser sich in irgend einer Weise als unwürdig der Nachfolge bewiesen hat, z. B. anderen Leuten Kokosnüsse fortgenommen, das Weib eines anderen verführt oder einen Mann ohne Grund geprügelt hat, wird er nicht der Nachfolger seines Vaters, sondern wird veranlaßt, in ein anderes Dorf zu ziehen. Der zweite Sohn des verstorbenen Häuptlings tritt an Stelle seines Vaters, nicht also der älteste Sohn des unwürdigen Erstgeborenen. Letzterer kann jedoch nach dem Tode seines Vaters bei guter Aufführung seinerseits wieder herangezogen werden, wenn es sich nach dem Tode seines Onkels so machen sollte. Es herrscht also die Häuptlingsfolge des Erstgeborenen in der Linie des Vaters, aber mit Zustimmung des Stammes. Ähnlich liegen die Erbfolgeverhältnisse auf den Palau-Inseln.

Etwa die Hälfte des väterlichen Erbes erhält dieser seinem Vater als Häuptling (maron) nachfolgende Sohn. Der größere Teil der übrigen Hälfte wird während der Trauerfeierlichkeiten von seinem Nachfolger im Stamme des Verstorbenen mit freigebiger Hand an die Dorfbewohner verteilt. Der verbleibende Rest endlich fällt als Erbe den übrigen Kindern des Verstorbenen zu. Für diese hat aber der älteste Bruder als Rechtsnachfolger des Vaters einzutreten und zu sorgen, für seine Brüder je ein Weib zu kaufen und ähnliches. Außerdem erben die Kinder aber auch von ihrer Mutter; so besitzt Kábui zehn tragende Palmen in Kumartangtáng aus dem Erbe seines verstorbenen Vaters, 15 tragende Palmen zu Gúrisi von seiner noch lebenden Mutter her; endlich zehn Faden Muschelgeld aus dem Erbe seines Vaters, welche seine Mutter ihm in ihrer Hütte aufbewahrt.

Hier haben wir nun das erste Anzeichen dafür, welche wichtige Rolle auch die Linie der Mutter im Leben des Kindes spielt. Während man nämlich unter den Barriai-, Kilenge- und Kobe-Leuten von dem melanesischen System der reinen Mutterfolge zur polynesischen Vaterfolge fortgeschritten ist, so hat sich diese Bewegung doch nur langsam und scheinbar neuerdings vollzogen und ist noch nicht abgeschlossen; sie hat sich auch nicht durchgesetzt durch Aufgabe des Mutterrechts, sondern durch Vernachlässigung des exogamen Heiratssystems, was die Abstammungsrechnung in der Linie des Vaters als notwendige Folge haben mußte. Die Barriai sind totemistisch in zwei Klassen geteilt, und zwar genau wie die Bewohner der Gazelle-Halbinsel, in die taragau (Pandion leucocephalus) und malabar (Haliaëtus leucogaster). Die Mitglieder dieser Klassen dürfen eigentlich untereinander nicht heiraten und das betreffende Tier nicht töten oder essen. Das Heiratsverbot ist aber durchbrochen, in welchem Umfange und wie weit legal, vermag ich leider nicht anzugeben. Bezeichnend für den bestehenden Übergang, für die Mischung im System, sind folgende Punkte. Wenn auch einerseits Vaterfolge herrscht, so scheint doch andererseits der Sohn der Mutter näher zu stehen, deren Brüdern ein gewisser Einfluß über ihre Neffen zusteht, und die eine erhebliche Rolle in deren Leben spielen. Ferner sind die folgenden Verhältnisse beachtenswert. Wenn im Kriege von den Barriai oder Kilenge ein feindliches Dorf überfallen werden sollte, dann schont man niemand, soweit man seiner habhaft werden kann, weder Weib noch Kind. Kein Weib wird mit in die Heimat geführt; denn man sagt, daß, wenn man ein Weib raubt und einen Sohn mit ihr zeugt, man in ihm einen búrua, einen Feind, zeugt, der bei der ersten Gelegenheit in seine Heimat fortläuft, um gegen seinen Vater zu kämpfen und seine Mutter und ihren Stamm zu rächen. Als mir dies erzählt wurde, glaubte ich, Fernão Cardim oder Soares de Souza zu hören, so genau stimmt diese Auffassung der Barriai mit der überein, die vor 300 Jahren die Küsten-Tupí in Ost-Brasilien hatten.[139])

[138]) van der Aa: „Reizen", p. 73; — Brown: „Melanesians", p. 40, 96, 415—417, 430—431; — Lambert: p. 8, 9, 79, 82, 242; 115, 116; — Williams: „Fiji", I, 24, 32; — Mariner: II, 89, 97, 101, 155, 299; — Moerenhout: II, 11, Note; — „Lettres sur les Iles Marquises", p. 102—103; — Percy Smith: „Hawaiki", p. 20; — Keate: „Pelew Islands", p. 238.

[139]) Friederici im „Globus" (1906), LXXXIX, 59, mit Angabe der Quellen passim.

Zu erwähnen ist noch, daß bei den Barriai Großvater und Großmutter von väterlicher und mütterlicher Seite gleiche Namen haben.

Als Beispiel für eine starke Barriai-Familie möge die des Maron (Häuptlings) Kắŭ von Kumartangtáng hier Platz finden (1908).

Sein Vater, der verstorbene Maron von Kumartangtáng, Aikiñaye, hatte von 2 Weibern (deren eine zwei Namen hat: Mŭmŭta und Alaĭdo) 6 Kinder, 5 Söhne und 1 Tochter. Ihre Namen sind:

1. Kắu, welcher mit 2 Weibern, Mắlăkă und Mắsăbă, 2 Söhne und 1 Tochter hatte;
2. Sĭkō, der von seinem Weibe ⁿGänū ein Mädchen hatte;
3. Kŭmbără, hatte mit seinem Weibe Sĭñyau noch kein Kind;
4. Kắbui, unverheiratet;
5. Aigölö, unverheiratet;
6. 1 Tochter mit 2 Kindern.

Hat man keine leiblichen Kinder oder lassen es die Verhältnisse sonst erwünscht erscheinen, so adoptieren die Barriai ein Kind. Für kleine Kinder wird nichts bezahlt; man glaubt, daß das Kind sonst sterben werde. Dagegen wird für herangewachsene Kinder Muschelgeld bezahlt, das den Sinn hat, den von den leiblichen Eltern bisher für das Kind gemachten Aufwand zu ersetzen, also das Kind voll und ganz abzulösen. Adoptierte Kinder werden dann in jeder Hinsicht gleich den eignen gestellt und gehalten.

Die Adoption, die wir bei allen indogermanischen Völkern finden und die bekanntlich bei den Indianern Amerikas in einer Ausdehnung und mit einer Intensität verbreitet war, daß sich ein weiteres Eingehen darauf erübrigt, ist im ganzen malaio-polynesischen Sprachgebiet nachweisbar. Sie besteht zu Recht — um nur einige Punkte zu nennen — bei den Tagalen auf den Philippinen, bei den Toradja von Midden-Celebes, bei den Alfuren der Minahassa, an der Geelvink-Bai, bei den Motu in Britisch-Neu-Guinea, scheinbar auf dem ganzen Bismarck-Archipel, auf den Salomonen, Banks-Inseln, Neu-Caledonien, Fidschi; auf Neu-Seeland, Samoa, Tahiti, Marquesas, sowie überhaupt — soweit mir bekannt — auf allen polynesischen Inseln.[140]) Diese weitverbreitete, in Polynesien nahezu allgemeine Sitte des Adoptierens trägt auch zum Niedergang der Bevölkerung bei. Es ist in Melanesien häufig schwer, im einzelnen Falle festzustellen, in welchem Verhältnis der eine zum anderen steht. Meine Zeit reichte meistens nicht aus, um solche Untersuchungen anzustellen, die eigentlich alle Augenblicke notwendig gewesen wären: Ist es wirklich ein adoptiertes Kind oder handelt es sich nur um ein Pflegekind, Kind einer verstorbenen Schwester und ähnliches, für das der Ältere sorgt? Oder haben wir das Verhältnis eines Erziehers zu seinem Zögling vor uns? Mag dies nun sein, wie dem wolle, sicher ist, das ein jeder, der im Besitz einiger Mittel ist, glaubt, schließlich noch, wenn nötig, unter allen Umständen ein Kind adoptieren zu können, wenn er unter den oben geschilderten Verhältnissen zu bequem ist, ein eigenes Kind in die Welt zu setzen und groß zu ziehen. Wenn nun Viele so denken, dann ist es klar, daß schließlich keine Kinder zum Adoptieren mehr da sind.

Es ist für einen durchziehenden Reisenden, wie ich es fast immer war, sehr schwer die Zahl der Kinder auch nur annähernd richtig festzustellen. Die Erfahrungen des „labour - trade" und der kidnapping-Zeiten wirken noch so sehr im Archipel nach, daß sich die Mütter mit ihren Kindern, halbwüchsige Jungens und Mädchen, überhaupt nicht zeigen, falls der Reisende nicht zufällig bekannt ist. Auch kann man kaum verlangen, daß die Eingeborenen dem ersten besten Durchziehenden seine Fragen in dieser Richtung der Wahrheit entsprechend beantworten. Er wird regelmäßig belogen, besonders wenn er bei seinen eigenen Begleitjungens unbeliebt ist. Denn bei diesen erkundigen sich die Dorfbewohner, unter denen fast immer einer oder der andere ist, der Pidgin-Englisch sprechen kann, nach dem Charakter ihres Herrn, ohne daß dieser selbst es merkt. Das Fragen nach der Zahl der Erwachsenen und Kinder kann in den organisierten Teilen des Archipels selbst einen beliebten und gut beleumdeten Reisenden zeitweilig in einen schlechten Ruf bringen; denn sie halten ihn für einen verkappten Steuerzähler, dem gegenüber ja auch ganz andere Leute, als diese armseligen Kanaker, höchst zurückhaltend sind. Ich erwähnte schon die verhältnismäßig große Kinderzahl in den sich in friedlicher Kolonisation ausdehnenden Bezirken von Süd-

[140]) De Morga: p. 194, 474; — Kern in „Bijdr. van het Koninkl. Instituut", 5 volgr., VIII, p. 116; — Kruyt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", Deel XLI, p. 82; — Wilken: „Over de Verwantschap en het Huwelijks — en Erfrecht bij de Volken van het Maleische Ras" (Amsterdam 1883), p. 93; — Horst in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." Deel XXXII, 237; — Seligmann: „The Melanesians of British New Guinea" (Cambridge 1910), p. 70; — Codrington: „The Melanesians", p. 25, 27, 42; — Lambert: p. 55, 79, 84, 94, 116, 177; — Williams: „Fiji", p. 181; — Dumont d'Urville: „Astrolabe", II, 446; — Turner: „Samoa", p. 83; — „Lettres sur les Iles Marquises" p. 102, 109; — Caillot: „Les Polynésiens Orientaux au Contact de la Civilisation" (Paris 1909); p. 23; — The Earl and the Doctor: „South Sea Bubbles" (Leipzig 1874, Tauchnitz), p. 303; — s. auch: Steinmetz in „Tijdschr. Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch." (Leiden 1893), Tweede ser. deel X, p. 477 ff.

Neu-Mecklenburg. Höchst beachtenswert erschien mir ferner die auffallend große Zahl von Kindern auf der Admiralitäts-Insel Päk, obwohl sich die beiden diese kleine Insel bewohnenden Stämme in andauernden und — wie mir von einer Seite in der Kolonie versichert wurde — „blutigen" Kriegen miteinander befanden. Wenn ich recht berichtet bin, sind auch diese Kriege einer der Gründe gewesen, die die Regierung ganz neuerdings veranlaßt haben, diese palmenreiche Insel in der Hauptsache den Bewohnern zu nehmen und einer Aktiengesellschaft zur Ausbeutung zu übergeben. Man kann daher gespannt sein, zu verfolgen, wie sich die Päk-Bevölkerung weiterhin entwickeln wird. Ich stelle fest, daß mir 1909 die überraschend große Zahl von Kindern dort angenehm auffiel.

Wie schon erwähnt, zieht der Barriai-Knabe nach seinen gemeinsam mit den kleinen Mädchen verbrachten ersten Kinderjahren in ein Männerhaus, deren bei den Kilenge und Barriai meistens mehrere in einem Orte sind. Hier wird der Knabe von einem erwachsenen jungen Mann erzogen, der ihn im Schießen mit Schleuder und Speer nach der Scheibe, im Werfen mit dem Fischspeer, im Netzemachen, Schweine- und Kasuar-Jagd mit Netzen und Hunden, Fischen und ähnlichem unterrichtet. Er begleitet seinen Lehrer auf dessen Wanderungen im Wald, er wird von ihm verteidigt, sie schlafen zusammen. In den Kampf geht er erst mit, wenn er ausgewachsen ist. Ist er anstellig, so lobt ihn der Lehrer, zahlt ihm auch wohl einmal zur Belohnung ein bischen Muschelgeld, das er später mit Zinseszins vom erwachsenen Zögling bei passender Gelegenheit zurückerhält. Ist er dagegen träge und ungeschickt, so verprügelt er ihn. Diese Art der Knabenerziehung bei den Barriai ist ganz offenbar dieselbe, die wir in der Vervollkommnung in den Dorischen Staaten des alten Hellas finden. Von jener, durch Erich Bethe so lichtvoll entwickelten Seite der dorischen Erscheinung, die das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler zu einer Art Ehe machten, findet sich aber bei den Barriai keine Spur.[141])

Neben dieser Einzelerziehung ist das ganze Dorf die Schule des Knaben, die ganze Gemeinde der Lehrkörper.

Wie schon erwähnt, gibt die Mutter dem Barriai-Kinde seinen Namen. Diesen Namen kann man nun im allgemeinen von dem Melanesier selbst nicht erfahren. Soweit meine Beobachtungen, von der Geelvink-Bai, Neu-Guinea, bis zu den Salomonen reichen, ist die Sitte, den eigenen Namen nicht zu nennen, so allgemein, daß ich in der Tat nicht weiß, wo sie nicht besteht. Auch mir selbst war diese Auffassung so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich zur Vermeidung von Verlust an Zeit — die während dieser Expedition immer so knapp und kostbar war — mich gar nicht erst damit aufhielt, aus einem Manne seinen Namen herausholen zu wollen. Meine neu angeworbenen Träger ließ ich regelmäßig vor dem Abmarsch antreten, um die Namen aufzuschreiben. Diese Taktik vermindert oder verhindert sogar ganz das Ausreißen. Denn abgesehen davon, daß der Mann seinen Namen aufgeschrieben weiß, empfindet er noch etwas Geheimnisvolles für das Papier, aus dem man jederzeit seinen Namen herauslesen kann, und der unbekannten Wirkung geheimnisvoller Sachen setzt der Melanesier sich nicht gern aus. Im allgemeinen sind mir selten Träger ausgerissen. Wenn die Leute nun in einem Gliede angetreten waren, dann mußte der Häuptling, falls ein solcher vorhanden, vor die Front und einen jeden Namen sagen, den ich wiederholte, aufschrieb und aus dem Papier lesend dem betreffenden Namensträger fragend noch einmal wiederholte. Er selbst oder irgendein anderer Mann sagte dann: ja! War kein Häuptling vorhanden, so nannte jeder Mann den Namen seines linken Nebenmannes, während der linke Flügelmann den Namen des rechten Flügelmannes sagen mußte. Auf diese Weise erhielt ich mit Sicherheit und schnell die richtigen Namen. Denn während ein Mann vielleicht selbst ganz gern versuchen würde, einen falschen Namen für sich anzugeben, so tun das auf keinen Fall für ihn seine Nächsten: denn „ich würde mich schon recht gern drücken", so denkt und argumentiert der Melanesier, „aber da ich nun einmal mit muß, sollen die anderen wenigstens auch von der Partie sein". Ein Mann dagegen, der im Verkehr mit den Weißen so viel von seinen Stammesvorurteilen abgelegt hat, daß er nicht zögert, seinen Namen zu nennen, der hat noch ganz andere Vorurteile abgelegt, wird unter Umständen nicht zögern, einen falschen Namen zu nennen und bei der ersten Gelegenheit davonlaufen. Kein neben ihm in Reih und Glied stehender Melanesier aber wird ihn dann dementieren oder auch nur durch eine Miene zu verstehen geben, daß er wisse, jener habe gelogen. Dieses Verhalten erklärt sich aber keineswegs aus kollegialer Gesinnung. Der Melanesier raisonniert vielmehr so: „Der Mann, der fähig ist, den Herrn in aller Gegenwart so unverschämt zu belügen, ist gegen mich noch ganz anderer Dinge fähig, wenn ich mir etwa zu seinen ungunsten etwas merken lasse."

[141]) E. Bethe in „Rheinisches Museum für Philologie" N. F. LXII, Heft 3, p. 438 ff. (Frankfurt a. M. 1907.)

Auch diese Sitte findet sich in Amerika bei den Indianern wieder, und zwar in Einzelheiten so genau übereinstimmend mit der melanesischen, daß das, was vor 250 Jahren ein Jesuit von den Stämmen an den großen kanadischen Seen oder Harmon vor 100 Jahren von den Stämmen an der Nordwestküste gesagt hat, wörtlich für die Lamassa-Lambom-Leute von heute oder für Papuas der Geelvink-Bai paßt. Für Süd-Amerika kann ich diese Sitte nicht belegen; sie findet sich am intensivsten ausgebildet im heutigen Kanada und im Norden der Staaten, von einem Ozean zum anderen; aber auch über die ganzen Prärien und Plains war sie verbreitet bis nach Panama hinunter und zu den Karaiben der Inseln.[142]) Nun hat George Brown noch die interessante Nachricht, daß auf den Shortland-Inseln, Salomonen, bei einem Todesfall ein jedes Familienmitglied einen neuen Namen annimmt. Dies stimmt nahezu genau überein mit einer Sitte der Küsten-Tupí, für die die Erklärung festgestellt ist. Es geschah nämlich, um den Geist des Toten zu täuschen. Sollte sich nämlich der Verstorbene als Geist für Unbilden rächen wollen, die ihm im Leben widerfahren waren, so sollte es ihm durch diese Namensänderung unmöglich gemacht werden, die gesuchte Person wiederzufinden, die ihm ja im Leben unter einem ganz anderen Namen bekannt gewesen war.[140]) Schwieriger ist dagegen die Erklärung der Scheu, den eigenen Namen zu nennen. Nach dem, was ich herausbekommen zu haben glaube, scheint es so, daß der Melanesier glaubt, durch Aussprache des eigenen Namens einen Teil seines eigenen Ichs aus dem Munde von sich zu geben, dessen sich ein anderer zwecks Zauberei bemächtigen und mit derselben verderblichen Wirkung gegen ihn verwenden könne, wie etwa seine Fingernägel, seine Exkremente, Reste seiner Speisen und ähnliches.

Eine Hauptbeschäftigung der Kinder beiderlei Geschlechts und der verschiedenen Altersklassen sind Spiele. Die Eingeborenenspiele in Deutsch-Neu-Guinea haben mannigfache und gute Darstellung gefunden, so daß ich nicht viel Neues hinzufügen kann.

[142]) Harmon: p. 301; — „Relations des Jésuites", 1658, p. 33[II]; — Gregg: „Commerce of the Prairies", II, 271; — Burton: „The City of the Saints and across the Rocky Mountains to California" (London 1861), p. 141; — ten Kate: „Reizen", p. 393; — Breton: „Dictionaire Caraibe-Français", p. 221—22; — Pinart in „Revue d'Ethnographie" (Paris 1887), VI, p. 43—44. — Über diese Sitte bei den Nufoor-Leuten an der Geelvink-Bai siehe van Hasselt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." (1902), XLV, 279.

[143]) Brown: „Melanesians", p. 207; — Friederici im „Globus" (1906), LXXXIX, 61—62.

Die Fadenspiele sind keineswegs etwa auf die Kinder beschränkt; sie finden vielmehr Pflege in allen Geschlechts- und Altersklassen, haben aber ihre Hauptstätte im Weiberhause. Die Frauen und Mädchen sind es in der Hauptsache, die eine unglaubliche Zahl und alle schwierigen Nummern kennen, die immer neue hinzu erfinden und die alten bekannten durch neue Tricks und Wendungen verbessern oder verlängern. Durch Wechseln von verschieden langen Fäden, durch Zuhilfenahme von Mund, Nacken, Fußsohlen, Fußzehen, sind sie einer unglaublich großen Zahl verschiedenartiger Kombinationen fähig. Wie mir Kábui erzählte, besteht unter den Weibern geradezu ein Sport, ein Konkurrenzüben, möglichst viele und neu erfundene Nummern zu kennen. Wenn ich ihn aufforderte, nachzudenken, ob er nicht noch ein paar Nummern zu den mir bereits mitgeteilten beifügen könne, sagte er immer wieder, ich müßte zu den Barriai-Weibern gehen, die wüßten mehr Fadenspiele als Schiffe im Hafen von Singapore seien und könnten meine weitgehendsten Wünsche befriedigen. Die Schnur für die Fadenspiele ist bei den Barriai-Weibern bis zu 7½ m lang. Die Frauen tragen diese Schnur vielfach um das linke Handgelenk geschlungen, mit dem Ende um den kleinen Finger gewickelt. Zu der Masse dieser von früher übernommenen und selbsterfundenen Fadenspiele kommen nun andauernd die hinzu, welche die jungen Weiber und jungen Männer aus dem Anwerbegebiet zurückbringen. Mehrfach habe ich in Herbertshöhe, in Eitapé, auf der „Sumatra" und „Natuna" kleine Häuflein schwarzer Jungens gesehen, die sich gegenseitig ihre Fadenspiele vormachten. Da nun in anderen Erdteilen ein ähnlicher Prozeß vor sich geht, so kann man sich schwerlich einen Begriff davon machen, welche Unsumme von Geistesarbeit in diesen Fadenspielen steckt.[144]) Da nun das Handwerkszeug überall das gleiche ist, und die Zahl und die Art der mit dem Faden herzustellenden Figuren schließlich doch eine Grenze hat; da zudem die Phantasie und der Horizont der auf gleicher Kulturstufe stehenden Men-

[144]) Einige Literatur über Fadenspiele mit weiteren Angaben siehe in Richard Andree: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche" N. F. (Leipzig 1889), p. 96—97; — Derselbe in „Zentralbl. f. Anthrop." (1911), XVI, 167—169; — Boas in „Beiträge zur Ethnographie von Amerika" (Leiden 1888), p. 8; — Derselbe in „Intern. Archiv f. Ethnogr." (1888), I, 229—230; mit Hinweisen von Schmeltz auf gleiche Erscheinungen und Literatur darüber auf Java, Borneo, Celebes, Neu-Mecklenburg, Fidschi, Neu-Seeland, Australien; — „Man" (1902), Nr. 109 (p. 46); — „American Anthropologist", N. S. (New York 1899), I, 222 ff.; — Thilenius in „Globus" (1903), LXXXIII, 20; — Derselbe in „Zentralbl. f. Antrop." (1906), XI, 205—206.

schen sich ähneln, so ist es nicht verwunderlich, wenn man an den verschiedensten Stellen der Erde eine große Zahl gleicher oder ähnlicher Fadenfiguren findet, die einen gleichen oder ähnlichen Namen tragen. Ein Spezialstudium dieser Fadenspiele würde sicherlich eine große Menge lokaler oder territorialer Entlehnungen und Übertragungen, also kulturhistorische Zusammenhänge feststellen können; aber bei der großen Menge der zu berücksichtigenden selbständigen Erfindungen werden selbst innerhalb enger Territorialgrenzen die Ergebnisse höchst unsicher sein. Eine verhängnisvolle Überschätzung der Stetigkeit ihres Charakters aber würde es sein, und eine gewaltige Unterschätzung des Erfindungstriebs im primitiven Menschen, wollte man diese Fadenfiguren wesentliche Mitarbeit tun lassen bei der „Herausarbeitung" von Kulturschichten über die ganze Erde hin. Völker, die so geschickt Netze und so gewandt raffinierte Knoten zu machen verstehen, wie die Melanesier, erfüllen die Vorbedingungen für eine zufällige Erfindung des Fadenspiels. Eine ungeschickte Knotung läßt die Netzmasche sich lösen, wie eine auf Lösung angelegte Masche einer Fadenfigur. Kábui pflegte die Enden der Schnur meiner Stiefel durch einen ziemlich verwickelten Knoten zu schließen, der nie aufging, wie das meine Knoten immer tun, aber durch einen einfachen Zug zu lösen war.

Die ersten Fadenspiele während meiner Reisen beobachtete ich auf der kleinen Insel Kunglik, nördlich Neu-Hannover. Ein alter Mann hatte offenbar seinem Enkel solche Spiele vorgemacht; während aber der Knabe an den Strand geeilt war, um die Kanus mit den fremden Männern landen zu sehen, blieb der Alte ruhig sitzen und fuhr fort, für sich eine Reihe komplizierter Fadenspiele zu machen. Von da an habe ich sie oft beobachtet.

Es folgen nun einige Barriai-Figuren:

1. dúgn̄ — eßbare, auf dem Riff gesuchte Muschel.
2. kĕrę — weibliche Scham; diese Figur wird mit absolut argloser Miene gezeigt; sie kann sich sogar bewegen. Ich entsinne mich, daß unter uns Schulknaben auch diese Figur mit derselben Bewegung gezeigt wurde. Das geschah jedoch nicht mit ehrbarer Miene.
3. rắrịmbę
4. pĭsịkịrŏl
5. nắmärl

Diese drei Figuren gehören zu den verschiedenen, mir von Kábui mitgeteilten, deren Namen er wohl wußte, nicht aber deren Bedeutung. Bei einigen sagte er, daß die Weiber die Bedeutung wüßten, sie aber den Männern nicht mitteilen wollten; bei einigen war er zweifelhaft, bei anderen schließlich behauptete er, die Weiber wüßten die Bedeutung auch nicht. Die zuletzt genannte Kategorie scheint altes kulturhistorisches Erbgut zu sein, deren Inhalt man vergessen hat. Die ersteren sind vielleicht von den Weibern erfunden worden, die ihren geheimen oder sexuellen Sinn Außenstehenden nicht verraten wollen.

6. bắrụdn̄ — Taube.
7. wŏ̃gă — Ausleger-Kanu; dies ist eine außergewöhnlich natürliche Darstellung.
8. ę̃ịlălắlẵ — das Hin- und Hergehen; das Zusammentreffen und darauf geschlechtlicher Verkehr zweier Personen machen den Inhalt dieser beweglichen Figur aus. Genau dieselbe Figur habe ich auf Lihir gesehen.
9. kĕ̃pĕ — große Salzwasser-Bivalve; als Messer benutzt; auch Perlmuschel, meleagrina margaritifera.
10. ŭ̃ă — Inocarpus edulis.
11. nắkŭltă — Oktopus, der im Laufe des Spiels mit der beweglichen Figur einen kleinen Fisch verschluckt.
12. ésŏ — Landkrabbe, Kuka; im Laufe dieses Spiels wird der Zuschauende aufgefordert, zwei Finger in das Netz zu stecken; dieses wird dann mit einem Ruck zugezogen, worauf dann die beiden Finger festsitzen, wie zwischen den Scheren einer Kuka. Genau dieselbe Figur mit demselben Trick findet sich unter dem Namen pŭn̄gŭ̃ŭm, Einsiedlerkrebs, auf Lihir.
13. tấulę — Anous stolidus. Das fertige Bild zeigt einen stark verknoteten, scheinbar unentwirrbaren Faden, der an den Seiten zwei herunterhängende Flügel hat. Durch einen Ruck wird das Bild aufgelöst, der reine Faden wieder hergestellt.
14. pŭ̃mpŭm mắlăs, Bedeutung nicht festzustellen. Ein Finger des Zuschauenden wird auf Aufforderung in das Fadennetz gesteckt, wo er festsitzt. Durch einen kurzen Ruck nach seitwärts löst sich das Netz und der Finger ist frei.
15. sắkăn — Fischhandnetz; diese Figur wird mit Hilfe des Fußes gemacht; sie ist sehr verwickelt, mißlang Kábui mehrere Male, ist aber, wenn sie glückt, ein sehr hübsches Muster einer komplizierten Fadenfigur.
16. tĕrụắnę — eine mit Hilfe des Fußes hergestellte Figur von unbekannter Bedeutung.

Ein paar Figuren von der Insel Lihir mögen diesen folgen:

1. ịnŏ̃t — eine Art Netz.
2. pụpīlhĕ̃rĕ̃rấuwīt Diese Figur hat die Gestalt einer Maske, die vor das Gesicht über den Mund ge-

halten wird und dann von einem Ohr zum anderen geht.

3. tĭṅbălbŭ́t — ist genau gleich dem ẹ́ị̆lălălắ der Barriai.
4. mbŭrắs — eine mit Zuhilfenahme des Fußes hergestellte Figur, deren Bedeutung unbekannt war.
5. pụyẽ́ — Bedeutung unbekannt; der Hals wird bei Herstellung dieser Figur zu Hilfe genommen. Durch einen kurzen Ruck wird sie von ihm heruntergerissen und löst sich dabei.

Sehr beliebt sind im Archipel Sandspiele, die am Strande von Knaben und jungen Männern geübt werden. Mir sind zwei Arten aufgefallen: die eine habe ich nur in der Neu-Hannover-Gegend und auf Nord-Neu-Mecklenburg gesehen; die zweite, die nach Neu-Pommern und Süd-Neu-Mecklenburg hingehört, aber auch im Norden. Hier ist sie aber, wie ich glaube, durch die aus dem Anwerbeverhältnis heimkehrenden Leute eingeführt worden, denn unter diesen wird die zweite Art viel gespielt. Abends, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, pflegten sich immer einige Knaben aus dem Dorfe Kung am Strande vor der Hütte einzufinden, die Sapper und ich bewohnten. Sie hatten Zutrauen zu mir gewonnen und ließen sich in ihrem Spiel durch meine Gegenwart nicht stören. Drei oder vier hockten am Strande dort, wo die über das flache Riff kommenden Ausläufer der Brecher den Sand andauernd benetzen. Aus diesem feuchten Stoff (in der Hauptsache Kalksand) formen sie durch Drehen und Streichen äußerst regelmäßige und recht feste Figuren etwa von der Form einer Runkelrübe. Mit einem starren Halm wird dann dieser Figur das spitze Ende so abgedreht, daß ein flacher Kegel nach innen entsteht. Die Abdrehung geschieht in der Weise, wie unsere Drechsler es machen: der starre Halm wird festgehalten, während die Sandfigur drehend gegen sein Ende gedrückt wird. Dem so entstandenen flachen Kegel wird dann durch dieselbe Manipulation noch ein kleiner Spitzkegel aufgesetzt. Hat der Knabe eines, zwei oder drei dieser Kunstwerke fertiggestellt, so tritt er, eine Figur in der rechten und zwei in der linken Hand, stolz in das Wasser hinein, wobei er nicht vergißt, sich vergewissernd nach mir umzuschauen, ob ich auch die bevorstehende Kunstleistung beobachte. Dann wird eine Figur nach der anderen mit einer drehenden wirbelnden Bewegung aus der rechten Hand hoch in die Luft gestoßen, das dicke schwere Ende nach oben, das spitze, durch den flachen Kegel ausgehöhlte nach unten. Der beabsichtigte Enderfolg ist nun der, daß die oben dicke und schwere Figur ohne die senkrechte Richtung ihrer Längsachse zu ändern hoch in die Luft steigt und auch ohne umzuschlagen wieder herunterfällt. Sie schlägt dann mit dem spitzen ausgehöhlten Ende auf die Wasserfläche auf, wodurch das mit Gewalt in die beiden Kegel hineingepreßte Wasser eine Art Sprengwirkung hervorbringt. Mit dumpfen Knall löst sich die Figur auf, um als schmutzige Masse unter dem Wasser zu verschwinden. Ein triumphierender Blick des Knaben nach dem dritten glücklichen Schuß scheint mich zu fragen: was sagst du dazu? Dieses Spiel verlangt eine nicht geringe Kunstfertigkeit und Übung, wenn es gelingen soll. Einmal müssen diese Figuren aus Seesand sehr sorgfältig und symmetrisch hergestellt werden, und dann erfordert das Hochstoßen eine ganz erstaunliche Beherrschung von Arm, Hand und Finger; wird die Figur nicht genau senkrecht, mit genügender Kraft und hinreichender Umdrehungsgeschwindigkeit aus den Gelenken emporgeschleudert, dann schlägt sie um oder fällt auf die Seite; nur der Wurf rechnet unter den Knaben einen Punkt „Gewinn", der die soeben beschriebene, durch Aufschlagen der hohlen Spitze erzeugte Sprengwirkung hervorbringt. Ferner, sowie der Wurf nicht genau in der Längsachse der Figur erfolgt, bricht das dicke Ende in dem Augenblick ab, in dem das Spielzeug die ungeschickte Hand des Knaben verläßt. Endlich habe ich noch schlecht angefertigte, wenn auch gut geworfene Figuren oben in der Luft zerbrechen sehen.

Einige Knaben besitzen eine erstaunliche Fertigkeit in diesem Spiele, nur wenige in Kung leisteten weniger als „gutes", nur einem einzigen mußte ich das Prädikat „nicht befriedigend" geben. Ich pflegte die Jungens durch Zurufe anzuspornen und hervorragende Leistungen zu belohnen. Erfolgte nach einem dritten glücklichen Wurf mein lobendes „he good! he save bulbúl!", dann begab sich der Junge stolz und freudig lächelnd wieder an seinen Platz am Strand, um mit Eifer und Sorgsamkeit von neuem Bulbuls zu formen. Der geschickteste und erfolgreichste Knabe des Abends erhielt von mir einen großen Angelhaken, der nächste einen kleinen. Diese wurden in die krausen Haare gehängt, dann formten sie unverdrossen weiter ihre Bulbuls, auch nach meinem Weggang. Schlechte Würfe erhielten von mir ein tadelndes „No good!" und der ungeschickte Junge zum Schluß ein „he no save bulbul!" Alle lachten ihn dann aus, er aber mit seinen blendend weißen Zähnen lachte höchst vergnügt mit und ließ sich nicht entmutigen neue

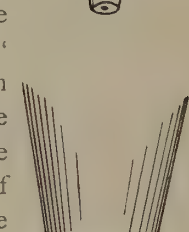


Fig. 52. **Sandspindel zum Bŭlbŭ́l-Spiel, Neu-Hannover.**

Bulbuls zu machen und sich zu üben. Als ich nach mehr als Jahresfrist mit der „Natuna" nach Rabaul kam, begegnete mir auf dem Lloyd-Pier ein Knabe, der mich freundlich anlächelte. Ich kannte das Gesicht sofort wieder, wußte aber im Augenblick nicht, wo ich es hinbringen sollte. „Monkey belong bulbúl", sagte mir lachend mein Begleiter Don, der damals auch in Kung gewesen war. Richtig, es war der gewandteste Bulbul-Spieler aus Kung, der sich damals von mir manchen Angelhaken verdient hatte, der jetzt beim Lloyd im Dienst war und dem ich zur Begrüßung sofort durch Kábui eine Stange Tabak aus meinem „Geldbeutel" geben ließ. Ich habe bei dieser Bulbul-Episode etwas länger verweilt, weil sie mir beachtenswert erscheint. Als ich damals in Kung dieses Spiel zum ersten Mal beobachtet hatte und mir der Vorgang klar geworden war, mußte ich lebhaft an zurückliegende Zeiten denken, als ich im Winter, während der morgendlichen Unterrichtsstunden von 7 bis 8 als Rekruten-Offizier versuchte, meinen Untergebenen die „Theorie des Schießens" beizubringen. Um das zylindrische Geschoß mit der Spitze nach vorn und stetig in der Richtung der Flugbahn zu halten, gibt ihm der Gewehrlauf mittels der Züge eine Drehung um seine Längsachse. Um die Längsachse eines rübenförmigen Bulbul stetig in der ihm gegebenen Fluglinie zu halten, gibt ihm der Melanesier vermittels seiner drehenden Finger ebenfalls eine Drehung um diese Achse; und während manchem braven Bauernsohn und Rekruten von damals die Theorie des Schießens bis zu seinem letzten Diensttage nicht ganz klar geworden ist, lösen die schwarzen Knaben von Neu-Hannover das Problem spielend in der Praxis. Nehme ich bulbul, *μεσάγκυλον*, d. i. den Riemenspeer des klassischen Altertums, der durch die *ἀγκύλη* eine Drehung um seine Längsachse erhielt, und schließlich unsere gezogenen Gewehre und Geschütze zusammen, so stehe ich vor einer der Erfindungen, die ganz offenkundig mehrfach, unabhängig voneinander, gemacht worden sind. Denn Bulbul und Riemenspeer wird wohl ernsthaft niemand in kulturhistorischen Konnex mit einander bringen wollen, und daß die Theorie der gezogenen Kanonen nicht aus dem *μεσάγκυλον* des klassischen Altertums hergeleitet ist, steht fest. Denn erst 1868 hat H. A. T. Köchly den Gebrauch des Riemenspeers erklärt, über dessen Handhabung die Philologen sich bisher völlig im Unklaren gewesen waren.[145]) Damals waren aber bereits Geschütze und Gewehre mit gewundenen Zügen eingeführt.

Das zweite, mehr in Süd-Neu-Mecklenburg und auf der Gazelle-Halbinsel heimische Sandspiel ist schon von Powell beobachtet und richtig beschrieben worden.[146])

Es heißt pui in Lamassa; es ist viel weiter verbreitet als das Bulbul, vornehmlich wohl, weil es viel weniger Kunstfertigkeit verlangt, als jenes. Alle meine Jungens verstanden pui, aber nicht einen Melanesier habe ich jemals bulbul machen sehen, der nicht aus jener Gegend gewesen wäre. Auch das Material für das pui-Geschoß wird aus dem durch die kommenden und gehenden Wellen angefeuchteten Korallensandstrand gewonnen. Statt einer kunstvollen Figur macht man hier aber in den lose gekrümmten inneren Handflächen durch leises Klatschen und Legen aus einer Hand in die andere einen flachovalen Sandfladen, etwa in der Weise, wie man in unseren Seebädern Kinder mit feuchtem Sand „Kuchen" backen sieht. Das Ziel des Spiels besteht nun darin, einen solchen flachovalen Sandkuchen in mäßigem Bogen so vom Strande aus nach vorn ins Wasser zu werfen, daß er unzerbrochen auf die Wasserfläche fällt. Ich glaube, man hat es gern, wenn dieses sich natürlich im Fluge andauernd überschlagende Sandstück mit einer flachen Seite aufschlägt; man hat dieses Ergebnis aber nicht in der Hand, es ist Zufall bei dem sich regellos überschlagenden Sandkörper und wird daher in der Gewinn- und Verlust-Rechnung auch nicht gezählt. Dagegen bestimmt bei diesem Spiel nach besonderer Verabredung die Schnelligkeit, mit der ein pui gemacht und richtig geworfen wird, Gewinn oder Verlust. Ein anderes beliebtes Spiel ist Werfen mit Sandkugeln nach einem Ziel oder gegeneinander. In Lamassa belustigten sich gegen Abend meine Jungens in Gemeinschaft mit den jungen Lamassa-Leuten manchmal stundenlang damit, gegen einen im Wasser auf etwa 50 m Abstand entfernten Holzklotz oder kleinen Zweig mit Korallensteinen zu werfen. Die Treffsicherheit der Melanesier ist sehr groß, von meinen Jungens waren Gallas und To Mínalum ganz gefährliche Steinschützen. Daher auch der gewaltige Respekt, den die Kanakerhunde zeigen, obwohl sie häufig genug durch Hunger des-

[145]) Köchly in „Verhandl. 26. Versammlung deutsch. Philolog. u. Schulmänner in Würzburg" (Leipzig 1869), p. 226—238. — Auch bei dem Spiel Keapua der Hawaii-Insulaner, vor der Missionszeit ein Männer-, später nur ein Knabenspiel, erhielt der Speer aus Zuckerrohrstengel durch eine im Augenblick des Wurfs sich abwickelnde Schnur eine Drehung um seine Längsachse. Auch hier erscheint mir klar, daß der von der Erde aufgerissene, als Zuckerrohrstengel nie sehr lange Speer diese Rotation erhält, um durch die Stetigkeit seiner Längsachse ein Überschlagen zu vermeiden; siehe Culin in „American Anthropologist" N. S. (1899), I, 234. — Andrews: „A Dictionary of the Hawaiian Language" (Honolulu 1865), p. 265. — s. a. Morgan: „League", p. 306.

[146]) Powell: „Wanderings", p. 183—184.

perat sind. Wenn schon bei uns auf dem Lande jeder Hund die Flucht ergreift, wenn man nach der Erde greifend sich bückt, so ist dies noch in viel höherem Maße in der Südsee der Fall. Denn der Melanesier wirft nicht nur, sondern er trifft auch. Wenn in unserem Lager die halbverhungerten Hunde anfingen zu frech zu werden, dann rief ich meinen Leuten ärgerlich zu: „raus him, make him save!" Sofort ergriff ein jeder, was er nur fassen konnte, einen Stein, den Knüppel, auf dem er saß, einen brennenden Scheit aus dem Feuer; man konnte sicher sein, daß von den geschleuderten Geschossen dreiviertel auch das freche Tier trafen, das dann heulend verschwand.

Sehr beliebt ist auf Neu-Mecklenburg ein Spiel, das Lambert genau in derselben Form auf Neu-Caledonien festgestellt hat.[147]) Ich sah es zuerst in Lakurefanga. Hier saßen mehrere spielende Gruppen; jede Gruppe besteht aus zwei Parteien zu je zwei Mann, die sich im Sande mit gekreuzten Beinen, also nicht hockend, gegenübersitzen. Sie werfen nacheinander mit speerartig zugespitzten strohhalmdicken Rohren auf einen Bananenstiel, der zwischen den Parteien im Sande steckt. Je drei sitzende Treffer hintereinander geben für die betreffende Partei einen Gewinnpunkt, der durch einen Sandhaufen notiert wird. Diese dicht nebeneinander in einer Reihe angeordneten Sandhaufen geben die Form eines Wellblechs wieder oder die Form der einfachsten Kochgräben der deutschen Feldpionier-Vorschrift im kleinen. Macht nun die Gegenpartei einen Punkt, so macht sie nicht etwa einen Gewinnhaufen für sich, sondern sie löscht mit einem schnellen Griff einen Haufen der Gegner aus. Dieses Spiel wird mit großem Eifer solange fortgesetzt, bis eine Partei eine vorher ausgemachte Zahl von Haufen erreicht hat.

Die Barriai-Knaben machen sich kleine Speere, tútúpi genannt, aus der Mittelrippe der Sagopalmen-Wedel oder auch aus den Stielen von Zingiberaceen, pálam und nénene, mit denen sie auf dem Riff und am Ufer gegen den Periophthalmus und ähnliche kleine Fische Jagdzüge machen. Die kleinen Knaben machen Schiffchen aus Pandanusblättern oder Holz; als Mast und Segel gilt ein der Längsrichtung nach durch ein Blatt gestecktes Stöckchen oder eine große Vogelfeder. Diese Schiffchen lassen sie hinausschwimmen und wetteifern miteinander, wessen Fahrzeug am weitesten hinausgelangt ohne durch die Kräuselung des Wassers Havarie zu leiden. Da in Neu-Mecklenburg, wo ich dieses Spiel mehrfach beobachtete, der Gebrauch von Mast und Segel durch die Eingeborenen nicht älter als zehn bis fünfzehn Jahre ist, so handelt es sich in diesem Spiel um eine ganz neue Erfindung, allerdings um eine Erfindung nach großem Muster.

Auf Niué sah ich einen Speer zu dem von Hawaii her bekannten Spiel Pahee; das Spiel selbst habe ich aber nicht gesehen. Es ist insofern von Interesse, als es lebhaft an das „Schnee-Schlange" bei den Irokesen genannte Spiel erinnert.[148])

Ich bedauere, daß ich das Finger-Ausratespiel der Tuamotu-Leute nicht gesehen habe — falls es überhaupt noch besteht. Der Verfasser der „Rovings" behauptet nämlich, daß es übereinstimmend mit dem bekannten Ausratespiel der Chinesen sei, das ich so oft beobachtet habe. Stewart Culin behauptet dagegen, daß das — doch wohl mit dem Tuamotu übereinstimmende — Ausratespiel von Hawaii weder mit dem chinesischen noch mit dem italienischen morra-Spiel gleich sei.[149])

Körperliche Spiele, die in Polynesien vor der Missions-Epoche so zahlreich und mannigfaltig waren und so viel zur Gesundheit der Körper beigetragen hatten, habe ich in Melanesien nie gesehen. Kábui hat mir ausdrücklich versichert, daß seine Landsleute und Stammesgenossen weder körperliche Spiele kennen noch Glücksspiele. Von Kartenspielen, das sich ja auch die Indianer Amerikas beeilten, als Kulturgut von den Weißen zu übernehmen, verstehen jetzt schon viele Melanesier etwas. Als ich mich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, unsere schwarzen Jungens auf der „Natuna" in die Geheimnisse einer Zeigeruhr und eines Dominospiels einzuweihen, etwas ärgerlich und absprechend über ihre geistigen Fähigkeiten äußerte, sagte mir der sich des Ranges eines Unteroffiziers erfreuende Don zur Entschuldigung: sie seien gar nicht so „gammon", wie ich meinte; ich sollte ihnen nur ein Kartenspiel geben, dann würde ich meine Freude an ihnen erleben. Das tat ich denn auch und beließ ihnen die Karten als sich ihr Spiel — eine Art von „Tod und Leben" — als sehr harmlos herausstellte. Auch spielten sie ohne Einsatz oder wenigstens nur gegen ganz winzige Teile von Tabak. Nach meinem verunglückten Versuch mit dem Domino war ich leider nicht in der Lage, mit dem an Bord befindlichen Material ihnen auf diesem kleinen

[147]) Lambert: p. 150.

[148]) Ellis: „Narrative of a Tour through Hawaii" (London 1828), p. 186—187; — Andrews: p. 436—437; — Tregear: „Dictionary", p. 299; — Morgan: „League of the Ho-Dé-No-Sau-Nee, or Iroquois" (Rochester 1854) p. 303—304; — Beauchamp: „Aboriginal Use of Wood in New York" (Albany 1905), p. 182 u. Tafel 31.

[149]) „Rovings in the Pacific", II, 295; — Culin in „Americ. Anthrop.", loc. cit. p. 231.

Schiffe bessere Spiele für ihre Freizeit zu verschaffen.

Stewart Culin führt in seinem trefflichen Aufsatz 91 Spiele der Hawaii-Insulaner auf, von denen mindestens 24 gesunde körperliche Übungen genannt werden können. Einige wenige der 91 Spiele sind offenbar erst nach der Zeit der Entdeckung übernommen worden, wogegen zweifellos sehr viele mehr in seiner Liste fehlen, die seit den Tagen der Missionierung für immer verloren gegangen sind. Nach allem, was wir aus den Nachrichten entnehmen können, war es auf den übrigen polynesischen Inseln genau so bestellt. Auch in anderen Erdgegenden war es unter den Naturvölkern ähnlich, nur werden die darüber vorhandenen Arbeiten den Verhältnissen nicht immer gerecht. Sicherlich tun das für die nordamerikanischen Indianer nicht die Arbeiten von Davis, und für Indonesien, wie ich glaube, auch nicht der betreffende Aufsatz in der Encyclopaedie van Nederlandsch Indië.[150])

Nachdem die Mission in den Zeiten ihrer Herrschaft auf den polynesischen Inseln radikal gegen fast alle Eingeborenen-Spiele, welcher Art auch, vorgegangen war, da sie sie für heidnisch, unsittlich und überflüssig hielt, und sie außerdem in dem Verdacht hatte, sie könnten die Insulaner dem Kirchenbesuch entziehen, sind jetzt diese Spiele praktisch verschwunden. Da sich nun die Mission unfähig erwies, irgendwelchen ausgleichenden Ersatz für den Ausfall dieser Spiele zu liefern, die früher die Eingeborenen körperlich und geistig erfrischt und erhalten hatten, so hat dieser Wegfall seinen Anteil gehabt an dem beklagenswerten Niedergang der polynesischen Bevölkerung. Ich habe bereits in der Einleitung darauf hingewiesen, daß offenbar auch die Melanesier Interesse für körperliche Spiele haben. Die in der Südsee interessierten Regierungen, deren Pflicht es in erster Linie ist, eine körperlich gesunde, kräftige und arbeitssame Eingeborenen-Bevölkerung teils zu erhalten, teils wieder heranzuziehen, sollten daher ihre Polynesier und Melanesier zu solchen körperlichen Spielen ermutigen. Solche Spiele müssen natürlich, um dauernd ihr Interesse zu fesseln, dem Charakter der Eingeborenen angepaßt sein. Man wird daher am sichersten Fehlgriffe vermeiden, wenn die Regierung zur Wiederherstellung der Spiele ermutigt, die seinerzeit abgeschafft worden sind, die malaio-polynesisches Erbgut sind.

Es kann in diesem Zusammenhang gleich des Schwirrholzes gedacht werden, das sich in Indonesien, so auf Java, Sumatra und — was immer im Zusammenhang mit den Stämmen von West-Neu-Pommern wichtig ist — auf Nordost-Celebes und den Molukken noch als Spielzeug findet. Bei den Barriai und Kilenge hat es noch seinen alten Zweck als Zeremonial- und Abschreckungs-Instrument Frauen und Kindern gegenüber bewahrt. Die Erlaubnis, es zum ersten Male zu sehen, also den Urheber der bisher so gefürchteten schrecklichen Töne kennen zu lernen, muß jeder angehende junge Mann mit einem Schwein bezahlen, das dann gemeinsam verzehrt wird.

Bei den Jabim der gegenüberliegenden Neu-Guinea-Küste ist das Schwirrholz ebenfalls nachgewiesen.[151])

Über Tänze und Gesänge, von denen die Literatur voll ist, soll hier nur einiges wenige gesagt werden. Die Kilenge-, Barriai- und Kobe-Leute tanzen nur unter Begleitung der kleinen Felltrommel, allgemein kundu in Deutsch-Neu-Guinea genannt. Die große Schlitztrommel, allgemein gáramut genannt, dient ihnen nur als Signalinstrument, im Falle von Alarm, eines Todes oder als Ruf zum Sammeln bei Kriegsausbruch. Eine Trommelsprache haben nach den mir gemachten Angaben diese Stämme nicht, wohl aber verabredete Signale, die ja schließlich als Anfang einer Sprache bezeichnet werden können.

Während es verhältnismäßig leicht ist, das Kundu mit der flachen Hand und eintönigem Klapp! Klapp! zu schlagen, ist das Stoßen des für die Tänze der Neu-Mecklenburger und der To-Leute charakteristischen Garamut erheblich schwieriger. Es erfordert eine leichte Hand, genaue Kenntnis des Tanzes, tadelloses Taktgefühl, Trillern, Wirbeln und unter Umständen ein selbständiges Vor- und Nachspiel. Wenn daher in Neu-Mecklenburg auch wohl alle Männer einen Tanz mit dem Garamut begleiten können, so tun es in der Tat doch nur gewisse, ausgesuchte Leute. Das brauchen nun aber gar nicht alte erfahrene Ballettmeister zu sein. So begleitete eine schöne Reihe von Tänzen, die mir an einem prächtigen Abend in Kambotorós die Lamassa- und Kambotoros-Leute vormachten, Borróm, ein damals 14jähriger Knabe, der älteste Sohn von Panake, Häuptlings von Lamassa. Dieser schlanke Junge mit hoher Stirn und feinen, intelligenten Zügen — ein Erbstück von seiner Mutter und Zeichen einer guten Herkunft — wußte den Trommelstößel ganz ausgezeichnet zu handhaben. Auch

[150]) Davis in „Bulletin of the Essex Institute", vol. XVII, p. 89 ff., vol. XVIII, p. 168 ff. (Salem, Mass. 1886 u. 1887); — „Encyclopaedie van Nederlandsch Indië", Art. „Spelen" (p. 51 ff.) von W. F. Gerdes Oosterbeek.

[151]) Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee" (Braunschweig 1899) p. 315.

einen wohlkadenzierten und melodischen, ehemals sicherlich vortrefflichen Speertanz, den mir die Bo- und Pire-Leute, Namatanai-Gegend, zeigten, begleitete ein sehr junger Mann mit dem Garamut. Dieser ursprünglich zweifellos gehaltvolle Kriegstanz wurde leider zu einer jämmerlichen Karrikatur durch den Aufzug, in dem die Leute erschienen: mit ungewaschenen Lawalawas und Singlets (Hüfttücher und Trikothemden), ein Mann mit Koppel und Koppelschloß, ein zweiter mit einer russischen Marinemütze auf dem Kopf, ein dritter mit einem eingebeulten, ehemals steifen runden Filzhut; endlich ein Mann mit einem Sonnenschirm. Um den, in diesem Falle wirklich hübschen Gesang zu genießen, pflegte ich angesichts dieser Kulturbilder immer die Augen zu schließen, um die schwarzen Zigeuner nicht zu sehen.[152])

Die Stämme der Nordküste von West-Neu-Pommern besitzen eine große Zahl von Tänzen, eigene und von anderen Stämmen übernommene. Gesehen habe ich leider nur einen, aber den wichtigsten, ihren Duk-Duk-Tanz. Bei den Barriai heißt dieser Tanz ấûlụ, bei den Kilenga aber bǒ́kụmụ (NB. das b klingt nach v hinüber). Die Kobe-Leute haben genau denselben Tanz; der von Nakanai soll ähnlich sein; die Namen, unter denen er hier bekannt ist, kenne ich aber nicht. Das Wort Duk-Duk kommt nicht in ihrer Sprache vor; die Leute aber, die im Anwerbeverhältnis in Herbertshöhe gewesen sind, sind sich darüber klar, daß der Duk-Duk der To-Leute im wesentlichen mit ihrem ấûlụ und bǒ́kụmụ übereinstimmt.

Weiber, Mädchen und noch nicht eingeweihte Knaben dürfen den ấûlụ-Tanz nicht sehen, die tíbụră, das Schwirrholz, warnt sie. Wenn doch ein Weib den aulu sehen sollte, wird sie mit dem Speer getötet. Nachdem Vater oder älterer Bruder dem heranwachsenden Jüngling durch Zahlung eines Schweins das Recht erworben haben, die tibura zu sehen, erkaufen sie ihm durch ein zweites Schwein den Zutritt zum aulu-Tanz. Auch dieses wird von den Männern des Dorfes verzehrt, die auf diese Weise auf Kosten der Familien der Einzuweihenden manches Fest feiern. Da diese ja aber die Schweine anderer mit verzehren helfen, so kommt im Laufe der Jahre ein jeder — wenigstens sein Magen — auf seine Kosten. Das Endergebnis des aulu-Geheimnisses ist also eine große Zahl prächtiger Schweinefeste, von denen die Weiber, welche die Schweine zum Teil hoch gefüttert haben, und die Kinder keinen Bissen abbekommen.

[152]) Auf die Kunst des Garamut-Stoßens hat übrigens für Tonga bereits Mariner hingewiesen, II, 322.

Die Maske, aulu, ist nicht spitz wie die Maske des Duk-Duk, sondern ein etwa 25 cm hoher, nach oben sich ein wenig verjüngender Zylinder. Dieser aus dem Bastgewebe der Kokosblattscheide gefertigten Maske wird das Gesicht aufgemalt. Der Blätterrock, gǐ́nǐụ, besteht aus den Blättern der Cordyline, mǒ́re; ein langer schalartiger Halskragen aus demselben Material, wird zwischen ấûlụ und gǐ́nǐụ herumgewunden. Bei den Barriai heißt dieser Kragen nắgĕră͡ ẽ̱gnă, bei den Kobe-Leuten aber nắyĕră͡ kẽ̱ňă.

In diesen Kragen wird zu je einer Seite des Halses ein nach oben stehender Busch, nătămẽ́l, eingesteckt. Ein langer Handwedel, mălămbǐ́rĕ, aus Cordyline, in jeder Hand, vervollständigt den Anzug des Tänzers. Zwei solcher Duk-Duk-Figuren tanzten gleichzeitig nach den Schlägen zweier Handtrommeln. Die Bewegungen waren nicht wild, enthielten aber neben vielem Schreiten und Neigungen auch Springen. Leute, die — wie John Williams und Ellis — beim Betrachten eines jeden Tanzes darauf aus sind, ob sie nicht irgend etwas „bordering upon indecency in the performance“ entdecken können, und die, falls sie einen Tanz beschreiben, am Schluß immer versichern zu müssen glauben, daß „their whole deportment was consistent with modesty and propriety“ oder „exhibited nothing offensive to modest propriety“ —, solche Leute würden wahrscheinlich auch in diesem Tanze etwas von „indecency“ gewittert haben. Die Bewegungen der langen, in Spalthöhe getragenen, nach vorn weit vorstehenden und mit dem Schreiten des Tänzers sich neigenden Cordyline-Ruten, hätte nämlich jemand als unziemlich deuten können, der in Vorurteilen befangen, immer darauf aus ist, in den Spielen und Tänzen der Eingeborenen etwas Unsittliches zu suchen. Als daher mein Kábui, der einer der beiden aulu-Tänzer gewesen war, schweißtriefend und infolge des Springens für zwei Tage lahm, aus seiner Maske wieder herausgekrochen war, befragte ich ihn über diesen Punkt. Er war ganz entrüstet, daß man so etwas annehmen könne, und wenn er mich auch nicht über die Bedeutung der Cordyline-Ruten aufklären konnte oder durfte, so bin ich doch sicher, daß sie absolut nichts Unsittliches darstellen sollten. Es lachte auch niemand unter den Zuschauern oder machte verlegene oder anstößige Geberden; Kábui würde auch gar keine Bedenken gehabt haben, mir so etwas unter vier Augen zuzugeben, da er großes Vertrauen zu mir hatte; er hat mir ganz andere Geschichten erzählt.

Folgende andere Gesänge und Tänze der Bewohner von West-Neu-Pommern mögen noch Erwähnung finden:

máṛĭṅẹ — ein Bootsgesang der Barriai;
lṓṅ — ein Bootsgesang der Kobe-Leute;
lọ̇́ṅ — ein Kampftanz der Kobe-Leute, den sie von den Walupāī übernommen haben;
bọ́kụmụ — Dukduk-Tanz der Kilenge;
sị́ă — Tanz der Barriai; auch mit nătămḗl wie der aulu;
ā̆yụ od. ā̆ĭyụ — Speertanz der Barriai, von den Lṓṅă-Leuten so übernommen;
ọ́lölŏ — großer Festtanz aller dieser Stämme;
ạ́pŭtŏm — Tanz, beim großen Schweineessen aufgeführt; zum Anzug gehören auch hier nătămḗl und mălămbĭ́rĕ; dieser Tanz wird ohne Kundu-Begleitung ausgeführt.

Aus der vorstehenden kleinen Liste geht hervor, daß verschiedene Tänze und Gesänge von anderen Stämmen übernommen worden sind. Dies ist allerdings ein charakteristischer Zug für derartige Geistesproduktionen der Naturvölker, ganz besonders jener der Südsee. Es findet nämlich eine fortwährende rege Geistesarbeit auf diesem Gebiet statt; Tänze und Gesänge werden von begabten Persönlichkeiten komponiert, genießen eines strikten Schutzes des Urheberrechts und werden dann in der Weise verkauft, daß der Komponist seinen Tanz oder Gesang genau einstudieren muß, bevor er Bezahlung erhält. Werden solche Kompositionen von anderssprachlichen Stämmen übernommen, so wird nicht etwa, wie bei uns, eine Übersetzung des Liedes angefertigt, sondern der unverständliche Originaltext wird Wort für Wort übernommen und einstudiert, Wort für Wort später weiterkolportiert. Das sind jene unverständlichen Texte, deren Entstehung man in ein urgraues Altertum zurückverlegen will, die den Entwicklungsgang der Sprache des Volkes nicht mitgemacht haben und daher diesem selben Volke unverständlich geworden sind. Es ist möglich, daß solche Fälle vorliegen, aber in der Hauptsache werden solche Texte einer fremden Sprache angehören, die niemand versteht und deren Heimat man daher bald vergißt, falls sie überhaupt einmal bekannt gewesen war. Man soll solche Texte daher lediglich aufschreiben und nicht versuchen, ihren Sinn, ihre Übersetzung aus Leuten herausholen zu wollen, die selbst nichts wissen und, eingeladen und gedrängt, schließlich erfinden und lügen, weil es der Forschungsreisende so will. Sind dagegen solche Texte sorgfältig, mit Sachkenntnis und einem glücklichen Ohr, aufgezeichnet, dann steht zu erwarten, daß eine vermehrte Kenntnis der Südseesprachen für einen oder den anderen dieser Texte eines Tages den Schlüssel für seinen Inhalt und damit auch für seine Herkunft liefert.[153])

Nach dem, was wir wissen, steht fest, daß einmal in solchen Gesängen und Tänzen eine große produktive Geistesarbeit steckt, und zweitens, daß sie wandern. Treffen wir also an zwei verschiedenen Stellen der Erde dieselben Gesänge oder Tänze wieder, so sind, wie so häufig bei ethnologischen Problemen, mehrere Lösungen möglich: sie können gewandert sein oder sie können an mehreren Stellen unabhängig voneinander entstanden sein. Sollen sie gewandert sein, so muß der Weg klipp und klar nachgewiesen werden, oder die Auffassung bleibt nur eine Möglichkeit, ist keine Tatsache, auf der eine Wissenschaft weiterbauen kann. Sollen sie selbständig entstanden sein, so muß nachgewiesen werden, daß sie ihrem Inhalt nach inmitten des Volkes geboren sein können, wo man sie fand. Denn daß geistige Erzeugnisse unabhängig voneinander entstehen, beweist die Geschichte der Literatur und der Wissenschaften.[154])

Wenn nun beim jetzigen Stande der ethnologischen Kenntnisse, wo noch so viele Lücken sind, so viele Zwischenglieder fehlen, eine Untersuchung immer unbefriedigend sein wird, die feststellen will, wie die Maori zu ihrer Geschichte vom „Mann im Monde" kamen und die Neu-Caledonier zu ihrer Episode aus „Sindbad dem Reisenden" und zu ihrer Geschichte vom „Jonas im Fischbauch", so müssen solche zunächst wenig fruchtbaren Untersuchungen eben zurückgestellt werden.[155]) Sie müssen beiseite gelassen werden zugunsten der so zahlreichen ethnologischen Probleme, die augenblickliche Bearbeitung verlangen, und müssen warten, bis eine vermehrte und gesicherte, durch ethnologische Kleinarbeit gewonnene Kenntnis gestattet, auch an ihre Lösung heranzugehen. Unkenntnis ist es vielfach in erster Linie, die den Kulturkreis-Theoretikern gestattet, scheinbar ungestraft so weite Flüge zu machen. Sie überspringen weite Lücken, die man ihnen als solche nicht unmittelbar nachweisen kann, weil eben nichts bekannt ist. Solche Flüge mögen sich

[153]) Brown: „Melanesians", p. 329; — Williams: „Fiji", p. 113, 165; — Percy Smith: „Hawaiki", p. 124; — Mariner: II, 321—23, 331—333, 345; — Nicholas: I, 53; — Caillot: p. 19. — Volkens in „Verh. Gesellsch. Erdk. Berlin", (1901), XXVIII, 72.

[154]) Nachdem dies geschrieben war, zeigt mir ein Blick in „Die schöne Literatur" (Leipzig, 29. Juli 1911), daß wieder ein solcher Fall vorliegt (p. 283—284). Zwei Damen, Margarete Schneider und Orla Holm, haben je einen Roman verfaßt, der nahezu den gleichen Verlauf hat. Nur ist in dem einen Falle der Held ein Werftbeamter, im anderen ein Hauptmann.

[155]) Nicholas: I, 59—61; Lambert: p. 312—315, 345—46.

später als richtig erweisen oder nicht, zunächst ist ihre Richtigkeit unbewiesen, und ihre Ergebnisse können daher nicht als gesicherte wissenschaftliche Basis für weitere Untersuchungen gelten.

In Papeete, Tahiti, trug in einem freundlichen Hause eine Tahitierin heimische Weisen vor. Es waren nicht die gewiß interessante Erscheinung dieses jungen Mädchens mit ihrer symphatischen, wenn auch kleinen Stimme, nicht der Refrain eines Liedes „Taití, Taití, Taití", die mich anzogen, sondern es war der letzte Ton jenes Liedes, der mich packte, weil er mich in demselben Augenblick nach Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern versetzte. Es war dasselbe langgedehnte é — é — é von derselben Tonhöhe, das ich so oft im Archipel von einer einzelnen Stimme oder einem Chor, allein oder vom Garamut-Wirbel begleitet, als Schlußton eines Liedes gehört hatte. Nichts konnte deutlicher sagen, als jener Ton, aus welcher Verwandtschaft ein Teil der Vorfahren jenes jungen Mädchens stammt. Es ist dasselbe lange é—é—é, das bereits Lord Pembroke und Baessler in Tahiti bemerkt haben und das sich offenbar vollkommen deckt mit dem Endton der Maori-Kriegsgesänge, der schon Sir Joseph Banks auffiel.[156])

Es ist eine Freude, daß in Deutsch-Neu-Guinea so gute Kenner der Eingeborenen, wie Gouverneur Dr. Hahl, Bezirksamtmann Boluminski und sicherlich noch andere Beamte mehr, die Tänze ihrer Schutzbefohlenen uneingeschränkt ermutigen. Es kann dies in der Tat kaum genug geschehen. Denn wo unsere Kultur notgedrungen den Eingeborenen soviel aus dem Inhalt ihres Lebens genommen, soll man das schützen und erhalten, was nach Fortfall der Kriege fast allein noch geeignet ist, sie in der Art körperlich zu erfrischen und geistig anzuregen, in der Generationen ihrer Voreltern groß geworden sind. Die Überlegungen, Vorbereitungen und Übungen zu großen Tänzen regen an und sind gesund; der Eingeborene fühlt in seiner Art, daß er neben den Miseren des Lebens noch zu etwas anderem da ist, noch Ziele vor sich hat, um die sich zu mühen er für wert hält. Moralphilosophen werden da natürlich sagen, daß das in der Tat recht bescheidene Ziele sind, und daß man besser tut, den Eingeborenen in ihrer Freizeit zu ihrer Hebung Lesen und Schreiben beizubringen und sie in die Kirche zu schicken. Aber dieses System hat leider ganz erheblich mitgeholfen, große Teile der Südsee zu entvölkern und die Überlebenden überhebend, anmaßend und faul für körperliche Arbeit zu machen, während sie körperlich gesund und bei gerechter Behandlung leicht zu behandeln, bescheiden und leidlich tätig geblieben waren, wo man sie in ihrer Art allein gelassen hatte. Im Laufe gesunder Entwicklung wird nach Generationen auch für den Melanesier der Zeitpunkt kommen, wo man ihm ohne Schaden für sich und für uns das Lese- und Rechenbuch in die Hand geben kann, für das er jetzt noch nicht reif ist.

Daß den Melanesiern Tanzen wirklich eine Erholung ist, daß sie die damit verbundene körperliche Anstrengung keineswegs schlaff macht, sondern sie im Gegenteil erfrischt, und daß sie meistens dankbar auf Anregungen in diesem Sinne eingehen, habe ich auf meinen Märschen oft erproben können. Besonders trat dies auf dem Marsch Nakudukudu—Lamassa hervor, wo auf steinigem Boden und in wüstem Regen die Träger ganz gewaltig litten und doch nahezu jeden Abend 1 bis 2 Stunden „singsing" machten.

Es soll bei dieser Gelegenheit nur noch eines Musikinstrumentes gedacht werden, der Nasenflöte. Sie ist nach meinem Gedächtnis bei den Völkern der Nordküste von West-Neu-Pommern im Gebrauch. Leider kann ich aber keine Beweise beibringen, denn ich habe weder eine Flöte mitgebracht, noch kann ich die Aufzeichnungen in meinen Papieren wiederfinden. Sie müssen zu den — zum Glück nicht zahlreichen — Notizen gehören, die mir in einem halbvollgeschriebenen Taschenbuch durch Wasser vernichtet worden sind.

Dagegen habe ich von den Admiralitäts-Inseln einige Instrumente mitgebracht und auch an zwei Stellen die Namen festgestellt. Auf Móuk (Moánus) heißt die Nasenflöte mbrŭnāū, auf Păk (Matánkor) huχ. Als ich die erste Nasenflöte in Pak erworben und mir von einem Eingeborenen etwas hatte vorspielen lassen, übergab ich sie dem mich begleitenden Kábui. Ich entsinne mich ganz genau, daß darauf Kábui und noch ein anderer Melanesier meiner Begleitung die Flöte an die Nase nahmen und ein paar Töne spielten. Ich hatte damals im Drange anderer Pflichten keine Zeit, der Sache auf der Stelle nachzugehen, nahm mir aber vor, es später zu tun. Das habe ich dann vergessen, ganz besonders wohl, weil ich mir des Problems damals nicht bewußt war. Ich bin dann mit Kábui später auf die Nasenflöte zurückgekommen und glaube mich zu erinnern, daß er mir sagte, die Barriai hätten diese Flötenart. Meine Aufzeichnungen über dieses Gespräch habe ich jedoch, wie gesagt, nicht wiederfinden können. Jedenfalls aber ist die Nasenflöte auf den Admiralitäts-Inseln bekannt.[157])

[156]) „South Sea Bubbles", p. 24; — Baessler: p. 177; — Banks' Journal: p. 247; — Hawkesworth: III, 232.

[157]) Kern in „Versl. en Meded. Koninkl. Akademie", Afd. Letterk. 3de Reeks, Deel VI, 283; — Kubary: „Ethno-

Ich erwähnte vorhin, daß die melanesische Jugend durch wetteiferndes Spiel eine große Fertigkeit im Werfen mit Steinen erlangt. Ich erwähnte ferner das Fadenspiel der Barriai „eilalala“; beide haben Beziehungen zueinander. Das bewegliche Fadenspiel zeigt uns in anschaulicher Weise, wie von rechts und links, sich gegenseitig nähernd, zwei Punkte sich in der Mitte treffen: „ein Mann und ein Weib!“ sagt der Erklärer. Nachdem diese beiden eine Zeitlang nebeneinander verweilt haben, nähert sich von der Seite, von der aus der Mann gekommen war, ein dritter Punkt. „Der Mann des Weibes!“ sagt der Fadenspieler. In demselben Augenblick macht sich auch schon das Weib nach der entgegengesetzten Richtung aus dem Staube, während der Liebhaber dem erzürnten Ehemann zum Duell entgegeneilt. Das ist eine Szene aus der Wirklichkeit, wie sie früher selten, jetzt aber, nach dem Kontakt mit unserer Zivilisation, häufiger vorkommen soll. Wenn nämlich ein Barriai einen anderen bei unerlaubtem Umgang mit seiner Ehefrau ertappt, dann fordert er den Beleidiger zu einem Duell mit Steinen heraus: nam taparau! ruft er ihm zu, „komm als Feind“, oder, wie wir sagen würden, „ich fordere Dich!“ Der nun folgende Zweikampf mit Steinen aus der Hand ist fast immer unblutig, da ein jeder den sicheren und an sich gefährlichen Würfen des Gegners geschickt auszuweichen versteht. Wenn dieses Werfen und Ausweichen durch Biegungen und Sprünge eine Zeitlang gedauert hat, glaubt man die Ehre des Beleidigten wiederhergestellt, und dieser Teil der Angelegenheit ist hiermit ohne weitere Folgen erledigt. Der Ehemann schreitet nunmehr zum zweiten Akt; er holt das nichts Gutes ahnende Weib aus seinem Versteck hervor und verabfolgt der ungetreuen Gattin eine gründliche Tracht Prügel, der sie in diesem Falle nicht durch Seitensprünge ausweichen kann, wie vorher ihr Mitschuldiger. Nachdem auf diese Weise auch ihre Ehre wiederhergestellt ist, hat das Familiendrama ohne weiteres Nachspiel seinen Abschluß gefunden.

Das Austragen innerer oder häuslicher Streitigkeiten in einer milden Duellform, durch Steine oder mit den Fäusten, ist auch sonst polynesisch, ebenso wie man dieselbe Sitte in Amerika bei den Stämmen von California und der Wildnisse des Gran Chaco gefunden hat.[158])

Gefechtsspiele sind bei der Kilenge- und Barriai-Jugend sehr beliebt; ganze Dorfschaften, so Kairi gegen Kumartangtang, rücken gegeneinander zu einem Scheinfeldzuge aus. Die Waffen sind mit der Hand geworfene Steine und mit der Schleuder geworfene Baumfrüchte. Die Barriai verwenden hierzu die Früchte einer wilden Citrus-Art, napaúa oder, wie ich glaube, Morinda citrifolia, oder aber der Cerbera lactaria, maremare. Werden sie erhitzt und geraten sie in Erbitterung, haben sie gegeneinander einen geheimen, tiefer sitzenden Groll, so äußert sich dies in Steinen, die anstatt der weicheren Früchte ihren Schleudern entfliegen. Aber auch jene Früchte sind nach den mir gemachten Angaben zuweilen gar nicht so harmlos. Solche Kriegsspiele und Scheingefechte hat man überall in Neu-Guinea und auf dem Archipel, wo ich mich danach erkundigt habe; sie sind überhaupt allgemein malaio-polynesisch.[159])

Die Angriffswaffen der Barriai sind Speer, Schleuder und Holzkeule; sie haben nicht Wurfbrett, Stein- oder Wurfkeulen, nicht den Dolch. Bei den Kilenge ist der von Neu-Guinea herübergebrachte Bogen noch in geringem Umfange Kriegswaffe; sonst sind bei ihnen und bei den Barriai Bogen und Blasrohr mehr Spielzeug als Jagdwaffen. Zur Verteidigung dienen Schild, Palisaden und Wolfsgruben.

Der Speer, die Hauptwaffe der Melanesier, ist das erste Kulturgut der Barriai, das linguistisch bis in das Ursprungsland ihrer großen Wanderung in die Südsee verfolgt werden kann. Das Wort ĩrọ oder ĩrŏ der Barriai finden wir auf Buru, Molukken, in enhéro (Hendricks, p. 141) oder ehnero (Wilken: „Boeroe“, p. 34), oder nero (Wallace, p. 627) wieder. In den Philippinen-Sprachen habe ich kein Wort mit hiro-Anklang feststellen können, aber auf dem Wege zwischen Molukken und Neu-Pommern, und dann weiter hinaus nach Osten finden wir das gleiche Wort, wenn auch sehr oft stark verstümmelt, so häufig, daß der

graphische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels“ (Leiden 1895), p. 61; — Eckardt: „Der Archipel der Neu-Hebriden“, p. 69; — Gardiner: loc. cit. p. 487; — Percy Smith: „Hawaiki“, p. 269; — Williams: „Missionary Enterprises“, p. 230; — Turner: „Samoa“, p. 305; sie heißt auf Niué, wie ich festgestellt habe, kofe, was wohl mit Maori koauau verwandt ist; — Caillot: p. 45; — Meine übrigen Aufzeichnungen sind bereits von Foy: „Ethnologica“, I, 239ff. und von dem bei ihm citierten Andree benutzt; möglich, daß auch andere meiner Angaben in seinen, mir im Augenblick nicht zugänglichen Quellen verarbeitet worden sind, so auch „Lettres sur les Iles Marquises“, p. 187—188.

[158]) Hawkesworth: III, 127; — Turner: „Samoa“, p. 46; — „Rovings“, I, 130; — Powers: „Tribes of California“ (Washington 1877), p. 21—22; — „Revista Trimensal“ (Rio de Janeiro 1839), I, 28—29.

[159]) Siehe auch Powell: p. 182; — Brown: „Melanesians“, p. 51; — de Clercq: „Bijdragen tot de Kennis der Residentie Ternate“ (Leiden 1890), p. 269II, 315II; — de Clercq in „De Indische Gids“, Jaarg. XI, Deel II, p. 1344II (Leiden 1889).

hiro-Speer noch vor dem tao-Speer der Polynesier und dem sak von Buka als der linguistisch am besten belegte Speer der Südsee gelten kann.

Wir haben zunächst von Barriai nach Westen die folgenden Formen:

Rook: iss (Schellong, p. 121); izi, izi (Dempwolff, p. 216 ff.); Siassi: is, iz (Dempwolff); Tami: īss (Schellong); it (Bamler, p. 222); Mănąm: io (Werner, p. 112.)

Während wir in Kobe genau wie in Barriai įrŏ haben, heißt der Speer im benachbarten Kilenge nă͡ yǫ, nă yǫ (nă ist Artikel), eine Form, die natürlich mit io übereinstimmt und ihrerseits das Glied einer Reihe ist, die sich mit der vorigen trifft. Wir haben folgende Punkte, von Osten nach Westen: Gragĕt: yū (Friederici); Sărăn, Siar: yu (Dempwolff); Kaip; yū (Fr.); Yúŏ: yįų (Fr.); Muschu: vī (Fr.) Keule (Le Maire-I.): yū (Fr.); Wogéo (ebenda): yīvŏ, auch įvų (Fr.); Yakomŭl: yąū (Fr.); Paup: yāū (Fr.); Síssano: yāīm (Fr.). Während es sich in Paup und Yakomúl um eingeführtes Gut aus Táră̆vāī, Yūŏ und ähnlichen Plätzen handelt, und in Síssano die ebenfalls aus diesen Gegenden erhandelten Speere nur noch ganz sporadisch vorkommen, ist es weiter nach Westen zu, von Sēr bis zur Humboldt-Bai, überhaupt mit Speeren vorbei: ich habe auf dieser ganzen Strecke auch nicht einen Speer gesehen, um den Namen feststellen zu können. Das ganze, allerdings wohl nur schmale Gebiet von Sŭĕn-Ulāū im Osten bis zur Humboldt-Bai, und weiter nach Westen in die mir unbekannten Gegenden ist in der Tat ein großes zusammenhängendes Gebiet der Herrschaft des Bogens.

Gehen wir nun von West-Neu-Pommern nach Osten, so finden wir in den Formen der Admiralitäts-Inseln: báilǫ, pútįdĕn bāīlǫ, kįkīrĭn bāīlǫ (Pălŭăn; Usíai), in bę̄lŏ (Lǭŭ) und bęlįų (Păk; beide Matánkor) (Friederici), offenbar Verwandte des iro der Barriai- und Kobe-Leute. Ob das bĕlį̄ (Fr.) der Insel Nissan hierhin gehört, lasse ich dahin gestellt sein. Dagegen ist das bą̆lāū der St. Matthias nach Süden vorgelagerten Koralleninseln (Fr.) zweifellos ein nächster Verwandter von bailo. Zu beachten ist, daß das ndyą̆rŏ oder ndįąrǫ der Witu-Inseln und das ă͡ ṅgątă der Nakanāī wider Erwarten aus dieser Reihe herausfallen: es ist aber immerhin möglich, daß ich hier eine besondere Speerart anstatt des generellen „Speer" aufgeschrieben habe. Dagegen irre ich wohl kaum, wenn ich eine östliche Fortsetzung des iro der Barriai in dem here, Vogelspeer, der Maori (Tregear, p. 63[1]), in hele, Messer, von Tonga („Dictionnaire Toga", p. 133[1]; Mariner: II. voc.), im ihi, Wurfspeer der Tuamotus (Ellis: „Researches", II, 498) und im ihe, dem Wurfspeer von Hawaii (Ellis: „Tour", p. 141) sehe. Gehen wir nun von West-Neu-Pommern nach dem Festlande von Neu-Guinea, so haben wir in Jabim das Wort kim (Vetter, in „Zeitschr. f. afr. u. ocean. Spr.", II, 220 ff.) und dann weiter im Südosten bei den Motu wieder io (Lawes: p. 107[1]). Schließlich haben wir auf der Neu-Mecklenburg-Seite von Melanesien noch die folgenden Bezeichnungen für Speer:

Tatāū (Tabar-Inseln) mį͡ ĕnŏ (Fr.), dies heißt auch gleichzeitig Fischspeer. Kōwămĕrąră (Tabar-Inseln) mį͡ inŏ (Fr.)

Emįrāū (Sturm-Insel) nįų (Fr.). Es mag bemerkt sein, daß ęnŭm (Fr.), Speer, in der Sprache von Mắṅgŭt an der Mündung des Augusta-Flusses mit den drei vorstehenden Formen wohl nichts zu tun hat; es handelt sich hier um eine Papua-Sprache.

Wir haben aber ferner:

Lihir: ă yŭ (Fr.); Pŭt (Tanga-Inseln): ă‿yų́; Bę̄lĭk, N. M.: ă zį̄ĕ (Fr.); Ndai (Gower-Insel, Br. Salomonen), įŏ, Pfeil (Fr.) und endlich in Sesake, Neu-Hebriden: io (Codrington: „Languages", p. 50, 91).

Es fehlt mir die Kenntnis vieler Lautgesetze und es fehlt mir das Stück zwischen Molukken und Sissano, Neu-Guinea; aber abzüglich allen Zukurzkommens und angesichts unserer lückenhaften Kenntnis wird man mir zugeben, daß dieser hiro-Speer in der einen oder anderen Form über die ganze Südsee verfolgt ist. Daß die Barriai- und Kobe-Leute die Heimatsform, enhero = iro, am besten bewahrt haben, zeigt in Verbindung mit später zu erwähnenden linguistischen Erscheinungen, daß sie die Reise ohne wesentlichen Zwischenaufenthalt direkt gemacht haben.

Die linguistische Buka-Form des Speeres, die ich als săk von Tisasí, Mitten-Buka, als sắkă von Hămătănä und als šăk oder săk von Pŏrŏrą̆n kenne, hat Dempwolff als šăkō für Luf festgestellt. Über das allgemein polynesische Wort tao, Speer, wäre nur so viel zu bemerken, daß es mir in keiner Form in Melanesien, in West-Mikronesien oder westlich hiervon entgegengetreten ist. Man müßte denn ebendieses sako = tao setzen; denn k fällt in den polynesischen Dialekten häufig aus, und s und t sind in den M. P.-Sprachen nicht selten ganz nahverwandte Laute. Ich bin der Auffassung, daß diese Gleichung gerechtfertigt ist. Sonst habe ich unter einer beträchtlichen Zahl von Speernamen keinen einzigen weiter gefunden, der sich über beschränkte Lokalgrenzen hinaus verfolgen ließe.

Da im übrigen über Südsee-Speere bereits ganz außerordentlich viel veröffentlicht worden ist, soll an dieser Stelle nur eine Erwägung Raum finden.

An ihrer Sprache, Physis und Kultur ist nachgewiesen, daß die Baining in Ost-Neu-Pommern die ältesten und am wenigsten vermischten uns bekannten Bewohner dieses Teils von Melanesien sind. Man liest durchweg, daß diese Baining eine Sorte langer Speere haben, die sie schleudern. Das mag in großen Zügen auch richtig sein, aber der Ethnologe kann sich unmöglich dabei beruhigen. Zunächst trifft man nämlich unter ihnen eine Sorte mittellanger, ganz roher Speere, die eigentlich nicht viel mehr sind, als zugespitzte lange Stöcke. Sie sind vollständig übereinstimmend mit den neun rohen, krummen, an den Spitzen etwas im Feuer gehärteten Speeren, die, von Merauke stammend, unter Nr. 10472 im Museum der „Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen" zu Weltevreden bewahrt werden. Beide Sorten aber, diese Baining- und Merauke-Speere, müssen den langen Stangen geglichen haben, die die Mangareva-Leute, also Polynesier, zerbrachen und unter sich als Hälften verteilen, um mit ihnen auf Beecheys Leute einen Angriff zu machen.[160]) Außer diesen rohen Speeren besitzen die Baining nun aber noch sorgsam aus Palmenholz gearbeitete Waffen, die man nicht mehr Speere nennen kann. Sie sind im Gegensatz zu den früheren sehr ebenmäßig hergestellt und gut poliert; sie sind zum Teil von einer Länge — über 4 m —, daß es mir unmöglich war, solche riesigen Stücke durch die Wildnis mitzuschleppen. Immerhin hat aber das Königliche Museum in Berlin einige recht lange Exemplare erhalten. Ich hatte mich immer gewundert, daß diese langen Waffen, wie die Beschreibungen sagen, von den Baining als Wurfspeere benutzt werden sollen. Jetzt sah ich, daß dies allerdings keineswegs durchweg der Fall ist. Die langen Stücke sind Lanzen, keine Speere. Zwar haben sie sich, wie das sich verjüngende Ende zeigt, aus dem Wurfspeer entwickelt, aber diese Verjüngung ist lange nicht so stark, wie z. B. beim Buka- und Bougainville-Speer, der nie eine Lanze genannt werden kann. Der Durchmesser beträgt am Ende durchschnittlich 1½ cm, so daß die Waffe vollkommen steif und als Lanze zu benutzen ist. Hiervon habe ich mich an Ort und Stelle überzeugt. Im Palisadendorf Púluga (s. Skizze S. 84) befanden sich auf den beiden Auftritten oder Bastionen über den Toren zu deren Verteidigung je ein Vorrat von 50 bis 100 Schleudersteinen, einige von den zuerst erwähnten rohen Speeren und je 12 lange Spieße; dazu je ein paar flache Steine als ein Feuerherd und Feuerholz. Außerdem führt noch ein jeder Krieger eine lange Lanze mit sich, um nach Verschießen der Fernmunition den heranrückenden Feind von den Bastionen herab oder durch die Spalten des Palisadenzauns hindurch mit diesen langen Lanzen zu empfangen. Die Entwicklung geht, wie gesagt, vom Speer aus, und wo der Speer aufhört und die Lanze anfängt, wird in vielen Einzelfällen schwer zu sagen sein; diese sehr einfachen Waffen sind eben derart, daß man einen Speer auch zum Stechen gebrauchen kann und eine nicht allzulange und schwere Lanze zur Not auch zum Schleudern. Dieser Entwicklung der Dinge in Baining entspricht nun eine sehr ähnliche unter einem ganz anderen Volk auf den Inseln Polynesiens. Es ist für den Gang dieser Untersuchung nicht von unerläßlicher Wichtigkeit zu wissen, ob die Polynesier ihre lange Lanze aus ihrer Heimat im Westen mitgebracht haben oder ob sie sich erst in ihren neuen Wohnsitzen aus dem Speer zur Lanze entwickelt hat. Weder die Genealogien, noch die Quellen, noch die Sprache geben darüber eine abschließende Auskunft, obwohl einige Worte, wie tao und matia, hier Speer, dort Lanze bezeichnen. Dies läßt wohl auf eine Entwicklung an sich schließen, aber nicht auf die Zeit. Sicher erscheint aber, daß die polynesischen Lanzen ihre zum Teil außerordentlichen Längen unter dem Einfluß der neuen Verhältnisse erhalten haben. Die mitgebrachten Speere oder Lanzen bewährten sich nicht nur hier, sondern sie zeigten sich auch entwicklungsfähig, während andere Waffen sich nicht anzupassen vermochten und zurückgingen.

Diese langen Lanzen, die für die Tuamotu-Gruppe so charakteristisch sind, daß keiner der älteren Reisenden unterläßt, sie zu erwähnen, und Bougainville eine kleine Gruppe nach ihnen benannte, erreichen hier und am entgegengesetzten polynesischen Flügel, unter den Maori von Neu-Seeland, ihre größte Länge. Lanzen von doppelter Körperlänge, wie ich sie jetzt in dieser degenerierten Zeit froh sein mußte, überhaupt noch auf den Tuamotus zu sehen und als meine längsten Stücke zu notieren, werden nur einmal, von Banks, genannt. Alle anderen waren länger. So nennen Reinhold Forster 4,3 m, Lesson 4,8 m, Byron 4,85 m, Quiros 6,3 m und Beechey 6 bis 7½ m als Längenzahlen für Tuamotu- und Mangareva-Lanzen. Cook gibt 6 m für Tahiti- und Rurutu-Lanzen an.[161]) Es ist diesen Zahlen

[160]) Beechey: I, 156.

[161]) Zaragoza: I, 249, 256; II, 94; — „Voyages of Quiros", II, 422; — Zaragoza in „Boletín Soc. Geográf. Madrid" (1878), IV, 14; — Burney: II, 381; — Roggeveen: p. 170; — Hawkesworth: I, 97, 99, 185, 186; II, 185; III, 57, 79, 81, 83; — „Banks' Journal", p. 69; — Bougainville: II, 10.

gegenüber angebracht auf die Längen der makedonischen Stoßlanze (σάρισσα) hinzuweisen, die von den Kriegsschriftstellern des Altertums mit 6,21 m bzw. 7,10 m angegeben werden. Diese Länge und dadurch bedingte Schwere schienen früher den Philologen so groß zu sein, daß Rüstow und Köchly vorgeschlagen haben, „Fuß" für „Elle" einzusetzen, um so die ihnen unmöglich scheinenden Längen beträchtlich herabzusetzen. Jetzt hat man aber eingesehen, daß diese willkürliche Reduktion irrig war.[162]) Auch die Längen der Südsee-Lanzen hat man im allgemeinen keinen Grund anzuzweifeln; denn wenn auch einige Zahlen nur geschätzt sind, so sind doch andere geprüft und gemessen worden. Das gilt auch von den Lanzen der Maori von Neu-Seeland, die auf 7 m Länge angegeben werden. Wie nun die Sarissa der makedonischen Phalanx und die 5,85 m langen Piken von Machiavelli und Montecucculi ihre kriegsgeschichtliche Entwicklung und ihren bestimmten Zweck hatten, so auch die Südsee-Lanzen. Gleichwie in Baining werden in Neu-Seeland die durch Cooks erste Reise so bekannt gewordenen Palisaden-Befestigungen, die pa, Veranlassung gewesen sein, die Lanzen derartig auswachsen zu lassen. Diese pa durchzogen das ganze Land und sind geradezu charakteristisch für die damalige Kriegführung der Maori. Auf den ostpolynesischen Inseln hingegen, ganz besonders in den Tuamotu- und Austral-Gruppen hat ganz zweifellos die durch die Brandung dem Verteidiger diktierte Taktik diesen langen Lanzentyp entwickelt. Bei Roggeveen und Wilken erhalten wir eine Probe davon, wie es Leuten ergehen würde, die gegen den Willen der Eingeborenen auf einer dieser von Brandung umtobten Inseln landen wollten, hinter der ein paar mit Schleudern und langen Lanzen bewaffnete Polynesier stehen. Nicht eine dieser Inseln hätten die Mitglieder der „Natuna"-Expedition unter solchen Umständen betreten können, die immer schon froh sein mußten, mit Hilfe der Eingeborenen leidlich trocken, ohne Verluste und mit heiler Haut davonzukommen. Oft, wenn wir im Landungsboot saßen, um gegen eine solche brandungsumtobte Küste anzufahren, habe ich mir überlegt, wie wohl der Führer einer primitiv bewaffneten Flottille es anzulegen habe, um die Landung auf einer solchen Insel zu erzwingen. Es kann in der Tat nur einer sehr überlegenen Macht gelingen, die in der Lage ist, den Gegner zu überflügeln, oder die gesamte Streitmacht der Verteidiger an einer oder zwei Stellen zu beschäftigen, während sie an einer dritten ungehindert landet. Ein Sturm durch eine Brandung gegen eine Küste, die durch Schleuderschützen und Lanzenträger verteidigt wird, ist zweifellos schwieriger als ein Sturm auf eine hochgelegene Befestigung oder auf einen Engpaß. Denn zunächst fehlen einer angreifenden Flottille alle Fernwaffen, um den Verteidiger vor dem folgenden Sturm niederzukämpfen oder doch wenigstens mürbe zu machen. Speere reichen nicht weit genug, zumal sie vom Kanu aus ungünstig zu schleudern sind. Pfeile und Wurfbrettspeere flattern und segeln in der Seebrise umher — wie ich das selbst gesehen habe — als harmlose Rohre, die höchstens durch ihre Menge ein Weib erschrecken könnten; die einzige wirksame Fernwaffe unter solchen Umständen, die Schleuder, ist in ihrer Verwendung vom Kanu aus sehr beschränkt; denn der Schleuderer braucht viel Ellenbogenfreiheit, die selbst die Plattform eines großen Doppelboots wegen ihres beschränkten Raumes und ihrer Aufbauten nur in ganz bescheidenem Maße gewähren kann. Während die angreifenden Boote also selbst nur schwach durch Fernfeuer wirken können, sind sie schutzlos dem Hagel schwerer Geschosse ausgesetzt, den die Verteidiger von einer freien Küste mit einem unerschöpflichen Munitionslager zu ihren Füßen auf sie niedersausen lassen. Diese Schleudern sind auch das schwere Geschütz der Wildnis, deren Geschosse die dünnen Wände der angreifenden Boote beschädigen oder zertrümmern. Wenn es den Angreifern nun doch gelingen sollte, vorzudringen, dann kommen sie in die Brandung und unter die Wirkung der langen Lanzen. Zwar verschwindet jetzt vor dem Eintritt in diese gefährlichste Zone ein Teil der Bemannung eines Doppelkanus unter die Brücke, in den schmalen Raum zwischen den beiden Fahrzeugen. Hier sind sie gegen die Schleudergeschosse geschützt und hier befinden sich an den Querbalken Schlingen, in denen sie sich halten und, bald über dem Wasser, bald darunter, so lange ausharren müssen, bis das auf- und niederfliegende, aber langsam näher kommende Gefährt ihnen dann und

11; — „Johann Reinhold Forster's Reise um die Welt", II, 286, 291 (Berlin 1784); — Wilson: „A Missionary Voyage to the Southern Pacific Ocean etc. in the Ship Duff" (London 1799), p. 115; — Beechey: I, 143, 146, 158, 195—196, 208; Dumont d'Urville: „Pole Sud", III, 431—432; — Lesson: I, 232; — Nicholas: I, 133, 341; II, 109; — Ellis: „Polynesian Researches", I, 365; II, 496, 498; — Moerenhout: I, 111; — „Rovings", I, 249, 252; — Wilkes: I, 312—315, 320, 324; — „Lettres sur les Iles Marquises", p. 105, und andere Stellen mehr.

[162]) Rüstow und Köchly: „Geschichte des griechischen Kriegswesens" (Aarau 1852), p. 238—240, Anm. 17; — Köchly und Rüstow: „Griechische Kriegsschriftsteller" (Leipzig 1853—1855), II, 1, 323; — Steinwender: „Die Sarisse und ihre gefechtsmäßige Führung", Progr. (Danzig 1909), p. 3 ff.

wann gestattet, mit den Füßen Grund zu fassen und zu helfen, das Boot vorwärts zu bringen. Da setzen nun aber die langen Lanzen ihrer Gegner ein, die diese absolut wehrlosen Leute aufspießen, sowie sie nahe genug in ihr Bereich gekommen sind. Wer aber seinen Halt aufgibt, den langen Lanzen entgeht und versucht, schwimmend die Küste zu stürmen, der wird matt und wehrlos nach dem Ringen in der Brandung von der dritten Waffe der Verteidiger, der Keule, erschlagen. Niemand, der einmal durch eine Südsee-Brandung gefahren ist, den Strand eines Atolls kennt und ein Ausleger- oder Doppelboot gesehen hat, wird die Richtigkeit dieser Erwägungen auch nur in einem Punkte bemängeln. Vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, gibt es in der Tat keine primitiven Waffen, die geeigneter zur Verteidigung einer solchen Insel sein könnten, als Schleuder, lange Lanze und Keule.

Während hiermit die genetische Seite der langen Lanzen ganz verschiedenartiger Südseevölker berührt ist, geben Ausschmückung, hellebardenartige Verbreiterung der Spitze, Armierung mit Knochenspitzen, Schwanzstachel des Rochens und ähnlichem Material kulturhistorische Winke; es kann darauf hier nicht näher eingegangen werden.

Nicht überall scheint man bis vor kurzem gewürdigt zu haben, welche große Rolle die Schleuder in der Südsee gespielt hat.[163]) Es kommt dies wohl daher, weil es nicht so ganz einfach ist, von dieser Waffe, die man heute noch im weniger bekannten Melanesien sehen kann, die aber im übrigen überall zuerst vor der ihr so überlegenen Schleuder mit Pulver und Blei die Flagge gestrichen hat, die alten kulturhistorischen Grenzen wiederherzustellen.

Die Schleuder ist im Westen unseres Gebiets nachzuweisen auf Madagaskar, Sumatra, Java, Madura, als Kinderspielzeug auf Borneo und als Stockschleuder auf Halmaheira. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, durchgehende sprachliche Beziehungen zu dem Hauptgebiet der Schleuder unter den Malaio-Polynesern im Osten zu finden. Zwar ist das tali fanorah in Madagaskar interessant, weil es das Wort für Bogen und Schießen, fana, erhält; auch zweifele ich nicht, daß das malaiische ali-ali zu dem a und avi von Wuvulu und Aua, und zu den gleich zu nennenden lo-Formen der Tabar-Inseln und Neu-Mecklenburgs in derselben unmittelbaren sprachlichen und ethnologischen Beziehung steht, wie Tagalog: lambaroc zu Neu-Hannover: băräk. Auch mag das malaiische něngali-ali, schleudern, dem gáningáning von Bogadjim, Neu-Guinea, nahe stehen. Aber auf einem völlig sicheren Boden bewegen wir uns nicht, solange wir nicht die Lautgesetze jener Sprachen besser kennen oder Zwischenglieder gefunden haben. Immerhin aber halte ich ali-ali wenigstens und lambaroc für bewiesen; denn die Tabar- und Neu-Hannover-Dialekte stecken auch sonst voll von indonesischen Elementen (siehe z. T. im linguistischen Beitrag).[164])

Magalhães war das erste Opfer geschleuderter Steine innerhalb des malaio-polynesischen Gebiets; ob aber die Steine mit der Hand geworfen oder mit einem Instrument geschleudert waren, geht hier aus den Berichten ebenso wenig klar hervor, wie in manchen anderen Fällen, die noch Erwähnung finden werden. Aber es ist nicht nur sicher, daß die Tagalen und Bikols die Schleuder hatten, sondern wir finden unter dem Wortschatz der ersteren auch das Wort pamaca für Schleuder, das die Verbindung mit der melanesischen und polynesischen Schleuder herstellt. Andere Ausdrücke für Schleuder sind im Tagalog: lambanog oder lambaroc; im Bikol: bagot.[165])

In Mikronesien ist die Schleuder auf allen Inselgruppen vertreten gewesen, auf den Marianen, Palau-Inseln, West- und Ost-Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln. Wie überall ging ganz naturgemäß auch hier die Verwendung von Handsteinen nebenher. Auf der zerstreuten Karolinen-Gruppe ist die Schleuder im besonderen nachgewiesen auf Yap, Oleai, Satawal, Ruk, Mortlock-Gruppe und Ponape; es gab hier mindestens zwei Sorten, die „total verschieden" voneinander waren; das Material zur Herstellung der einen lieferte die Kokospalme, für die andere der Brotfruchtbaum; Desgraz sagt, daß die eine Art der Marquesas-Schleuder ähnlich sei. Unter den mir bekannten

[163]) Man vergleiche nur, welche gewaltige Änderung ein diesbezüglicher Satz im populären „Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum" innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren erfahren hat. 1. Aufl. (1906), p. 65, 3. Aufl. (1910), p. 78.

[164]) Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Philologie, II, 216; — Museum zu Weltevreden, Nr. 476; geflochtene Steinschleuder mit Schleuderstein aus Korintji, Sumatra; — Klinkert: „Nieuw Nederlandsch-Maleisch Woordenboek", 2de druk (Leiden 1901), p. 663; — Coolsma: „Soedaneesch-Hollandsch Woordenboek" (Leiden, s. D.), p. 29; — Kiliaan: „Madureesch-Nederlandsch Woordenboek" (Leiden 1904—1905), I, 442 II; — Nieuwenhuis: „In Centraal-Borneo", cit. in „Encycl. v. Nederl. Indië", articl. „Spelen", p. 54 II; — Hueting: „Tobèloreesch-Hollandsch Woordenboek" ('s-Gravenhage 1908), p. 195; — Hambruch: „Wuvulu und Aua" (Hamburg 1908), p. 49; — Hagen: „Unter den Papua's" (Wiesbaden 1899), p. 178, 239, 295.

[165]) Pigafetta in „Ramusio", I, fol 361, C., D.; — Navarrete: „Coleccion de los Viages y Descubrimientos, etc." (Madrid 1837), IV, 62; — Herrera: „Historia General", Déc. III, p. 6—7; — Noceda y Sanlucar: „Vocabulario", p. 169 I, 232 I; — Márcos de Lisboa: „Vocabulario", p. 41 I; de Morga: p. 51.

mikronesischen Bezeichnungen für Schleuder ist auch nicht eine, die zu dem melano-polynesischen maka oder einem anderen melanesischen Wort linguistisch in Beziehung zu bringen ist. Die Schleuder ist offenbar nicht über Mikronesien nach Melanesien und Polynesien gekommen. Dagegen gibt, ähnlich wie bei Madagaskar bemerkt, das Gilbert-Wort bắna, Schleuder, das allgemein malaio-polynesische Wort panah, d. i. Schießen, Bogen, Pfeil, wieder.[166]) Wenn wir uns nach Melanesien wenden, so sind die schon genannten Inseln Wuvulu und Aua die einzigen nach Westen ausliegenden Inseln, die nach meiner Kenntnis die Schleuder besaßen, und, von Westen kommend, ist die Gegend von Graget-Siar die erste auf dem Festlande von Neu-Guinea, in der ich die Schleuder antraf. Sie heißt in Graget pä‿tänį, zusammengesetzt aus pa, Stein, und tani, werfen, schleudern. Weiter ist dann die Schleuder aus Bongu und Bogadjim belegt, aber überall, wie es scheint, nicht als Kriegswaffe hier. Wir finden sie ferner bei den Kei-Stämmen.[167]) Damit sind wir an der Grenze von Neu-Pommern angelangt, das, abgesehen von den unerforschten Gebieten Neu-Guineas, heute das größte zusammenhängende Verbreitungsgebiet der Schleuder in der Südsee darstellt. Ich selbst habe sie hier bei den Kilenge, Barriai, Kobe, Nakanai, Tumuip, Baining, bei den Küstenbewohnern der Gazelle-Halbinsel und auf den Lieblichen Inseln gesehen; ihr Vorhandensein bei den Longa und Walupai im Innern von Neu-Pommern und auf den Witu-Inseln habe ich durch Erfragen festgestellt. Die Schleuder ist ferner belegt von der Gegend der Willaumez-Halbinsel, von den Gebieten der Jacquinot-Bai und Henry Reid-Bucht und dürfte auch an den übrigen Stellen Neu-Pommerns vorhanden sein, die noch wenig bekannt sind. Der Form nach gibt es auch hier mindestens zwei Sorten, und linguistisch tritt uns hier zum ersten Male seit den Philippinen das malaio-polynesische Wort für Schleuder entgegen. So heißt die Schleuder bei den Barriai: tắmăgălę̆; auf den Witu-Inseln: tămắṅgă. Es ist kein Zweifel, daß das allgemein polynesische mắkă darin steckt. Es ist schon darauf hingewiesen worden und ferner zu beachten: eine erhebliche Zahl linguistischer und ethnologischer Elemente weist darauf hin, daß die Völker der Nordküste von West-Neu-Pommern einst in der Gegend der Philippinen-Nordost-Celebes—Buru, gesessen haben oder wenigstens mit Völkern nahe verwandt sind, die dort einst wohnten; und sie weisen ferner darauf hin, daß die Wanderung in südöstlicher Richtung im wesentlichen in einem Zuge, einem Absatz, vor sich ging.[168]) Es mag bemerkt sein, daß die To-Leute, die Sulka, Mengen, Baining, Tumuip, absolut andere Namen für Schleuder haben.

Jeder feldmarschmäßig gegen den Feind ziehende Barriai-Krieger trägt bis zu 10 Speere auf der linken Schulter, einen in der rechten Hand. Um den Hals gehängt ist seine Schleuder; über der linken Schulter hängt sein kurzhenkeliges kắrę, Munitionskörbchen mit Schleudersteinen, so, daß es sich dicht unter der Achselhöhle befindet. Diese Trageform ist auch sonst häufig im Archipel zu finden.

Die Trageweise der Schleuder um den Hals gehängt, steht im Gegensatz zur Trageweise der Stämme von Ost-Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Karolinen, welche ihre Schleudern um die Stirn gebunden tragen. Jene Trageweise führt uns zur nördlichen Seite des Südosthorns von Neu-Guinea, wo die Schleuder auch um den Hals getragen wird, was zu beachten ist. Denn außer den bereits bei Behandlung von Nasenflöte und Speer angedeuteten Verhältnissen werden wir noch häufig Beziehungen zwischen diesem Teil von Neu-Guinea und West-Neu-Pommern finden. Die Teile des Wanderzuges, die nach dem Herabstreichen an der Nordküste von

166) Herrera: Déc. III, p. 4; — Navarrete: V, 49, 125; — Retana: „Archivo“, V. 26; — Oviedo y Valdés: II, 61 II; — Kubary: „Ethnogr. Beiträge“, p. 156; — Herrera: Déc. IV, p. 47 II; — „Colección Doc. Inédit.“, V, 90; — „Lettres Édifiantes et Curieuses“ (Lyon 1819), VIII, 426, 427; — Dumont d'Urville: „L'Astrolabe“, Philologie, II, 185; Derselbe: „Pole Sud“ V, 315; — Schmeltz und Krause: „Die Ethnographisch-Anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy“ (Hamburg 1881), p. XXXIX, 322, 371; — A. Hahl in „Mitt. Semin. Orient. Sprachen“ (Berlin 1904), VII, 9; — Chamisso: IV, 178, 209; — Erdland: „Marshall-Sprache“, p. 92; — Bingham: „A Gilbertese-English Dictionary“ (Boston, Mass. 1908), p. 61 I.

167) Hanke: „Bongu-Sprache“, p. 238; — Zöller: „Deutsch Neuguinea“ (1891), p. 12. — Im k. k. Hofmuseum zu Wien befinden sich drei Schleudern aus der Gegend von Kap Cretin von zwei verschiedenen Formen.

168) „Globus“ (1900), LXXVIII, 312; — Rascher: „Baining (Neu-Pommern) Land und Leute“ (Münster i. W. 1909), p. 308, 317, 318. — Das aus den Schriften und dem literarischen Nachlaß von P. Rascher bestehende Buch verlangt kritische Benutzung; denn in einem Umfang, wie es in Büchern mit wissenschaftlichen Ansprüchen nicht häufig der Fall ist, tritt uns auf Schritt und Tritt durch das ganze Buch hindurch die offenbar anerzogene Unfähigkeit des Verfassers entgegen, über eine gewisse Grenze hinaus unbefangen und voraussetzungslos zu urteilen. — Brown: „Autobiography“, p. 236—237; — Schmeltz und Krause: p. 60; — Parkinson: „Im Bismarck-Archipel“, p. 125—126 (Leipzig 1887); — Derselbe: „Dreißig Jahre“, p. 128; — Powell: p. 81, 104, 131, 162, 163; — Schnee: p. 233, 242; — Brown: „Melanesians“, p. 185; — Costantini: „Theoretisch-praktischer Lehrgang der Neu-Pommerschen Sprache“ (Berlin 1907), p. 174, 211; — H. Müller im „Anthropos“ (1907), II, 245.

Neu-Guinea nicht in die durch Neu-Pommern von Kap Lambert an gebildete Sackgasse eingelaufen sind, gingen nämlich wahrscheinlich durch die Dampier-Straße nach Süd-Neu-Pommern und durch die Vitiaz-Straße nach Ost-Neu-Guinea.[169])

Die Schleuder des Ostteils des Archipels ist oft behandelt worden. Der Kern dieses Gebiets liegt in den Baining-Bergen, wo ich mehr im Innern eigentlich keinen Mann ohne seine Schleuder um die Stirn sah. Von hier greift die Schleuder noch mit großer Intensität über den St. Georgs-Kanal nach Süd-Neu-Mecklenburg hinüber, um dann nach dem Norden dieser Insel zu ganz erheblich abzuflauen. Hier im Norden gibt es große Teile, in denen man die Schleuder nie gesehen hat, sondern ihre einstige Anwesenheit aus archäologischen Funden hat erschließen müssen. Immerhin konnte ich jedoch auf den Tabar-Inseln, besonders auf Simberi, Schleuderschützen von einer Treffsicherheit und Gewalt des Wurfs beobachten, wie sie oft die Bewunderung früherer Reisender erregt haben. Man nahm bisher allgemein an, daß Neu-Hannover, St. Matthias, Emirau, Tench und die Admiralitäts-Gruppe immer von der Schleuder frei gewesen seien. Dieser Punkt soll nachher noch berührt werden.[170])

Es soll nun betreffend Neu-Mecklenburgs auf die linguistische Seite der Frage kurz eingegangen werden. Wie eigentlich bei jeder Gelegenheit, so muß ich auch hier bedauern, daß mein Material so lückenhaft ist. Bei dem ewigen Kummer dieser Reise, der Kürze der Zeit, war eben nur wenig zu machen, und leider habe ich manchmal das Wichtigste vergessen. Soweit meine Kenntnis reicht, finden sich auf Neu-Mecklenburg mit Außeninseln fünf Klassen von Wörtern für die Schleuder.

Von Süden nach Norden gehend haben wir in:

1. Neu-Pommern, Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel:

a vālyē̆n oder
a vǎīē̆n — die Schleuder
a văt — Schleuderstein.

[169]) Comrie in „The Journal Anthrop. Instit." (1877), VI, 112; — Moresby: „Discoveries and Surveys in New Guinea" (London 1876), p. 249; — Lawes: „Grammar and Vocabulary of Language spoken by Motu Tribe", 3d edit (London 1896). p. 136II; — Finsch: „Samoafahrten", p. 216; — de Clercq u. Schmeltz: „Nederl. Nieuw-Guinea", p. 231, mit Literaturangaben.

[170]) Le Maire: „Spieghel", fol. 56, 57; — Burney: II, 420, 423; — Behrens: „Der wohlversuchte Südländer" (Leipzig 1739), p. 154; — Dampier: II, 526, 529; — Bougainville: II, 222, 225; — Romilly: „The Western Pacific", p. 21; — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 284, 343; — Stephan-Graebner: „Neu-Mecklenburg" p. 50, 51, 64, 169, 175; — Strauch in „Zeitschr. f. Ethnol." (1877). IX, 54, 86; — Moseley in „Jour. Anthrop. Instit." (1877), VI. 407—408.

2. Pắlăbŏń, West-N. M.:
wăsĭḗn — Schleuder — hăt — Stein

3. Pụnắm, Innere von N. M.:
wăsįḗn — Schleuder — lōsă — Stein

4. Lālĭnāū, Ostküste von N. M.:
wăsĭḗn — Schleuder — hăt — Stein

5. Nămărṓdụ, Ostküste:
wăsĭḗn — Schleuder — hăt — Stein

6. Bịsăpú̦, Innere von N. M.:
wăsįḗn — Schleuder.

Man sieht, daß diese Schleuder von der Gazelle-Halbinsel nach dem mittleren Teil von Neu-Mecklenburg, dem sogenannten Laur, hinübergeht, den Süden und Norden aber ganz frei läßt. Höchstwahrscheinlich ist diese Form auch in dem verwandten Dialekt von Neu-Lauenburg vertreten.

II. Ebenfalls von Süden nach Norden:

1. Pŏrŏrắn, Hĭtāū (Insel Buka):
lāūlāū — die Schleuder

2. Lămắssă-Lămbṓm:
ă lọ — die Schleuder — ắt lŏlṓ — der Schleuderstein

3. Kălắṅgŏr:
ắ͡lụ — die Schleuder — ă vặt — der Stein

4. Kămbăṅgĕrĭ́ụ, Kṓndọ̆ (Lămbē̆l), Inneres von Süd-Neu-Mecklenburg:
ă lṓŭ oder
ă lṓ — die Schleuder — ă hặt — der Stein

5. Kait (Angabe aus Stephan-Graebner, p. 50—51):
lu — Schleuder

6. Mŏlṓt, Neu-Lauenburg:
ă lō — die Schleuder — ă kălắt — der Schleuderstein; diese letztere mir ausdrücklich gemachte Angabe ist in sofern merkwürdig, als dasselbe Wort, das hier Schleuderstein heißt, im gegenüberliegenden Sṹrălĭl-Nṓkŏn Schleuder bedeutet.

7. Bḗlĭk, Nordküste von N. M., nördlich von Laur:
ă͜ lú̦ — die Schleuder — ă kabĭ́n — der Schleuderstein

8. Insel Lĭhĭr:
ă lọ — die Schleuder — ă hŏt — der Schleuderstein

9. Mahū́r, Măsāīt, Mălĭ́, bei Lihir:
ă lō — die Schleuder

10. Lĕmū́smŭs, Westküste von Nord-Neu-Mecklenburg:
ă lĕú̦ — die Schleuder

11. Sĭmbḗrị auf Insel Sĭmbḗrị:
mị ĕlḗlị — die Schleuder

12. Tătāū, Insel Tătāū:

mį͡ĕlḗlį die Schleuder

13. Kŏwămĕrạ́ră und Sįgă̱b auf Insel Tăbạ́r:

mį ălįắlį die Schleuder mį vạ́tụ der Schleuderstein

Diese Reihe drängt uns zwei Tatsachen auf: einmal hat sich die wasien-Schleuder wie ein Keil in sie hineingezwängt, und dann schließt diese Reihe von Süden nach Norden auf den stark westlich beeinflußten Tabar-Inseln mit ălįắlį und vạ́tụ, das wir als ălįă̱lį und bạ́tụ auf Java wiederfinden.

Vielleicht ist es in diesem Lichte erlaubt, noch einmal auf das ganigáning von Bogadjim und das malaiische nĕngali-ali hinzuweisen.

III. 1. Hįpū̱ñăn (Nokón):

kălăt Schleuder hăt Stein

2. Sụ́răl̄īl:

gắlăt Schleuder hă̱t Stein

Dies ist der Nokón-Sprachbezirk, der sich südlich des wasien-Gebiets ebenfalls durch die ganze Insel hindurch als Keil eingeschoben hat.

Es drängt sich hier die Frage auf, ob nicht die kalat-Schleuder mit der unter V. zu nennenden barak-Schleuder sprachlich zusammenzubringen ist. Das wäre für die zweite Silbe leicht als zutreffend zu beweisen, da t und k im M. P. häufig auswechseln. Dagegen macht es Schwierigkeit, den Übergang von k oder g zu b zu erklären, man müßte denn rak oder lak als die gemeinsame Wurzel der beiden Worte betrachten. (cf. B r a n d s t e t t e r : „Wurzel und Wort", p. 13, wo in kilkil-bañkil und bĕtat-kotat zwei solche Fälle angegeben sind.) Die Entscheidung muß zunächst offen bleiben.

IV. Năyạ́mă-Pắnărăs-Lāūrŭp, Nord-Neu-Mecklenburg:

mắgăn Schleuder tắdĕs oder tắndĕs Schleuderstein

Hier haben wir nun zum dritten Male das polynesische maka, aber an einer ganz merkwürdigen Stelle. Diese Sprache ist nämlich keine melanesische, sondern — um dieses negative Wort beizubehalten — eine Papua-Sprache. Auch scheint sie verhältnismäßig nicht sehr viele melanesische und M. P. Elemente zu besitzen, aber unter ihnen sind in meinem Verzeichnis zwei, die neben mắgăn unmittelbar nach West-Neu-Pommern führen; es sind das įrăp, Riffpassage, und kāūnă, Hund. In Barriai ist Weg, Pfad ẹrắpmătă, und kāūă Hund.

Es ist nun sehr wohl denkbar, daß, als sich die Auswanderungs-Flottille in der Sackgasse von Neu-Pommern fing, ein kleiner Teil der Küste entlang über ihre Avantgarde, die Nakanāī, und über Kap Lambert hinaus auf die Küste von Neu-Mecklenburg zu weiterfuhr. Da treffen sie denn in der Tat, falls sie diese Richtung beibehalten, auf Nayama, das, am Fuße des mittelsten und höchsten Teils des Schleinitz-Gebirges liegend, eine gute Ansegelungsmarke darstellt. Eine vermehrte Kenntnis von Sprachen und ethnologischen Verhältnissen wird zeigen, ob diese Auffassung richtig ist. Es mag nur bemerkt sein, daß diese Sprache die Bezirke Nayáma, Pánaras, Lāūrup, Lẹtátan, Kanós und Nachbarschaft umfaßt. Ein von mir angelegtes Wörterverzeichnis ist durch die Aufnahme von Herrn Bezirksamtmann B o l u m i n s k i befestigt und auch etwas erweitert worden. Im linguistischen Beitrag wird diese Sprache hier und da ein wenig zum Vergleich herangezogen werden.

V. Tsōī-Inseln, bei Neu-Hannover: bạ́răk, Schleuder.

Es kann kein Zweifel sein, daß wir hier das Tagalog: lambaroc unverfälscht vor uns haben (Noceda y Sanlucar, p. 169, I).

Es gibt jetzt keine Schleudern mehr in der Neu-Hannover-Gegend, aber man versicherte mir, sie früher besessen zu haben. Auf Neu-Hannover selbst, auf Emirau, St. Matthias und den Admiralitäts-Inseln habe ich ebensowenig etwas von Schleudern bemerkt, wie frühere Forscher.

Es ist nicht möglich, ein völlig klares Bild von den soeben skizzierten Verhältnissen in Neu-Mecklenburg zu erhalten, bevor wir nicht vermehrte ethnologische und linguistische Kenntnisse über diesen ganzen großen Teil von Melanesien besitzen. Immerhin glaube ich nachgewiesen zu haben, daß von den fünf Schleudern des Bismarck-Archipels drei, nämlich die Maka-, Aliali- oder Lo-Schleuder und die Barak-Schleuder in Indonesien und den Philippinen fußen, während die vierte, die Kalat-Schleuder, vielleicht mit der Barak-Schleuder identisch ist. Man kann sich nun vielleicht sagen, daß von diesen fünf Schleudern, die alle linguistisch verschieden sind von den Schleudern der älteren Bewohner Neu-Pommerns, die maka-Schleuder das jüngste Element ist. Man könnte auch vielleicht hinzufügen, daß sich die wasien- und die kalat-Schleuder als Keile in die früher mit protomelanesischen Zügen aus Indonesien gekommene lo-Schleuder eingeschoben haben. Aber das alles würde nur Vermutung bleiben. Mehr begründet scheint die Annahme zu sein, wenn ich sage, daß Mittel- und Nord-Neu-Mecklenburg früher ohne Schleuder waren, sie erst von außen erhielten. Die großen schleuderfreien Räume hier, und die Tatsache, daß sich die maka im Nayáma-Gebiet durchzusetzen vermochte, sprechen dafür, daß die Schleu-

der hier weder mit dem Boden noch mit dem Volk verwachsen gewesen war.

Bei diesen und ähnlichen Untersuchungen in diesem großen Südseegebiet muß die Linguistik zweifellos die Hauptarbeit leisten. Man hat mit Recht gesagt, daß kein Volk seine Sprache so ohne weiteres wechselt wie ein Kleid. Wohl aber kann man dies in mancher Hinsicht von den Kulturgütern sagen. So braucht man gar nicht einmal anzunehmen — was in Amerika vielfach zutrifft —, daß die von Indonesien mit ihren Schleudern nach dem von einheimischen Schleuderern besetzten Neu-Pommern gewanderten Barriai dort das gewohnte Rohmaterial nicht mehr vorfanden, um in üblicher, überkommener Form ihre Schleudern herzustellen. Diese kleine Schar von Küstenkolonisten brauchte nur bei ihren zahlreichen Nachbarn im Hinterlande billigere und bessere Schleudern zu finden, weil dort die Arbeit billiger und das Rohmaterial besser war. Einzeln würden dann anfangs diese Inlandschleudern von einer neuen Form in den Besitz der Küstenleute übergehen, aber natürlich immer unter ihrem alten Namen tamagale; bald würde die alte Form restlos und tot aus der Erinnerung des Volkes verschwunden sein, aber der alte Name des neuen Kleides klärt den Forscher über Verhältnisse auf, über welche die Form so vollständig schweigt.

Obwohl mit solchen Verhältnissen ein wenig vertraut, war ich in der Eitapé-Gegend doch erstaunt zu sehen, in welchem Umfange ein Austausch von Kulturgütern unter diesen primitiven Völkern vor sich geht. Die Ethnologie würdigt es, aber ich glaube, noch gar nicht einmal genug. Manches Mal habe ich bei Erörterung dieser Verhältnisse die braven Papuas scherzend gefragt: „Na, was habt ihr denn nun eigentlich von euren Sachen selbst gemacht?“

Als Mendaña die Salomonen entdeckte, kannte man auf dieser Inselgruppe zum mindesten von Ysabel einschließlich bis zur südlichsten Insel die Schleuder nicht. Die Spanier hatten auf Ysabel, Malaita, der Gela-Gruppe, Guadalcanar, St. Christoval, Ulawa, Owa-iki eine Reihe von Gefechten, in denen ihnen die Steinwürfe der Eingeborenen höchst unangenehm waren. Aber immer nur ist von Werfen die Rede, nicht ein einziges Mal wird eine Schleuder erwähnt. Die aus dem Inka-Reich kommenden, mit der Schleuder ganz vertrauten Spanier würden die Erwähnung sicherlich nicht unterlassen haben, wenn sie eine solche Waffe auf den Salomonen angetroffen hätten. Neuerdings sind nun, wie es scheint, sporadisch Schleudern in diesem Archipel gefunden worden. Nach Codrington sollen sie in Gebrauch gekommen sein, um Baumhäuser anzugreifen. Auch mir ist in den britischen Salomonen gesagt worden, daß es auf Ysabel Schleudern gäbe; gesehen habe ich aber nie eine solche. Auf Nukumanu (Tasman-Inseln) erwarb ich zwei Schleudern, die nach der mir ausdrücklich gemachten Angabe aus Bougainville stammen sollen. Auch auf Buka und Nissan habe ich nie eine Schleuder gesehen. Die von Fr. Krause abgebildete stammt höchst wahrscheinlich von der gegenüberliegenden Küste von Neu-Mecklenburg, woher auch das Wort lāulāu gekommen sein mag, das ich auf Pororan, Buka, fand.[171]) Dagegen kann ich aus mehrfachen Erfahrungen die Eindrücke der Spanier Mendañas bestätigen, daß die Salomonier außergewöhnlich gut mit Steinen zu werfen verstehen. Bei dem früher erwähnten Wettwerfen nach einem Ziel war mein Buka-Junge Gallas gewöhnlich der beste Schütze. Auf den Santa Cruz-Inseln stand die Sache genau so, wie auf den Salomonen: die Spanier erhielten einen Hagel von Handsteinen, aber eine Schleuder sahen sie nicht.[172])

Auch der nördliche, größere Teil der Neuen Hebriden ist von der Schleuder frei gewesen, während die vier Inseln der Südgruppe, Tanna, Niwa, Futuna und Aneityum, die Schleuder besitzen. Über Eromanga bestehen in diesem Punkte Zweifel. Während also der ganze Inselkomplex zwischen dem schleuderreichen Bismarck-Archipel einerseits und dem schleuderreichen Neu-Caledonien andererseits meist frei von der Schleuder war, finden wir in den südlichen Neuen Hebriden die Schleuder teils von Polynesien, teils auch wohl von Neu-Caledonien eingeführt. Denn wenn die Bewohner von Niwa (auch Aniwa gesagt) und die mit ihnen sprachverwandten Futuna-Leute auch somatisch, ihrem Kulturbesitz und ihren Sitten nach sich kaum von den Melanesiern von Efate und Tanna unterscheiden, so ist doch ihre Sprache den polynesischen Dialekten von Tonga und Samoa nahe verwandt. Auf Aneityum, mit gleichfalls starker polynesischer Einwanderung, ist nach Inglis die Bezeichnung für Schleuder namak oder namaka,[173])

[171]) Fritz Krause in „Jahrb. d. Städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig“ (1906), p. 121; — Thilenius: „Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien“ (Halle 1902), I, 54, 58; — „The Discovery of the Solomon Islands“, I, 27, 28, 31, 41, 42, 44, 138, 144; 147, 148, 253, 290; 149, 292, 331; 166; II, 281, 286, 287; 309, 316, 317, 319, 320, 330, 341, 377; 350; 354; 398, 399; 402; — Fleurieu: „Découvertes“, p. 113; — Codrington; „Melanesians“, p. 305.

[172]) Figueroa: „Hechos“, p. 160, 163; — Zaragoza: I, 71, 121, 137.

[173]) Zaragoza: I, 305, 323; II, 162; — „Voyages of Quiros“, II, 446; — „Colección Doc. Inéditos“, V, 498; — Bougainville: II, 141, 142; — Turner: „Samoa“, p. 312.

auf Niwa habe ich an Ort und Stelle folgendes festgestellt:

tă măkăfą́ŏ	die Schleuder,
tă fą̆tų	der Stein,
tă fą̆tų mą́kă	der Schleuderstein,
mắkă tsį́ă	schleudern.

Es ist in diesem Zusammenhang von Interesse, wenn ich sage, daß das k in keinem Falle rein, und weder k noch t so hart ausgesprochen wurden wie im Deutschen. Einige Leute sagten tatsächlich măgăfą́ŏ, oder mit Aspiration măχăfą́ŏ, fą̆dų mą́gă und mắgă tsį́ă. Da haben wir das g in tắmăgălę der Barriai, tămắṅgă der Witu-Leute und mắgăn von Nayama.

Auf dem benachbarten Tanna habe ich in Wẹäsįsį für Schleuder: tųtälį́v, und für Schleuderstein: käpį́ĕl festgestellt. Stände der Fall allein da, dann könnte man sagen, daß die Schleuder vom benachbarten Neu-Caledonien in die Südgruppe der Hebriden gelangt sei; daß die kolonisierend auf Niwa und Futuna einfallenden, ohne Schleuder kommenden Polynesier sie dort bereits vorfanden und die Waffe annahmen, aber nicht ihren Papua-Namen, den sie durch ein eigenes, für diesen Zweck gemachtes Wort ersetzten.

Aber es erscheint undenkbar, daß ein jetzt zum dritten Male und noch fernerhin vorkommender Fall so oft auftreten sollte, der allen Erfahrungen der Sprachenkunde widerspricht;[174]) und es würde ferner allen Erfahrungen widersprechen, wenn ein als Minderheit in einer größeren Masse aufgehendes Volk mit den ihm bisher gänzlich unbekannten Kulturgütern dieses Volks nicht auch deren Namen mit übernehmen würde. Wenn ein in der Minderzahl befindliches kolonisierendes Volk sich durchsetzt, wie das die Polynesier oder Protopolynesier taten, dann behält es auch seine Sprache; aber wenn es ihm bisher fremde Kulturgüter aus dem kolonisierten Gebiet heraus übernimmt, dann wird es auch den dazugehörigen Namen mitübernehmen. Man muß also annehmen, bis eine vermehrte Kenntnis uns besser belehrt, daß auf der Südgruppe der Neuen Hebriden die caledonische und polynesische Schleuder zusammengetroffen sind.

In Neu-Caledonien war die Schleuder heimisch; wie die Baining von Neu-Pommern trug man hier die Waffe um die Stirn gewunden.[175])

329; — Eckardt: p. 18—19; — Inglis: „A Dictionary of the Aneityumese Language" (London 1882), p. 95 I; — Sidney H. Ray in „Journ. Anthrop. Institute" (1888), XVII, 282—289.

[174]) Kern in „Jaarboek van de Koninklijke Akademie van Wetenschappen" (Amsterdam 1907), p. 1 ff.

[175]) Lambert: p. 16, 96, 152, 163, 166, 172—173, 177, 185, 240; — Turner: „Samoa", p. 344.

In der Fidschi-Gruppe hatte man nicht nur eine gefürchtete Kriegswaffe in der Schleuder, sondern man hatte auch die merkwürdige Stockschleuder als Spielzeug, die wir zum letzten Male auf unserem Wege von Westen nach Osten in Tobelo, Halmaheira, trafen.[176]) Für Schleuder habe ich im Rewa-Tal, Viti Levu, nāī͡rắmbọ, für Schleuderstein: ă vắtų aufgeschrieben. Den Namen für die Stockschleuder kenne ich leider nicht.

Auf Rotuma scheint man nur mit Handsteinen gekämpft zu haben.[177])

In Polynesien haben wir die Schleuder zunächst in der Tonga-Gruppe. Mắkă heißt hier Stein, măkătắ, die Schleuder, făkămăkătắ, der Schleuderer.[178]) Wir finden die Schleuder weiter auf Uvea und wahrscheinlich auch auf den benachbarten kleinen Inseln bis Tafahi. Auf Uvea heißt die Schleuder te makamaka, ebenso auf Futuna.[179])

Schmeltz ist erstaunt über das „plötzliche Auftreten der Schleuder auf Niué"; das würde er nicht gewesen sein, wenn er schon damals die allgemeine Verbreitung dieser Waffe über die Südsee hätte würdigen können. Vortrefflich und sehr richtig ist dagegen, was Schmeltz über die merkwürdige Form und die Trageweise dieser Schleuder sagt. Im Gegensatz zur Baining-Art wurde sie nämlich — worauf ich immer wieder hinweise — nach polynesisch-melanesischer Art um den Nacken hängend getragen. Die Niué-Leute benutzten im Kriege jedoch auch abgebrochene und künstlich abgerundete Stücke von Stalaktiten zum Wurf mit der Hand.[180]) Mắkă heißt Stein auf Niué; wie die Schleuder selbst heißt, weiß ich nicht.

Aus dem schon erwähnten Grunde ist auch die Auffassung von Schmeltz irrig, daß das Vorkommen der Schleuder auf Tonga und Samoa ganz unsicher und daß eine gegenteilige Ansicht abzulehnen sei. Tonga ist schon erledigt worden; wie hier, so war auch die Schleuder auf Samoa früher im Gebrauch. Zwar geht aus dem Text von La Pérouses Reisebeschreibung nur hervor, daß die Franzosen der Abteilung de Langle auf Tutuila

[176]) Williams: „Fiji", p. 57, 167; — Eine Stockschleuder benutzten auch die For in Zentral-Afrika; s. Felkin in „Proceed. Roy. Soc. Edinburgh" (1886), XIII, 244.

[177]) Gardiner in „Journ. Anthr. Instit.", XXVII, 471.

[178]) Mariner: II, 16, und Vocabulary; — Tregear: p. 197; gilt auch für die folgenden Anmerkungen; — „Dictionnaire Toga-Français" (Paris 1890), p. 189, 190.

[179]) Burney: II, 393; — Graeffe in „Das Ausland" (1868), Jahrg. 41, p. 531 I; — „South Sea Bubbles", p. 283; — „Dictionnaire Latin-Uvea" (Paris 1886), p. 74 II; — Grézel: „Dictionnaire Futunien-Français" (Paris 1878), p. 184.

[180]) Schmeltz und Krause: p. XXXV, 202; — Williams: „Enterprises", p. 292; — Turner: „Samoa", p. 305.

durch einen Hagel von Steinen überschüttet wurden, die mit der Gewalt von Schleudersteinen heransausten; die Schleudern selbst sieht man nur auf der Darstellung dieser Szene im Atlas, die für sich allein nicht allzuviel Beweiskraft haben würde. Aber nach dem übereinstimmenden Zeugnis von Williams, Turner, Brown, Violette und Newell war früher die Schleuder als Kriegswaffe auf den Samoa-Inseln im Gebrauch. Die Schleuder mit ihren Steingeschossen ist eben — das kann nur wiederholt werden — die erste Waffe, die verschwindet, wenn das primitive Volk mit der Muskete und seinen Bleigeschossen in Berührung kommt. Die Eingeborenen wissen gar nicht, was sie aufgeben, aber sie tun es, weil das Gewehr, das lauter knallt als ihre Schleuder, und dessen Geschoß unter Feuer und Rauch weiter fliegt, einen zu überwältigenden Eindruck auf sie macht. Wir haben dieselbe Erscheinung in Amerika. Dabei ist in der Tat ein guter Schleuderer viel gefährlicher, als ein mittelmäßiger Flintenschütze.

O le ma'a	ist der Stein in Samoa,
o le ma'atā	die Schleuder,
sasau le ma'a	schleudern.[181])

Aus den Cook-Inseln, Rarotonga und Mangaia, ist die Schleuder genau so gut belegt wie aus Samoa, nur daß zu dem bestimmten Zeugnis noch die Überlieferung hinzukommt, die von dem Gebrauch der Schleuder in der Wanderzeit spricht.[182]) Die Schleuder heißt auf Rarotonga mắkă; auf Atịu wurde mir der Zusatz tŏkä, Stein, gemacht, also: mắkă tŏkä, Steinschleuder.

Auf Tahiti spielte bei der Entdeckung durch Wallis die Schleuder eine große Rolle als Kriegswaffe; sie heißt hier mă'ä. Erwähnt werden mag, daß die tahitischen Knaben genau wie die Barriai-Jugend, große Schleuderschlachten gegeneinander aufzuführen pflegten; sie bedienten sich hierbei der Frucht der Morinda citrifolia als Geschoß. Vergessen werden darf auch nicht, daß man sich auf allen polynesischen Inseln neben der Schleuder auch der Handsteine bediente.[183])

Wir haben eine ganze Reihe von Berichten über Gefechte innerhalb der Tuamotu-Gruppe; in der Hauptsache sind die Steine hier mit der Hand geworfen. Aber die Schleuder, mắkă, war da; schon die Expedition von Le Maire und Schouten hat sie festgestellt.[184]) Dies scheint jedoch in der Hauptsache die Inseln des Archipels zu treffen, die nach Tahiti und den Marquesas zu liegen und die von hier aus ihre Bevölkerung oder doch wenigstens Beeinflussung erhalten haben. Dagegen scheinen die nach Mangareva zu gelegenen Inseln von der Schleuder frei gewesen zu sein; diese Gruppe wenigstens war es zufolge ausdrücklicher Angabe sicher. Das Wort mit der Bedeutung müssen die Mangareva-Leute also entweder noch gehabt oder von den Tuamotus aus neu erhalten haben, denn die Wörterverzeichnisse sagen uns, daß sie mit maka ein Gewehr oder eine Kanone oder sogar eine Schleuder bezeichnen.[185]) Auf den Marquesas war die Schleuder Kriegswaffe, wie auf Tahiti; die Schleuder heißt maá; mit der Schleuder kämpfen heißt maka.[186])

Ähnlich, aber noch etwas verwickelter, steht die Sache auf Rapanui, Oster-Insel. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller in Betracht kommenden Berichterstatter wurden hier bis zu zwei Pfund schwere, zum Teil scharfe Obsidian-Steine mit der Hand geworfen; niemand erwähnt den Gebrauch einer Schleuder. Dennoch führt Roussel in seinem Wörterverzeichnis diese Waffe auf und nennt sie hura. Dieses Wort kann meiner Ansicht nach nur von dem Mangareva-Verbum kohura, einen Stein oder eine Lanze weit werfen, herstammen. Soweit wir wissen, hat ja auch Rapanui seine Bevölkerung zum Teil über Mangareva erhalten. Wenn wir hier also zum ersten Male in einer polynesischen Gemeinde ein Wort für Schleuder finden,

[181]) Schmeltz und Krause: p. XXXII, p. 477; — „Voyage de La Pérouse autour du Monde“ (Paris 1798), III, 245, 250, 257, 258, 259; Atlas, Kupfer 66; — Williams: „Enterprises“, p. 531; — Turner: „Samoa“, p. 191; — Fr. Müller: „Reise der Österreichischen Fregatte Novara um die Erde“, Anthrop. Teil (Wien 1868), p. 39; — Brown: „Melanesians“, p. 168; — Violette: „Dictionnaire Samoa-Français-Anglais“ (Paris 1879), p. 145 I, 146 I, 228 II; — Newell: „English and Samoan Vocabulary“, 4th edit.; (Malua, Samoa, 1905), p. 128 II, 133 II.

[182]) Williams: „Enterprises“, p. 78, 181, 243; — Percy Smith: „Hawaiki“, p. 209, 220—221; — Baessler: p. 262.

[183]) Bougainville: II, 82; — Hawkesworth: I, 191, 197, 198, 202, 203, 204, 231; III, 57; — Banks' Journal: p. 158, 177; — Ellis: „Polynes. Research.“, I, 294, 295, 302; II, 500; — Moerenhout: II, 142, 143—144; — „A Tahitian and English Dictionary“ (Tahiti 1851), p. 122 II.

[184]) Burney: II, 381; — Roggeveen: p. 172; — Behrens: p. 106; — Hawkesworth: I, 102; — Beechey: I, 220; — Wilkes: I, 314; — Tregear: p. 197.

[185]) „Voyage of the Duff“, p. 117; — Beechey: I, 159, 161, 178, 179, 187; — „Essai de Grammaire de la Langue des Iles Gambier ou Mangaréva“ (Paris 1908), Dict. p. 53 II.

[186]) Figueroa: „Hechos“, p. 154, 155; — Zaragoza: I, 39, 44; — Marchand: „Voyage autour du Monde“ (Paris, Ans VI—VIII), I, 187; — v. Langsdorff: „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt“ (Frankfurt a. M. 1812), I, 149, und Atlas, Kupfer VI u. XII; — „Lettres sur les Iles Marquises“, p. 15; — Buschmann: „Aperçu de la Langue des Iles Marquises“ (Berlin 1843), p. 129 I; — Mosblech: „Vocabulaire Océanien-Français et Français-Océanien“ (Paris 1843), p. 59; — Dordillon: „Grammaire et Dictionnaire de la Langue des Iles Marquises“ (Paris 1904), p. 170 I, 174 II.

in dem nicht maka steckt, so ist es doch geeignet, in demselben Sinne wie maka Mitarbeit zu leisten an der Lösung der Frage nach Verbreitung der Polynesier mit dieser ihrer Waffe.[187])

Auch im Hawaii-Archipel war die Schleuder, ma' a, Kriegswaffe. Interessant ist, daß es auf Hawaii Schleudersteine mit einer eingeschnittenen Rille zur Aufnahme der Schnur gab. Daß dies ein Anfang zur Bola-Entwicklung ist, oder wenigstens sein kann, dürfte kaum zu bestreiten sein. Man hatte ganz bestimmte Örtlichkeiten, wo die besten Schleudersteine gewonnen wurden.[188])

Zuletzt kommen wir zu den Maori auf Neu-Seeland, dem einzigen polynesischen Stamm von Bedeutung, der die Schleuder in historischer Zeit nie besessen hat. Aber das Wort maka im Sinne von „werfen" ist da, und da die Maori Kolonisten von Rarotonga sind, so muß man annehmen, daß ihre eigenartige Entwicklung auf Neu-Seeland sie die Schleuder hat aufgeben lassen. Es ist dieses Fehlen der Schleuder bei den Maori, denen man so große melanesische Kulturbeeinflussung nachsagen möchte, beachtenswert. Es mahnt diese Tatsache, wie manche andere mehr, diesen melanesischen Einfluß nicht zu überschätzen, die selbständige Entwicklung aber in einem großen Lande außerhalb der Tropen nicht zu unterschätzen.[189])

Zuletzt möchte ich in diesem Zusammenhange auf die merkwürdigen Wurfkegel der Luaniua-Leute (Ongtong Java) hinweisen, die den Doppelkegeln sehr ähnlich zu sein scheinen, welche die Vettern Sarasin bei den Wedda von Ceylon fanden.[190])

Die vorstehende Skizze hofft, die Klärung des verwickelten Problems der Südsee-Schleuder ein wenig gefördert zu haben; sie beansprucht keineswegs, es etwa lösen zu wollen. Fasse ich zusammen, so ergab sich das Folgende:

Die Polynesier nahmen ihre von Westen mitgebrachte und um den Hals hängend getragene maka-Schleuder mit sich über die ganze Südsee. Sie kam dorthin nicht über Mikronesien, sondern längs der Nordküste von Neu-Guinea. In Melanesien fand die maka bereits andere Schleudern vor, unter denen eine Art Ur-Schleuder um die Stirn gewickelt getragen wurde, während zwei andere malaio-polynesische augenscheinlich vor der maka bereits dieselbe Wanderung von Westen her gemacht hatten. Auch von einer in Fidschi gefundenen Stockschleuder kann man denselben Weg vermuten. Diese Auffassung, die keine gewagte ist, weil ihre Folgerungen nicht über den Rahmen eines Völkerkomplexes hinausgehen, deren nahe Beziehungen zueinander man linguistisch feststellen kann, findet darin eine Stütze, daß es allerdings Schleudern von sehr verschiedener äußerer Form gab. Da nun aber unsere Lokalkenntnis dieses großen Gebietes bisher noch sehr lückenhaft ist, zudem das vorhandene Quellen- und Museums-Material noch wenig durch Kleinarbeit für die Wissenschaft erschlossen worden ist, so kann die Lösung des Problems, dem die Linguistik den Weg weist, erst erfolgen, wenn diese Lücken ausgefüllt sind.

Das Wurfbrett, das wahrscheinlich weite Räume im Innern Neu-Guineas beherrscht, hat den Archipel offenbar nie erreicht; meine Erkundigungen im Norden und im Süden von West-Neu-Pommern ergaben ein negatives Resultat. Auch den Wurfstrick, oder Speerschleuder in Gestalt eines Strickes, der Neuen Hebriden und von Neu-Caledonien, den Zöller zuerst für die Admiralitäts-Inseln festgestellt hat, gibt es hier, soweit bekannt, nicht.[191])

Wenn wir über das Wurfbrett der Südsee an und für sich schon sehr wenig wissen, so scheint mir die linguistische Seite der Frage am allerwenigsten gepflegt worden zu sein. Mir sind überhaupt nur für die Marshall-Inseln und für die Insel Manām Eingeborenen-Bezeichnungen für Wurfbrett bekannt geworden. Ich kann leider auch nur wenig beitragen; ich möchte nur sagen, daß das Wort für Wurfbrett in den beiden westlichen Le Maire-Inseln Wogéo und Keule, also nahezu an der Westgrenze seiner Verbreitung überhaupt, nach dem Augusta-Strom hinweist. In Wogéo und Keule ist dieses Wort bǎkā́, in Mā́ngut an der Mündung des Augusta-Stroms ist es pǎkaūm. Ich glaube, daß das Wurfbrett aus dem Inneren Neu-Guineas

[187]) Felipe Gonzalez: p. 99, 143; — La Pérouse: II, 104, 108; — Chamisso: IV, 219; — Beechey: I, 49; — Thompson in „Report of the National Museum, 1888—1889" (Washington 1891), p. 475; — Roussel: „Vocabulaire de la Langue de l'Ile-de-Pâques ou Rapanui" (Louvain 1908) p. 47 I, 55 II: — „Essai de Grammaire", Dict. p. 45 II; — F. N. Finck in „Nachr. Königl. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen", phil.-hist. Kl. 1909 (Berlin 1909), p. 350 u. passim.

[188]) „Des Capitain Jacob Cook's dritte Entdeckungs-Reise" übers. v. Forster (Berlin 1787), I, 501—502; — Portlock u. Dixon in „Geschichte der Reisen", II, 250; — Zimmermann: „Reise um die Welt mit Capitain Cook" (Mannheim 1781), p. 75; — Ellis: „Tour", p. 133, 138, 139, 140, 141, 202; — Ellis: „Polyn. Research.", I, 302. — Andrews: p. 356; — Fornander: „An Account of the Polynesian Race" (London 1878—1885), III, 212.

[189]) Hawkesworth: III, 92, 121, 124, 129, 136, 149, 168, 230, 231; — Percy Smith: „Hawaiki", p. 220—21; — Williams: „A Dictionary of the New Zealand Language" (London 1852) p. 69 II.

[190]) Parkinson in „Intern. Archiv f. Ethnographie", XI, 209; — „Zentralbl. für Anthrop." (1909), XIV, 247.

[191]) Zöller: p. 168.

kommt, längs der Flußstraße zur Nordküste durchgebrochen ist und hier sich erobernd ausgedehnt hat. Leider habe ich nichts in dieser Richtung feststellen können: denn der Dolmetscher für die Stromfahrt der „Langeoog", den ich nach halbtägiger Arbeit im Busch und im Einbaum nicht ohne Mühe, aber gern, weil im Interesse des Unternehmens, festgestellt hatte, wurde schließlich nicht mitgenommen.

Ich habe mir auf Wogéo und zweimal auf Keule, 1908 und 1909, das Schießen mit dem Wurfbrett vormachen lassen: da ich die verschossenen Speere den sehr merkantil gesinnten Leuten doch bezahlen mußte, so sah ich darauf, daß sie kein zu schlechtes Material nahmen. Es ist keineswegs schwer, mit dem Wurfbrett zu schießen; wenn man es einmal gesehen hat, lernt man es sofort, allerdings ohne zu treffen, was, wie wir gleich sehen werden, die braven Le Maire-Leute auch nicht taten. Dagegen kann niemand, falls er nicht als Bogen-Sportsmann Übung in solchen Dingen hat, ohne weiteres mit einem schweren Neu-Guinea-Bogen schießen. Da die Wurfbrett-Speere zum Teil aus zwei Teilen zusammengesetzt sind und eine gewisse Länge haben müssen, um das Überschlagen zu vermeiden, welches bei einem Teil der Speere durch den Abschuß vermittels des in der Mitte als Angriffspunkt sitzenden Dorns begünstigt wird, so sind sie eigentlich nie ganz gerade, häufig aber recht krumm. Da sie nun in der Luft rotieren, so sieht man bei ihrem leicht zu verfolgenden langsamen Fluge merkwürdige Bilder. Es ist klar, daß ein solches Geschoß der Luft eine große Angriffsfläche bietet; seine ballistischen Leistungen sind daher auch recht gering. Die erhebliche Anfangsgeschwindigkeit läßt sehr schnell nach, man sieht das Geschoß ankommen und kann ihm ausweichen. Die Rasanz ist sehr gering. Gegen Ziele auf weite Entfernungen müssen daher die Schützen zum indirekten, zum Bogenschuß, greifen. Man sieht dann das Geschoß, ähnlich einer Mörsergranate, die gegen Deckungen von oben wirken soll, in langsamen, rotierenden Bewegungen wie eine dünne Schlange durch die Luft gehen. Treffsicherheit und Durchschlagskraft kann natürlich von einem solchen Geschoß nur in ganz beschränktem Maße erwartet werden. Die Leistungen der Le Maire-Schützen waren denn auch höchst gering. Als ich diesen braven Kriegern zu verstehen gab, daß mir ihre Taten gar nicht imponierten, sagten sie mir jedes Mal als Entschuldigung: „Zu viel Wind!" Ganz dieselbe Erklärung gaben mir bei einer ähnlichen Gelegenheit die Bukas von Petát: „Zu viel Wind!" Diese hatten vollkommen recht, die Papuas nur zum Teil, denn die sonst sicheren Schüsse der Bukas wurden durch die Seebrise stark beeinflußt. Die Waffen der Le Maire-Leute sind überhaupt minderwertiger; wenigstens ihre leichten Wurfbrett-Speere für große Entfernungen. Sie haben nämlich zwei Arten von Speeren: einmal für nahe Entfernungen leidlich gut aus schwerem Holz, 2,75 bis 2,90 m lange, in einem Stück gearbeitete und mit Angriffshaken für Wurfbrett versehene Speere, und dann für weite Entfernungen leichte, kurze, zweiteilige Speere ohne Haken. Bei ihnen wird vor dem Schuß das Ende dieses Speers in die Tülle des weiblichen Wurfbretts eingesetzt.

Zum Kampf im Wald eignet sich das Wurfbrett wenig, da der Schütze erhebliche Ellenbogenfreiheit braucht; diese Waffe gehört an die Ufer des Augusta-Stromes mit seinen riesigen Wasserflächen im Mündungsgebiet und am Unterlauf, mit seinen ausgedehnten Savannen. Alles in allem hatte ich den Eindruck, daß sich die Le Maire-Leute mit einer Schleuder besser stehen würden. Aber ein Teil ihrer Vorfahren hat diese Waffe wahrscheinlich aus dem Tal des Augusta-Stroms mitgebracht, an dessen Unterlauf Steinmangel eine Schleuder nicht aufkommen oder bestehen lassen kann. Der Moment des Beharrungsvermögens im Charakter eines Naturvolkes hat sie dann an dieser historisch überkommenen oder übernommenen Waffe festhalten lassen, da sie sich auf ihren kleinen Inseln ohne Inlandfeinde gegen Angreifer bewährt haben mag, die nur vom offenen Meere her kommen können.

P a r k i n s o n hat schon vor Jahren die Entdeckung gemacht, daß sich das Blasrohr bei den Völkern am Südkap von Neu-Pommern findet.[192]) Da aber mit seinem Material, a iu oder lambu, das Blasrohr, und ingra, der Blasrohr-Pfeil, nicht viel anzufangen ist, so war diese Entdeckung nicht geeignet, weitere Folgerungen zu zeitigen. Solche sind auch, soweit mir bekannt, nicht versucht worden. Dieses Blasrohr, năkuíl, ist nun auch als Spiel- und Sportwaffe bei den Knaben und Jünglingen der Barriai in Gebrauch. Sie schießen aus ihm keine Pfeile, wie am Südkap, sondern Baumfrüchte, ắbẹ̆ĭ ĭ taûtau. Wenn nun hiermit auch an sich nichts zu machen ist, so ist es umsomehr mit dem Verbum „schießen mit dem Blasrohr". Ich schieße, heißt: gau nă pịtn̄. Aus der Skizze der Grammatik wird sich zeigen, daß das n̄ weiter nichts ist als eine affigierte Eigentümlichkeit der Barriai. Wir behalten also den Stamm pịt, der rein und unverfälscht geblieben ist, wie er aus Indonesien gekommen ist.

Von der Malaiischen Halbinsel ausgehend, wo wir ihrer Konstruktion nach ganz verschiedene

[192]) „Dreißig Jahre", p. 225.

Arten von Blasrohren haben und wo man auch mit Ton-Kugeln schoß, fand sich und findet sich noch das Blasrohr unter dem Namen súmpit oder súmpitan als Kriegs- und als Jagdwaffe in nahezu allen Malaienländern.[193])

Auch die großen Sunda-Inseln beherbergten mehrere Formen von Blasrohren; die Toradja von Celebes hatten zwei- bis dreiläufige Blasrohre, wie die Chitimacha an der Mississippi-Mündung. Linguistisch haben wir folgende interessante Daten. Das Blasrohr heißt in Atjeh: sĕtumpit; bei den Batak: ultup; auf Java (Sunda): sumpit; auf Madura: tólop; auf Bali: tulup (nach Pleyte; bei van Eck: „Eerste Proeve", habe ich das Wort nicht finden können). Bei den Dajak von Borneo heißt sipet: das Blasrohr; simpet: mit dem Blasrohr schießen; an anderen Stellen heißt auch auf Borneo nach Pleyte das Blasrohr sumpitan. Auf Celebes haben wir in Makassar: sâppu̥; in Bugi: sâppu̥. In dem für unsere Untersuchung so wichtigen mittleren und nördlichen Teil dieser Insel ist das Blasrohr weit verbreitet, eine nationale Waffe. Wir haben: in Tumbulu: sĕput; ebenso in Tondano; in Bareë: sopu; in Bentenang: supu; in Ponosakan: soput; in Bolaang-Mongondou: totoput. Ferner in To Bungku und To Mori: sumpi; auf den Sangir-Inseln: sẹ̆pu̥.[194]) Diese liegen schon vor den Toren der Philippinen: Hier erspart Blumentritts vortreffliche Arbeit das Zusammensuchen aus vielen Quellen.[195]) Wir haben nach ihm in:

Bagobo: seroput und sugpit; Tagalo: sompit, sumpit; Bisaya: songpit, sungpit; Cebu-Bisaya: sopot, suput; Magindanao, Bulalakauno: sumpit.

Kehren wir nach den Sunda-Inseln zurück, so finden wir, daß nach den kleinen Sunda-Inseln zu von Westen nach Osten der Gebrauch des Blasrohrs ganz erheblich abnimmt. Seine letzten schwachen Ausläufer zeigt es in Rotti, Timor und Wetar. Linguistisch findet sich in Sargar: sumpet; in Bima: sumpie; in Manggarai: sumpi. Auf Rotti: fūpuk, und auf Timor: sfut und sbut. In Sikka, Mitten-Flores, und auf Suwa finden sich ganz fremdartige Wörter (ewur und uda). Auf Sumba und allen übrigen nicht genannten Inseln hat es offenbar kein Blasrohr gegeben.[196])

Pleyte sagt, daß er keine Spur von Blasrohr auf den Molukken und Halmaheira habe finden können, daß der Bogen dort die einzige Schießwaffe sei. Das ist ein Irrtum; sowohl auf den Molukken wie auf Halmaheira hatte man das Blasrohr, wenn auch nicht mehr als Kriegswaffe.

Auf Halmaheira heißt in Tobelo das Blasrohr: o huhupi; hupi heißt: mit dem Blasrohr schießen. In Galela auf derselben Insel heißt das Blasrohr: o susupi; supi: mit dem Blasrohr schießen. Während wir dann in einigen Dialekten der Ambonschen Landsprache tuhat für Blasrohr haben, finden wir hier biroti für Blasrohr-Pfeil. In ihm, wie in dem Äquivalent pelok von Timor haben wir ganz offenbar wieder den Stamm: pit, pi.[197])

Nun hört aber das Blasrohr in der Richtung nach Osten auf: Galela, Tobelo, Ambon, Timor sind die äußersten Punkte; dann folgen weit im Osten nach langem Zwischenraum die Barriai von Neu-Pommern, die das pit als Namen für Blasrohrschießen haben, genau wie alle die vielen Stämme Indonesiens, die soeben durchgegangen worden sind.

Zwar haben die Philippinen noch zwei Außenposten nach Osten zu vor sich, die Palau-Inseln und Jap, West-Karolinen. Auf Jap habe ich für Blas-

[193]) Skeat and Blagden: „Pagan Races of the Malay Peninsula" (London 1906), I, 254—57, 261, 262; II, 537; — Anmerk. 1 zu I, 257, enthält, wie ich meine, einen bemerkenswerten Fehlschluß; denn gerade dadurch, daß die Bambusa Wrayi gleich oder in der hier in Betracht kommenden Eigenschaft ganz ähnlich der Arundinaria Schomburgkii ist, ist doch der Schluß nicht zu vermeiden, daß die gleichen — nur hier allein auf der Erde zu findenden Eigenschaften — einer Pflanze die gleiche Erfindung ausgelöst haben; — Brandstetter: „Die Geschichte von Hang Tuwah" (Luzern 1894), p. 3; — Klinkert: p. 112 II; — Shellabear: „A Malay-English Vocabulary" (Singapore 1902) p. 113 I.

[194]) Niemann in „Bijdr. v. het Koninkl. Instituut", 5e volgr. IV, 277; — Derselbe ebenda, 3e volgr. IV, 222—223; — Pleyte in „Intern. Archiv f. Ethnogr." (1891), IV, 267, 270, 271, 274—275, 279; — Coolsma: „Soend.-Holl. Woordb.", p. 346 I; — Kiliaan: „Madoer.-Holl.", I, 336 II; — Kruyt: „Bareë-Taal", p. 65 II; — Adriani in „Mededeel. v. w. het Nederl. Zendelingsgenootschap" (1900), XLIV, 265, 286, 288; — Matthes: „Makassaarsch-Hollandsch Woordenboek", (Amsterdam 1859), p. 555 II; — Derselbe: „Boegineesch-Hollandsch Woordenboek" ('s-Gravenhage 1874), p. 687; — Hardeland: „Dajacksch-Deutsches Wörterbuch" (Amsterdam 1859), p. 530; — Giglioli in „Archivo per L'Antrop. e la Etnol." (1891), XXI, 28—30.

[195]) Blumentritt: „Verzeichnis philippinischer Sachwörter aus dem Gebiete der Ethnographie und Zoologie" (Berlin 1899), p. 14; — Pleyte: loc. cit. p. 271.

[196]) Zollinger in „Verh. Bat. Genootsch" (1850), p. 204; — Jonker, ebenda: deel XLVIII, p. 98 II (Batavia 1893); — Meerburg in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXV, p. 99; — Roos in „Verh. Bat. Genootsch." (Batavia 1872), XXXVI, p. 16, 17; — Wijngaarden in „Bijdr. v. het Koninkl. Instituut" (1896), p. 109; — Kleian in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", deel XXXVII, p. 255; — Pleyte: loc. cit. p. 273.

[197]) Pleyte: loc. cit. p. 272; — Hueting: „Tobèlo.-Holl. Woordenboek", p. 174, 177; — Baarda: „Woordenlijst", p. 405; — van Ekris in „Mededeel v. wege het Nederl. Zendelingsg." (1865), IX, 127; — de Clercq: „Het Maleisch der Molukken" (Batavia 1876), p. 11; — van Hasselt in „Versl. en Mededeel. Koninkl. Akad. v. Wetensch.", Afd. Natuurk. XI, 243.

rohr: păsĕpá̆s festgestellt, auf Angaur, Palau-Inseln: a uleput (a͡ulĕpŭ́t gesprochen) für Blasrohrpfeil; bō̤s ră͡ülĕpŭ́t (sprich ra͡ulĕpŭ́t) für Blasrohr. Kubary[198]) hat ulutputk.

Eine Fortsetzung des Blasrohrs auf dieser Karolinen-Linie nach Osten zu ist nicht bekannt. Das Blasrohr ist also eine weitere Stütze für meine Behauptung, daß die Barriai ohne wesentlichen Zwischenaufenthalt aus einer Gegend Indonesiens in ihre jetzige Heimat gewandert sind, die etwa auf der Linie Philippinen—Nordost-Celebes—Ambon liegt.

Es mag zum Schluß noch bemerkt sein, daß wir in Indonesien neben dem Blasrohr als Jagd- oder Kriegswaffe eine andere Art von Blasrohr für den Hausbedarf, zum Feueranblasen haben. In den Malaienländern heißt ein solches Instrument tĕropong; in Bima: tarŏpo afi; in Rotti: fupu hai; in Timor: fu ai. In anderen Gegenden, in Tontemboan, Toumpakewa, gibt es den gleichen Ausdruck für Jagdblasrohr und Blasrohr als Hausrat; sĕngo heißt es in diesem Falle; der Gedanke liegt nahe, daß das Jagdblasrohr aus diesem einfachen Hausgerät entstanden ist. Dagegen darf man gespannt sein auf den noch zu liefernden Beweis für die Behauptung Foys, daß das malaiische Blasrohr mit dem südamerikanischen kulturhistorisch zusammenhängt, und daß „seine Entstehung aus dem zur Metallschmelze benutzten Pusterohr auf der Hand liegt".[199])

Der vom Bambus gemachte Gebrauch ist nämlich in den Ländern seines Wachstums und seiner Handelsnachbarschaft ein ganz außergewöhnlich umfangreicher. Es kann hier natürlich nicht darauf eingegangen werden,[200]) sondern ich will nur kurz angeben, was ich gesehen habe. Eine beliebte Art in Deutsch-Neu-Guinea Sago zu bereiten, besteht darin, daß die Weiber das weiche Rohmaterial in blasrohrdicke Bambusröhren füllen und in diesen kochen. Die heiße Speise wird dann in diesen Röhren aufgetragen; der Speisende zerschlägt nun die Röhren, um an den Inhalt zu gelangen, wobei jedoch zuweilen kleinere Stücke ihre Röhrenform behalten, nachdem bei Bearbeitung der Nachbarstücke ihr Sago bereits herausgefallen war. Solche Reste und besonders die noch unbenutzten, vor oder in den Weiberhütten liegenden Bambusstöcke habe ich nicht nur verschiedentlich zum Anblasen von Feuer benutzen sehen, sondern auch zum Schießen im Spiel. Ganz besonders entsinne ich mich, daß in Aigrán, Landschaft Malṓl, Nord-Neu-Guinea, meine Jungens nach einem reichlichen Essen von gedörrten Fischen, Sago und Reis in guter Laune um das Lagerfeuer lagen und sich im Spiel aus solchen Resten oder frischen Stöcken mit Sand und kleinen Steinen beschossen. Meiner Ansicht nach liegt die erste Erfindung eines ganz einfachen Blasrohrs aus solchen und ähnlichen Anfängen und Anlässen nahe. Solche vollkommenen Waffen jedoch, wie wir sie in Indonesien und Süd-Amerika treffen, können nur im Laufe vieler, vieler Generationen als Abschluß des aufgehäuften Erfahrungsmaterials eben dieser Generationen zustande kommen, und sie werden am vollendetsten dort sein, wo die Natur das beste Material liefert. Das sind aber für die Malaienländer die Bambusa Wrayi, für Guayana die Arundinaria Schomburgkii.

Über den Bogen von Indonesien und der Südsee besitzen wir manche vortreffliche Abhandlung; sehr viel aber ist noch zu leisten, bevor die Verhältnisse klipp und klar liegen. In diesem Zusammenhang können nur wenige Punkte berührt werden. Die Völker der Nordküste von West-Neu-Pommern besitzen den Bogen, die Kilenge als sporadische Kriegswaffe, die Bárriai und Kobe nur als Fischbogen und Kinderspielzeug. Die Kilenge erhalten ihren Kriegsbogen von Neu-Guinea her durch Vermittlung der Tami- und Siassi-Kaufleute, besonders von Túom her. Die Kinderbogen werden an Ort und Stelle gemacht; auch sie sind in der Hauptsache aus Holz, die Bárriai nehmen aber auch zuweilen ein Stück Bambus, wie es im übrigen auch auf den Nord-Salomonen geschieht. Ob dies die Kilenge und Kobe auch tun, weiß ich nicht. Die von mir besuchten Orte der Lieblichen Inseln und die eine Papuasprache redenden Bewohner von Aweleng und Amgä haben nach ihrer Aussage Bogen in keiner Form.

Wenn wir einen Blick auf die bekanntesten Bogenformen westlich von Neu-Pommern werfen, so überrascht eine tabellarische Zusammenstellung durch die Tatsache, daß der Bambusbogen eigentlich nie in einem nur leidlich größeren Bezirk allein für sich vorkommt. Westlich von Merauke, Süd-Neu-Guinea, habe ich keine Stelle gefunden, wo dies der Fall wäre. Hingegen haben wir größere geographi-

[198]) Kubary: „Karolinen-Archipel", p. 122.

[199]) Klinkert: p. 112 II; — Jonker: loc. cit. p. 98; — Niemann in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instituut", 3e volgr. IV, 222; — Schwarz: „Tontemboansch-Nederlandsch Woordenboek" (Leiden 1908), p. 427 I; — Kleian: loc. cit. p. 230; — Foy in „Ethnologica" (1909), I, 211.

[200]) Man weiß, welchen ausgedehnten Gebrauch die Ostasiaten vom Bambus machen. Fortune („Wanderungen in China", Übers. Leipzig 1854, p. 289—290) versucht aufzuzählen, zu was allem die Chinesen Bambus verwenden, und kommt zu dem Schluß, daß es fast ebenso schwer sein möchte, zu sagen, „wozu er nicht gebraucht, als wozu er gebraucht wird". Ähnlich für Japan s. Spörry in „Mitt. Deutsch. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens" (Tōkyō 1903), IX, 119—145.

sche Einheiten und Bezirke, die allein den Holzbogen beherbergen, so stellenweise Sumatra (das auch den Kugelbogen hat), Bali und Borneo, Halmaheira, die Molukken der Ambon-Gegend, West- und Südwest-Neu-Guinea. Von kleineren Inseln und Inselgruppen ferner die Poggi-, Tanimbar-, Timor Laut- und Aru-Gruppen; schließlich Rotti und Allor.

In den übrigen wichtigen Bogen-Bezirken treffen wir beide Bogenformen nebeneinander. Ich zähle die hauptsächlichsten auf. Bereits auf der Malaiischen Halbinsel, um diese auch hier mit hineinzunehmen, finden wir bei den Semang neben ihren mächtigen Holzbogen einen solchen aus Bambus. Ferner auf Java, in Makassar und Bugi, sowie bei den Toradja von Celebes. Dann auf Flores, Timor, Solor, Wetar, den Kei-Inseln, Ceram, West-Neu-Guinea, im Gebiet der Vier Radja, auf den Schouten-Inseln, auf Japen, an der ganzen Geelvink-Bai und auf den Philippinen. Von der Geelvink-Bai, als deren wichtigste Plätze mit doppelten Bogen Manukwari, Andai, Rōn, Ansus genannt sein mögen, verliert sich der Bambusbogen nach Osten immer mehr, bis wir von der Gegend der Humboldt-Bai an in das Gebiet der mächtigen Holzbogen von Nord-Neu-Guinea kommen, zu denen die vergleichsweise schwachen Holzbogen der benachbarten Sentani-Leute kaum gehören, und unter denen man einen Bambusbogen vergeblich suchen wird. Kein solcher Bogen scheint von der Geelvink-Bai bis zu den Barriai und Buka mit ihren allerdings auch nur sporadischen und vielleicht mehr zufälligen Kinderbogen aus Bambus bekannt zu sein.[201])

Am besten bringt nach meiner Ansicht die weitgehende Mischung von Holz und Bambus als Material jener verstärkte Bogen von Sekār zum Ausdruck, den v. Luschan bekannt gemacht hat. Der längere und dickere seiner beiden Bogenstäbe besteht nämlich aus Palmholz, der kürzere und dünnere aus Bambus.[202])

Sowohl Holz- wie Bambusbogen erreichen stellenweise eine ganz erhebliche Länge; nach Ratzel hat ein Neu-Guinea-Holzbogen des Museums zu Dresden eine Länge von 2,23 m; Jukes traf an der Torres-Straße Bambusbogen von 2,13 m. Solche riesigen Bogen hatten auch die Indianer des Chaco von Süd-Amerika, wo Azara Längen bis zu 2,43 m antraf; die dazu gehörigen Pfeile waren bis zu 1,80 m lang. Auch das stimmt mit den Neu-Guinea-Verhältnissen überein; der längste, wie ich glaube, von mir mitgebrachte Pfeil, aus Tobadi, Humboldt-Bai, stammend, hat eine Länge von 1,71 m. Die von mir mitgebrachten Bogen aus Nord-Neu-Guinea stimmen im übrigen mit den von Ratzel gegebenen Durchschnittszahlen 1,90 bis 2 m überein. Ich glaube nicht, daß einer von ihnen das letztere Maß erheblich überschreitet. Der längste Bogen, den ich je gesehen habe, ist ein etwa 3 m langer Stabbogen aus der Sammlung Spix und Martius im Museum zu München.[203])

Betreffend Form dieser Bogen ist nicht viel zu dem hinzuzufügen, was über sie schon gesagt worden ist. Viele Bogen zeigen allerdings, wie Ratzel angibt, im Querschnitt eine flache Außenseite und eine etwas gewölbte Innenseite. Nicht wenige aber besitzen eine ebenso flache Innenseite, so daß ihr Querschnitt ein flaches, langgezogenes Oval mit parallelen Langseiten zeigt. Die Enden sind auch nicht immer zylindrisch zulaufend; ein von mir gesammelter Bogen aus Yakomúl von genau 2 m Länge ist auf beiden Enden auf je 51 cm Länge in seinem Querschnitt dreieckig; er bildet ein stumpfwinkliges gleichseitiges Dreieck, dessen Hypothenuse die flache Außenseite ist.

Nur wenige Bogen aus den Küstensiedlungen von Nord-Neu-Guinea sind dort hergestellt worden, wo sie gesammelt worden sind. Sie kommen aus bestimmten Gegenden des Hinterlandes, entweder als fertige Bogen oder nur als fertiges Bogenholz, das der neue Besitzer nun montiert und nach seinem Geschmack verziert. Sie werden von den „Buschmännern" fabriziert und exportiert, die Papua-Sprachen reden, die nicht in Pfahlhäusern, sondern in niedrigen rechteckigen Giebelhütten zu ebener Erde wohnen. In ihren Wäldern wächst das Bogen-

[201]) Pleyte in „Inter. Archiv", IV, 266, 271, 272, 273, 280—81, Taf. XIX—XXI; — Nieuwenhuis in „Intern. Archiv f. Ethnogr." (1909), XIX, 55—81; — s. auch „Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. in Wien" (1904), XXXIV, 323; — Ratzel in „Abh. Königl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch.", phil.-hist. Kl., Bd. XIII, 336—43 (1891); — Niemann in „Bijdr. Koninkl. Inst." 5e reeks, IV, 277; — Pigafetta in „Ramusio", I, fol. 368 D; — de Clercq in „Tijdschr. Aardrijksk. Genootsch." 2e reeks, X, 200, 218, 626 (1893); — Derselbe in „Intern. Archiv" (1892), V, 55—56; — Pleyte: ebenda, p. 172—174; — Riedel: „Kroes-en Sluik.", p. 324, 349, 388, 424; — Baessler in „Intern. Archiv" (1891), IV, 75; — Museums-Material: 1. Weltevreden: Nr. 2597, Holzbogen aus Borneo; Nr. 3258, riesige Bambusbogen aus Merauke; ferner Holzbogen von der Südküste von Niederländisch Neu-Guinea und von den Molukken, ohne genaue Ortsangabe. 2. Museum zu Makassar: Bambusbogen der Toradja, aber auch 2 Holzbogen in der Aróp-Form, Neu-Guinea; — Prado y Tovar in „Boletín Soc. Geográf. Madrid" (1878), IV, p. 80; — Forrest: p. 106; — Goudswaard: „De Papoewa's van de Geelvinksbaai" (Schiedam 1863), p. 40; — Horst: p. 237; — J. L. van Hasselt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXI, 579—580; — Koning in „Bijdr. T. L. en Vk. Ned.-Indië", 7e reeks, vol. I, 277.

[202]) v. Luschan in „Verh. Berliner Gesell. Anthrop." (1899), p. 225—26.

[203]) Ratzel: loc. cit. p. 337; — Jukes: „Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. 'Fly'" (London 1847), I, 179; — Azara: „Voyages dans l'Amérique Méridionale" (Paris 1809), II, 65, 77, 145.

holz. Bogenmacher sind Spezialisten, auch in Amerika, und ebenso sind es die Pfeilmacher im allgemeinen und sicher dann, wenn es sich um Steinspitzen handelt. Der Vater von Minehaha, der Geliebten Hiawathas, war solch ein Spezialist. Wenn man auf der Küste von Nord-Neu-Guinea, sagen wir von Yakomúl bis Wokaú, fragt, wo ein Bogen gemacht worden ist, dann wird mit den Fingern in das Hinterland gewiesen und Afur, Palai oder andere, mir nicht bekannte Orte genannt. Oder aber die Antwort lautet: Aróp.

Nun ist es Tatsache, daß die Afur- und Palai-Leute Bogen anfertigen und wohl zum Teil die Ausfuhr nach der Küste selbst decken; zum Teil mögen auch sie durch Zwischenhandel weitere Waren aus dem entfernteren Inneren besorgen. Ähnlich verhält es sich mit Aróp; hierunter verstehen die Außenwohnenden nicht allein die Landschaft Aróp, sondern die vier verwandten Stämme von Malól bis Sĕr. Diese Leute machen nun, wie sie mir versichert haben, auch einige Bogen selbst — obwohl ich nichts davon bemerkt habe —, beziehen aber die Hauptmasse ihrer Ware von den Buschmännern des Hinterlandes, um diese dann, wie es scheint, in großem Stil, durch Zwischenhandel zu vertreiben. Bis nach Wutung an der Niederländischen Grenze hat man mir „Aróp" als Herkunftsort von Bogen genannt. Daher die Gleichmäßigkeit in der Form der Bogen auf dieser langen Strecke, wenn auch in Kleinigkeiten, Äußerlichkeiten und Verzierungen Unterschiede da sind. Ich habe leider nicht festgestellt, ob vielleicht das Bogenholz, das sie an der Aróp-Küste, ebenso wie den fertigen Bogen selbst, tŭrĭĕn nennen, vielleicht nur an bestimmten Örtlichkeiten oder auf gewisser Höhe vorkommt. Aus Amerika haben wir manche hübsche Beispiele, wie die Umgebung das Material für den Bogen liefern muß.

Erwähnen möchte ich noch an diesen Bogen den Teil ihrer Verzierung, der von den Rottang-Wülsten anfangend bis zu 65 cm als eine Art Schnur an der Außenseite des Bogens entlang geht und wie eine teilweise Verstärkung aussieht, ohne aber mehr wie eine Verzierung zu sein.

Die Bambusbogen zeigen zwei grundverschiedene Formen: einmal solche, die das Äußere des Bambus nach außen haben und dann solche, welche das Innere des Bambus nach außen führen. Es scheint mir, als wenn die erstere Form charakteristisch ist für die riesigen Bambusbogen der Südküste von Neu-Guinea, während die kleineren Bogen der West- und Nordküste der Insel lediglich von der zweiten Form zu sein scheinen.[204])

Diese Erwägung führt uns zu einer zweiten wichtigen Art der Holzbogen, zu der der Nord-Salomonen. Diese Bogen sind nämlich keineswegs alle auf der Außen- oder Rückenseite flach, wie allgemein angenommen worden zu sein scheint. Ich habe mindestens fünf Bogen von Buka und Nissan mitgebracht, deren Außenseite im Querschnitt flachkonkav ist.

Fig. 53.

Querschnitt eines Nord-Salomonen-Bogens in gewöhnlicher Form.

Querschnitt mancher Buka- und Nissan-Bogen.

Ich habe nun diese in einem Falle nicht unerhebliche Konkavität niemals mit dem Tonga-Bogen in Verbindung gebracht oder hierin den Rest oder den Anfang eines Lagers für eine verstärkende Schnur gesehen. Denn auf dieses Problem bin ich überhaupt erst nach meiner Rückkehr durch die vortrefflichen Arbeiten von Balfour und v. Luschan hingewiesen worden. Ich habe vielmehr erwogen, ob nicht dieser Buka-Holzbogen der Nachkomme eines ehemaligen Buka-Bambusbogens ist, der, wie soeben erwähnt, gleich allen nördlicheren Bambusbogen das Innere, also Konkave, des Bambusrohrs nach außen trug. Noch heute machen sich die Buka-Knaben solche Bambusbogen, und daß der Bambus auf dem Wege von Indonesien nach Osten immer mehr in der Zusammensetzung der Flora zurücktritt, hat schon Chamisso bemerkt.[205]) Die Nissan-Leute beziehen ihre Bogen aus Buka, nur die Pfeile machen sie selbst. Es soll damit allerdings keineswegs gesagt werden, daß die von Westen gekommenen Bukas in ihrer neuen Heimat nicht genügend Bambus gefunden hätten, um ihre Bogen aus ihm herzustellen. Es gibt in der Tat noch viel Bambus im östlichen Melanesien, aber vielleicht stellt eine botanische Untersuchung der

[204]) Ratzel: loc. cit. p. 337; — „Intern. Archiv f. Ethnogr." (1891), IV, Taf. XV; — Schmeltz in „Intern. Archiv", VIII, p. 159—160; — de Clercq und Schmeltz: p. 136, 231—32, 233; — „The American Naturalist" (Philadelphia 1886), XX, 832—33.

[205]) Schmeltz und Krause: p. 104—105; Bogen Nr. 1692, mit Wulsten und Ringen, beide Seiten flach, Kanten abgerundet, scheint ein Neu-Guinea-Bogen zu sein. Es finden sich mehrfach ganz offenbar Etiketten-Verwechslungen in diesen z. T. durch Schiffskapitäne zusammengebrachten Sammlungen Godeffroy, obwohl sie an sich vortrefflich sind. Man muß nur gesehen haben, wie auf Südsee-Schiffen solche „Kuriositäten" von Kapitänen und Maschinisten zusammengerafft werden, unetikettiert herumliegen und dann in Singapore sampanweise gelöscht werden. — Parkinson in „Abh. u. Berich. Königl. Zool. u. Anthrop. Museums Dresden" (1899), Bd. VII, Nr. 6, p. 31; — Chamisso: IV, 41; — Schmiele in „Mitteil. a. d. deutsch. Schutzgebieten" (1891), IV, 103.

Zukunft fest, daß hier die geeigneten Bambusen des Westens — so Bambusa fera — gegen bessere Bogenhölzer zurücktreten.

An dieser Stelle muß nun des bereits mehrfach behandelten Tonga-Bogens gedacht werden.

Wie schon Graebner ausgesprochen hat, ist v. Luschans Auslegung des Gebrauchs des Tonga-Bogens nicht annehmbar. In Verbindung mit der von ihm gelieferten Abbildung ergibt sich aus Forsters Beschreibung das folgende:

Der Bogen besaß in seiner in nicht gespanntem Zustande äußeren, also jetzt konvexen Seite, eine Längsnute, in der die Sehne lagerte und in der zuweilen über der Sehne auch noch ein Pfeil liegen konnte. Zum Anzug wurde die in der Nute nur lose ruhende Sehne erfaßt. Der reflexe Bogen wurde erst gerade und dann so gespannt, daß beim Abschuß die Nute in der nunmehr konkaven Seite des Bogens sich befand. Die Sehne brauchte nicht sehr weit herausgezogen zu werden. Nach Entsendung des Pfeiles sprang die Sehne wieder in ihr Lager in der Nute ein, ohne die ihr Raum gebenden Daumen und Finger zu beschädigen und ohne allzu heftig in die Nute einzuschlagen; denn sie mußte entweder lose in ihr liegen oder aber es mußten in der Mitte der Nutenwandungen zwei gegenüberliegende Einschnitte gemacht sein, damit Daumen und Zeigefinger eine stramm anliegende Sehne überhaupt fassen konnten. Das erstere war offenbar der Fall und erklärt das Fehlen der Sehnen an allen, wie v. Luschan sagt, uns bekannten Tonga-Bogen. Auch die unglücklichen Versuche der englischen Matrosen finden so eine ungezwungene Erklärung.

Der Tonga-Bogen war also nicht durch Rückensehne verstärkt. Im übrigen glaube auch ich mit Balfour und v. Luschan, daß W. M. Moseley einen Tonga-Bogen mit einem Tahiti-Bogen verwechselt hat; Moseley hat eben die in der konvexen Nutenseite des ruhenden Bogens liegende Schnur für eine Verstärkungssehne angesehen, da ihm der wahre Charakter dieses auffallenden Schießgeräts ebenso wenig klar geworden war, wie Cooks Matrosen. Es dürfte daher auch keine Veranlassung vorliegen, etwa die Echtheit der Tahiti-Bogen der Museen anzuzweifeln, weil sie mit der Beschreibung Moseleys ganz und gar nicht übereinstimmen.[206])

Es dürfte also keine Veranlassung vorliegen, an die Möglichkeit zu denken, daß der polynesische Bogen aus einem zusammengesetzten oder verstärkten Bogen hervorgegangen ist. Wohl aber dürfte die Möglichkeit der Erwägung wert sein, daß sich der Tonga-Bogen, wie wir ihn kennen, aus einem Bambus-Bogen entwickelt hat. Die beiden Arten der bekannten Bambus-Bogen und der soeben von mir beschriebene Nissan- und Buka-Bogen könnten in diesem Sinne Veranlassung zu manchen Spekulationen geben. Auf solche sich einzulassen, ist natürlich ausgeschlossen, solange ihnen eine vermehrte Kenntnis keine gesunde Basis verleiht.

Von anderen Formen soll nur noch auf die Bogen der Neuen Hebriden gewiesen werden, die ganz auffallend an einige nicht-reflexe amerikanische Formen erinnern,[207]) und schließlich auf die Form der Tuamotu-Bogen. Einen sehr merkwürdigen Bogen von der Tuamotu-Insel Takapoto beschreibt nämlich Schmeltz, und einen vielleicht noch merkwürdigeren habe ich selbst in dem kleinen, aber wertvollen Museum der katholischen Mission zu Papeete, Tahiti, gesehen. Dieser Bogen, der aus Mangareva oder den östlichen Tuamotus, leider ohne genaue Lokalangabe, stammt, ist ein aus zwei Stücken zusammengesetzter Bogen. Zwei etwa gleich lange ziemlich rohe Hölzer sind mit Hilfe von vier Schnüren derart fest aufeinander gebunden, daß die etwas dickere Hälfte des einen Holzes auf der entsprechenden des anderen liegt (s. Figur). Es kann sich natürlich hier nur um ein wenig wirkungsvolles Spielzeug handeln.[208])



Fig. 54. **Zusammengesetzter Holzbogen von Mangareva oder den östlichen Tuamotu-Inseln.**

Kehren wir nach diesem in die Form nötig gewordenen Abstecher zur Verbreitung des Bogens zurück, so finden wir auf den Philippinen bei den Negritos in der Hauptsache Bambusbogen, bei den Malaienvölkern aber solche aus Holz; jene Waffe ist bei letzteren aber nicht Hauptwaffe; diesen Charakter trägt der malaio-polynesische Speer. Auch

[206]) v. Luschan in „Verh. Berl. Gesellsch. Anthrop.“ (1899), p. 222—225; — Derselbe in M. Krieger: „Neu-Guinea“ (Berlin, s. d.), p. 459—460; — Graebner in „Anthropos“ (1909), IV, 757, Anm. 5; — Forster: „Reise“ (1784), II, 75; Tab. VIII, Nr. 4; — Balfour in „Journ. Anthrop. Inst.“ (1890), XIX, 241—42; — Auch auf den Fidschi-Inseln fanden sich solche Bogen, cf. Schmeltz und Krause: p. 169. — Der Tonga-Bogen Nr. 55 428 des k. k. Hofmuseums in Wien ist im übrigen nicht reflex; er besitzt auch eine Sehne, über deren Echtheit und Zugehörigkeit allerdings erst eine Untersuchung entscheiden müßte.

[207]) Eckardt: „Neu-Hebriden“, p. 67 und Taf. IV, Fig. 2; — Schmeltz und Krause: p. 131—132; — Mason in „Smithsonian Report for July 1893“ (Washington 1894), pl. LXXXIII, LXXXVI, LXXXIX. — Ein Bogen der Neuen Hebriden im Museum zu Wien ist ebensowenig reflex, wie der bei Forster (III, Tab. X) abgebildete.

[208]) Schmeltz und Krause: p. XXXIV, Übersichts-Tabelle zu p. XL, Anm. 40, und p. 233, Nr. 827.

hier sehen wir wieder in den Palau-Inseln und West-Karolinen eine Avantgarde der Philippinen-Kultur nach Osten. Auf den Palau-Inseln spielte nach Semper der Bogen als Kriegswaffe eine große Rolle, auf Sonsorol war er ebenfalls Kriegswaffe, auf den West-Karolinen aber in historischer Zeit wohl nur Spielzeug oder Sportwaffe. Über diese trotz Sempers bestimmter Angabe recht unklaren Verhältnisse stehen wohl aufhellende Beiträge von der „Hamburger Südsee-Expedition" zu erwarten, deren Mitglieder unter Leitung von Professor A. Krämer diesen Teil des deutschen Schutzgebietes gründlich bearbeitet haben.[209])

Etwas unklar und strittig ist immer das Vorkommen des Bogens auf Ost-Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und den Admiralitäts-Inseln gewesen. Man weiß jetzt, daß auf der Gazelle-Halbinsel der Bogen zu historischer Zeit nie mehr als ein Spielzeug oder eine Sport- und Fischwaffe gewesen ist.[210])

Spuren des Bogens sind über ganz Neu-Mecklenburg bis nach Neu-Hannover hinein nachzuweisen, aber seine Verbreitung ist in geschichtlicher Zeit offenbar nur ganz sporadisch gewesen und in der Hauptsache in der Form des Fisch- und Kinderbogens. Auch als Kriegswaffe mag er stellenweise infolge von Verbindung mit den Salomonen benutzt worden sein, in ähnlicher Weise etwa, wie das von den Kilenge gesagt wurde. Es ist wohl wahr, daß einzelne jener diese Verhältnisse behandelnden Zeugnisse niedrig eingeschätzt werden müssen, aber schließlich gewinnen alle zusammen an Bedeutung durch ihre Zahl und auch dadurch, daß sich alle über die Nebenstellung und das sporadische Vorkommen dieser Waffe einig sind. Der Bogen war eben hier, wie in ganz Polynesien und im östlichen Melanesien, selbst auf den Salomonen, im Rückgang begriffen, so daß es in diese Verhältnisse gut hineinpaßt, wenn wir gerade von älteren Zeugen, Dampier und Behrens, von einer etwas intensiveren Bogenbenutzung hören. Der Häuptling Panáke hat mir versichert, daß in seiner Kinderzeit Fischbogen in allen Plätzen, von King und Kait an, bis nach Mimias im Osten und an dieser Küste weiter nach Norden hinauf, im Gebrauch gewesen wären. Jetzt befand sich in Lamassa auch kein einziger Bogen mehr. Ich habe überhaupt nur zwei in Kambotorós, einen in Lambel und den vierten in Kait gesehen. Panáke meinte, daß seine Landsleute die Sitte vor seiner Zeit von Buka übernommen hätten, was auf direktem Wege oder besser über Nissan nicht unwahrscheinlich ist. Der Fischbogen aus Holz oder Rohr wird zum Schuß wagerecht gehalten. Pfeil zwischen dem darüber gelegten Daumen und Zeigefinger; der Pfeil wird zwischen Daumen und Zeigefinger in der Art gefaßt, wie das die deutschen Knaben zu tun pflegen. Dieser Anschlag und wirkungslose Pfeilanzug beweisen, daß in Süd-Neu-Mecklenburg wenigstens dieser Fischbogen nicht der degenerierte Ausläufer eines ehemaligen Kriegsbogens, sondern nach fremden Muster gemachtes Gut ist, mit dem man nicht recht umzugehen versteht.[211])

Auf den Admiralitäts-Inseln sind Kriegsbogen nie gesehen worden; was die alten Spanier als Pfeile bezeichnen, sind die pfeilartigen Speere jener Insulaner, die entweder mit der Hand oder auch vermittels eines Schleuderstricks entsendet wurden. Kinderbogen habe ich auf Päk und Páluan festgestellt; sie sind aus Holz und müssen es sein, da Bambus wenigstens auf den kleinen von mir besuchten Inseln nicht vorkommt. Ein höchst merkwürdiger, roher, dicker, bügelartiger Holzbogen mit Rottangsehne in Lochbefestigung findet sich unter Nr. 10006 und mit der Bezeichnung „Admiralitäts-Inseln" im Museum zu München. Dieser kurze

[209]) De Morga: p. 172, 175; — Pleyte in „Intern. Archiv", IV, 271; — Semper: „Die Palau-Inseln im Stillen Ocean" (Leipzig 1873), p. 366; — „Lettres Édif. et Cur.", VIII, 434; — Senfft in „Peterm. Mitt." (1905), LI, p. 57 II; — Duperrey: „Voyage autour du Monde", Histoire du Voyage (Paris 1826), Atlas, Taf. 58, Nr. 4.

[210]) Brown: „Melanesians", p. 324, 326; — Eine höchst seichte Quelle, der wegen seiner Beteiligung am Marquis-de-Rays-Abenteuer mit 5 Jahren Gefängnis bestrafte Poulain, gibt den Kanakern der Gazelle-Halbinsel 2 m lange Jagdbogen aus Eisenholz mit dazu gehörigen vergifteten Pfeilen in die Hand und beschreibt sie als eine Art nordamerikanscher Rothäute aus Cooper's „Lederstrumpf", denen diese Melanesier so unähnlich sind, wie nur irgend etwas; cf. Poulain: „Le Rocher de Port-Breton" (Nantes 1883), p. 180—181.

[211]) Dampier: II, 529; — Behrens: p. 151; — Graebners Einwurf gegen Behrens ist nicht einwandfrei; einmal, weil Behrens nicht die einzige Quelle ist, die von geschossenen Pfeilen in Neu-Mecklenburg spricht, und dann, weil ihm keineswegs „Bogen und Pfeil in der Hand von Eingeborenen eine so geläufige Erscheinung" sind, daß er sie allen angetroffenen Südsee-Insulanern in die Hand gibt. Gelegentlich des Samoa-Bogens werde ich hierauf zurückkommen, cf. Graebner: „Methode der Ethnologie" (Heidelberg 1911), p. 48; — Bougainville: II, 225; — Hunter in „The Nautical Magazine": (1842), p. 7; — Duperry: loc. cit. I, 528; Atlas, Taf. 24; Stephan/Graebner: p. 7, 51—52, 64, 165; — Baudouin: „L'Aventure de Port-Breton" (Paris, s. D.), p. 184 pl. Hier sind nach einer Photographie zwei offenbar echte Lambom-Leute dargestellt, aber jeder hält in einer Hand einen Bogen und ein Bündel Pfeile, die ich für Salomonen-Waffen halten möchte. Wahrscheinlich stammen diese aus der Beute des Rabardyschen Raubzuges nach Buka und sind nur vor dem Photographieren den Lambom-Leuten in die Hände gegeben worden, um die Gruppe etwas kriegerischer erscheinen zu lassen. — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 303.

Bogen macht den Eindruck, als sei er nicht nach einer Vorlage, sondern nach Hörensagen hergestellt.[212])

Auf den ganzen mittleren und südlichen Salomonen ist der Rückgang von Bogen und Pfeilen eine in die Augen fallende und beachtenswerte Erscheinung. Während die Spanier Mendañas von der Nordspitze der Insel Ysabel bis Owa riki die Salomonier in dem Maße als Bogenkämpfer antrafen, daß sie an zwei Stellen sogar schwimmend mit dieser Waffe fochten — gleich den Insel-Karaiben Amerikas —, wird jetzt nur noch auf Malaita und der Gela-Gruppe der Bogen in mäßigem Umfange im Kriege verwendet. Auf allen übrigen Inseln ist er innerhalb der seit jener Zeit verstrichenen 300 Jahre zu einer unbedeutenden Fisch- und Jagdwaffe degeneriet.[213]) Auf den Nord-Salomonen, Bougainville und Buka, spielt aber noch heute der Kriegsbogen eine große Rolle, wenn auch wohl erst in zweiter Linie nach dem Speer. Hier hat er auch noch Expansionskraft, wie seine Verbreitung nach Nissan, Carteret-Atoll und sporadisch bis nach Anir beweist. Über die Santa Cruz- und Banks-Inseln, Neue Hebriden und Fidschi-Gruppe ist an dieser Stelle von ersteren nur zu sagen, daß auch auf ihnen die Spanier von Mendaña und Quirós den Bogen in höherem Maße als Kriegswaffe antrafen, als dies jetzt der Fall ist, und daß auf diesen Gruppen, von Norden nach Süden bis zu den Fidschi-Inseln, die Bogen an Vollkommenheit und Kunstfertigkeit immer mehr verlieren. Für Neu-Caledonien ist das nahezu völlige Fehlen dieser Waffe bezeichnend.[214])

Das wenige, was im Rahmen des Plans dieser Abhandlung noch über den polynesischen Bogen zu sagen ist, soll bei der linguistischen Behandlung kurz erörtert werden, zu der ich jetzt übergehe.

In dem riesigen Gebiet, das sich zwischen Südost-Asien und den östlichsten polynesischen Inseln des großen Ozeans dahinzieht, kann man linguistisch vier „Bogen" bezeichnende Stämme verfolgen. Es sind dies zwei von kapitaler Bedeutung, busur und pana, und zwei, wie es scheint, von geringerer Wichtigkeit, fi und mar oder magar. Die ersten beiden gehören ganz zweifellos dem malaio-polynesischen Sprachgebiet an; die zweite Gruppe wird dereinst vermehrte Kenntnis vielleicht nicht hierher zählen; denn, wenn auch sie in der Hauptsache Sprachen angehört, die wir melanesische nennen, so sind doch gerade diese Sprachen stark mit Papua-Elementen vermengt. Da nun diese beiden kleineren Bogenstämme nur verhältnismäßig beschränkte Gebiete beherrschen, so liegt der Verdacht nahe, daß auch sie aus einer Papua-Sprache entnommen sein können; denn für den linguistischen Papua-Bogen ist Zersplitterung und eine große Zahl total verschiedenartiger Wörter charakteristisch. In einer starken Liste von Papua-Worten für Bogen, von denen ich nicht wenige selbst aufgenommen habe, befindet sich kaum eins, das über die Grenzen einer Landschaft, einer Stammes-Gruppe hinaus ginge. Mit diesem Maßstab gemessen ist der Bogen uraltes papuanisches Kulturgut, während die malaio-polynesische Bogen verhältnismäßig junge Erscheinungen in diesen Gebieten sind.

Ich beginne mit dem Worte busur. Wir haben bei den Sĕmang: wuo (Skeat and Blagden: II, 543); im Malaiischen: bûsor (Swettenham, M. E.: p. 29), busar (Shellabear: p. 21[1]) oder busur (Badings: p. 337); auf Java: wusu; in Bugi: usoq; Makassar: bisoro; Battak: busur. (Die letzten vier: Brandes: „Proefschrift", p. 34, 48 bis 49). Ferner: Sikka (Mitten-Flores): uter (Calon: „Bijdr", p. 44, 339, 343, 504); Rotti: bubusuk (Kleian: p. 225); Solor: wuhu (Leemker: p. 461). Damit ist das Vorkommen dieses Wortes im westlichen und südlichen Indonesien hinreichend belegt. Im nördlichen und östlichen Teil finden wir folgendes: Alfuren (Celebes): betir (Niemann: „Alfoersche Taal", p. 224); Gorontalo: butīa (neben pālā); Bunda: butīa (neben panā) (beide: Schröder, p. 61); Gane, Kajoa (Halmaheira): pusi mimana (v. d. Crab: p. 4; Wallace: p. 612, hat nur pusi für Gane); — Buru: busun (Jellesma: p. 307), busul (v. d. Crab: p. 4); Amblau: busu (Wallace: p. 612); Ceram: husuli, osio, husūūm, usulah (Wallace: p. 612); usu, folis (Le Cocq: p. 365); pusule (Pleyte: „Systemat.", p. 6, 7);

[212]) Wichmann: „Nova Guinea", I, 19; — Navarrete: V, 125; — „Col. Docum. Inédit.", V, 89; — Mourelle in „Voyage de La Pérouse", I, 285; — Labillardière: I, 263. — Moseley: loc. cit. p. 407—408; — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 356.

[213]) „The Discovery of the Solomon Islands", I, p. LXXVII bis LXXVIII; p. 41—44, 53; II, 314—316, 317, 319, 323, 339, 340—342, 382, 383; 333—335; I, 45, 46; II, 345, 347—349; I, 47, 354; I, 57, 60, 61; II, 366, 367, 392, 394—396; I, 108, 109, 138—140, 199, 202, 233; II, 227, 228, 250, 252, 253, 267, 281—283; I, 144, 147, 148, 200, 286, 287—290; II, 362, 397, 406; — „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1895), XXXVII, p. 414, 415, 417; — Bougainville: II, 180, 186, 192; — Codrington: „Melan.", p. 8—9, 304—305.

[214]) „The Voyages of Quiros" p. 38, 86, 99; 38, 41; 224, 225, 227, 231, 255, 257, 258, 460; 241, 243, 255, 256, 257, 266, 275, 370, 375, 385, 386, 444, 446, 461; — „Col. Doc. Inédit." V, 498; — Bougainville: II, 139—141, 143; — Schmeltz und Krause: p. XXVII, XXIX; — Auf Niwa habe ich Bogen und Pfeile neben der Schleuder festgestellt; — Williams: „Fiji" p. 57, 77.

usura (Miklucho: p. 377; nach Le Cocq heißt aber usura: Pfeil auf Ceram; cf. p. 381); Saparua: husu (Wallace, p. 612); Haruku: husurinai (v. d. Crab: p. 4); Ambon: husur (v. Ekris, p. 93); husulu, pasaë (v. d. Crab: p. 4); husur, husul, apúsu (Wallace: p. 612); Watu Bela: wuhur (v. Rosenberg: „Zuidoostereilanden", p. 111); Goram: wusu (ebenda). Also auch hier, im Molukken-Teil von Indonesien, zeigt dieses Wort eine ungewöhnliche Verbreitung. Bevor die Untersuchung nach Neu-Guinea übertritt, können an dieser Stelle die Philippinen Erledigung finden.

Hier haben wir: Tagalo: bosog (Noceda y Sanlucar: p. 62 I); Tiruray: bohor; Bik., Bisay.: bosog; Bagobo: busog, busu; Negritos: busok, busug, busuk (alles bei Blumentritt, loc. cit.: p. 11); Negrito Palauan: búsog („Anthropos", II, 469); Magindanao: busugun (Forrest: vocab. p. 2). Damit ist eine ununterbrochene Reihe von der Malaiischen Halbinsel bis zu den Pforten der Südsee festgestellt.

Diese Reihe setzt sich unmittelbar in schärfster Form auf dem gegenüberliegenden Festlande von Neu-Guinea fort, aber nur auf dessen West- und Nordwest-Seite, am Mc Cluer-Golf und im Gebiet der Vier Radja; weiter nach Süden, also an der gleich einsetzenden Südwestküste von Niederl. Neu-Guinea, ist mir dieses Wort jedoch in keinem einzigen Falle bekannt geworden. Wir haben in den genannten Gebieten folgende Formen: puher (Le Cocq: „Kapaur", p. 28, 40, 58); pusu, busu, pusir, pusier, apusir, busir (v. d. Aa: „Reizen", p. 446; de Clercq: „Vier Radja", p. 1342; de Clercq: „Nieuw Guinea", p. 200, 218, 460; de Clercq u. Schmeltz: p. 136—140) und schließlich usema (Miklucho: p. 377).

Wie wir es nun bereits an anderen Stellen gesehen haben und wie es uns im Laufe dieser Arbeit noch fernerhin entgegentreten wird, bricht hier — in der Gegend Halmaheira - Nordwestecke von Neu-Guinea etwa — die Reihe ab, um erst in der Gegend des Bismarck-Archipels wieder ihre Anknüpfung zu finden. Es ist sehr wohl möglich, daß unsere ja noch mangelhafte Kenntnis großer Gebiete uns noch vorhandene Glieder übersehen läßt. So glaube ich bestimmt, daß das an der Geelvink-Bai allerdings nur vereinzelt in Wandamèn vorkommende atoh pasi, mit Pfeilen schießen, hierher gehört: atoh = Pfeil; pasi = Bogen (Bink, in „Tijdsch. Ind. T. L. en Vk." XXXIV, 66). Aber es scheint mir aus allem hervorzugehen, das große und wichtige Schwärme der von Westen nach Osten Wandernden ihre Fahrt von den Nord-Molukken längs der Nordwestküste von Neu-Guinea in einem Zuge gemacht haben, bis sie in der Gegend des Bismarck - Archipels durch die vorliegenden Inselmassen veranlaßt wurden, entweder hier zu siedeln oder in andere Richtungen durch verschiedene Kanäle abzufließen.

Denn obwohl ich in einer sehr erheblichen Zahl von mir aufgenommener Wörterverzeichnisse meistens das Wort für Bogen besitze, ist mir doch das hier in Frage stehende zum ersten Male wieder auf dem Wege nach Osten auf der Salomonen-Insel Buka entgegengetreten. Hier allerdings scheint es durchweg das einzige Wort für Bogen zu sein.

Ich nenne: für die Westküste: hösŭl (Insel Pororán); für das Innere: hösŭl (Tisasí); für die Ostküste: hősŭl (Hămätänä).

Die Gleichheit mit der Molukken-Form ist überraschend. Denn daß wir es hier nicht etwa mit einem Spiel des Zufalls zu tun haben, beweist das Auftreten dieses Wortes in der weiteren Fortsetzung unserer im Waigeu abgebrochenen Reihe. Wir haben nach Codrington („Languages", p. 41) auf Ysabel: ba'esu; auf Malaita: basi und pasi (v. der Gabelentz und Meyẹr, Nr. 301, schreiben: bassi); auf dem benachbarten Ndai (Gower-Insel) habe ich ebenfalls bạsi festgestellt. Auf Mahaga (Salomonen) heißt vuhu schießen (v. der Gabelentz und Meyer, Nr. 764). Ferner Bogen nach Codrington: Ureparapara: wuh; Aurora: usu; Mota: us; Efate und Sesake: asu; mehrere andere Hebriden: vus; Aoba: vuhu; Ambrym: yu (Kern: „Verh. v. h. Aneityumsch", p. 81); und schließlich Fidschi: vuzu (s. auch Kern: „Fidjitaal", p. 193).

Hier findet der Lauf dieses Wortes nach Osten aber sein Ende; unter polynesischer Bevölkerung habe ich es nur auf Tikopia und Uvea gefunden. Auf ersterer heißt Bogen: ten hasau (Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Phil. II, 162); auf letzterer aber ûs („Dict. Latin-Uvea", p. 14 II).

Ich habe die Auffassung, daß der busur-Bogen jener großen westöstlichen Wanderschicht angehört, die vor den Polynesiern die Südsee betrat und die einem großen Teil der heutigen Melanesier mit melanesischer Sprache den Charakter gegeben hat. Einst glaubte ich, daß der busur-Bogen ursprünglich ein Bambusbogen, der pana-Bogen aber ein Holzbogen gewesen sei; das mir zur Verfügung stehende Material hat aber schließlich diese Auffassung nicht bestätigt. Vielleicht kommen spätere Untersuchungen, die über eine bessere Kenntnis des Museumsmaterials verfügen als ich, zu Ergebnissen in dieser Richtung.

Über pana besitzen wir bereits eine Anzahl wertvoller Bemerkungen, Erörterungen und Reihen; ich erinnere nur an Wallace (p. 612), Brandes

(Proefschrift, p. 12), Codrington (Languages, p. 41, 61—62), Zöller (p. 383), Juynboll (Kawi, p. 314—315). Wir haben: Madagaskar: fanayană; Malaien-Länder: panah; Karo (Sumatra): panah (Nieuwenhuis in „Intern. Archiv" XIX, 67); Alt-Jav., Jav. und Sund.: panah; Madura: pana, Pfeil, Bogen und Pfeil (Kiliaan: M.-H. II, 56 II; H.-M., p. 221); Bali: panah, Waffe, Pfeil (v. Eck, p. 221 I; Juynboll: p. 34, 535); Dayak: panah; Makassar: pâna, Bogen, Pfeil (Matthes: „Mak. Woord." p. 109 II); Bugi: pâppe (Matthes: „Boeg. Woord." p. 95 II); Saleier: panah; Buton: opána; Sumbawa: panah (Zollinger: p. 198); Sangar: panah (Zollinger: p. 198); Bima: fana (Jonker, p. 21 I), fana (Zollinger, p. 198); Sikka: pana oder bana (Calon, p. 18, 340); Sumba: papana, mit Bogen und Pfeil schießen (Roos: p. 144); Manggarai: pana (Meerburg, p. 99); Timor: ampanah (de Clercq: „Het Maleisch der Molukken", p. 7). Man sieht, im östlichen und südlichen Teil von Indonesien deckt sich die Verbreitung von busur und pana im allgemeinen; pana aber überflügelt busur in mancher Hinsicht, ganz besonders durch sein Übergreifen nach Madagaskar, dem der busur-Bogen ganz offenbar fehlt.

Im nördlichen und östlichen Teil von Indonesien begegnen uns folgende Daten: Bareë (Celebes); pana, ein Wort, das die Vorstellung „schießen" enthält (Kruyt: p. 51); Gorontalo: pālā oder pànā (neben butīa); Bunda: pänā (neben butīa) (beide Schröder, p. 61, 139); Alfuren (Celebes): tumpanir, Pfeil [zusammengesetzt aus dem nachher noch eingehend untersuchten tu, Pfeil, und panir, Bogen] (Niemann: „Alf. Taal", p. 76); To Bungku: pana, Bogen, Gewehr (Adriani, p. 309—310); Tobelo: o pana-pana, der Bogen; ho pana, mit Pfeil und Bogen schießen; o pana-pana ma ngŏhaka, Pfeil [der Bogen sein Kind] (Hueting, p. 289); Cajeli (Buru): panah (Wallace, p. 612); Ceram: bánah (Wallace, p. 612); Ambon: panah-panah (de Clercq: „Het Maleisch", p. 7).

Ein Vergleich erweckt den Eindruck, daß pana sowohl an Quantität wie an Qualität in diesen Gebieten etwas zurücktritt, aber nicht so sehr gegen busur an sich, als gegen busur plus einer Reihe fremder Wörter, von denen einige noch Erwähnung finden werden. Es machen sich hier in den Molukken ganz offenbar sprachliche Elemente bemerkbar, deren Verwandtschaft in Neu-Guinea sitzt.

Für die Philippinen ist bezeichnend, daß, während fast alle malaiischen Stämme eine Form von bosog für Bogen gebrauchen, das Wort für Pfeil bei ihnen meistens pana oder paná ist. In Tiruray haben wir faná. Nur in Magindanao haben wir panah für Bogen und pana für Pfeil. Eine große Zahl der Negrito-Stämme gebraucht Formen wie: baë, baï, baii, bii, bakak für Bogen (Blumentritt, loc. cit.: p. 11, 13; „Anthropos", II, 469; Forrest, voc: p. 1). Für den Negrito-Pfeil finden wir noch pamaná und pangulpul. Im übrigen gibt es noch mindestens ein Dutzend ganz verschiedenartiger Wörter für Pfeil auf den Philippinen (s. noch: Kern in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instit.", 4 volgr. VI, 254, und Blumentritt, loc. cit. p. 11—14).

Kehren wir nun an die Nordwestecke von Neu-Guinea zurück, um von hier aus die Untersuchung nach Osten fortzusetzen, so zeigt sich, daß für den pana-Bogen die große Lücke nicht besteht, die ich von hier bis zur Salomonen-Insel Buka für den busur-Bogen festgestellt habe. Es findet sich nämlich:

Im Gebiet der Vier Radja: 'tfan, mit dem Bogen schießen (de Clercq: „4 Radja", p. 1344, und „Nieuw Guinea", p. 219); außerdem: Salawati: faan (v. Rosenberg, „Geelvink-B.", p. 131); Waigéu: copamme couffe (franz.) („Voyage d'Entrecasteaux", I, 585; Labillardière, II, vocab. p. 58). Es folgt nun eine größere Anzahl von Orten und Landschaften an der Geelvink-Bai: Windesi: apai (de Clercq u. Schmeltz: p. 138); Wandamèn: pai, apai, Bogen; ana, mit Bogen und Pfeil schießen. (Bink in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." XXXIV (1890), p. 67, 71; de Clercq u. Schmeltz, p. 140); Waropèn: apai atò (de Clercq; „Nieuw Guinea", p. 878); Pöm (Nordküste Japèn): apaî (Friederici); Ansus, Wooi-Bai, Südküste Japèn: apaî (v. Rosenberg: „Geelvink-Baai", p. 131; de Clercq: „Nieuw Guinea", p. 880; Fried.); ferner: Insu Moār und Insu Manai, östlich der Mamberomno-Mündung: bana (de Clercq u. Schmeltz, p. 139).

Jetzt entsteht auch für den pana-Bogen eine recht beträchtliche Lücke auf dem Festland von Neu-Guinea, hervorgerufen einmal durch die lange Reihe von Stämmen, von etwa Humboldt-Bai an bis Dallmann-Hafen, deren riesige Holzbogen offenbar von Papua-Herkunft sind; und dann durch den vorher erwähnten, vom Augusta-Strom ausgehenden Keil von Wurfbrettschützen. Aber daß auch auf dieser Strecke der pana-Bogen nicht ganz spurlos vorübergegangen ist, scheinen die Inseln Wuvulu und Aua anzudeuten, wo pani einen Bestandteil in einer Anzahl von Waffenworten bildet. (Hambruch: „Wuvulu und Aua", p. 56.)

Auf der Küste des Festlandes setzt bald nach Überschreitung der Ostgrenze der Wurfbrett-Zone der pana-Bogen wieder ein. Wir haben in Buramana und Male: pina; in Sungum: pena (alle drei

Hanke, p. 115); Koliku: pena (Hanke, p. 115), paná (Werner, p. 112); Manikam: paná; Dschongu: pená (beide bei Zöller, p. 452); Wuong: pna (Hagen, p. 297); Kelana: panenga (Zöller, p. 383, 452); Insel Rook: pané (Zöller, p. 452), pēne (Dempwolff, p. 225; auf Rook bestehen mehrere Dialekte); Siassi-Inseln: panég, pani (Dempwolff, p. 216ff.); Kilénge (West-Neu-Pommern): nă pắnăñă, der Bogen (Friederici). Leider fehlt mir nun das Wort im Barriai und Kobe, das nach meiner Erinnerung auch den Stamm pana enthält; auch diese Aufzeichnung muß sich in dem zerstörten Taschenbuch befunden haben. Einmal ist mir von einem Barriai-Mann bonára als Wort für Bogen bezeichnet worden. Dies ist bekanntlich Pidgin-Englisch und liefert nur einen Beweis mehr, wie wenig bodenständig der Bogen östlich von Kilenge auf Neu-Pommern ist. Wir haben dann weiter im Archipel: Raluana, Gazelle-Halb.: panak (S. H. Ray: „Comparat. Voc.", p. 13); Kerawara: pắne; Neu-Lauenburg: panpanak, Bogen und Pfeil (beides bei Zöller, p. 383, 452); Mittl. Neu-Mecklenburg, Westküste: pănó (Strauch, p. 96); Lambóm, Süd-Neu-Mecklenburg: kăbăläpắn, Kinder-, Fischbogen (Friederici). Zu diesem Ergebnis, welches das sporadische Vorkommen des pana-Bogens auf dem ganzen Bismarck-Archipel dartut, können an dieser Stelle die einzigen beiden mir bekannt gewordenen Fälle von Vorkommen dieses Wortes in Mikronesien gefügt werden. Es ist dies auf den Palau-Inseln, wo bálak, Pfeil, (Kubary: „Ethnogr. Beitr.", p. 118) und auf den Gilbert-Inseln, wo băna die Schleuder heißt (Bingham, p. 61 I). Es ist dies letztere in gewisser Weise ein Gegenstück zu Wuvulu und Aua, wo pani im Namen anderer Waffen auftritt.

Übergehend zu den Salomonen finden wir in Pópoko, Insel Bakawari bei Kiéta, Ost-Bougainville: mpā (Fried.); in Narowo: umbana, Pfeil (Tregear, p. 310 I); Bauro (St. Christoval): bae, Bogen; hana, hanasi, schießen (H. C. v. d. Gabelentz, 2. Abh. p. 96, 98); Wango (St. Christoval): ba'e (Ray: „Comp. Vocab.", p. 13); Santa Cruz: nepna, Pfeil (Tregear in „Journ. Pol. Society", I, 59). An dieser Stelle mag am geeignetsten dibana, Pfeil, in Kabadi, Gegend von Port Moresby, Britisch-Neu-Guinea, erwähnt sein (Lawes: „Motu", p. 145).

Auf den Neuen Hebriden ist das folgende belegt: Vunmarara; ban, banai, schießen (v. d. Gabelentz, 2. Abh., p. 43); Efate: fana, Bogen (Turner, p. 360); tali-banga, Bogensehne (Macdonald: „Oceania", p. 149); Aneityum: geen n'efana, Bogen; efana, Pfeil (Kern: „Aneityumsch", p. 107, 123; Inglis, p. 85 I, 98 II); Mota: vene, mit Pfeilen schießen (Kern, „Aneityumsch", p. 123); Niwa: fana; Tanna: nfanga; Eromanga: lifane (die letzten drei: Turner, p. 360). Auf Nengone haben wir dann pehna oder pena (Codrington, p. 41); auf Lifu überhaupt: pena (Turner, p. 360); auf Fidschi: vana oder vanavana, schießen (Hazlewood, p. 152 II; Kern, „Fidjitaal", p. 188); auf Rotuma mit stark gemischter Bevölkerung: fan, Bogen, fana, Pfeil (Codrington, p. 41; Turner, p. 360).

Es sollen nun, von Westen nach Osten, die polynesischen Inseln kurz behandelt werden.

Le Maire und Schouten fanden bei ihrer langen Fahrt über die ganze Südsee die ersten Bogen bei den Bewohnern von Luaniua (Ongtong Java). Es kann weder ein Zweifel über diese Inselgruppe bestehen, noch über die bestimmte Angabe.[215]) Es zeigt sich eben durchweg, daß die Südsee-Insulaner im 16. und 17. Jahrhundert noch einen stärkeren Gebrauch von Pfeil und Bogen machten, als 200 oder 250 Jahre später. Auf Bellona haben wir fana für „schießen" (Ray in „Zeitschr. f. afrik. und ocean. Spr.", II, 61), auf Sikayana văvắnă für Bogen (Fried.), auf Tikopia fana für Pfeil (Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Phil. II, 162).

Über die Form des Tonga-Bogens ist schon gesprochen worden; es gab auf diesen Inseln einen besonderen Stand der Bogenmacher. Der Bogen heißt auf Tonga kau-fana; schießen fana.[216]) Auf Niué haben wir: fana, Pfeil, Gewehr; kau-fana, Bogen. (Tregear and Percy Smith: „Niué", p. 40 I).

Auch auf Samoa war der Bogen früher Kriegswaffe und ganz zweifellos viel häufiger im Gebrauch, als zur Zeit des Eintretens dieses Volks in den Bereich unserer Kenntnisse. Roggeveen und Behrens sagen ganz übereinstimmend aus, daß die Leute der Manua-Gruppe zu Tausenden am Strand standen, bewaffnet mit Speeren, Bogen und Pfeilen. Nun sind, wie schon früher angedeutet, Behrens' Bogenangaben neuerdings von Graebner stark verdächtigt worden, weil „Bogen und Pfeil in der Hand von Eingeborenen dem Verfasser sicher eine geläufige Vorstellung waren." Behrens ist in seinen Darstellungen nicht immer klar und hatte als Mann in Subalternstellung an Bord auch nur wenig Gelegenheit, sich über viele Dinge Kenntnis zu verschaffen. Unteroffiziere auf Truppentransporten um die halbe Welt herum, Maschinisten und ähnliche Leute auf Forschungsschiffen bringen noch heutigentags gewöhnlich nur eine

[215]) Le Maire: „Spieghel", fol. 55 I; — Burney: II, 417.

[216]) Mariner: II, 275, 287; — Tregear in „The Journal of the Polynesian Society" (Wellington, N. Z. 1892), I, 56; — „Dictionnnaire Toga", p. 88 I, 157 I; — s. auch Ellis: „Pol. Res.", I, 302.

bescheidene Summe wirklicher Kenntnis mit nach Hause zurück. Aber manches ist dafür bei Behrens sehr gut, so die vortreffliche Beschreibung von Makatea und die ethnographischen Angaben über Rapanui und die Tuamotus. Nichts ist da von Bogen und Pfeilen gesagt, was doch zuerst hätte hier geschehen müssen, wenn Graebners absprechende Kritik berechtigt sein soll. Seine Angaben über Bogen und Pfeile auf Manua decken sich nahezu wörtlich mit denen Roggeveens in seinem „Dagverhaal", das erst 1838 an die Öffentlichkeit gekommen ist. Kurz vor dem Erreichen von Neu-Mecklenburg bricht dieses „Dagverhaal" ab, so daß eine Kontrolle hier fehlt; da aber Behrens' Angabe betreffend Bogen und Pfeilen in der östlichen Neu-Mecklenburg-Gegend für das 18. Jahrhundert nicht allein dasteht, so muß es als ein unglücklicher Griff bezeichnet werden, wenn Behrens' Bermerkungen in dieser Hinsicht in einer Abhandlung über Quellenkritik als ein Schulbeispiel für anfechtbare ethnographische Angaben vorgeführt werden.[217])

Der Bogen heißt auf Samoa: 'o le āufana; fana, die Flinte; fana oder fanafana, schießen. Der Pfeil: 'o le u oder 'o le u fanafana. (Violette: p. 24^{II}, 84, 313^{I}; Newell: p. 11^{II}, 22^{II}, 125^{II}; Funk, p 38).

Einige kleinere polynesische Inseln können an dieser Stelle erledigt werden. Auf Futuna heißt fana: Bogen, Gewehr, schießen (Grézel, p. 120); auf Fakaofu hatte man früher Bogen und Pfeile, deren Benennungen aber nicht angegeben werden (Lister, in „Jour. Anthrop. Inst." XXI, 57); von Monahiki scheinen keine Bogen bekannt geworden zu sein.

Auf Rarotonga heißt der Bogen ana („Te Bibilia Tapu Ra", 2. Sam., XXII, 35; Hiob, XX, 24; Psal. XVIII, 34; — Tregear, „Vocab.", p. 310[I]).

Über Bogen und seine Verwendung auf Tahiti wissen wir hinreichend Bescheid.[218]) Der Bogen heißt hier fana.

Ob Le Maires Genossen auf Rangiroa Bogen und Pfeile in den Händen der Tuamotu-Leute gesehen haben, ist mehr wie zweifelhaft; solche unbestimmten Vermutungen werden am besten, wenn nicht von anderer Seite her gestützt, glatt gestrichen. In der Tat besitzt von allen den vielen Tuamotu-Inseln keine einzige auch nur einen bescheidenen Teil des Materials, das man im benachbarten Tahiti nach Moerenhout für Bogen und Pfeil brauchte, außer vielleicht Makatea. Das Tuamotu-Wort für Bogen, fana, ist denn auch sicherlich ein tahitisches Lehnwort; wie denn auch alle von mir befragten Tuamotu-Leute Bogen und Pfeil nur vom Hörensagen kannten. Die beiden früher erwähnten Tuamotu-Bogen mögen Nachahmungen sein von Vorbildern, welche die wanderlustigen Tuamotu-Leute bei ihren Fahrten mit Walfischfängern und Perlenfischern in anderen Gegenden der Südsee gesehen hatten. Wenn die Tuamotu-Leute bei ihrer Einwanderung in ihre neue Heimat den Bogen besaßen, dann mußten sie ihn auf jenen Atollen sehr schnell verlieren, die ihnen weder Material noch Verwendung für diese Waffe lieferten. Aber selbst bei Vorhandensein von Rohmaterial und von Jagdtieren würden Bogen und Pfeil als Kriegswaffen nahezu ausgeschlossen sein. Wer einmal ein brandungsumtobtes Tuamotu-Atoll gesehen hat, über das immer und ewig der Wind dahinfegt, kann hierüber wenig Zweifel haben. Deswegen finden wir auch keine Spuren mehr von den Bogen und Pfeilen, die Le Maire und Schouten bei den Ongtong-Java-Leuten sahen, und die wahrscheinlich von den Salomonen stammten. Dabei ist diese Meeresgegend noch verhältnismäßig windstill im Vergleich zu der Tuamotu-See.[219])

Gerland sagt, daß nach Beechey Bogen und Pfeile auf Mangareva gebraucht wurden. So etwas sagt nun Beechey nicht nur nicht, sondern er stellt ausdrücklich fest, daß die Mangareva-Leute keine Bogen und Pfeile hatten. Dies bestätigt Mariscot von der Expedition Dumont d'Urville.[220]) Auch auf Rapanui gab es keine Bogen.[221])

Die Marquesaner der von Mendaña entdeckten Südgruppe benutzten zu jener Zeit Bogen und Pfeile nicht als Kriegswaffen. Dies geht aus dem spanischen Text klipp und klar hervor. Würde sich der forschende Ethnologe allerdings — wie ähnliches ja so häufig geschieht — lediglich an die von der Hakluyt Society herausgegebene englische Übersetzung halten, so erfährt er hier genau das Gegenteil: einige Marquesaner schossen mit Pfeilen. Es ist dies eines von den vielen, leicht namhaft zu

[217]) Roggeveen: p. 190; — Behrens: p. 142; — Meinicke: „Inseln", II, 109; — Wilkes: II, 151; — Graebner in „Anthropos" IV, 756; — Derselbe: „Methode", p. 48.

[218]) Hawkesworth: I, 231; II, 242—243; III, 26, 38; — Bougainville: II, 82; — Ellis: „Polyn. Res." I, 299—302; u. a. m.

[219]) Burney: II, 383; — Moerenhout: II, 148; — de Morga, p. 52; hier handelt es sich nur um einen vielleicht schlecht verstandenen Hinweis der Marquesas-Leute, der keine Beweiskraft hat.

[220]) Waitz-Gerland: „Anthropologie", VI, 157; — Beechey: I, 187; — Dumont d'Urville: „Pole Sud", III, 431.

[221]) Felipe Gonzalez: p. 99.

machenden Beispielen, die auf das schlagendste beweisen, daß die ethnologische Quellenkritik damit beginnen muß, Übersetzungen und Bearbeitungen beiseite zu schieben oder zu kontrollieren. Auch Figueroa sagt nichts von Pfeilen und Bogen, und Marchand stellt ganz ausdrücklich fest, daß man keine Bogen und Pfeile auf den Marquesas fand.[222])

Im übrigen haben aber auch die Marquesas-Leute das Wort pana für Bogen, Pfeil und Schießen. Man muß also annehmen, daß auch hier, wie auf den übrigen größeren Gruppen von Ost-Polynesien, der Bogen als Sportwaffe in Gebrauch war oder gewesen war (Dordillon, p. 213 I).

Auf der Hawaii-Gruppe heißt pana: Bogen, Schießen; nur als Sport- und Jagdwaffe war der Bogen hier in Gebrauch.[223])

Die Maori von Neu-Seeland haben in historischer Zeit niemals vom Bogen in irgend einer Form Gebrauch gemacht. Tregear hat aber höchst wahrscheinlich gemacht, daß auch sie den Bogen einst kannten. Denn wenn auch von dem in Mangahai (im Norden der Nordinsel von Neu-Seeland) ausgegrabenen Bogen nicht bewiesen werden kann, daß er ein Maori-Bogen war, so deutet doch das Wort whana darauf hin, welches bedeutet: „einen federnden Stock wie einen Bogen biegen", „eine Feder als Falle, die aus einem gebogenen Stock hergestellt ist". (Tregear, „Diction.", p. 608; derselbe, in „Journ. Polyn. Soc.", I, 58—59.) Es ist sehr wohl möglich, daß schon auf Rarotonga der Bogen nicht mehr als Kriegswaffe in Gebrauch war zu der Zeit, als die Maori von hier aus ihre Auswanderung nach Neu-Seeland begannen. Sie nahmen daher Jagd- und Sportbogen als überflüssige Möbel nicht bei einer langen Reise mit, bei der in ihren verhältnismäßig doch nur kleinen Doppelbooten jedes Plätzchen kostbar war.

Ich glaube nicht, daß der Bogen jemals bei den Polynesiern eine große Rolle gespielt hat, daß er ihre nationale Kriegswaffe gewesen ist. Aber, daß sie ihn aus ihrer Heimat mitgebracht und über nahezu die ganze Südsee mitgenommen haben, daß er bei mindestens einem Teil von ihnen auch Kriegswaffe war, und daß ein Zurückgehen des Gebrauchs selbst innerhalb der wenigen Jahrhunderte festzustellen ist, in die unsere Kenntnis einen kleinen Einblick hat, ist im vorstehenden nachgewiesen. Die Polynesier haben, wie das Kern kurz und treffend dargelegt hat, das Wort und die Waffe gehabt. Sie müssen sie gehabt haben zur Zeit, als sie noch alle in einer beschränkten Heimat zusammenwohnten; denn es ist ausgeschlossen, daß ein in so viele kleine Teile zersplittertes Volk eine ihm vor der Trennung unbekannte Waffe durchweg und ohne Ausnahme mit demselben Namen belegt haben sollte. Eine Waffe, die so kompliziert ist und so manche für ein beobachtendes Naturvolk charakteristische Merkmale und Eigenschaften hat, müßte bei einem Volk mit einer so reichen und bildungsfähigen Sprache, wie die Polynesier, verschiedene Benennungen erhalten haben.

Es ist im vorstehenden gezeigt worden, wie an manchen Stellen ein Zurückgehen des Bogengebrauchs in der Südsee historisch nachweisbar ist. Oskar Peschel, der mit außergewöhnlich gründlichen Kenntnissen ein natürliches geographisches und ethnologisches Taktgefühl verband, um dann beides vereint in feinsinniger Sprache zum Ausdruck zu bringen, hat den Rückgang des Bogens der Polynesier durch die geographischen Einflüsse ihrer neuen Heimat auf der Inselwelt des Großen Ozeans begründet. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist ihm bestritten worden, besonders von Schmeltz und neuerdings von Parkinson. Ich meine, zu Unrecht. Weil Dr. Graeffe und Konsul Th. Weber in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts keine Bogen mehr auf Samoa gesehen haben, und weil in Spechts „Geschichte der Waffen" nichts davon erwähnt wird, ist doch nicht bewiesen, daß nicht früher Bogen und Pfeile auf Samoa in Gebrauch

[222]) Es ist in nicht geringem Grade instruktiv, auf dieses Musterbeispiel einer jammervollen und grundfalschen Übersetzung kurz einzugehen. Im Original steht: „El maese de campo puso en tres puestos guardia para asegurar el pueblo y playa, donde las mujeres se estaban recreando, y los marineros haciendo aguada y leña para las naos. Lo que yo sé decir es que si como estos indios son fuertes y animosos usaran flechas, que no faltaran más cuidados que vieron." (Zaragoza: I, 44.) Es ist nur nötig, die Übersetzung des letzten Satzes zu betrachten, die in der Ausgabe der Hakluyt Society folgendermaßen lautet: „What I have to say is, that some of these natives, being strong and courageous, used arrows, while there were not wanting others who seemed more cautious". („The Voyages of Quiros", I, 23). Kann man sich eine verkehrtere Übersetzung vorstellen als diese, die in einer ethnologisch wichtigen Frage genau das Gegenteil des Originals sagt? Eine richtige Übersetzung müßte etwa folgendermaßen lauten: „Was ich sagen möchte ist, daß, wenn diese Eingeborenen, die kräftig und tapfer sind, von Pfeilen Gebrauch machen würden, jene (die Weiber und Matrosen) nicht ermangelt haben würden vorsichtiger zu sein, als sie es waren." Es ist hierbei vielleicht angebracht zu bemerken, daß im alten Spanisch venir häufig gleichbedeutend mit estar und ser gesetzt wird. Diese Marquesaner benutzten also zweifellos keine Bogen und Pfeile. — Figueroa: „Hechos" p. 155; — Marchand: I, 187.

[223]) Cook: „Dritte Reise", I, 501; — Schmeltz in „Intern. Archiv" (1889), Bd. II, ad „Revue des Deux Mondes", 1. 4. 1888; — Ellis: „Pol. Res." I, 302; — Andrews: p. 449; — Fornander: III, 257; — Tregear in „Journ. Pol. Soc.", I, 56, 59.

waren! Man kann doch nicht einwandfreie, sich deckende alte Zeugnisse mit einer Handbewegung bei Seite schieben, falls man sie überhaupt kennt. Überall auf der Erde — nicht zum wenigsten in Ozeanien und in Amerika — kann man Entwicklung und Veränderung bei Naturvölkern feststellen, falls man nur einwandfreie Zeugnisse hat, die um Jahrhunderte auseinander liegen. Parkinsons Einwürfe sind aber nicht einmal durchweg richtig. Es sollen keineswegs seine, zum Teil sehr großen Verdienste herabgemindert werden, aber von der „Berlinhafen-Sektion" hat er nicht allzuviel gewußt; trotz seiner diesbezüglichen Arbeit, deren vortrefflichen Inhalt er zum Teil den Missionaren verdankt. Allerdings sind die Bewohner dieser Gegend kein Jägervolk, ebensowenig wie die Irokesen, Huronen und Delawaren ein Jägervolk waren, obwohl man so häufig diese Auffassung findet. Beide sind feldbautreibende Nationen, aber nebenbei geht auch der Papua auf Jagd, wenn auch nicht so intensiv wie der Irokese; das verbietet ihm schon der geringere Wildstand seiner Wälder. Aber im Vorlande des Torricelli-Gebirges wie in den Bougainville-Bergen, auf der niederländisch-deutschen Grenze, habe ich Jagdpartien getroffen, die lediglich Bogen und Pfeile mit sich führten. Denn im Gegensatz zu Parkinson muß gesagt werden, daß in dieser Gegend die Schweine stets mit Pfeilen erlegt werden, sei es, daß man sie mit Hunden jagt, stellt, in Netze treibt oder auf der Pirsch im Walde schießt. Überall an der Küste und im Innern sieht man an den Männerhäusern, die meistens keine Pfahlhäuser sind, neben den Reihen von Schweinekiefern auch die Reihen der dazugehörigen Pfeilspitzen. Die Schweinepfeile sind jene Neu-Guinea-Rohrpfeile unserer Museen mit breiten, lose aufgebundenen Bambusspitzen. Ich habe die Pfeilbündel der mir begegnenden Jäger mehrfach untersucht; sie bestanden aus ganz verschiedenartigen Pfeilen, die für bestimmtes Wild genommen werden und unter denen einige Saupfeile nie fehlen. Ich habe mit dem Tultul von Paup, dem Besitzer einer in jener Gegend sehr geschätzten Meute, diese Verhältnisse ziemlich genau besprochen. Auf dieser ganzen Küste, von Dallmannhafen etwa bis einschließlich Humboldt-Bai, tritt der importierte Speer, wie bereits erwähnt, ganz zurück. Hier haben wir eine richtige Bogenkultur vor uns, welche hier offenbar bodenständig ist und die sich von den Papuas im Innern auf die Melanesier und melanisierenden Papuas der Küste erstreckt und von ersteren auf letztere immer ergänzt. An Wild ist dies die reichste Gegend, die ich in der Südsee kennen gelernt habe; in der Yakomúl-Gegend schoß an zwei aufeinanderfolgenden Tagen mein Schießjunge To Kalapúa insgesamt: ein großes Schwein, elf Krontauben und sieben Tauben. Jagdwild für die Papuas sind außerdem noch: Kasuar, Känguruh, Kuskus, fliegender Hund und viele Vogelarten. Ich erwähne dies so nachdrücklich an dieser Stelle, um zu zeigen, daß hier, wo eine wirkliche Bogenkultur in der Südsee besteht, auch ihre Vorbedingung und Stütze, die Jagd, vorhanden ist. Peschel hat mit seiner Ansicht auch nach meiner Auffassung vollkommen recht.

Die auf die Inseln der Südsee von Westen her verpflanzten busur- und pana-Bogen gingen im Laufe der Jahrhunderte in demselben Verhältnis zurück, als ihnen die geographischen Existenzbedingungen ganz ungünstig oder weniger ungünstig waren. Es ist ein Prozeß, der noch nicht vollendet ist. Auf den kahlen, wildlosen, windumtobten Atollen und Inselchen von Ost-Polynesien mußte der Bogen zuerst und am gründlichsten verschwinden, auf den Salomonen konnte er sich am längsten halten. Aber auch hier hat er, wie wir gesehen haben, in den letzten 300 Jahren ganz erheblich an Terrain verloren.[224])

Es gibt noch eine kleine Reihe von Bogenworten, die ich geneigt bin als Verwandte des pana-Bogens anzusprechen, obwohl die Erklärung einige Schwierigkeiten macht. Wir haben: Negritos (Phil.): bacag (v. d. Gabelentz und Meyer, Nr. 301); Kieta (Bougainville): boalla (Ribbe, p. 192); Búin (Boug.): bụ́älä (Fried.); Shortland-Inseln, Awa: boalla (Ribbe), bóälä (Fried.); Rubiana: bocala (Ribbe); Narowo: bokala (v. d. G. u. M.); Bugotu (Ysabel): bage; New Georgia: bakala; Savo (Florida): bage; Fagani (St. Christoval): aepage (die letzten fünf, Codrington, p. 41); Mahaga: bage; Anudha: mbage (v. d. G. u. M.); Tangoa: baka (Ray: „Tangoa", p. 708). Merkwürdig ist die Übereinstimmung zwischen Negritos und Salomoniern; denn wir haben nicht nur dem negrito bacag das bakala von New Georgia entgegenstehen, sondern auch, wie bereits früher erwähnt, die Negrito-Wörter baë und baï dem ba'e von Wano.

Ich komme nun zu den beiden anderen kür-

[224]) Kern in „Intern. Archiv", I, 167—168 (1888); — Peschel: „Völkerkunde" (Leipzig 1877; 4. Aufl.), p. 189 ff.; — Alfred Kirchhoff hat in der von ihm besorgten 5. Aufl. (1881) an dieser Stelle (p. 183) durch Beifügung reichlicher Anmerkungen dem inzwischen geförderten Stand der Forschung Rechnung getragen, wobei auch Schmeltz und Krause berücksichtigt worden sind. Aber die hier in Frage stehende Auffassung Peschels hat Kirchhoff trotzdem mit Recht beibehalten. — Schmeltz und Krause: p. XXXII—XXXIV; — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 553—54; — Brown: „Melanesians", p. 436—437.

zeren Reihen, deren Zugehörigkeit zum malaio-polynesischen Sprachkreis mir zweifelhaft ist. Wir haben in:

Menado: dyubi-dyubi (de Clercq: „Het Maleisch", p. 14); Ternate: djubi majora (de Clercq: „Ternate", p. 75) oder djubi mahera (v. d. Crab, voc. p. 4); Tidore: djubi maiora (v. d. Aa: „Reizen", p. 446) oder djubi majora (v. d. Crab, voc. p. 4); Gamkonora (Halmaheira): djubi malelar; Sahu (Halm.): ngami mahera (beide v. d. Crab, voc. p. 5); Waigéu: mariaï, Bogen (d'Urville, Phil. II, 152); mariaï, Pfeil (d'Entrecasteaux, I, 586); Nufoor: marria (van Hasselt: „Woordenboek", 1876, p. 11 II) oder marja (ders. „Woordenboek", 1893, p. 211). Otto hatte früher angegeben: mariamin, maria sare: Bogen und Pfeil („Nieuw Guinea", 1858; p. 206); Schouten-Inseln (allgemein): maria (de Clercq: „Nieuw Guinea", p. 626); Mŏkmĕr: mărĭă (mărĭāī) (Friederici); Aroai (Gilbert-Ins.): tau-magaria, (Levêque, p. 72 I); Tŏbŏrōī (Bougainville, Ostküste): mägärä̱ (Friederici).

Die zweite Reihe ist die folgende:

Makian (Küste): fevie dafe (v. d. Crab, voc. p. 5); Aru-Inseln: fier, foor, fohr (Brumund, in „Tijdschr. v. Ned. Indië" 6e j. 2e stuk, p. 333; v. Rosenberg: „Zuidoostereilanden", p. 111); Pauwi, Unterlauf des Mamberomno: nimbia (van Braam Morris in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst." 4 reeks, X, 114); Jótafa: fĕmbĭ (Fried.). In allen fünf Dörfern, sowohl den drei der Tobadi-Gegend, als auch den beiden in der Außenbucht, gilt das gleiche Wort, obwohl sich sonst nicht unerhebliche Verschiedenheiten in den Dialekten der beiden Gruppen finden. Kern glaubt, daß fembi aus fen = panah, und bi, vermutlich „Bambus", zusammengesetzt ist. (Kern, in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instit.", Reeks, 6, VII, (1900), p. 150); Gragĕt: fĭ (Fried.); Sărān: fi (Dempwolff, p. 210 ff.); Langtub: fir (Dempwolff, p. 240 ff.); Szeak-Bagili: fui (Zöller, p. 452).

Gehe ich nun dazu über, einen Blick auf die Pfeile zu werfen, so drängt sich zunächst die Erscheinung auf, daß wir linguistisch eine außergewöhnlich große Zahl ganz verschiedener Benennungen für Pfeile vor uns haben. Zu einem erheblichen Teil ist der Grund hierfür sicherlich der, daß die Eingeborenen häufig für jede besondere Pfeilart einen besonderen Namen haben, und dieser Spezialname, nicht der generelle Name „Pfeil" von dem aufnehmenden Forscher niedergeschrieben worden ist.

Es kann an dieser Stelle auf diese verschiedenen Namen ebensowenig eingegangen werden, wie auf die Systematik der Pfeile, über welche die Literatur ja bereits einige Bemerkungen und Arbeiten besitzt.

Eine für die malaio-polynesischen Sprachen charakteristische Bezeichnung für Pfeil ist „Kind des Bogens". Für pana ist diese Zusammensetzung häufig, und mehrfach in der Literatur behandelt worden; dagegen ist mir für busur nur eine einzige solche Verbindung in Sikka bekannt geworden: uter anak (Caloṅ: p. 44).

Trotz der soeben erwähnten verwirrenden Menge verschiedener Pfeilnamen ist nun aber doch ein Stamm vorhanden, der weithin durch unser Sprachgebiet geht, nämlich tu. Wir haben: Alfuren (Celebes): tumpanir, zusammengesetzt aus tu, Pfeil und panir, Bogen. (Niemann: „Alf. Taal", p. 76); Halifuren (Südost-Küste Niederl. Neu-Guinea), turie-p., turi-p. (Seijne Kok, p. 11 I); Rumbati und Sĕkar (Mac Cluer-Golf): tunis und atof (de Clercq: „Nieuw Guinea", p. 460; de Clercq u. Schmeltz: p. 116—118, 128); Tuburuasa, Karas, Kapaur, Onin di Bawa: tunies (v. d. Aa: „Reizen", p. 446, 447); Misol: tunus (v. d. Aa: „Reizen", p. 446; de Clercq u. Schmeltz: p. 119, 120, 126—128, 136); Sègèt (Westsp. v. Neu-Guinea): tunus (de Clercq u. Schmeltz: p. 117, 118); Waigéu: tunus, tanu (de Clercq u. Schmeltz: p. 117, 118); Gebiet der 4 Radja überhaupt: tunus, tusu (de Clercq in „De Indische Gids", Jg. XI, deel II, 1344 (1889); de Clercq: „Nieuw Guinea", p. 200, 219); Windèsi: atò (de Clercq u. Schmeltz: p. 118, 127, 129, 130, 135); Wandamèn: atok (Bink: loc. cit. p. 66; de Clercq u. Schmeltz: p. 129); Waropèn: atò (de Clercq: „N. G.", p. 878; de Clercq u. Schmeltz: p. 117, 125, 129); Ansus, Surui und Südküste der Insel Japèn überhaupt: atò, atto (v. Rosenberg: „Geelvink", p. 131; de Clercq: „N. G.", p. 880; de Clercq u. Schmeltz: p. 127); Sĕr, Sĭssano, Arŏp, Malŏl: tūr (in Malol und Aróp wird das t z. T. sehr weich ausgesprochen). (Fried., für Aróp auch Erdweg, in „Globus", LXXIX, 104); Tumleo: tätúr (Erdweg, loc. cit.); Paup: atŏr oder atŏr (Fried.); Dąkür: tätŭr oder tätüăr (Fried.); Suèn: tätúr (Erdweg, loc. cit.); Put: tötų̆äl (Fried.); Insel Muschu: tĕtŏr (Fried.); Wogéo (Le Maire-Inseln): tŏtŏr, der Bogen (Fried.; Bogen und Pfeil sind bei diesen Wurfbrettschützen nicht bodenständig, sondern Import vom gegenüberliegenden Festland); Kŏpǫ̆ăm (Mündungsgebiet des Augusta-Stroms): tuña (Fried.); Graget: tū (Fried.); Siar: tu (Hanke: p. 116); Bogadjim: añ-du (Hanke: p. 116; Hagen: p. 295, 297); Papua-Dörfer Langtub, Nu-

panob, Bawaipa: tun, dos̑o, toto (Dempwolff, p. 240 ff.); Tami: nsu (Bamler: p. 235); Kiléṅge: na͡tṵ̄n, der Pfeil (Fried.); Insel Nissan: tŭlűχ (Fried.): Tisasí (Mitten-Buka): mătő̤ (Fried.); Pópoko, bei Kieta (Bougainville): tụ́kụ und tumpắrị (Fried.); Bűrụwẹ (West-Bougainville): ịvăső̤ (Fried.) Ob dieses letztere, ebenso wie das Fidschi gasau oder ngasau (Hazlewood: p. 42 I und Kern: „Fidjitaal", p. 158) hierher gehören, ist mir allerdings sehr zweifelhaft. Wie erwähnt, heißt in der Küstengegend von Sēr bis Malől der Pfeil tụ̄r; der Bogen heißt hier nun tụrị́ĕn, was ich ebenfalls in die obige Reihe hineinnehme, obwohl mir die Arőp-Leute sagten, daß tụrị́ĕn eigentlich die Bezeichnung für das Bogenholz, eine Art Arecapalme, sei. Das Holz und der Baum werden eben in diesem Falle ihren Namen vom Bogen erhalten haben, zu dem sie sich so gut eignen.

Nachdem hiermit auch ein Pfeil linguistisch annähernd lückenlos von Indonesien bis zu den Salomonen verfolgt worden ist, möchte ich zum Schluß dieser in die Länge gezogenen Untersuchung über Bogen und Pfeil nur noch ein paar kurze Bemerkungen machen.

Die Art den Bogen zu fassen und den Anzug der Sehne zum Abschuß des Pfeils habe ich bei den Stämmen der Nordküste von Neu-Guinea von Yakomúl bis Humboldt-Bai mehrfach beobachtet. Bei allen diesen Stämmen, sowohl an der Küste, wie im Innern, sind Bogenhaltung und Pfeilentsendung im Prinzip durchaus gleich, wenn auch kleinere Variationen individueller Art und solche, die durch weites oder nur geringes Ausziehen der Sehne veranlaßt werden, zu bemerken sind. Der Bogen steht senkrecht, der Pfeil liegt links vom Bogenholz zwischen Daumen, Zeigefinger und Holz. Der Daumen stützt von innen gegen Bogenholz. Die Sehne mit aufgesetztem kerblosen Pfeil zwischen Daumen und Zeigefinger; Daumen an der Sehne und etwas auf ihr, Zeigefinger und Ringfinger auf der Sehne, ziehen sie gemeinsam an, während Mittelfinger von oben zwischen Zeigefinger und Ringfinger drückt und stützt; der kleine Finger ohne Tätigkeit daneben. Dies war die durchgehende Haltung in der Gegend von Afur, Akur, Tsinapäli, Paup, Valman usw., während mehr im Westen, in der Leitere-Gegend, der Mittelfinger nicht über den beiden anderen, sondern zwischen ihnen auch auf der Sehne lag und beim Anzug half. Wie ersichtlich, deckt sich diese Neu-Guinea-Art von Pfeilauflage und Sehnenanzug in der Hauptsache mit der dritten Form von Morse, welche nach ihm von den wichtigsten Reiterstämmen der nordamerikanischen Prärien und Plains, von den Andamanen und Siamesen gebraucht wurde.[225])

Ein Unterarmschutz gegen das Prallen der Bogensehne, ähnlich wie das bekannte habelős der Bukas, ist mir nur noch von der Geelvink-Bai bekannt, wo es amun oder amo heißt.[226])

Daß man stellenweise in der Südsee bis in historische Zeiten von steinernen Waffenspitzen Gebrauch machte, kann angesichts der Quellenangaben und archäologischen Funde nicht bezweifelt werden.[227]) Die Verwendung von solchen Steinspitzen ging zurück, verschwand und geriet in Vergessenheit. Nach meiner Ansicht müssen solche Verhältnisse immer eintreten, wenn wir es mit einem intelligenten, entwicklungsfähigen Naturvolk zu tun haben, dem seine geographische Umgebung ein schlechtes Stein- aber ein gutes Hartholzmaterial liefert. Es kann kein Zweifel sein, daß eine gute Hartholzspitze, wie sie die Tropennatur liefert, einer Steinspitze an Brauchbarkeit und Wirkung gleichkommt, und daß solche kombinierten Holz- und Knochenspitzen, wie sie die Salomonier herstellen, die besten Steinspitzen militärisch übertreffen. Ich habe bereits früher einmal auf diese Verhältnisse hingewiesen. Die Lanzen- und Pfeilspitzen der heutigen Salomonier stellen ihren früheren Steinspitzen gegenüber einen Fortschritt dar und kosten dabei viel weniger Arbeit.[228])

Auch der Schild scheint stellenweise Rückgang und Veränderung in der Südsee erfahren zu haben. So hatten die Leute von Ulawa, Süd-Salomonen, zur Zeit von Mendaña Holzplattenschilde, ähnlich den spanischen (paveses de tabla como los de España), nicht geflochtene Schilde wie heute. Auf Taumako und höchstwahrscheinlich auch auf dem benachbarten Ndeni, Santa Cruz-Inseln, hatten die Eingeborenen ebenfalls schön gearbeitete Schilde

[225]) Morse: „Ancient and Modern Methods of Arrow-Release" in „Bull. of the Essex Institute", vol. XVII, 151 bis 154, 195 (Salem, Mass., 1885). — Über Salomonen-Bogenanzug s. Ribbe: p. 134.

[226]) Goudswaard: p. 19; — van Hasselt: „Woordenboek" (1893), p. 3 II.

[227]) „The Discovery of the Solomon Islands", I, p. LXXVIII; II, 351, 406; — Codrington in „Man", (1903), Nr. 11; — Hawkesworth: II, 46, 47, 63; — Nieuwenhuis in „Intern. Archiv", XIX (1909), p, 65; — Ich glaube daher auch nicht, daß Graebner einen guten Griff tat, wenn er Carteret mit seinen Malaita-Steinspitzen als Schulbeispiel vorführt. Daß Carteret hier im Recht ist, beweist ihm Catoira, und da er auch die Obsidian-Spitzen der Admiralitäts-Inseln sehr gut beschreibt, so liegt der Schluß viel näher, daß er sich auch in seinen Santa-Cruz-Spitzen nicht geirrt hat. Denn er hatte ein ganzes Bündel erbeutet und hatte Muße sie zu prüfen. S. Graebner: „Methode", p. 48—49.

[228]) „Globus", XCI, 325 ff. (1907).

aus schwarzem Holz („escudos de palo negro bien labrados“, wobei zu bemerken ist, daß labrar in den alten spanischen Chroniken bei ethnographischen Beschreibungen häufig den Nebensinn von „verzieren“, „ornamentieren“ hat.) Ferner müssen bis vor nicht zu langer Zeit Schilde in Nord-Neu-Mecklenburg in Gebrauch gewesen sein.[229])

Das Material reicht nicht aus, um zu untersuchen, wie dieser Rückgang zu erklären ist; festgestellt werden soll nur, daß der Schild neben seinen Vorteilen auch so erhebliche Nachteile in der primitiven Kriegführung hat, daß sich unter Umständen ein intelligentes Volk der überlegenen Taktik eines vielleicht neuen Gegners durch allmähliches Aufgeben des ererbten Schildes anpassen wird. Die Urteile der Alu-Leute über die schildtragenden Ruviana-Krieger und jenes Maori über Australier mit ihren Schilden heben einige dieser Schwächen hervor.[230])

Von den Formen soll hier nur kurz bemerkt werden, daß das Köröwa̧r, das der Mitte des oberen Randes der in Museen so seltenen Holzschilde aus der Geelvink-Bai aufsitzt, sich auch auf einem 112 cm langen und in der Mitte 42 cm breiten Holzschild befindet, den ich aus Sissano, Deutsch-Neu-Guinea, mitgebracht habe. Dieselben Schilde sind auch für die ganze Angriffshafen-Gegend charakteristisch. Diese Neu-Guinea-Schilde mit dem obenaufsitzenden stilisierten Köröwa̧r erinnern seltsam an die Schilde der Asiaten auf den Kastenskulpturen des Triumphwagens von Thutmose IV. im Museum zu Kairo.

Eine linguistische Untersuchung fördert ein höchst wichtiges Ergebnis ans Licht, das die bei Speer, Blasrohr, Schleuder, Bogen und Pfeil gewonnenen Resultate in glücklicher Weise bestätigt und ergänzt. Wir haben in: Tontemboan: kĕli'd, das auf Jav. kĕlir zurückgeht; kĕlung, kaleaw (Schwarz: p. 113 II, 669 II, 86 II); Bareë: kaliawo (Kruyt: p. 31 II); Gorontalo und Bunda: ālēāu (Schröder: p. 150); Toumpakewa, Tonsawang: kĕlid; Tondano, Toumbulu: kĕlung; Ponosakan: kaleau (Niemann in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.“, 3e volgr., V, 86, 87); Philippinen: bei den meisten Stämmen: kalásag (carasa); Lepanto-Igorroten: kalata; Tiruray: kelong (Blumentritt: loc. cit. p. 12, 13; de Morga: p. 175); Insel Wetar: Vorsteckschild zum Schild eralíli: kalau (Baessler in „Intern. Archiv“, IV, p. 74 und Taf. 9 u. 10 [1891]); — Bắrriai: gắrĭa͞u (Friederici); Năkănāī: ă͡ngălĭa͞u (der Schild) (Fried.).

Wie sehen hier in ganz scharfer Form die von mir nun bereits mehrfach gemachte und bewiesene Behauptung bestätigt, daß die Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern aus einer Gegend, die zwischen Philippinen, Nordost-Celebes und Molukken liegt, in einem Zuge in ihre neue Heimat ausgewandert sind, und zwar dies in ethnologisch neuer Zeit; denn es ist uns aus dem dazwischenliegenden Stück eine nicht unerhebliche Zahl von Schildnamen bekannt, keiner paßt aber, soweit meine Kenntnis reicht, auch nur entfernt in die soeben gegebene Reihe hinein.

Die Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern bewohnen nur einen sehr schmalen Strandsaum, den ihre Väter einst von den offenbar eine Papua-Sprache redenden Binnenbewohnern erobert haben, und welche die Söhne jetzt als Kolonisatoren halten. Seitdem sie so entsetzlich durch die Pocken gelitten haben, ist ihr Stand auf der ganzen langen Linie offenbar kein leichter. Die Siedlungen der Binnenbewohner gehen verhältnismäßig sehr nahe an die Küste heran, und jene sind es, die dann und wann das bestehende bescheidene Handelsverhältnis stören, und offensiv und überfallend von ihren Bergen zur Küste hinabkommen. Während aber die Barriai, die Kobe, die Nakanai von Watu, wo ich sehr viele Kinder sah, und die Nakanai von Nessai, die ihr vor wenigen Tagen gänzlich abgebranntes Dorf — mitsamt den Schilden und Speeren, die mir schon versprochen waren — mit frischem Mute wieder aufbauten, ihren Grund gegen die Bergbewohner zu halten scheinen, sah es ganz anders im östlichsten Platz der Nakanai, in Tongan aus.

Tongan nämlich, das mit Nessai 1908 nur eine zwei bis drei Jahre alte Kolonie von Watu war, scheint etwas zu weit und ungeschützt nach Osten gegen das Baining-Land vorgeschoben worden zu sein. Beide, Nessai und Tongan, hatten zu jener Zeit eine stärkere Bevölkerung als der Mutterplatz Watu, aber Tongan hatte stärkere und bösere Nachbarn. Denn die Baining kamen in Plünderungszügen von ihren Bergen herab, und nachdem im Jahre 1907 die Tongan-Leute im Bündnisse mit dem kleinen Kambú̧le einen erfolglosen Vergeltungszug in die Berge gemacht hatten, stand die Sache für Tongan recht schlecht. Als ich eintraf, herrschte geradezu eine Panik dort. Vor wenigen Tagen waren die Baining wieder unvermutet heruntergekommen und hatten einen Nakanai in seiner Taro-

[229]) „The Discovery of the Solomon Islands“, I, 47; II, 356; — „Bol. Sociedad Geográf. Madrid“ (1895), XXXVII, 419; — Zaragoza: I, 127; II, 124; — Bougainville: II, 187—189; — Fleurieu: p. 89, 108, 113, 130; pl. VII, F.; hier ist sogar der Name gegeben: réréro; — Guppy: p. 75; — Schmeltz und Krause: p. 111, Nr. 2506; — Romilly: p. 47, 48; — Stephan/Graebner: p. 7—8, 51—52, 169—172, 176, 187; — Brown: „Mel.“, p. 162, plate.

[230]) Brown: „Mel.“, p. 161; — Turnbull: „A Voyage round the World“ (London 1813), p. 493.

Pflanzung überfallen und erschlagen. Seitdem hatte sich niemand mehr herausgewagt. Das ganze Dorf machte auch trotz seiner Jugend einen verwahrlosten Eindruck. Während die Palisadenzäune von Watu und Nessai gut imstande waren, traf dies in Tongan keineswegs zu. Wie in Watu, trennt zunächst ein Waldstreifen das Dorf vom Strand, das aber nach dem Wasser zu keinerlei Palisadenzaun hat wie jenes. Auf dem Platze stehen fünf lange Nakanai-Hütten, dann folgt ein stark verfallener, kaum noch verteidigungsfähiger Palisadenzaun, außerhalb dessen wieder drei lange Hütten stehen. Das alte Dorf von fünf Hütten hatte also ursprünglich eine Verteidigung gegen die Berge, gegen die Baining. Es wuchs dann mit drei Hütten über diese Umfriedigung hinaus, und nun scheint die Energie zu fehlen, eine neue Palisade zu bauen, während man die alte verfallen läßt. Die Palisaden von Watu und Nessai sind doppelt; während aber bei ersterem Platz beide ganz dicht aufeinander folgen, haben sie in Nessai einen Zwischenraum von sieben Schritt bei einer Breite von 30 Schritt. (S. 76 u. 84.)

Ähnlich ist die militärische Lage im Westen, bei den Kobe und Barriai. Auch diese befinden sich in der Defensive, die höchstens einmal nach einem fehlgeschlagenen Überfall der offensiven Bergbewohner in Gestalt eines Verfolgungs- oder Rachezuges aktiv wird. Solche Überfälle pflegen die während der Nacht herabgekommenen Longa-Leute in der ersten Morgendämmerung auf ein Küstendorf zu machen. Merkt man bei den Barriai den Plan rechtzeitig, dann werden sofort alle Weiber und kleinen Knaben auf das Meer hinausgeschickt; die Krieger warten dann bei den am äußersten Dorfrande stehenden Hütten oder an einem anderen geeigneten Platz den Angriff ab und behaupten, in diesem Falle meistens Sieger zu bleiben. Das kann man ihnen ruhig glauben, denn der Eingeborene aller Erdteile, der seinen beabsichtigten heimlichen Überfall vereitelt sieht, hat gewöhnlich schon hierdurch den besseren Teil seines Mutes und die Hoffnung auf Sieg verloren. Erfahren die Küstenleute den geplanten Angriff zeitig genug, dann rücken sie auch wohl den Bergbewohnern entgegen und suchen sie an einem geeigneten Ort zu überrumpeln oder in einen Hinterhalt zu locken. Gelingt jedoch den Longa ein Überfall, so machen sie alles rücksichtslos nieder. Die Leichen läßt der Sieger liegen, ohne sie zu verstümmeln und ohne irgend welche Körperteile als Trophäen zu nehmen. Weder Küsten- noch Bergbewohner sind nach den mir gemachten übereinstimmenden Angaben Kannibalen. Ich habe alle Veranlassung zu glauben, daß diese Angaben zutreffen. Kábui hat mir ganz besonders eine Episode aus seiner Erinnerung erzählt, bei der er aber nur Zuschauer, nicht Mitkämpfer war, weil damals noch zu jung. Die Longa hatten beim ersten Morgengrauen einen kleinen Küstenplatz überfallen und die meisten Leute getötet. Darauf machten sich die vereinigten Männer der Nachbardörfer zur Verfolgung auf und es gelang ihnen, am starken Fluß Ilau die Buschleute zu stellen. Wie meistens in solchen Fällen leisteten die nur auf Abzug bedachten und in einer höchst ungünstigen Lage befindlichen Longa nur schwachen Widerstand. Während sie nur ein Offensivstoß hätte retten können, versuchten sie den Fluß zu kreuzen und wurden nun, da viele von ihnen nicht schwimmen konnten, in großer Zahl erschlagen.

Eine gewisse Rolle für den Krieg spielen bei den Barriai Träume. In gewöhnlichen Zeiten halten sie Träume so lange für wahr, als sie träumen; wenn sie aber nach dem Erwachen die geträumten Verhältnisse nicht vorfinden, so legen sie diesen Träumen weiter keine größere Bedeutung bei. Vor dem Kriege oder während einer kriegerischen Unternehmung sind dagegen Träume über siegreiche oder unglückliche Kämpfe von höchster Bedeutung; sie beeinflussen oder entscheiden unmittelbar die Pläne der führenden Leute und oft über Krieg und Frieden.

Ich komme jetzt zur friedlichen Beschäftigung der Melanesier.

Überall dort, wo ich gewesen bin, besteht eine Arbeitsteilung zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht. Die Arbeit des Mannes ist im allgemeinen: Hausbau, das Klären und Ausroden des Waldes vermittels Axt und Feuer zwecks Anlage einer Pflanzung; das Umzäunen der neuen Feldanlage als Schutz gegen die Schweine; Herstellung des meisten Hausgeräts, des Handwerkzeugs, der Waffen und Fischgeräte; Bootbau; Fischfang; Schildkröten-Jagd und Sammeln der Eier; Jagd auf Schweine, Känguruh, Opossum und, wenn vorhanden, Kasuar; das Pflanzen von Kokospalmen, Brotfruchtbäumen, Areka-Palmen, Bananen und Tabak; die Hauptarbeit bei der Sagobereitung; der Wasserhandel; das Kochen der Schweine; das Beschützen der Weiber bei der Feldarbeit; der Krieg. Die Weiber haben alle Arbeit, die mit der Wirtschaft im Hause und mit der Hochbringung der kleinen Kinder zusammenhängt; das Pflanzen, Bestellen, Einbringen und Zubereiten der Erdfrüchte; das Sammeln von Meerestieren und Früchten am Strand, auf dem Riff und im Walde. Die Herstellung von Schmucksachen fällt beiden Geschlechtern zu, aber auch hier in einer bestimmten Teilung. Diese allgemeine Teilung verschiebt sich nun häufig noch

zu ungunsten der Männer, so in Baining, auf Buka, in Nord-Neu-Guinea, wo auch ein Teil des Feldfruchtbaues den Männern zufällt, während anderseits die Süßwasser-Fischerei von den Weibern zu erledigen ist. Auch dort, wo die wilde Mango und der Djambu-Apfel (Eugenia) von den Eingeborenen gepflanzt werden, wie in Bárriai, ist dies Männerarbeit, ebenso wie das Gewinnen des hier genossenen gĕla-Sagos (Mark der caryota spec.).

Diese Gegenüberstellung zeigt wieder einmal, daß die, wie es scheint, unsterbliche Geschichte von der „Sklaverei" des Weibes der Naturvölker eine Legende und eine ungehörige Verallgemeinerung ist. Seit den Tagen, als Bernáldez aus dem Munde von Columbus den Satz über die Sibuneyes niederschrieb: „no se deleitan en otra cosa sino en comer e mugeres" („an nichts anderem haben sie Vergnügen, als an Essen und Weibern"),[231]) ist diese Verallgemeinerung immer wieder aufgetaucht. Wohl ist auch den Melanesiern das Hauptvergnügen Essen, Weiber, Tanzen, Schlafen, zu dem sich früher als fünftes die Leidenschaft für Krieg und seine Folgen gesellte; aber die Melanesier arbeiten auch, haben Sinn für Erwerb und Ökonomie. Der durchreisende Forscher kann das ebensowenig erkennen, wie ein besuchender, revidierender und steuereinziehender Regierungsbeamter. Denn sein Besuch allein genügt, um das alltägliche Leben eines Dorfes vollständig aus dem Geleise zu bringen. Erst wenn der Fremde einige Tage im Dorf gewohnt und zu erkennen gegeben hat, daß er noch länger bleiben werde, wenn die Leute sich an ihn gewöhnt, zu ihm Vertrauen gewonnen haben, wenn die Kinder beim Anblick des weißen Mannes nicht mehr schreiend davonlaufen, wie unsere Kinder, wenn sie den „schwarzen Mann" sehen — dann, erst dann setzt das regelmäßige Leben des Dorfes wieder ein. Es ist daher auch, für gewisse Untersuchungen wenigstens, keine glückliche Taktik, wenn sich ein Forschungsreisender abseits vom Dorf in einem Rasthause festsetzt, und es war nicht günstig für Sapper und mich, daß wir auf Kung in Gangloffs altem Hause wohnen mußten. Jedesmal, wenn ich im nahen Dorf erschien, lief ein Teil fort oder verkroch sich in den Hütten, einige Leute bildeten Gruppen, andere kamen neugierig zu mir, niemand tat während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit das, was er vorher getan hatte. Nur einmal während meiner zweijährigen Reisezeit habe ich das glückliche Gefühl gehabt, kein Fremdling in dem Dorfe zu sein, in dem ich wohnte. Das war in Lamassa, wo ich 14 Tage auf den Salomonen-Dampfer warten mußte und mich im Männerhause einquartiert hatte. Hier konnte ich sehen, daß die Lamassa-Leute eigentlich immer arbeiteten, ohne Sonntag, wie die Chinesen; sie arbeiteten in Pausen und niemals heftig, auch nicht ausdauernd bei derselben Arbeit, aber irgend eine Beschäftigung hatte eigentlich jeder.

Tag für Tag wurde stundenlang an den Mons und Kanus gearbeitet, bis dann wieder an dem einen oder anderen für ein paar Tage nichts geschah. Dann war aber regelmäßig ein Grund vorhanden: entweder irgend etwas mußte trocknen am Fahrzeug, oder der Bootbauer war mit seinen helfenden Jungen hinüber in die Wälder des Festlandes gezogen, um irgend welches fehlende Material für den Weiterbau zu besorgen. Wohl hielt ein jeder nach dem Essen ein Schläfchen unter den schattigen Palmen am lieblichen Strand von Lamassa, aber wenn man sie sonst hier auf dem weißen Sande scheinbar untätig sitzen sah, dann bemerkte man beim Näherkommen, daß die meisten mit einer Handarbeit beschäftigt waren. Jeden Morgen in aller Frühe fuhren ein Teil der Weiber und einige Männer hinüber in die Pflanzungen, um erst gegen Abend mit ihrer Ernte heimzukehren. Andere waren inzwischen zum Sammeln auf das Riff von Lamassa oder Ningin gegangen, kleine Jungen und Mädchen fuhren zum Biwua herüber, um Wasser zu holen, während einige Männer draußen fischten oder auf Suche von Schildkröteneiern gegangen waren.

Man würdigt an allen einsichtigen Stellen in der Kolonie sehr wohl, daß der Melanesier im Anwerbeverhältnis auf Stationen und Pflanzungen ein verhältnismäßig guter Arbeiter ist, wenn er sachgemäß behandelt wird — was allerdings nicht jedermann versteht. Man weiß das ganz genau, auch über die Kolonie hinaus, und die „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft" in Samoa würde ein bitterböses Gesicht machen, wenn man ihr das melanesische Anwerbe-Privilegium entziehen und sie so auf die faulen, verwöhnten und großspurigen Samoaner anweisen würde, oder im besten Falle auf Niué-Leute. Ich habe mir auf Java an der Hand meines gesammelten Materials in runden Mittelzahlen ausgerechnet, daß, während der javanische Arbeiter seinem Herrn innerhalb eines Zeitraums von drei Jahren 450 M. kostet, der Pflanzer in Deutsch-Neu-Guinea für seinen melanesischen Arbeiter 600 M. bezahlen muß. Dieses Mehr kommt nun aber keineswegs auf den Melanesier, der im Gegenteil für seine Person weniger erhält, als der Javane. Der Unterschied zu ungunsten des deutschen Pflanzers erklärt sich lediglich durch die

[231]) Bernaldez: „Historia de los Reyes Católicos D. Fernando y D.a Isabel". (Granada 1856), I, 307.

hohen Anwerbekosten in diesem Inselgebiet, durch den hohen Preis des eingeführten Reises und durch die hohen Steuern, die im Südsee-Deutschland der Arbeitgeber bezahlt, auf Java der sich selbst verpflegende Arbeitnehmer.

Was die ökonomische und merkantile Veranlagung des Melanesiers betrifft, so hat dies meines Wissens niemand besser zum Ausdruck gebracht, als der Missionar Benjamin Danks. Denn, wenn auch manche Erscheinungen in ihren Ursachen von dem Reverend im Rahmen seiner Erziehung und seines Horizonts als Missionar vielleicht ein wenig schief aufgefaßt sind, so sind es doch in ihrer Gesamtheit treffliche Worte, von denen an dieser Stelle einige Leitsätze umsomehr Wiederholung verdienen, als jener Aufsatz nahezu vergessen zu sein scheint, obwohl meiner Ansicht nach sein Inhalt für viel weitere Kreise zutrifft, als die, für welche er bestimmt war. Denn was Danks in erster Linie in bezug auf die To-Leute der Gazelle-Halbinsel sagt, gilt, was den Geist betrifft, auch in mehr oder minder abgeschwächtem Maße für einen sehr großen Teil der übrigen Melanesier von Deutsch-Neu-Guinea, die ich kennen gelernt habe.

Danks sagt:[232])

Sie sind ganz scharfe und äußerst gerissene Händler. „Geld ohne Zinsen auszuleihen oder mehr Muschelgeld als nötig für einen Gegenstand zu bezahlen, gilt als der Höhepunkt von Torheit. Als Folge hiervon haben schon kleine Jungen und Mädchen ihre kleine Bank und sind scharfe Geschäftsleute." „Geld wird zu dem durchgehenden Satz von 10 Prozent verliehen" (p. 308). Die großen Muschelgeldringe werden gegen Zinsen verliehen. „Oft ist ein Mann der Bankier für eine Reihe seiner Landsleute" (p. 309). „Einige junge Leute sind nicht imstande zu heiraten aus dem einfachen Grunde, weil sie kein Weib kaufen können; denn niemand will ihnen Geld leihen, weil sie faul sind und weil sie nicht die Garantie gewähren, in der Zukunft Geld zu erwerben, das zu erwerben sie sich bisher als unfähig erwiesen haben." „Häufig tun sich mehrere zusammen, um als Handels-Kompagnie mit gemeinsamem Kapital Geschäfte zu machen, während andere als Fischerei-Gesellschaft auf Vereinskosten jene gewaltigen Fischreusen anfertigen und in Betrieb nehmen" (p. 310). „Der Besitz von Muschelgeld beeinflußt das Leben der Neu-Britannier in höchst bedeutsamer Weise":

a) „Er setzt das Unheil und Verhängnisvolle, das jeder Krieg mit sich bringt, auf ein Minimum herab," da aller Schaden, jede Wunde, jeder Tote beim Friedensschluß bezahlt werden muß, da Verbündete leicht zu kaufen sind; mehr wie sonstwo, ist hier das Geld der nervus rerum. Da jeder diese Folgen kennt und für sein geliebtes Geld fürchtet, so wird einmal die Kriegsgefahr verringert; andererseits aber sind die Aussichten auf einen Krieg, überhaupt die Möglichkeit eines solchen, ein Stimulus zu Arbeit und Gelderwerb, um für den etwa eintretenden Fall den nervus rerum bereit zu haben, die eigene Gefahr für sich zu verringern oder den durch unglücklichen Krieg erwachsenen Verpflichtungen beim Friedensschluß nachkommen zu können. Denn wer in letzterem Falle kein Geld hat, der muß unter Wucherzinsen borgen. Dieser Stimulus zur Arbeit und zum Gelderwerb fällt nun, nach Aufhören der Kriege in den unter Verwaltung genommenen Gebieten, fort.

b) „Geld schafft persönliche Eigentumsrechte, selbst für Weiber."

c) „Es macht die Leute genügsam und betriebsam" („frugal and industrious"); „Nichts wird vergeudet", sie sind sparsam, ökonomisch. „Keiner wird mehr verachtet, als ein Verschwender". In der Tat ist solche Person überhaupt kaum zu finden. Nichts wird unbenutzt gelassen. Bei Einkäufen pflegt ein Mann immer nur gerade so viel zu kaufen, als er für den Augenblick gebraucht. Engros-Geschäfte gibt es daher nicht. Nur ein Unternehmen, ein Risiko auf einmal, das ist das Geschäftsprinzip in Neu-Britannien. Pflanzungsprodukte sind eine der Einnahmequellen der Binnenbewohner. Eine Bananentraube hat je nach ihrer Größe den Kaufpreis von einem viertel bis zu einem ganzen Faden Muschelgeld. Von Kokosnüssen gehen 50 bis 100 auf einen Faden. Die Folge ist, daß die Binnenbewohner eigentlich andauernd in ihren Pflanzungen beschäftigt sind. Sie befinden sich entweder in ihnen, oder schaffen etwas, das zu ihnen in Beziehung steht, oder sie verkaufen die Erträge. Jeden dritten Tag wird in einer Anzahl von Küstenplätzen Markt abgehalten. Diejenigen, welche weit im Innern wohnen, haben ihre Inland-Märkte, wo sie denen verkaufen, die näher der Küste zu wohnen; diese verkaufen dann ihre Einkäufe nach der Küste weiter. Diese Märkte sind derartig festgesetzt, daß selten zwei in benachbarter Gegend auf den gleichen Tag fallen. Ein Mann, der seine Erträge heute zu einem Marktplatz trägt, mag sie, wenn es ihm paßt und die Sicherheit es erlaubt, morgen zu einem anderen bringen. Die Küstenleute treffen an diesen Markttagen die Bewohner des Hinterlandes mit ihren Fischen und europäischen Tauschartikeln; diese verkaufen sie

[232]) Danks in „The Journ. Anthrop. Institute" (1888), XVII, 305—317.

gegen Muschelgeld oder im Tauschhandel gegen die Produkte des Hinterlandes. An der Küste ist der Fischfang neben dem Pflanzungsbetrieb eine Einkommensquelle. — „Von morgens früh bis spät in die Nacht hinein sitzen die Männer und arbeiten an den großen Fischreusen.“ — „Nur die, welche nichts von den Neu-Britanniern kennen, nennen sie faul“ (p. 314, 315). — „Sie sind verhältnismäßig ebenso tätig wie die Europäer“.

d) Geld macht sie zu einem Volk mit kaufmännischem Sinn (p. 316). „Ich sage nicht, daß diese Art Geld nicht auch sonstwo bekannt wäre, aber nirgendwo, soweit unsere Kenntnis reicht, hat es einen so mächtigen Einfluß auf Leben und Sitte eines wilden Volkes wie hier“ (p. 317).

Ich wiederhole, daß dieser kaufmännische Geist, dieser Erwerbssinn, in mehr oder weniger abgeschwächtem Maße, überall in Deutsch-Neu-Guinea zu finden ist, wo ich gewesen bin. Professor Sapper und ich haben daher auch immer bedauert, daß das in der Kolonie herrschende, gleich dem Pidgin-Englisch scheinbar unausrottbare Mark-Einheitsmünzsystem weder erzieherisch noch nationalökonomisch diesem Charakterzug der Melanesier Rechnung trägt. Während sie früher gewohnt waren, mit einem kleinen Stück Muschelgeld zu rechnen und zu schachern, kennen sie jetzt als kleinste Münzeinheit nur die Mark und als größte das Zweimarkstück; und während sich die Scheidemünzen der Kolonie, die Stangen Tabak, in ihrem Munde in Rauch auflösen und verflüchten, setzen administrative Maßregeln den Wert ihres Muschelgeldes immer mehr herab und außer Kurs im Verkehr mit den Europäern zugunsten der Mark der Steuerzahler. Wenn ich in Hütten Muschelgeldbestände fand oder am Strande einen alten Mann emsig beschäftigt sah, Muschelgeldscheibchen zu durchbohren und aufzureihen, dann habe ich an zurückliegende Zeiten denken müssen, als ich während des Feldzuges in China mit meiner Berittenen Kompagnie durch die Provinz Tschili streifte. Oft habe ich mich damals in kleinen Landstädten beim Materialwarenhändler einquartiert und oft im Allerheiligsten des Krämers neben seinen aufgestapelten Rollen von cash geschlafen. Zuweilen lag oben auf dem Stapel eine nicht geschlossene Rolle und viele lose cash-Stücke; der Geschäftseigentümer war ganz offenbar beim Einrücken der feindlichen Reiter damit beschäftigt gewesen, seine Blechstückchen, den Ertrag der Kasse des vergangenen Tages, zu zählen und aufzureihen. Diese Blechstückchen, dieses cash, diese „Hundemarken“, wie wir sie auch wohl scherzend nannten, hängen aufs engste zusammen mit einigen der Charaktereigenschaften, die das chinesische Volk groß gemacht haben und immer noch größer machen: Genügsamkeit, Sparsamkeit, unermüdlicher Fleiß, Geschäftssinn. Wer das cash nicht ehrt, ist des Taels nicht wert, heißt es hier, und wer ein Scheibchen Muschelgeld ohne Not vergeudet oder ohne Zins verleiht, der ist ein Verschwender, so sagen die Melanesier. Das ist jetzt schon ganz anders geworden: Der Melanesier, der Geld hat und eine europäische Ware kaufen will, geht in den „Kanaker-Store“ der Neu-Guinea-Kompagnie oder von Forsayth, wirft klirrend eine Mark auf den Ladentisch und nennt seinen Wunsch. Der bedienende Malaie oder „Schwarze Junge“ streicht das Geld ein und händigt den Artikel aus; gehandelt oder herausgegeben wird nie. Der Kanaker nimmt seinen Einkauf ohne ein Wort zu sagen und verläßt den Store mit dem geheimen Argwohn im Herzen, ob er nicht doch vielleicht übervorteilt worden sei. Nickelgeld ist den Melanesiern so gut wie unbekannt, im Verkehr der Kolonie kaum zu sehen. Alle Preise sind möglichst auf diese Einheitsmark abgerundet, wenigstens für die Eingeborenen und natürlich nicht zum Schaden des Verkäufers. Kleine Bruchteile bis zu einer Mark werden den europäischen Käufern selbst in den großen Kaufläden der Kolonie gewöhnlich in Briefmarken ausgezahlt, und mehr wie einmal habe ich es erlebt, daß erst zur Post nach Nickelgeld und Marken geschickt werden mußte, weil auch diese nicht vorhanden waren. Die meisten Eingeborenen kennen Nickel- und Kupfergeld überhaupt nicht, das erstere einige unter ihnen nur dadurch, daß ihnen von gewissenlosen Händlern blanke Zehnpfennigstücke an Stelle von Markstücken ausbezahlt wurden. Als Sapper und ich zum ersten Male den Boden von Deutsch-Neu-Guinea betraten, wurden uns diese Verhältnisse sofort durch ein Beispiel aus dem Leben packend zu Gemüte geführt. Ich hatte es übernommen, mich um unser Gepäck zu kümmern. Um nicht „die Preise zu verderben“, fragte ich einen „Südseekenner“, wieviel Trinkgeld man wohl den schwarzen Jungens gäbe; dieser meinte, 20 bis 30 Pfennig. Als daher unsere Koffer bei zunächst noch besetzten Hotelzimmern auf der Veranda des Hotel-Speisehauses untergebracht waren, gab ich dem Polizeisoldaten, der die Arbeiter geführt hatte, 30 Pfennig in drei Nickelstücken. Er nahm das Geld und drehte es mit einer Miene in der Hand herum, wie ein Kellner, der durch diese Bewegung andeuten will, daß er seinen Verdiensten entsprechend nicht genügend Trinkgeld erhalten habe. „Du lieber Himmel“, sagte ich mir, „diese Kolonie scheint sich rapide zu entwickeln; man meint in einem Hotel 1. Klasse in Berlin oder im ‚Grand

Oriental' zu Colombo zu sein!" Das war aber ein grober Trugschluß; der Mann kannte das Geld einfach nicht. Die Händler fühlen sich natürlich zunächst sehr wohl bei diesem Zustande; denn wenn sie die Preise zur Mark oder Vielheiten von ihr abrunden, so tun sie dies selbstredend nicht zu ihrem Nachteil. Wie verderblich aber ein solches System ist, das allen Grundsätzen einer gesunden Wirtschaft widerspricht, und wie erzieherisch vernichtend und demoralisierend es auf Leute wirken muß, die mit dem cash, mit der Muschelscheibe rechneten, wird zweifellos die Zukunft zum Schaden der Kolonie zeigen. In dieser Erkenntnis hat denn auch die Regierung, wie mir gesagt worden ist, ein oder mehrere Male versucht, durch Einführung großer Mengen von Nickelmünzen, die in Verkehr gesetzt wurden, dem Übel abzuhelfen. Aber diese Scheidemünzen sind fruchtlos ebenso schnell und gründlich aus dem Verkehr verschwunden, wie das andere Kleingeld der Kolonie, die Stange Tabak, sich schnell und restlos in Rauch verflüchtet und verflüchten wird, selbst wenn doppelte und dreifache Portionen eingeführt werden. Diese bringen der Regierung nur doppelte und dreifache Tabak-Steuer ein, ebenso, wie ja auch notorisch ein großer Teil des erworbenen Bargeldes in die Steuerkassen der Regierung zurückrollt. Der Kanaker aber verarmt in demselben Maße, in welchem sein Muschelgeld im Kurse sinkt; die Freude am Gelde, am Erwerb und schließlich am Leben leidet Einbuße, zum Schaden der moralischen Widerstandsfähigkeit der Rasse. Denn aufhörende Schaffensfreudigkeit und Produktivität sind ein weiterer Grund für den Niedergang einer Eingeborenen-Bevölkerung. Hierauf soll man den Finger legen, anstatt sich mit „Inzucht" zu trösten.

Wie schlecht erzogen, unbehilflich, schüchtern, mißtrauisch in modernen Geldsachen jene in ihren eigenen Geschäften so gerissenen und merkantil veranlagten Melanesier sind, habe ich immer und immer wieder erfahren. Die 18 Melanesier der „Hanseatischen Südsee-Expedition", die „Natuna"-Jungens, waren zumeist alte gediente, intelligente Polizeisoldaten. Wenn sie auch, wie alle Angeworbenen, immer nur $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ ihrer Löhnung ausgezahlt erhielten, während der Rest bis zum Entlassungstermin für sie aufbewahrt wird, so hatten sie doch immer verhältnismäßig viel Geld in Händen, weil ihnen an Bord des Schiffes jede Gelegenheit zu Ausgaben fehlte. Sie hatten nun auch Wünsche, aber weder während unseres zweimaligen Aufenthalts in Rabaul, noch während unseres ersten Aufenthalts in Vila, Efate, konnte einer den Mut finden, in einen der ihnen unbekannten Läden zum Einkaufen zu gehen. Schließlich kam ich dahinter, ließ sie von nun an vor dem Anlaufen eines größeren Platzes antreten, ließ mir ihre Einkaufswünsche sagen, und so zogen wir denn nachher gemeinsam durch die Läden, wo ich für sie einkaufte. So bin ich denn, gefolgt von 6 bis 10 meiner Jungens, durch die Straßen von Vila, Suva, Levuka, Apia und Papeete gepilgert, um für sie ihre kleinen Besorgungen zu erledigen, die selbst zu machen sie zu schüchtern oder mißtrauisch waren.

Über den Handel sind schon an verschiedenen Stellen dieser Abhandlung Bemerkungen gemacht worden. Während das Muschelgeld, wie gesagt, aus dem Handel zwischen Europäern und Eingeborenen so gut wie verschwunden ist, werden die Außenstationen — wenigstens dort, wohin noch kein Steuereinnehmer kommt — noch völlig vom Tauschhandel beherrscht. Der Tauschhandel ist immer noch recht einträglich für die weißen Händler, aber solche Zeiten, wie sie uns z. B. Pigafetta und Schmidel ausmalen, wo man für einen Kartenkönig fünf Hühner, für ein Hemd ein Mädchen und für ein Messer oder Beil sogar ein bis zwei Mädchen kaufen konnte, sind für die Südsee längst vorüber. Auch wird das Geschäft immer schlechter infolge von Konkurrenz, verminderter Kaufkraft gewisser Gegenstände wegen geringer werdender Aufnahmefähigkeit, und schließlich Verteuerung der Handelsartikel infolge von Steuern.

Der lebhafte Wasserhandel zwischen Ost-Neu-Guinea und West-Neu-Pommern, besonders durch Vermittlung von Tami- und Siassi-Leuten, ist bekannt. Die Barriai erhalten auf diesem Wege und über die großen Inseln von Neu-Guinea durch Zwischenhandel über Kịlenge ganz besonders ihre Töpfe. Andererseits kommen die Longa von ihren Bergen herab, treffen sich mit den Barriai auf Marktplätzen, um hier gegenseitig ihre Produkte oder im Zwischenhandel erworbene Waren auszutauschen oder mit Muschelgeld (búla) zu bezahlen. Einen Salzhandel gibt es nicht, da niemand in dieser Gegend von Salz Gebrauch macht, wie es z. B. mehr im Osten die Baining tun.

Eine wichtige Rolle in diesen Gegenden spielt der Obsidianhandel. Seine Vermittler von Osten nach Westen sind die Kobe-Leute, die das Material von den mehr im Innern und Osten sitzenden Walupāī erhalten. Dieses scheint mir ein den Nakanai nahestehendes Volk zu sein, und der Herkunftsort des Obsidian scheint mir die Gegend am Fuß der Willaumez-Halbinsel zu sein. Ein Küstenplatz Kăkāū und ein Ort Sīsīlẹ, mehr nach dem Innern zu, sind mir als Hauptvermittlungsplätze des Obsidianhandels genannt worden. Die Kobe bezahlen

die Walupāi mit Erzeugnissen des Meeres und mit Kokospalmwedeln, aus denen die Walupāi ihre Körbe machen. Es beweist dies die mir auch für das Longa-Gebiet mitgeteilte Tatsache, daß im Innern von Neu-Pommern wenig oder gar keine Kokospalmen zu finden sind. Die Kobe-Leute nun verkaufen das so erhandelte Obsidian nach Westen weiter an die Barriai gegen Schweine und Muschelgeld, während letztere es ihrerseits weiter nach Westen an die Kilenge gegen die Töpfe abgeben, die diese von den großen Inseln von Neu-Guinea erhalten haben. Von Kilenge geht dann das Obsidian nach Rook und Nachbarinseln weiter, während Barriai die Witu-Inseln über Unia mit diesem Material versorgt. Für ein flaches Stück Obsidian, etwa eine Handspanne breit und lang, zahlen die Neu-Guinea-Händler einen irdenen Topf; für ein etwa würfelförmiges Stück von denselben Abmessungen drei Töpfe. In West-Neu-Pommern werden keine Töpfe hergestellt. Die Barriai verwenden das Obsidian zu einfachen Messern für Haarschneiden, Rasieren, Nabelschneiden, Incisio. Zuweilen wird aus einem passenden Stück auch die Klinge eines Deißel hergestellt, die gewöhnlich aus anderem Gestein oder aus Tridacna verfertigt ist. Diese Verwendung von Tridacna, die ich auch in Kaip, Nord-Neu-Guinea gefunden habe, bezeugt wieder die polynesische oder indonesische Verwandtschaft der Barriai.[230]) Speerspitzen aus Obsidian kennen sie nicht. Wie wohl über ganz Melanesien, so bedienen sich auch die Barriai-Weiber scharfgemachter Bivalven-Schalen als eines Messers. Daß die Bambusmesser, dem Ethnologen aus Amerika und der Südsee so wohlbekannt, ganz erstaunlich gut schneiden, habe ich mehrfach beobachtet, ganz besonders aber in Paup beim Zerlegen eines Schweins. Man hätte meinen sollen, der Tranchierkünstler habe ein haarscharfes Metzgermesser in der Hand.

Auf den intensiven Waffen-, besonders Bogenhandel auf Nord-Neu-Guinea, von Dallmannhafen etwa bis einschließlich Humboldt-Bai, ist schon hingewiesen worden. Nahezu bei jedem Bogen, den ich in dieser Gegend kaufte und dessen Benennung und Herkunft ich feststellte, trat mir diese Erscheinung entgegen. So werden, um noch ein Beispiel zu nennen, in Paup und Yakomúl alle Kriegs- und Jagdbogen entweder aus dem Hinterland der Aróp-Gegend über Aróp, oder aus dem eigenen Hinterland, der Afur-Palai-Gegend, bezogen, ebenso die meisten Pfeilsorten. Nur Kinderbogen werden selbst verfertigt. Die Kriegsbogen gehen weiter nach Walís, Tárawai und weiter nach den Le Maire-Inseln, die völlig zum Gebiet des Wurfbretts gehören. Aus Walís uud Tárawai erhält man dafür Speere, Hundezahnhalsbänder, Tridacna-Ringe, die aber auch, in der Hauptsache wenigstens, aus anderen Orten, die Hundezahnhalsbänder meist vom Festlande, kommen. Kein Speer wird in der Gegend von Dallmannhafen bis Humboldt-Bai gemacht. Die Steincelte für Beile und Deißel werden von den Bewohnern des Hinterlandes, vornehmlich der Gegenden des Torricelli-Gebirges hergestellt, und wurden früher von den Paup-, Yakomúl- usw. Leuten gekauft. Nur die steinernen Sago-Schlägel scheinen von den Küstenleuten östlich Paup gemacht zu werden, wenn sie nicht etwa auch aus der Aróp-Sissano-Gegend kommen. Im Gebirge gibt es keine Sagopalmen. Ihre Kopfbänke

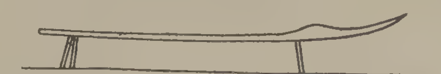


Fig. 55. **Pritsche mit Kopfstütze in einem Stück; aus Kalángor, Süd-Neu-Mecklenburg.**

scheinen diese Küstenleute selbst herzustellen. Als Zahlungsmittel will ich an dieser Stelle nur noch der Opossum-Zähne und der roten Farbe gedenken. Opossums muß es sehr viel im Innern des südlichen Neu-Mecklenburg geben, denn die Lambel-Leute bedienen sich ihrer in großem Umfange als Zahlungsmittel; dazu tritt bei ihnen rote Farbe, der aber die aus Anir kommende, weil von besserer Qualität, vorgezogen wird. Auffallend viele Opossums gibt es auf der Insel Nissan, und nicht wenige, wie mir scheint, auf Buka.

Wie schon erwähnt, spielt auch der Austausch von Agrikultur- und Plantagenprodukten eine erhebliche Rolle im primitiven Handel Melanesiens. Denn selbst bei scheinbar ganz gleichen Vorbedingungen gedeihen nicht alle Produkte der Tropen gleichmäßig an allen Orten derselben Beschaffenheit und Lage. Gründe hierfür sind ohne weiteres meistens nicht einzusehen; die Tatsachen beweisen nur, und die Begründung werden in den einzelnen Fällen nur Bodenanalysen geben können. Während z. B. die Gegend von Nakudukudu-Palabong, sowie Nokón guten Yams hervorbringen, die Gegenden von Paup-Yakomúl etwas, Pāk, Admiralitäts-Inseln nicht viel, die Insel Tanna, Neue Hebriden, und die Ufer des mittleren Augusta-Stroms ganz riesige, prachtvolle Knollen, will auf dem fruchtbaren Taro-Boden der Lamassa-Gegend kein Yams gedeihen. Der Taro dagegen ist hier von einer Größe und Güte, wie er mir außer auf Neu-Hannover in dieser Vollendung nirgends wieder in der Südsee entgegengetreten ist. Während weiter Taro schlecht

[233]) Solche Tridacna-Beile haben sich übrigens auch auf den Salomonen gefunden; s. Fleurieu: p. 130.

und spärlich in der Nokón - Súralil - Gegend ist, mäßig auf Päk und kaum vorhanden in der Paup-Yakomúl-Gegend, kommt aus dem Hinterland, aus der Palai-Gegend, guter Taro. Berühmt ist auch der Taro der Baining - Berge. Besonders gute Bananen habe ich auf der Insel Buka und in der Afur - Gegend, Hinterland von Paup, gefunden. Zuckerrohr wird vielfach ein wenig gepflanzt, schien mir aber nirgends von besonders guter Qualität zu sein. Denn wenn die Rohre auch wohl durchschnittlich dicker sind wie die, welche ich auf Kuba sah, so scheinen sie mir dagegen mehr wässerig, fade und weniger zuckerhaltig zu schmecken. Etwas Tacca pinnatifida (arrowroot) pflanzen die Barriai-Weiber, Süßkartoffeln ersetzen auf der Insel Tatau (Tabar-Inseln) den Taro. Denn obwohl der Boden gut zu sein scheint, läßt ihn eine besondere Sorte von Schädlingen hier nicht gedeihen.

Brotfruchbäume habe ich in Melanesien am meisten auf den Tabar-Inseln, Neu-Hannover und Admiralitäts-Inseln gesehen, aber nie in der Zahl, wie auf den polynesischen Inseln, z. B. auf Samoa und Tahiti. Auch scheint es mir meistens die Sorte mit Samenkörnern zu sein; die saatlose kann ich mich nur entsinnen, auf den Tabar-Inseln gegessen zu haben.

Kokospalmen gedeihen nicht in Lamassa, und treten auch da, wo sie in dieser Gegend in Masse vorhanden sind, so auf Lambom, als Nahrungsmittel der Bevölkerung in den Hintergrund. Denn ihre Kopra gilt als Zahlungsmittel zum Erwerb einiger europäischer Waren, die wieder im Zwischenhandel mit den Lambel-Leuten im Innern ihren Gewinn abwerfen. Viele Palmen gibt es auf den Tabar-Inseln und an der Ostküste des mittleren Neu-Mecklenburg, sehr wenige verhältnismäßig auf Neu-Hannover. Daß sich nicht jeder Boden gleichmäßig gut für die sonst genügsame Palme eignet, hat manchem Pflanzer schlechte Erfahrung bewiesen.

In ganz besonders hohem Maße befindet sich die Sagopalme in einem geographischen Abhängigkeitsverhältnis zum Boden. In noch geringerem Maße als die übrigen genannten Kulturpflanzen ist denn auch die Tatsache der Gewinnung oder Nichtgewinnung von Sago durch ein Volk geeignet, wesentliche Mitarbeit zu tun bei der Aufspürung kulturhistorischer Zusammenhänge. Denn da nach der wohl durchgängigen Ansicht die größere Nährkraft von Taro (Berg-Taro) gegenüber Sago zweifellos feststeht, so ist eine Nichtausnutzung etwa vorhandener Sagopalmenbestände zugunsten reichlich vorhandener Knollenfrüchte kein Beweis, daß diesen Leuten etwa die Sagoausnutzung unbekannt und kulturhistorisch nicht überkommen sei; ebensowenig, wie eine Bestätigung oder Nichtbestätigung kulturhistorischer Zusammenhänge an sich darin zu erblicken wäre, wenn ein Stamm nur oder vorwiegend von Sago lebt, ohne Knollenfrüchte anzubauen. Es muß dann erst nachgewiesen werden, daß solch ein Anbau überhaupt möglich ist. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. In Süd-Neu-Mecklenburg gibt es, soweit mir bekannt, überhaupt keine Sagopalmen. Die Lamassa-Leute haben weder einen Namen für Sagopalme, noch für Sago. Die Erklärung ist sehr einfach: Süd-Neu-Mecklenburg besitzt nach S a p p e r s Feststellung fluviatiles und marines Alluvium, den bevorzugten Nährboden für Sagopalmen, in nur sehr geringem Umfange. Da, wo es vorhanden ist, wird es aber durchweg von Gewässern durchströmt, die in der Regenzeit reißend und geröllschüttelnd in einem erweiterten Bett dahinbrausen und alles mit sich fortreißen, was sich vielleicht an Gewächsen in der trockenen Zeit dort angesiedelt hat. Das ist kein Nährboden für die Sagopalme, die alluviale Verhältnisse liebt, wie sie S a p p e r für große Strecken von Neu-Hannover festgelegt hat. Hier, in West-Neu-Hannover, am Budega, am Narim, am Kulimeua, am Matanalaua und am Min befinden sich riesige Sagobestände, die hauptsächlich von den Inselbewohnern ausgebeutet werden. Aber — und dies ist charakteristisch — sie beuten nicht nur diese aus, sondern sie legen auch in unmittelbarer Nachbarschaft große Taro-Felder an, da die in dieser Hinsicht glückliche Natur ihres Landes ihnen dies gestattet. In Rualis, Westspitze von Neu-Hannover, kam ich gerade dazu, als die Einwohner in Gemeinschaft mit den zu diesem Zweck herübergekommenen befreundeten Kápitang - Leuten Sago machten. 24 zentnerschwere Körbe fertigen und präservierten Sagos hingen bereits im Dorfe. Aber wenige Kilometer weiter nach Osten, unmittelbar nördlich des gehobenen Riffs von Umbugl, dehnt sich eines der größten und schönsten Taro - Felder aus, die ich je gesehen habe; die ganze etwa flachschüsselförmige Ebene zwischen den beiden gehobenen Riffen war ein einziges riesiges Taro-Feld. Am Kulimeua, dessen Sagobestände allerdings wohl nicht allzu stark sind, haben S a p p e r und ich auf den erhöhten Bänken des Flusses und zum Teil in unmittelbarer Nähe der Sagopalmen schöne Taro - Pflanzungen der Kung-Leute gesehen.

Den Matanalaua und Min bin ich gemeinsam mit Herrn Bezirksamtmann B o l u m i n s k i hinaufgefahren und dann, als das Boot nicht mehr weiter konnte, mit meinem mitgenommenen Auslegerboot allein weiter. Die riesigen Sagobestände an den

Unterläufen dieser beiden landschaftlich prächtigen Flüsse werden von den Ungalik-Leuten ausgebeutet, die aber auch wieder inmitten dieser Sago-Domäne überall auf den überhöhten fetten Ufern ihre prachtvollen Taro-Pflanzungen angelegt haben. Ich habe die beiden Strecken topographisch aufgenommen, habe die oberen Sagopalmen-Grenzen festgelegt und am Min zwei, am Matanalaua sechs Taro-Pflanzungen gefunden. Hier sieht man, daß neben den starken, leicht auszubeutenden Beständen von Sagopalmen, die Eingeborenen die mühsam zu bearbeitenden Taro-Pflanzungen anlegen, wo sie nur können. Dagegen leben die Küstenbewohner Neu-Guineas, von etwa Dallmannhafen bis Leitere, in der Hauptsache von Sagopalmen, die sich in riesigen Beständen, auf marinen oder fluviatilen Ablagerungen gleich hinter dem Strandsaum und diesem parallel dieser ganzen Küste entlang, hinziehen. Taro wächst hier überhaupt nicht; seine Kultur kann erst in den Vorbergen des Hinterlandes beginnen. Es ist zu bemerken, daß hier in Melanesien immer der Berg-Taro gemeint ist, den es allerdings auch in verschiedenen Varietäten von verschiedener Güte gibt. Für den Sumpf-Taro der Polynesier und Mikronesier hegen die Melanesier eine große Geringschätzung und dies — wenigstens auch nach meinem Geschmack — mit Recht.

Pigafetta und Maximilian Transsylvanus haben zuerst vom Sago der Molukken und Philippinen berichtet, von Mendaña hören wir über Sagopalmen auf den Salomonen, während in den Berichten über den zweiten Mendaña- und den Quirós-Zug nichts von Sago erwähnt wird; erst als Torres wieder in Indonesien ist, wird zum ersten Male Sago genannt. Tasman hat dann Sago bei den Tabar-Insulanern bemerkt.[234]) Es ist interessant, daß heute noch dieser Stoff eine erhebliche Rolle in der Ernährung jener Leute spielt, zumal, wie schon erwähnt, Taro hier versagt.

Die Päk-Leute beziehen ihren Sago von der gegenüberliegenden großen Admiralitäts-Insel, die Barriai haben vielen und guten Sago.

Auch die Areca-Palme (Areca catechu), die ausschließlich von Männern gepflanzt wird, findet ganz offenbar nicht überall den ihr zusagenden Nährboden. So haben die Nokón-Leute keine dieser Palmen und decken den auch ihnen unentbehrlichen Bedarf durch Einkäufe aus der Namatanai-Gegend. Nach den mir gemachten Mitteilungen gibt es auch auf den Neuen Hebriden keine Areca-Palmen. Sicher ist, daß die Leute von Tanna und Niwa keinen Betel kauen; der Zustand der Zähne läßt diese Verhältnisse ja stets auf den ersten Blick erkennen.[235])

Lewin läßt in seiner vortrefflichen Arbeit die Frage offen, ob es auf der Tahiti-Gruppe Areca-Palmen gibt. Sie scheinen in der Tat früher nicht in Ost-Polynesien vorhanden gewesen zu sein, denn auch mir sind sie nirgends in der Literatur entgegengetreten; Drake del Castillo führt sie nicht auf.[236]) Jetzt sind sie aber, wenigstens in Papeete, vorhanden. Wenn ich morgens in aller Frühe in Begleitung einiger unserer Melanesier einen kleinen Spaziergang in die Richtung auf das Fautaua-Tal machte, dann passierten wir mehrere Gruppen tragender Areca-Palmen, auf die meine Jungens sehnsüchtige Blicke warfen und auf die sie

[234]) Ramusio: I, fol. 350 A—B; fol. 366 F; — „Document. Inédit. Arch. Indias", V, 251, 271; — Carta de Luis Váez de Torres in „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1878), IV, 22; — Codrington in „Man" (1903), III, Nr. 11; — Tasman's Journal: p. 44.

[235]) Nach dem Bericht eines Walfischfängers oder Sandelholzhändlers, der im „Nautical-Magazine for 1839", p. 602 ff., abgedruckt ist, ist der Genuß von Betel auf Tanna und der ganzen Gruppe der Neuen Hebriden allgemein. Aber seine Angaben sind, wie der Aufsatz an verschiedenen Punkten zeigt, höchst unzuverlässig. Ich glaube überhaupt nicht, daß die Wissenschaft einen erheblichen Verlust dadurch erlitten hat und noch erleidet, daß die alten Wal-, Perlen- und Trepangfischer, Sandelholzhändler, labour-trader, Seelenverkäufer, Seeräuber, Händler und Chandernagor-Leute keine Memoiren hinterlassen haben, oder daß ihre Aufzeichnungen noch unveröffentlicht in den Briefkisten alter Handlungshäuser oder sonstwo lagern. Diese Leute, in der Hauptsache höchst zweifelhafte Persönlichkeiten, haben es mit der Wahrheit nie genau genommen, wie es z. T. ihre Nachfolger noch heute tun, und hatten zudem nur allzu häufig Veranlassung, interessierte Behörden oder Konkurrenzunternehmungen auf falsche Fährten zu führen. Es ist wohl möglich, daß hier oder da im Aktenkasten eine Perle verborgen schlummert, aber im allgemeinen bewahrt ihre Bildungsstufe und die noch heute beobachtete weitgehende Gleichgültigkeit und Interessenlosigkeit in ethnologischen Dingen diese Art Leute davor, der Wissenschaft erhebliche Dienste zu leisten. Sie schaden nur, indem sie in großem Umfange Ethnologika zusammenraffen, um dann diese nachlässig, falsch oder gar nicht etikettierten „Kuriositäten" an ihre Firmen zu verkaufen, an Gläubiger, Kapitäne, Maschinisten, Globetrotter und auch wohl an wissenschaftliche Sammler von höheren Ansprüchen, aber mit einem weiteren Gewissen, als schön ist. Der Ruf: „Save vanishing data!", die Jagd nach „Feuerholz", mit Mißgunst und Konkurrenzneid im Gefolge, die selbst das Alter hämisch und verleumderisch machen, haben mehr Unheil angerichtet, als sich die Museen und gelehrten Gesellschaften in Europa und Amerika träumen lassen. Aus solchen Verhältnissen heraus erklärt sich, um mit W. Foys Worten zu reden, „die geringe Achtung, die der Ethnologe teilweise, namentlich in den Kolonien, zu genießen scheint". (Vorrede, p. XIII, zu Graebners „Methode".)

[236]) Lewin: „Über Areca Catechu, Chavica Betle und das Betelkauen" (Stuttgart 1889), p. 39; — Drake del Castillo: „La Flore de la Polynésie Française" (Paris 1893), p. 230—232.

mich jedesmal aufmerksam machten; denn der Nußvorrat an Bord der „Natuna", für dessen Ergänzung ich immer sorgte und von dem nach meinen Anordnungen immer kleinere Portionen ausgegeben wurden, war uns zwischen den polynesischen Inseln ausgegangen. Denn ein an Betelgenuß gewöhnter Melanesier entbehrt seine Nuß ebenso schwer, wie bei uns ein leidenschaftlicher Raucher seine Zigarre. Es war in Tongan, Nakanai, wo ich zum ersten Male beobachtete, wie für einen alten Mann, der keine Zähne mehr zum Kauen hatte, ein junger Mann Nuß und Kalk kaute; der so entstandene fertige „Priem", in Gestalt einer ziegelroten nassen Kugel, wurde dann von einer zweiten Hand dem Greise in den Mund gestopft, der nun mit dem Ausdruck des Wohlbehagens weiterkaute. Denn obwohl stellenweise geleugnet, hat doch schon Lewin mit Recht darauf hingewiesen,[237]) daß das Betelkauen eine leise berauschende Wirkung hat; diesen Stimulus entbehrt der Betelkauer, wie der leidenschaftliche Raucher die Nikotin- und der Trinker die Alkoholwirkung entbehrt. Ich bemerkte bei meinem Kábui ganz genau, wenn er zuviel Betel gekaut hatte. Er war in einem Zustande, der an den eines leise Angetrunkenen insofern erinnert, als er etwas lustiger, aufgeweckter, die Zunge aber etwas schwerer zu sein schien. Die Melanesier sind sich dieser Wirkung auch vollkommen bewußt, und manche — analog der schlechten Gepflogenheit nicht weniger biertrinkender deutscher Studenten — renommieren damit, wie viele Betelnüsse sie an einem Tage kauen können, ohne außer Gefecht gesetzt zu werden. Wie bei unseren Rauchern, so ergibt sich aber auch für die Betelkauer eine gewisse Grenze ganz von selbst dadurch, daß die Nüsse eben Geld kosten, auch dort, wo sie gedeihen; wie bei uns greift man zu Surrogaten, wenn die echte Nuß nicht erhältlich ist. So begnügen sich die Barriai in Ermangelung von Areca catechu mit den Früchten von Ptychococcus paradoxus.

Während es nie so weit kommt — ich habe es wenigstens nie erlebt —, daß ein beteltrunkener Mann unangenehm auffällt, ist der rote Saft im Munde des Betelkauers eine um so üblere Beigabe für den arbeitenden Ethnologen, der erfreut ist, wenn nur sein Notizbuch, nicht sein Gesicht und weißer Anzug eine ziegelrote Sprenkelung erhalten. Ganz gefährliche Betelkauer sind die schmutzigen Baining; überall bei ihnen im Dorf, an Waldpfaden, auf Steinen und gestürzten Bäumen, sieht man die unsympathischen Spuren ihrer Anwesenheit. Schwerlich wird der Forschungsreisende sobald das Geräusch und den Eindruck vergessen, den nicht wenige Betelkauer dadurch hervorbringen, daß sie den durchgekauten roten Saft mit der Wirkung einer Blumen-Douche rücksichtslos in alle Winde pusten; und noch oft habe ich mich des Konzerts erinnert, das ein Dutzend betelkauender Wánimo- oder Wutung-Leute dadurch macht, daß sie mit ihren gezähnten Kalkspateln rasselnd in die enghalsigen Kalkkalebassen hinein- und wieder hinausfahren. Diese Kalkgefäße sind in der Hauptsache kulturhistorisches Erbgut; aber auch sie müssen bei Wanderungen mit dem Wechsel des Wohnorts wechseln, wenn die neue Heimat keine Kalebassen oder keinen Bambus hervorbringt. Diese Tatsache trifft für nicht wenige Inseln Melanesiens zu.

Ibn Batutah erzählt, daß neben der Kokosnuß auch der Betelpriem ein Aphrodisiakum darstelle.[238]) Daß betreffend der Kokosnuß die Barriai dieselbe Auffassung haben, ist schon erwähnt worden, aber betreffend des Betels ist mir nie so etwas in Melanesien erzählt worden.

Wie die Areca-Palme ausschließlich, so wird auch in der Hauptsache der Tabak nur von Männern gepflanzt; bei den Barriai sind es besonders die Häuptlinge und angesehenen Persönlichkeiten, die Tabak bauen; nach einer mir gemachten Angabe sollen allerdings auch zuweilen Weiber ein wenig Tabak pflanzen. Gewöhnlich kann man sehr bald erkennen, wo Tabak gebaut wird und wo nicht. Dort, wo der Handelstabak schlecht oder gar nicht geht und wo man die Leute ihren Tabak in Zigarettenform rauchen sieht, wird Tabak gepflanzt. Bárriai ist der östlichste Punkt meiner Kenntnis, wo ich letztere Form des Rauchens beobachtet habe; die Kobe sollen es auch tun. Denn die Nord-Salomonier, die auch in erheblichem Umfange Tabak bauen, rauchen ihn in niedlichen Pfeifen eigenen Fabrikats. In solchen Gegenden gehen natürlich neben Stangentabak auch europäische Pfeifen als Handelswaren schlecht oder gar nicht. Ich sehe noch meinen Jungen Gallas, wie er mit drei Stangen Tabak, seinem Eigentum, lange und vergeblich in Búin (Bougainville) versuchte, einen geflochtenen Armring zu erhandeln.

Dort, wo der Tabak in Zigarettenform geraucht wird, wählt man ein gelbes Bananenblatt, wie sie in einem bestimmten Stadium der Trockenheit in den Pflanzungen an den Bananenstauden hängen. Gefertigt werden die Zigaretten gewöhnlich am Lagerfeuer, das anzuzünden selbst bei einer kurzen Ruhepause während des Marsches der Melanesier nicht versäumt. Da habe ich denn oft Gelegenheit

[237]) Finsch: „Samoafahrten", p. 60; — Lewin: p. 74.

[238]) „Voyages d'Ibn Batoutah", édit. Defrémery et Sanguinetti (Paris 1893, 1877), I, 366; II, 204—206, 208.

gehabt zu sehen, wie der Papua dicht am Feuer ein winziges kleines Trockenreck aus dünnen Zweigen baut, auf dem nun unter ein- bis zweimaligem Wenden das Tabak- oder Bananenblatt in wenigen Augenblicken in den gewünschten Zustand der Trockenheit gebracht wird.[239]) In Niederländisch-Neu-Guinea hat sich als Folge dieser Art zu rauchen der Handel mit Zigarettentabak, shag, eingebürgert; meine Stangen und Platten Tabak wollte dort niemand nehmen.

Den besten einheimischen Tabak habe ich am Mittel- bis Unterlauf des Augusta-Stroms gefunden; die von mir mitgebrachten und von Experten geprüften Proben ergaben das einstimmige Urteil: Tabak mit schönem Aroma, der gut und mit Hinterlassung auffallend weißer Asche brennt, aber unheimlich schwer. Dieser Nachteil ist wohl hauptsächlich eine Folge der primitiven Zubereitung durch die Eingeborenen; der Boden ist ganz offenbar gut für Tabak, wie auch weiter der gute Ruf beweist, den sich dieser Tabak unter den Eingeborenen erfreut.

Über die Ausbreitung des Tabaks von West nach Ost werden noch einige Hinweise im linguistischen Teile erfolgen; dasselbe gilt vom Canari-Baum, dessen wohlschmeckende Nüsse (Galibnüsse) gesammelt werden und in ihrer Reifezeit nicht nur eine angenehme Zukost liefern, sondern in nicht wenigen Gegenden — so stellenweise im südlichen Neu-Mecklenburg — einen Hauptbestandteil der Nahrung bilden. Das andauernd durch den Ort schallende Tap! Tap! beim Aufschlagen der Nüsse ist charakteristisch für solche Plätze, für die als Musterbeispiel das armselige Súralil gelten kann.

Dieser kurze und flüchtige Blick über die Landesprodukte und ihren Austausch würde noch unvollkommener sein, wenn ich des so oft gesehenen Bildes nicht gedenken würde, das durch einen langen Zug von Weibern und Mädchen charakterisiert wird, an deren Spitze oder an deren Schluß ein Mann mit einem Speer oder einem Stock geht. Es ist das Bild aus jenen Zeiten, die für Griechenland noch nicht weit zurücklagen, als Thukydides von ihnen sagte, daß damals ganz Hellas bewaffnet ging; ein Bild aus jenen Zuständen, die wir bei Stämmen auf gleicher und ähnlicher Kulturhöhe über die ganze Erde hin finden, wo das Weib nie unbeschützt ausgeht und stets dort geht, wo die wenigste Gefahr ist, und wo die Außenarbeiten und Außenspiele der Weiber stets von Kriegern bewacht werden.[240]) Noch heute gehen so in den noch nicht pazifierten Teilen von Melanesien jeden Morgen alle die Weiber in einem Trupp geschlossen hinaus, die in ihren Taro-Pflanzungen arbeiten wollen; beim Ausmarsch nach den Bergen zu marschiert ein bewaffneter Krieger an der Spitze der Kolonne, beim Rückmarsch am Schluß; während der Arbeit seiner Schutzbefohlenen auf dem Felde tut er den Wachdienst nach dem Feinde zu. In den unter Verwaltung genommenen Bezirken von Deutsch-Neu-Guinea, also z. B. in Nord-Neu-Mecklenburg, hat nach Wegfall der Kriege der konservative Sinn des Naturvolks die Sitte zunächst beibehalten; noch heute gehen die Weiber jeden Morgen im Trupp hinaus, aber bei fehlender Gefahr nimmt die Kolonne allmählich die Ausdehnung eines chinesischen Leichenzuges an, und der grimmige, speertragende Krieger von früher ist bereits zu einer stocktragenden „Anstandsdame" degeneriert. Ein paar Dezennien mehr, und die alte Sitte ist vergessen.

Über die Art der Melanesier, ihre Nahrungsmittel zuzubereiten, kann an dieser Stelle nur einiges wenige berührt werden. Allgemein verbreitet ist die polynesisch-melanesische Sitte des Kochens vermittels glühend gemachter Steine in einem zugedeckten Loch. Es ist mir kein Stamm bekannt geworden, der diese Sitte nicht gekannt hätte. Wir finden sie auch in Nord-Australien, was erklärlich ist, aber auch bei ganz rohen Gês-Stämmen im Osten Brasiliens, mit denen einen kulturhistorischen Zusammenhang nachzuweisen, recht schwer fallen dürfte, während die Annahme einer selbständigen Erfindung an verschiedenen Orten der Erde nichts Gezwungenes hat.[241])

Wer die ethnologisch so interessanten Angaben von Cabeza de Vaca in seinen „Naufragios" aufmerksam verfolgt, muß sich zunächst wundern, daß er die für so viele Indianer charakteristische Art des Kochens durch Wassersieden vermittels hineingeworfener glühender Steine erst so spät im Laufe seiner Wanderung erwähnt. Einige Überlegung zeigt dann aber, daß er es überhaupt nicht eher erzählen konnte, denn die Küsten-Indianer

[239]) Aufgefallen ist mir, daß dieselbe Art der Zubereitung auch auf Rotuma geübt wird; s. Gardiner in „Journ. Anthrop. Inst.", XXVII, 423.

[240]) Thukydides: I, 6; — Barlaeus: „Rerum per Octennium in Brasilia etc. gestarum" (Clivis 1660), p. 36; — João Daniel in „Revista Trimensal" (Rio de Janeiro 1840), II, 342; — Alex. Henry in „The American Antiquarian" (Chicago 1884), VI, 249; — Catlin: loc. cit., I, 96.

[241]) Zaragoza: I, 336; — Lambert: p. 132—134; Nicholas: I, 236, note; 325, 353; — Mariner: II, 283—84; — Turner: „Samoa", p. 111, 112; — „Lettres sur les Iles Marquises", p. 141; — Caillot: p. 13; — Roggeveen: p. 114; — Hawkesworth: IV, 124; — de Paula Ribeiro in „Revista Trimensal", III, 321.

besaßen keine Steine.[242]) Dieselbe Erwägung drängt sich nun auf, wenn man die kleinen Inseln korallinischer Formation überblickt, die so vielen Polynesiern als Heimat gedient haben. Wie haben sie nach der Art ihrer Väter auf Inseln gekocht, die überhaupt keine Steine besitzen? Es ist mir unbekannt, ob bestimmte Nachrichten über diese Verhältnisse vorliegen; man weiß aber, daß solche Inseln zuweilen Steine erhalten, die in den Wurzeln angetriebener Bäume stecken und die für jene Insulaner den Wert von Edelsteinen besitzen. Daß jetzt auf allen von Polynesiern bewohnten Koralleninseln, selbst auf den Tuamotus, Kochsteine zu finden sind, kann niemand wundern; denn seit mehr wie 80 Jahren befahren Segelschiffe diese Gewässer, die keine Schwierigkeiten gemacht haben werden, hier und da auf Bitten ein wenig von ihrem Steinballast abzugeben. Mir fielen diese Verhältnisse zuerst auf der Insel Niwa, Neue Hebriden, auf, die vollständig von korallinischer Formation ist, wenn sie auch vom Vulkan von Tanna her mit einer erheblichen Schicht vukanischer Aschen bedeckt ist. Hier entdeckte ich in einem Dorf mit Interesse Basalt- oder Andesit-Steine, die man mir aber prompt als Kochsteine erklärte, die von Tanna herbeigeschafft worden seien.

Erwähnen möchte ich noch, daß ein tägliches Wiederaufkochen mit heißen Steinen das Fleisch selbst in der feuchten Tropenatmosphäre von Neu-Guinea für vier bis fünf Tage präserviert; meine Jungens haben bei plötzlichem Fleischüberfluß infolge guter Jagdergebnisse mehrfach zu diesem Mittel mit Erfolg gegriffen.

Ich erwähnte an früherer Stelle bereits das Kochen von Sago in Bambusröhren. Dieses Kochen in Bambus finden wir auch in der Gegend, auf die ich immer wieder hinweisen zu müssen Veranlassung habe, nämlich in Nordost- und Mittel-Celebes. Ein solches Stück Bambus heißt in Tompakĕwa und Tontemboan: lulut, auf Sangir: lĕlu'; aus Toradja ist sein Gebrauch ebenfalls belegt.[243]) Dieses lulut erinnert nun stark an ĕb lŭs, den Holztrog zum Kochen mit heißem Wasser (Lamassa), und ịlụlŭs, Kochen in einem solchen Trog vermittels Wassers, das durch Hineinwerfen glühender Steine zum Sieden gebracht wird (Lamassa). Angesichts der zahlreichen Übereinstimmungen, die dieses Gebiet — Philippinen—Nordost-Celebes — Nord-Molukken — mit diesem Teil von Melanesien verbinden, zögere ich nicht, in lulut und lus dasselbe Wort zu erkennen.

Einen interessanten Ausblick gewährt die Art der Zubereitung von Weich- und Schaltieren, sowie anderer tierischer Ergebnisse der weiblichen Sammeltätigkeit auf dem Riff.

Im allgemeinen wird bei den Südsee-Völkern alle tierische Nahrung vor dem Genuß gekocht oder geröstet. Ausnahmen machen in einzelnen Fällen das Tier der Tridacna gigas oder wenigstens Teile davon, so auf den Palau-Inseln, auf Neu-Caledonien und in der Tuamotu-Gruppe; ferner hier und da Fische. Diese wurden auf Hao der Tuamotu-Gruppe, Mangareva, Hawaii und auch wohl noch an anderen Punkten roh gegessen. Austern und ähnliche Schaltiere werden im allgemeinen geröstet oder gekocht. Ich selbst habe nur einen einzigen Fall von Verzehren roher Mollusken und Bivalven erlebt, aber dieser war höchst charakteristisch.

Als ich aus den Bergen von Simberi (Tabar-Inseln) an den Strand der Bucht von Piggepúit herabkam, stieß ich unvermutet auf einen einsamen, gänzlich nackten Mann, der am Strande hockte. Er war emsig damit beschäftigt, vermittels eines kleinen Steines als Hammer auf einem Steinblock als Unterlage gesammelte Schaltiere zu öffnen, deren Inhalt nach jedem Schlag unmittelbar in seinem Munde verschwand. Ein Bild aus der Steinzeit. Bis auf etwa zehn Schritt kam ich von rückwärts an diesen eifrigst beschäftigten, ahnungslosen Menschen heran. Das Geräusch der Tritte meiner nun aus dem Walde heraustretenden Leute ließ ihn mit einem Satz emporspringen. Das entsetzte Gesicht dieses Mannes, das unmittelbar darauf in wildes, erzwungenes Lachen überging, werde ich nicht sobald vergessen.

Aus Amerika weiß ich nur von den Chonos, daß sie ihre Austern roh zu essen pflegten,[244]) denn sonst werden hier, wie in der Südsee, die Schaltiere durchgehends, wie es scheint, vor dem Genuß gekocht oder geröstet. Auf der ganzen Nord-Neu-Guinea-Küste wird, soweit mir bekannt, das herausgenommene Tier der Tridacna gigas vor dem Essen gekocht; auf langen riffreien Strecken, so von Wánimo ostwärts, kommt das Tier aber wohl kaum vor. Im Wörterverzeichnis ist ersichtlich gemacht, welche Muscheln, Bivalven usw. die Barriai

[242]) „La relacion que dio Aluar nuñez cabeça de vaca" (Zamora 1542), (p. 107).

[243]) Jellesma in „Verh. v. h. Bat. Genootsch." (1892), Deel XLVII, 1e stuk, p. 43 II; — Schwarz: „Woordenboek", p. 256 I; — Kruyt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", Deel XLI, p. 90.

[244]) Keate: „Pelew", p. 298; — Kubary: „Ethn. Beitr.", p. 169; — Lambert: p. 136, 204, 205; — Beechey: I, 240—241; — Belcher: I, 375, 377; — Dumont d'Urville: „Pole Sud", III, 401; — „Lettres sur les Iles Marquises", p. 70; — Ellis: „Tour", p. 42; — Toribio Medina: „Los Aboríjenes de Chile" (Santiago 1882), p. 186; — Friederici: „Schiffahrt", p. 80—81.

essen und welche nicht. Alle eßbaren Muscheln werden entleert, die Schalen fortgeworfen, der Tierkörper über dem Feuer geröstet. Größere Tiere, wie ganz besonders immer die Tridacna, werden ganz oder stückweise in Bananenblätter gewickelt und wie Schweinefleisch in der bekannten Art mit heißen Steinen im zugeworfenen Grubenofen gekocht. Einige Schnecken, wie die mätäpără, werden in der Schale geröstet und diese erst dann entfernt. In Lamassa werden Muscheln auch vor dem Essen im lūs mit heißem Wasser gekocht, in jedem Falle aber immer zubereitet, nicht roh gegessen. Die Nokón-Leute kennen kein Kochen mit heißem Wasser; sie rösten alle diese Meerestiere.[245])

Wie schon erwähnt, kennen die Barriai kein Salz und sollen auch nach den mir gemachten Angaben kein Wort dafür haben; ebenso verhält es sich mit Gemüse und Öl. Auch fliegende Hunde, an vielen Stellen Melanesiens ein beliebter Leckerbissen, essen sie nicht.

Bekannt ist jedem Südsee-Mann die Vorliebe der Melanesier für Fleisch, das sie als Büchsenfleisch einmal wöchentlich auf Stationen und Pflanzungen erhalten müssen. Unter den Abschiedsgeschenken, die sich der Häuptling Panáke von Lamassa bei mir auswählen durfte, befand sich auch solch ein „tin búlemakaŭ“. Es war daher eine Überraschung nicht nur für Professor Sapper und mich, sondern auch für den Händler Coenen, einen alten Chandernagor-Mann mit 28jähriger Südsee-Erfahrung, daß die Kung-Leute nicht zu bewegen waren, von dem Fleisch des verwilderten Ochsen zu essen, den ich auf der Insel geschossen hatte, weil er den Anpflanzungen der Eingeborenen übel mitspielte. Wir mußten schließlich dieses Tier, den letzten Rest der Herde des ehemaligen Händlers Gangloff, verscharren lassen, da der gewaltige Kadaver anfing zu stinken.

Es ist dies sicherlich eine Variation von unserem „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht“. Das ihnen bekannte bulemakau in Blechbüchsen essen sie mit Vorliebe, den ihnen unbekannten frischen bulemakau von Kung wollte niemand anrühren.

Wie schon erwähnt, ist die Zubereitung des Schweins zum Verspeisen in der Hauptsache die Arbeit der Männer. Es scheint mir nicht viele Angaben über die Art des Tötens der Schweine zu geben; kulturhistorisch ist dies aber nicht ohne Interesse. Das Erwürgen des Schweines ist allgemein in Ost-Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Samoa; Schläge auf beide Seiten des Nackens machen ihm in Tonga den Garaus. In Tahiti und, wie mir scheint, allen übrigen ostpolynesischen Inseln, wurden die Schweine erdrosselt. Aus Indonesien liegt mir leider nur eine Angabe vor, aus Sumba; aber sie ist an sich und insofern von Interesse, als von ihr auch auf das Vorkommen der gleichen Tötungsart in anderen, benachbarten Teilen Indonesiens geschlossen werden kann: Das Schwein wurde durch einen Stich hinter einem Vorderlauf, also ins „Blatt“, erstochen.[246]) Auch bei den Barriai werden die Schweine nicht erwürgt, sondern durch einen Speerstoß ins „Blatt“ getötet. Die Männer zerlegen sie dann, während hier, nach den mir gemachten Angaben, das Kochen der in Bananenblätter eingewickelten Stücke mit heißen Steinen nicht durch die Männer erfolgt, wie überall mehr im Osten, sondern durch die Weiber. Die Schweine haben bei den Barriai keine Ställe, wie z. B. in Lamassa, oder Schweineanbauten am Haus, wie z. B. in Súralil; sie schlafen unter den Pfahlhäusern der Weiber. Auch haben die Schweine in Barriai Rufnamen, wie auf Ost-Neu-Pommern sonst und in Neu-Mecklenburg. Der große Eber von Lamassa hörte auf seinen Namen wie ein Hund. Sehr interessant war das Verhalten der Schweine im Pfahldorf Leitere; sie schwimmen vom Festland zu den Hütten und wieder zurück, wie sonst Schweine, die in der Dorfstraße spazieren gehen. Hier in Leitere erlebte ich auch an einem markanten Beispiel, wie nahe das Schwein dem Herzen der Melanesier steht, obwohl es ein halbes Wildtier ist. Nachdem ich endlich unter hoher Bezahlung und nach Anwendung eines kleinen Drucks ein Schwein für meine Jungens gekauft hatte, erhob sich in demselben Augenblick vom Pfahldorf her ein Klagegeheul sämtlicher Weiber der Familie, als To Kalapúa das Tier mit einem Schuß zu Strecke brachte. Dasselbe wiederholte sich in Wutung, wo ich auch erst einen gelinden Druck auf den Häuptling ausüben mußte, ehe ich ein Schwein kaufen konnte. In Thaë, Landschaft Sĕkŏ̄ an der Humboldt-Bai, gab ich das Handeln bald auf, da sich die Papuas als absolut harthörig erwiesen, und meine Leute auch am Tage vorher sehr gut verpflegt gewesen waren. Da hieß es plötzlich am nächsten Morgen freudig: „Die Kanaker bringen ein Schwein!“ Aber ein Blick auf das angebrachte Tier überzeugte meine Jungens, daß wir zwar ein noch warmes, aber nicht erdrosseltes Schwein vor uns hatten. Nachdem die bauernschlauen Papuas mir am Abend vorher ein lebendes Schwein verweigert hatten, glaubten sie mir nun

[245]) Forrest: p. 43; — „Voyages of Quiros“, II, 499; — Guppy: p. 92; — Hawkesworth: IV, 17, 20—21, 124, 129.

[246]) de Roo van Alderwerelt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.“, Deel XXXIV, p. 254 I; — Brown: „Melanesians“, p. 136; — Mariner: II, 282—83; — Turnbull: p. 349.

ein am Morgen aus irgend einem Grunde verendetes Borstentier für schweres Geld anhängen zu können.

Über die Schweinejagd mit Hunden ist schon einmal gesprochen worden; sie wird durchweg in den von mir besuchten Teilen Neu-Guineas und des Bismarck-Archipels ausgeübt, ausgenommen vielleicht in Baining, was ich dahingestellt sein lasse. Der Tultul von Paup erzählte mir, daß von seiner vortrefflichen Meute immer einige Tiere im Busch auf Suche nach Schweinen seien. Als der Häuptling von Lamassa nach Fertigstellung seines schönen Mon ein großes Fest für die Männer des Dorfes geben wollte, von denen die meisten, wenn nicht alle, ihm in irgend einer Weise beim Bau behilflich gewesen waren, schickte er am Abend vorher einen jungen Mann mit Hunden in die Berge des gegenüberliegenden Festlandes von Neu-Mecklenburg. Interessant war der Anblick, als dieser junge Mann am nächsten Morgen von der Jagd heimkehrte: im Auslegerboot lag gebunden, aber völlig unversehrt, eine kleine kräftige Sau, hinten nach schwammen die beiden Hunde des Jägers, der das Boot steuerte. Die Schweinejagd ist bei guter Meute weder besonders mühevoll noch gefährlich; unangenehm kann sie höchstens für die Hunde werden; in der Tat, wie bei unseren Saujagden bleibt mancher auf der Strecke.

Die rohe Art des Erwürgens ist bekannt; es wurde in Lamassa mit sichtlichem Vergnügen von zwei zehn- bis zwölfjährigen Jungens vorgenommen, von denen sich schließlich einer auf das leidende Tier hinaufsetzte, um durch Druck nachzuhelfen. Es war nicht mitanzusehen!

In Pŭtŭgāgō, in den Bergen von Simberi, kam ich gerade zu einem großen Schweineessen, zu dem sich auch Männer und Weiber aus benachbarten Orten eingefunden hatten. Nicht der Gastgeber, ein Mann in mittleren Jahren, tranchierte das gesengte Schwein, sondern ein ältlicher Mann, der bis zum letzten Augenblicke sein Messer schärfte und prüfte. Dann trat er in die Mitte an das bereitgelegte Tier heran und bearbeitete es nun unter allgemeinem tiefen Schweigen mit einer wirklich wundervollen Geschicklichkeit. Es war das reine Theater, wobei der Schauspieler ganz genau wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, nicht zum wenigsten die der Fremden und des Weißen Mannes, der wohl als erster in diese Berge gekommen war.

Niemals wird in Melanesien, soweit mir bekannt, den Tieren die Haut abgezogen, weder dem Schwein, Opossum, Känguruh noch dem Kasuar. Die Tiere werden im lodernden Feuer und mit Hilfe von trockenen brennenden Kokospalmwedeln gründlich gesengt, worauf dann die verkohlte Schicht abgekratzt wird. Man kennt also auch nirgends in Melanesien Leder.

Die Schweine finden gute Äsung im Walde und am Strande, ganz besonders zur Zeit der Canari-Nüsse, die nur sie und der schwarze Kakadu zu knacken imstande sind; der weiße Brillenkakadu ist nur fähig die Schalen von frischen, noch nicht ganz reifen Nüssen zu zerbrechen, um an den süßen, öligen Kern heranzukommen. Alle Abend aber kommen die Dorfschweine zu einer ganz bestimmten Zeit zu den Hütten zurück, um von den Weibern einiges Fressen zu erhalten, ein Bild, das sich immer wieder zu spaßhaften Szenen für den Zuschauer gestaltet.

Von Buschmann ist angedeutet, von Pater Gracia und Graeffe, zum Teil unter versuchter Begründung, der Glaube ausgesprochen worden, daß das Schwein erst durch die Spanier auf den Südsee-Inseln eingeführt worden sei und daß das polynesische púaka auf spanisch puerco zurückgehe. Der Botaniker Karl Rechinger hat dann geglaubt, diese Auffassungen in seinem Buche noch dahin verdichten zu müssen, daß er sie jetzt ohne Einschränkung als positive Tatsache hinstellt. Dazu kommt nun die von Leutnant Elton auf Grund der Angaben eines deutschen Koprahändlers mitgeteilte angebliche Überlieferung der Ugi-Leute, nach der sie die Schweine vor langer Zeit von Weißen erhalten haben wollen. Aber diese Leute haben nicht einmal das Wort púaka für Schwein, das bei ihnen po heißt.[247]) Ganz abgesehen von dem Koprahändler, auf dessen Angaben ich nach meinen Erfahrungen sehr wenig gebe, kann man den anderen vier Gewährsmännern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mit leichter Mühe ihren Irrtum hätten feststellen können, wenn sie nur ein wenig auf die Quellen zurückgegangen wären. Es ist daher auch der Hinweis am Platze, daß dies derselbe, im übrigen in seiner Art und in seinem Fach äußerst verdienstvolle Dr. Graeffe ist, der für Schmeltz in der Bogenfrage eine der Hauptstützen seines Angriffs gegen Oskar Peschel ist.

In absoluter Übereinstimmung und in erdrückender Menge geht nämlich aus den Zeugnissen der Spanier — die zum Teil schon seit den Zeiten von Dalrymple und Burney in leicht zugänglichen Übersetzungen zur Verfügung stehen —

[247]) „Lettres sur les Iles Marquises", p. 8; — Buschmann: „Aperçu de la Langue des Iles Marquises" (Berlin 1843), p. 156—157; — Graeffe in „Das Ausland", Jahrg. 41 (1868), p. 530 I; — Lily und Karl Rechinger: „Streifzüge in Deutsch-Neu-Guinea und auf den Salomons-Inseln" (Berlin 1908), p. 16; — Elton in „Journ. Anthrop. Inst." (1888), XVII, 98; — S. H. Ray in „Zeitschr. f. afrik. u. oceanisch. Spr." (1896), II, 59.

hervor, daß sie, die als die ersten Europäer diese Südsee-Striche durchfuhren, das Schwein auf den Marquesas, Salomonen, Santa Cruz-Inseln und Neuen Hebriden in großen Mengen vorfanden. Ja, sie geben uns sogar einheimische, noch heute zutreffende Wörter für Schwein, die dem polynesischen púaka oder dem spanischen puerco wirklich nicht ähnlich sehen; so nă͡mbólo für die Gela-(Florida-) Gruppe und a bo für Santa Catalina.[248]) Der Ethnologe, der sich nicht mit anfechtbaren Übersetzungen begnügt, sondern an die Originalquellen herangeht, findet sogar noch vortreffliche Belege aus dem Zuge von Váez de Torres für Neu-Guinea. Denn wo es an drei verschiedenen Stellen der Ausgabe der Hakluyt Society heißt: „some figs", (zweimal) und „many good figs", steht im Original, aus dem sie übersetzt hat: „algunos puercos" und „muchos y buenos puercos". Aus der ethnologisch so wichtigen Angabe „Schwein" machen die nachlässige Übersetzung und Herausgabe also eine „Feige".[249])

Wir wissen über die Geschichte des Schweins in der Südsee leidlich gut bescheid, wir wissen, daß die wandernden Polynesier auf ihren Zügen neben Samen von Kulturpflanzen auch Haustiere, Schweine, Hunde, Hühner mitnahmen, und wir wissen aus Traditionen und sprachlichen Resten, daß einige dieser Haustiere auch noch auf Inseln gewesen sein müssen, wo sie die entdeckenden Europäer nicht mehr vorfanden. So lebte auf Mangareva, dessen einziger Vierfüßler die Ratte war, das Schwein noch in der Überlieferung und in der Sprache, ebenso wie auf Mangaia, Cook-Inseln, linguistische Reste beweisen, daß auch hier einst das Schwein gelebt haben muß, wie auf Rarotongo und Atiu. Man kennt ja auch geschichtliche Beispiele, die zeigen, wie sich solche Verhältnisse entwickelt haben. Auf Rapa wurden während einer Hungersnot sämtliche Schweine aufgegessen, und die Bewohner der Karolinen-Insel Oleāi haben die von Luis de Torres zu ihrem Nutzen eingeführten Schweine wieder ausgerottet, weil sie ihnen ihre Taro-Pflanzungen vernichteten, die ihrem Herzen näher standen.[250])

Der schon vorhin charakterisierte Waler oder Händler des „Nautical Magazine" spricht von einer besonderen Schweinesorte auf Tanna; wohl gibt es einige zoologische Besonderheiten auf dieser Insel, eine geschwänzte Fledermaus und eine sehr merkwürdige Fischart, aber von einer besonderen Sorte Schweine habe ich nichts gehört. Sie sollen nach ihm, wenn ausgewachsen, nicht größer als ein Kaninchen sein.[251])

Die Kanaker-Hunde mit ihren vielen keineswegs liebenswerten Eigenschaften sind schon mehrfach erwähnt worden. Wie die Indianerhunde können sie nicht bellen, werden aber durch ihr Heulen noch unangenehmer; wie jene, so weit meine Kenntnis reicht, scheinen auch diese die Hundswut nicht zu kennen. Ihre Zahl und Verteilung ist sehr verschieden, je nach dem Futterreichtum des Platzes; während in Palabong sehr viele Hunde waren, konnte sich das benachbarte Súralil nur des Besitzes eines einzigen Köters rühmen. Wie das Schwein, so hat auch der Hund die Polynesier auf ihren Wanderungen begleitet. Die Spanier fanden sie auf den Salomonen, und Le Maire auf einer der äußersten Tuamotu-Inseln, Pukapuka. Nach Wilson waren früher auf den Palau-Inseln Hunde ebensowenig vorhanden wie Schweine; wie auf Mangareva, waren hier nach ihm Ratten die einzigen Vierfüßler.[252])

Das Huhn war das dritte Haustier der wandernden Polynesier. Auch von ihm können wir durch die oben angeführten Anzeichen feststellen, daß es einmal eine Rolle im Leben von Stämmen gespielt hat, bei denen es die historische Zeit nicht mehr vorfand; ein Beispiel liefern die Maori. Bemerkenswert ist nun, daß die Südsee-Völker genau wie die Indianer die Hühner im allgemeinen nicht des Fleisches wegen halten, sondern hauptsächlich der schmückenden Federn wegen und wegen des Krähens der Hähne, das sie gern haben und für ein glückliches Zeichen halten. Charakteristisch in diesem Zusammenhang sind die Hähne, die Le Maire und Schouten auf dem Segel des unglücklichen, mitten auf dem Ozean gefundenen Doppelboots und auf dem Segel eines großen Boots der Tafahi-Gruppe in rötlich und grauer Farbe aufgezeichnet sahen. In größerem Umfange als Nahrungsmittel scheinen Hühner überhaupt nur auf

[248]) „The Discovery of the Solomon Islands", I, 25, 88, 145, 146, 152, 153, 183; II, 284, 369, 372, 381, 390, 396, 397, 402, 404, 405 u. passim; II, 200, 202, 213, 347; — „Col. Document. Inédit." (1866), V, 216; — „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1895), XXXVII, 415, 416, 417, 425; — Figueroa: „Hechos", p. 157; — „Voyages of Quiros", I, 27, 28, 151; 43, 49, 99, 154; 239, 255, 256; II, 368, 440; I, 266, 267, 276, 277; II, 373, 374, 376, 384, 385, 391, 392, 446, 461, 480, 481.

[249]) Francisco Coello in „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1878), IV, p. 69, 73, 78; — „Voyages of Quiros", p. 471, 472.

[250]) Quatrefages: „Les Polynésiens", p. 130, 131, 151; Beechey: I, 147, 148, 154, 183, 184; — Moerenhout: II, 249, 325; — „Essai de Grammaire des Iles Gambier", p. 80 II; — Tregear: „Dictionary", p. 344 I; — Chamisso: IV, 136.

[251]) loc. cit. p. 604.

[252]) Schirren: „Wandersagen", p. 25; — Zaragoza: I, 252; II, 96; — „Bol. Soc. Geográf. Madrid", XXXVII, 426; — Burney: II, 377; — Hawkesworth: I, 103; — J. H. Forster's „Reise", II, 284, 289; — Keate: „Pelew", p. 30.

Rapanui eine Rolle gespielt zu haben, wo sie neben Ratten in der Tat das einzige eßbare Geschöpf für die Bewohner waren. Ebenso wie in Amerika werden auch die Eier im allgemeinen nicht gegessen, ohne daß man eigentlich Gründe für diese Unterlassung erhalten kann.[253]) Die Bárriai machen in beiden Punkten keine Ausnahme, nur wenn Hunde und Hühner (auf Schweinejagd, im Kampf oder durch Unglücksfälle) eines gewaltsamen Todes sterben, dann verzehrt man sie. Dagegen erzählte mir Kábui, daß die kleinen Jungens — erhaben über Aberglauben und Vorurteile — die Hühner gern in Max- und Moritz-Manier wegfangen und dann diese und etwa gefundenen Eier heimlich im Walde rösteten und verzehrten. Nicht selten habe ich in Dörfern weiter nichts gesehen, als einen einsamen Hahn; nie habe ich bei einem Eingeborenen ein Huhn kaufen können, allerdings auch weiter keinen Wert darauf gelegt. Was die Rasse des Federviehs anbetrifft, so ist eine kleine Sorte weit verbreitet, deren Beine bis zu den Fußzehen herab dicht mit Federn bewachsen sind. Bei ihrem Anblick habe ich immer an die Bemerkung des jovialen Doktors der „South Sea Bubbles“ denken müssen, welcher meint, daß diese Sorte vom Hals bis zu den Zehenspitzen bekleideter Hühner absichtlich von den Missionaren in die Südsee eingeführt worden sei, „for the sake of decency“. Ich glaube aber gerade, daß diese eingekleidete Sorte die alte ursprüngliche Südsee-Rasse darstellt. Bemerkenswert ist die schon auf dem zweiten Mendaña-Zuge beachtete Eigentümlichkeit der Südsee-Hühner, nachts zum Schlafen in die Bäume zu gehen. Ich habe dies mehrfach in den Gegenden von Namatanai, King und Kalángor, wo es verhältnismäßig viele Hühner gibt, bemerkt und bewundert, wie es selbst die Küken fertig bringen, nach einigen Fehlversuchen, doch einen leidlich hohen Baum zu bemeistern.[254])

Zur Jagd der Barriai sind nachfolgende Bemerkungen zu machen. Sowie die Spur eines Wildschweins gefunden ist, gehen sie ihr mit Hunden und Netzen nach; dasselbe geschieht, wenn es sich um einen Kasuar handelt. Bei der Kasuar-Jagd werden viele Netze nebeneinander gestellt und das Tier dagegen getrieben; der geängstigte Vogel steckt gewöhnlich, beim Versuch durchzubrechen, seinen Kopf durch eine Masche und wird nun durch eine Schlinge um die Beine gefesselt oder mit dem Speer erstochen. Im Dorfe halten die Barriai keine zahmen Kasuare, wie ich das in Neu-Guinea mehrfach gesehen habe; solche gefangenen Tiere werden immer gleich verspeist. Auch zahme Kakadus halten sie nicht, wie das besonders die Baining sehr häufig tun. Solche Tiere sind für sie überhaupt schwer erreichbar, obwohl sie leidlich gute Schleuderer sind. Denn da sie auf den höchsten, dünnen und ausliegenden Zweigen sitzen und die Barriai keine Fallen und keinen Vogelleim kennen, so sind sie für sie überhaupt nur vermittels der Schleuder zu fassen. Zuweilen bringen die Jungens einen jungen pídau (halcyon, Königsfischer) als Spielzeug mit ins Dorf, wo er aber regelmäßig sehr schnell eingeht.

Falls man merkt, daß nachts Schweine in die Taro-Pflanzungen eingebrochen sind, so nimmt man Fackeln und jagt sie ohne Hunde, nur mit dem Speer. Es ist dies eine der wenigen Veranlassungen, welche diese Leute überhaupt nachts aus ihren Hütten treiben.

Wenn ein Opossum im Baumstamm gespürt wird, räuchert man es aus; ist es in den Bäumen, so steigen die Jungens hinauf, um es zu fangen. An sich kann dann dieses langsame, plumpe und häufig gewichtige Tier nicht mehr entkommen, falls es nicht auf einen anderen Baum übersteigen kann. Die Jagd wird nur dadurch zuweilen verhängnisvoll für den verfolgenden Knaben, daß er einem dünnen Ast, auf den das Opossum geflüchtet ist, zu viel zutraut und abstürzt. Lahme und verwachsene Knaben haben sich gewöhnlich bei dieser Gelegenheit ihren Schaden zugezogen. Auch eine große Beutelratte, mā͡umụ, wird von den Barriai gejagt und gegessen; man versucht sie ins Wasser zu treiben, wo sie dann, da sie nicht schwimmen kann, leicht gespeert wird.

Beim Marsch durch Neu-Mecklenburg in der Katéndan-Gegend traf ich auf einen etwa 4 m hohen Schießstand auf fliegende Hunde in einer Waldlichtung.

Schildkröten werden auf dem Lande beim Eierlegen überrascht oder auf dem Riff mit Sperrnetzen gefangen. Wie in Amerika werden die Eier mit Vorliebe gesucht und verspeist. Gerade dieses Eiersammeln und auch sonstige Nachstellungen sind aber der Grund, daß die Schildkröten in der Südsee selten sind und immer seltener werden. Das pária, eine große Monitor-Eidechse, wird verfolgt und gefangen wie das Opossum. Die Kriechtiere

---

[253]) Tregear in „Journ. Anthrop. Inst.“ (1888), XVII, 302—304; — „Bol. Soc. Geográf. Madrid“, XXXVII, 418; — „Voyages of Quiros“, II, 500; — Le Maire: „Spieghel“, fol. 36, fol. 41 I, 42 I; — Roggeveen: p. 109; — Behrens: p. 82, 83, 84, 85, 87; — Moerenhout: I, 25; — Forster: II, 214, 217, 220, 226, 240; — La Pérouse: IV, 22; — „Lettres sur les Iles Marquises“, p. 136; — „Relacion de Ceremonias etc. de Mechuacan“ (Morelia 1903), p. 16; — Gomara: „Historia de Mexico“ (Anvers 1554), p. 108, 116 II; — Thevet: „Singularitez“, p. 224, u. note.

[254]) „South Sea Bubbles“, p. 42; — Burney: II, 166.

auf dem Lande und dem Riff werden von den Weibern mit der Hand gefangen.

Die Barriai fischen nur mit Speer und Netz; Angelhaken und Reusen sind ihnen unbekannt. Auf dem hohen Meere fischen sie überhaupt nicht, sondern nur auf den Barriere-Riffen und den dazwischenliegenden Wasserstraßen. Jedes Dorf hat sein bestimmtes Fischerei-Gebiet, das unmittelbar vor ihm liegt; in fremden Fischgründen fischen sie nie. Der Fischspeer ist das Lieblings-Fischgerät der Melanesier; nie kommt er in die Hand eines Weibes, während das Fischen mit Netzen in Bächen und Flüssen in der Eitapé-Gegend, Nord-Neu-Guinea, Sache der Weiber ist. Auch der Oktopus, Tintenfisch, wird gespeert. Fischspeeren macht ihnen Spaß, weil keine große Anstrengung damit verbunden ist, aber doch ein sicheres Auge, Entschluß und Gewandtheit verlangt werden. Sie liegen am Strande, die Pfeife im Munde, oder gehen langsam am Strande auf und ab, auf eine günstige Gelegenheit wartend. Selten, daß sie hierbei den Strand vor dem Dorfe verlassen. Ich habe manch guten Wurf gesehen, habe aber den Eindruck, daß im ganzen die Erfolge mit dem Fischspeer in keinem Verhältnis zu der auf diese Art des Fischfangs verwendeten Zeit stehen.

Unter den 47 verschiedenen Worten für Fischspeer, die ich zumeist selbst gesammelt habe, befindet sich nur eines, das sich in einer kleinen Reihe verfolgen läßt. Es ist diese:

Rumbati: sawak (de Clercq u. Schmeltz: p. 105); Kaniët: sáwa (Fischpfeil) (Thilenius: „Ergebnisse“, II, 359); Paup: săwa̋f oder sạwa̋f (Friederici); Yakomúl: săvŏa̋f (Fried.); Yụ̋ŏ: sọa̋f (Fried.); Keule (Le Maire-Inseln): sa͡ua̋f (Fried); Graget: sa͡uvas̋ (nicht Fischspeer, sondern Kriegsspeer mit schönen Verzierungen an der Spitze) (Friederici). Es ist dies offenbar das gleiche Wort, das sich von der Gegend des Mac Cluer-Golfs bis zur Astrolabe-Bai hinzieht; weitere Schlüsse jedoch zu machen, erscheint bei dem lückenhaften mir nur zur Verfügung stehenden Material, besonders aus Indonesien, nicht angebracht.

Die Barriai scheinen keine der vorgeschrittenen und mehr verwickelten Arten des Fischens zu kennen; weder haben sie Fischreusen, die ich von dem Zentrum ihrer Vollendung, von der Gazelle-Halbinsel, noch in achtbaren Leistungen bis zur Insel Kápitang, nördlich Neu-Hannover, verfolgt habe; noch das Fischen mit Drachen, das aus Indonesien, Salomonen, Santa Cruz-Inseln und Ost-Neu-Guinea bekannt ist. Auch den Haifang mit Fangapparat, wie er in Neu-Mecklenburg, Süd-Salomonen, Santa Cruz-Inseln, Ost-Neu-Guinea ausgeübt wird, kennen sie nicht, und schließlich auch nicht das Fischvergiften nach Art der Polynesier. Im übrigen aber muß ganz ausdrücklich bemerkt werden, daß der Fischfang bei den Barriai, wie bei nahezu allen von mir besuchten Südseevölkern einen äußerst wichtigen Zweig ihrer Wirtschaft darstellt.

Wenn auch bereits aus Büchern vielleicht darauf vorbereitet, so wird doch jeder Neuling in Melanesien unmittelbar getroffen werden durch den Sinn für Ordnung und Sauberkeit, den seine schwarzen Begleiter bei jeder Gelegenheit bekunden. Alle Reste vom Essen, die Schalen der Trinknüsse und Betelnüsse, überhaupt alle Abfälle werden sorgfältig aufgehoben, ins nahe Meer oder auf einen Platz abseits in den Wald getragen. Alle Küchen- und Essenreste, sämtliche Abfälle und Ausscheidungen des Körpers, abgeschnittene und abrasierte Haare, abgeschnittene Nägel, ausgeworfener Speichel, Exkremente, alles verschwindet unmittelbar und restlos. Selbst das früher erwähnte Zerstäuben des roten Saftes der Betelkauer ist eine Folge des heißen und nie versäumten Bestrebens aller Melanesier, keine greifbaren Reste irgend einer Art zurückzulassen, die mit der eigenen Person in Berührung waren. Man weiß ja, daß dieses Verfahren der Melanesier und auch Polynesier, genau wie in Amerika bei den Indianern, eine Folge der Auffassung ist, durch solche Reste dem Feinde ein furchtbares, nie fehlendes Zaubermittel in die Hand zu liefern. Aus Amerika hat uns Ramón Pane die ersten Nachrichten über diesen Glauben gegeben, aus der Südsee kennen wir unter den zahlreichen Nachrichten ganz besonders gut die verhängnisvolle Wirkung des Narak auf den südlichen Neuen Hebriden und desselben Zaubermittels auf Neu-Caledonien. „Wenn das Narak-Holz zu brennen beginnt, dann beginnt der Verzauberte krank zu werden, und wenn es gänzlich zu Asche verzehrt ist, stirbt er“. Ist das nicht das Geschick des Helden Meleagros und des Holzscheits, das seine Mutter Althaia zum Verderben des Sohnes den Flammen übergeben hatte?

——— „Simul est extinctus uterque,
Inque leves abiit paulatim spiritus auras
Paulatim cana prunam velante favilla.“[255])

Moralphilosophen einer gewissen Richtung werden diese melanesische Sauberkeit vielleicht niedrig einschätzen, weil an ihrer Wurzel krasser Aberglauben liegt und keineswegs ein Bedürfnis nach Sauberkeit und Reinlichkeit. Aber ist denn dies

[255]) „Vita di Christoforo Colombo“, p. 198; — Somerville in „Journal Anthrop. Instit.“ (1894), XXIII, p. 19—20; Ovid, Metam. VIII, 515—525.

bei uns immer der Grund, die wir es in der Kultur und Moral so entsetzlich weit gebracht haben? Man muß nur in gewissen Gegenden Deutschlands Manöver mitgemacht haben, um sich zu überzeugen, wie es stellenweise in diesem Punkte bei uns aussieht.[256]) Tatsache ist, daß in Melanesien alle Orte und Plätze, mögen sie auch noch so elend und zerfallen sein, überall dort aufs äußerste sauber und gefegt sind, wo die Leute noch an ihren alten Glauben und Gebräuchen festhalten, und daß Unordnung und Unsauberkeit sich überall da anfangen zu zeigen, wo der alte Glaube ins Wanken geraten ist, Gesetze und Herkommen der Väter nichts mehr gelten. Es mag Ausnahmen geben, aber über die Richtigkeit dieses Gesamteindrucks kann niemand Zweifel haben, der mit offenem Auge durch Melanesien gewandert ist.

Weniger Kraft scheint diese Sitte unter den Maori von Neu-Seeland gehabt zu haben; denn wenn auch sie ihre Körperabfälle fortschafften, so waren sie doch zweifellos die schmutzigsten aller Polynesier und hatten — was, wohlbemerkt, in keinem Gegensatz zu ihrer allgemeinen Unreinlichkeit steht — Abtritte, Misthaufen und Kjøkkenmøddinger.[257]) Denn, wie schon früher mit Nachdruck betont, verschwinden alle Exkremente bei den Melanesiern auch ohne Abtritt spurlos, und nie wird man in Melanesien den Geruch von Kot oder Urin verspüren, wie, ach!, so häufig in China und Europa. Kjøkkenmøddinger sind aber natürlich unmöglich bei Völkern, wo jedes einzige Stammesmitglied seine Abfälle, welcher Art auch, ungesehen verschwinden läßt. Finden wir aber doch irgendwo solche Anhäufungen von Muschel- und Austernschalen, wie sie aus Neu-Caledonien belegt sind, und wie ich sie in kleinem Umfange auf der Insel Nissan sah, dann können sie nur zwei Ursachen haben. Entweder die Weiber entfernen die Schalen von den Tieren vor dem Kochen oder wenigstens vor dem Austeilen zum Verspeisen an die Familienmitglieder und bringen diese nach ihrem Glauben unschädlichen Abfälle an einen bestimmten Ort. Dies scheint für Neu-Caledonien zuzutreffen. Oder aber kleinere zerstreute Haufen im Walde sind eben jene Reste, welche die Leute heimlich und ungesehen in den Wald getragen haben. Das scheint mir für die kleinen Ansammlungen von Schalen der Perspectivschnecke zuzutreffen, die ich zerstreut in den Wäldern von Nissan fand und die so flach und unbedeutend sind, daß man sie kaum einen Haufen nennen kann.[258])

„O fogo é sua roupa", das Feuer ist ihre Kleidung, hat Fernão Cardim von den Indianern Brasiliens gesagt, und so ist es mit allen Naturvölkern der Erde. Wie ein roter Faden geht das Wärmefeuer in der Hütte, das Feuer unter der Hängematte der Indianer durch ihre Geschichte hindurch; nicht eine Chronik, ein besserer Schriftsteller, der es nicht erwähnte. Wer die Südsee kennt, wo es auch sein mag, findet dieselben Verhältnisse. Selbst im Grabe wurde dem verstorbenen Tupi-Häuptling ein Feuer neben seiner Hängematte angezündet, „para se aquentar", um sich zu wärmen, und die Verwandten ermahnen den Toten zum Abschied, es ja nicht ausgehen zu lassen. Nirgends ist vom Kochen die Rede, immer nur vom Wärmen; zum Wärmen wurde das Feuer in der charakteristischen Prometheus-Sage der Quiché besorgt, nicht zum Kochen, um dann zum Wärmen durch regelrechten Handel gegen Tauschwaren oder durch Diebstahl an andere Völker weiterverbreitet zu werden. Um des Kochens und des Röstens willen könnte man sich wohl ein feuerloses Volk vorstellen, aber wie sollten sie sich erwärmen?[259])

Absolut genommen sind die Temperaturschwankungen in den Tropen im allgemeinen nicht groß, aber für die in der feuchten Tropenhitze verwöhnte Haut mit ihren offenen Poren ist ein Temperatursturz von 8° C empfindlicher als ein solcher von 20° C in der gemäßigten Zone. Nirgends zieht man sich Erkältungskrankheiten leichter zu als in den Tropen; ganz besonders für kalten Regen sind die Eingeborenen sehr empfindlich. Ich will einige Messungen herausgreifen, wie ich sie mit dem Schleuderthermometer festzustellen pflegte. Eine gewöhnliche Temperaturschwankung ist die folgende, am 3. Juni 1908 in Ungachúm, Tsoi-Inseln bei Neu-Hannover, aufgenommene: 12 Uhr mittags 31°, 3 Uhr nachmittags 29,5°, 7 Uhr abends 26,25°. Viel weiter pflegt auf solchen flachen, weit von den Bergen abgelegenen Inseln die Temperatur nicht zu fallen, wohl aber dort, wo nachts von den Bergen eine kühle Nachtluft herabkommt, die dem Landbewohner wie Schiffer gleich erwünschte erfrischende „Landbrise".

[256]) Friederici: „Berittene Infanterie in China und andere Feldzugs-Erinnerungen" (Berlin 1904), p. 306ff.

[257]) Hawkesworth: III, 111, 127; — „Rovings in the Pacific", I, 146; — Nicholas: II, 176.

[258]) Lambert: p. 205. — Es ist auch möglich, daß diese Schalen auf Nissan, wenigstens zum Teil, gar nicht von Menschenhänden herrühren, sondern dem Riff auflagernd mit ihm aus dem Meere gehoben worden sind.

[259]) Cardim: „Narrativa Epistolar" (Lisboa 1847), p. 36; — Soares de Souza: p. 339; — Yves d'Evreux: „Voyage dans le Nord du Brésil" (Leipzig et Paris 1864), p. 127; — Ximenez: „Las Historias del Origen de los Indios de esta Provincia de Guatemala" (Viena 1857), p. 87ff.

Das Thermometer kann unter solchen Umständen, z. B. bei Arópa, Bougainville, nachts noch um weitere 3 bis 5° fallen, was für den Eingeborenen höchst empfindlich ist. Bei 23,5° bis 24° im Regen zittern sie wie nasse Hunde. Höhenunterschiede spielen natürlich eine erhebliche Rolle. So hatte am 23. April 1909, wo ich um 6 Uhr vormittags in Herbertshöhe eine Temperatur von 25,4° festgestellt hatte, der Pflanzer Wolff in Paparatawa, am Fuße des Vunákokor, 17° für die Nacht abgelesen. Das ist jedoch ein ausnahmsweise tiefer Stand, den die umwohnenden Eingeborenen dann schwer empfinden. Am 25. April 1909, um 6^{30} vormittags marschierten Dr. E. Wolf, Bergingenieur Paul Schön und ich von Rabaul zur Besteigung des Vulkans „Mutter" ab. Um 6 Uhr vormittags hatte ich unten 26,5° festgestellt, oben, auf rund 690 m Höhe, hatte ich 23,6°. Da wir alle etwas in Schweiß geraten waren, wirkte der leichte oben wehende Wind empfindlich, unsere schwarzen Begleiter froren.

Es ist daher kein Wunder, daß der Melanesier bei jeder Gelegenheit sein Feuerchen anzündet, auf dem Marsche bei kleinen Pausen, auf dem Rastplatz, in der Hütte, stets bei Nacht. Ich bin immer ohne Zelt gereist und ließ gewöhnlich meine Hängematte im Freien unter ein paar mitgenommenen Zeltbahnen oder unter einem Hüttenvorbau aufhängen. Meine Leute schliefen stets in einer Hütte bei brennendem Feuer. Mußte ich nun wegen Regens auch in die Hütte ziehen, so waren immer erst einige Anordnungen und Kompromisse notwendig, da meine Augen nicht den Qualm des Feuers vertragen konnten, meine Melanesier aber nicht die Kälte einer feuerlosen Nacht. Kälte und der Gedanke daran ist den Melanesiern fürchterlich, während ich immer den Eindruck hatte, als könnten sie ungezählte Hitzegrade vertragen. Lord Pembroke trifft daher, wie immer, auch hier den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt, daß es gar keinen Eindruck auf die Kinder der Tropen macht, wenn ihnen die Missionare von den ewigen Qualen in Fegefeuer und Hölle erzählen. Dagegen wäre es ihnen ein höchst peinlicher Gedanke, in einem Eishause als Hölle sitzen zu müssen, ohne in der Lage zu sein, sich ein „liklik fire" zum Wärmen anzünden zu können.[260])

Ihr Feuer machen die Kilenge-, Barriai- und Kobe-Leute vermittels des sogenannten Feuerpflugs an; den Rottang-Spiralgürtel der Nord-Neu-Guinea-Leute kennen sie nicht. Feueranmachen mit Feuerhobel und Rottangsäge geht schnell und erstaunlich sicher, aber nur dann, wenn man trockenes Holz hat, also vornehmlich im Dorf. Im Walde hat es seine Schwierigkeiten.

Es darf zum Schluß nicht verschwiegen werden, daß, wie nahezu überall unter primitiven Völkern, auch hier die Furcht vor bösen Geistern einen erheblichen Anteil an der Vorliebe für das nächtliche Feuer hat. Niemand geht ohne Not nachts aus und niemals ohne Feuerbrand; schon von weitem erkennt man nächtlicherweile marschierende Trupps an dem charakteristischen Schwenken der Fackeln, die immer ein Teil der Leute in der Hand trägt. Die Scheu vor den Geistern der Verstorbenen ist allgemein; ich will nichts von dem trüben kleinen Kirchhof von Herbertshöhe sagen, um den die Kanaker meist im Bogen herumgehen; aber mein Kábui war doch nicht zu bewegen mit mir den freundlichen Friedhof von Levuka, Fidschi, zu betreten. Er schämte sich und machte törichte Ausreden, aber herein kam er nicht.

Daß Völker, die gegen Witterungseinflüsse so empfindlich sind, der Natur durch Wettermachen nachzuhelfen versuchen, ist nicht verwunderlich. Als eines Tages in den Gewässern der Nordseite des westlichen Neu-Pommerns der Dampfer „Langeoog" sich mühsam durch die Riffpassagen gewunden und das offene Meer gewonnen hatte, kamen uns aus der Richtung der Willaumez-Halbinsel schwere Wolken entgegen. Auf der Brücke neben der wuchtigen Gestalt von Kapitän Roscher standen noch die beiden Bárriai-Lotsen, die sich Roscher als erfahrener Südsee-Kapitän wie immer in solchen Fällen herangeholt und erfolgreich verwertet hatte. Der eine dieser beiden verstand sich aufs Wettermachen und fing bald an, die schwere, etwa in südwestl. Richtung streichende Wolke nach dem Lande, also nach Süden zu abzuwinken; zuweilen nahm er die Hände auch über den Kopf und winkte die Wolke auseinander. Da Kapitän Roscher, der den Regen auch nicht liebte, im freien Fahrwasser Spielraum hatte, so verlegte er seinen Kurs etwas mehr nach Norden; und da die Wolke in ihrem Südwestkurs uns so wie so wahrscheinlich nur gestreift hätte, so kamen wir jetzt ganz ohne Regen davon, zur großen Genugtuung des regenverscheuchenden Barriai, der dieses Ergebnis natürlich lediglich seiner Kunst zuschrieb. Charakteristisch an diesem Beispiele ist das, daß die Melanesier mit ihrem Regen- oder Windmachen und Regenverscheuchen immer erst dann anfangen, wenn die Natur schon beginnt, das erwünschte Resultat einzuleiten. Hätte jener Bárriai auf der Brücke der „Langeoog" nicht bemerkt, daß die Wolke in südwestlicher Richtung, also nach dem Lande zu, zog, dann hätte er erst gar nicht angefangen zu winken.

[260]) „South Sea Bubbles", p. 92.

Wie oft habe ich nicht meinen Jungens, wenn wir auf der Offenen Bucht oder bei den Tabar-Inseln in der glühenden Sonne mit absolut schlaffem Segel auf dem Wasser lagen, zugerufen: „Gallas, make him wind!“ oder „To Mínalum, whatfor you no make him wind?“ (warum machst du keinen Wind?) Dann folgte ein verlegenes Lächeln, aber niemand fing an Wind zu machen, obwohl ihnen das Rojen in der Hitze ein Greuel war. Sowie sich aber der kleinste Luftzug merken ließ, sowie die Blätter-Zauberfähnchen an Mast und Seilen anfingen in der Luft zu zittern, dann hub ein allgemeines Pfeifen meiner Jungens an; und wenn dann der Wind so stark geworden war, daß das Boot als Segler gehen konnte, dann legten sie vergnügt ihre Riemen hin, stolz in dem Gefühl, Wind gemacht zu haben.

Einen Regenzauber der Barriai hat bereits Stephan genannt; mir ist ein solcher gegeben worden, der den Regen aufhören macht, bestehend aus Kunei, verschiedenen Blättern und Kokosmilch. Merkwürdig ist, daß die Barriai zwar behaupten, Wind machen zu können, aber nicht umgekehrt, ihn zum Aufhören zu bringen. Hierfür hat ihre Sprache auch keinen Ausdruck wie für die anderen Arten des Wetterzaubers.

Wettermachen ist malaio-polynesisch; ich führe für Indonesien die Toradja von Celebes an, für Mikronesien die Karolinen, für Melanesien Neu-Caledonien und für Polynesien Cooks Tahitier Tupaia, der, instinktiv oder überlegt, genau dieselbe Taktik beim Wettermachen anwendete, wie meine schwarzen Jungens in der Offenen Bucht. Damit schließlich auch Amerika zum Vergleich nicht fehle, nenne ich die Insel-Karaiben, die genau so den Regen zur Seite winkten, wie jener Barriai auf der Brücke der „Langeoog“.[261])

Die Barriai- und Kilenge-Leute gehen nicht völlig nackend, wie Admiral Frhr. v. Schleinitz sagt, und wie Emil Stephan bewiesen zu haben glaubt; sie tragen vielmehr das malo, die T-förmige Hüftbinde, die so charakteristisch ist für Polynesien, Mikronesien und erhebliche Teile von Melanesien, und die sich auch in Amerika fand.[262]) Dieses Malo ist hier nur in einer so merkwürdigen Form arrangiert, daß es jedem Besucher dieser Küsten unmittelbar auffallen muß. Die Kobe-Leute hingegen gehen ganz nackend wie die Nakanai; wie es sich bei den Talasea verhält, werden wir von der „Hamburger Südsee-Expedition“ erfahren; ich vermute, daß auch sie nackend gehen.

Das Malo der Kilenge- und Barriai-Leute ist ein langer, etwa handbreiter Streifen, der von den Weibern durch Klopfen mit Steinen in ähnlicher Weise aus der inneren Rinde des Brotfruchtbaumes gewonnen wird, wie die Tapa der Polynesier. Dieses Malo wird in Kilenge und Barriai so befestigt, daß zunächst ein Ende von hinten nach vorn durch die Beine gesteckt und zwischen der Gesäßkerbe festgeklemmt wird. Das vordere Ende bleibt so weit herausstehen, daß es die dem Manne aus Erfahrung bekannte nötige Länge hat; dies ist durchschnittlich etwa bis zum Bauchnabel. Das lange, hintere Ende des Malo wird dann von rechts nach links (d. i. rechte und linke Seite des Mannes) um Hüfte und Bauch herumgeschlagen und hinten im Kreuz durch einen schicken Knoten so verbunden, daß das letzte herunterhängende Ende die Gesäßkerbe vollkommen verdeckt. Das vordere Ende wird sodann: 1. in Kilenge unter, 2. in Barriai über den Bauchstreifen des Malo geschoben oder gelegt und im zweiten Falle durch Umlegen nach dem Bauche zu weiter befestigt. Der Penis liegt hierunter, hochgebunden, nach oben stehend; die Hoden hängen frei rechts heraus. Alte Männer nehmen auch wohl ein breiteres Malo, unter das sie die Hoden ebenfalls herunterschieben können.

Es mag an dieser Stelle gleich, des Zusammenhangs wegen, bemerkt sein, daß weiter nach Westen an der Nordküste von Neu-Guinea, so in der Gegend Yakomúl-Valman, bei dem ähnlich befestigten Malo die Hoden stets mit hineingesteckt werden, das vordere Ende als breiterer Lappen nach vorn überhängt und dafür das hintere Ende fehlt. Ein Teil des für diese Leute charakteristischen Spiral-Rohrgürtels wird unter, ein Teil über den vorderen Lappen gelegt. Greife ich unter den Malo-Befestigungen der Gegenden noch mehr nach Westen die der Wooi-Bai, Südküste der Insel Japen, Geelvink-Bai, heraus, so ergibt sich hier, wie auch die Fig. 56 anzudeuten versucht, das Folgende: Das schmale Rindenzeugband wird von vorn nach hinten durch Gesäßkerbe durchgezogen, aber dann über Schnurgürtel in losem, guirlandenartigem Bogen um

[261]) Stephan in „Globus“, LXXXVIII (1905), p. 207II; — Alb. C. Kruijt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.“, XLIV, 1, p. 7; — Chamisso: IV, 126—127; — Lambert: p. 26; — Turner: „Samoa“, p. 345; — Hawkesworth: III, 61; — de la Borde: „Relation etc. des Caraibes Sauvages“ in „Recueil de Divers Voyages faits en Afrique et en l'Amérique“ (Paris 1684), p. 29; diese Insel-Karaiben, die in so manchen Äußerlichkeiten und Sitten mit den Melanesiern übereinstimmen, hatten auch das mit ihnen gemein, daß sie gelegentlich mit dem Munde die Richtung zeigten, nicht mit dem Finger. Mein Buka Gallas tat das mit Vorliebe.

[262]) „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel“, Jahrg. 1896 (Berlin), p. 45; — „Globus“, LXXXVIII, p. 205II; — Oviedo y Valdés: IV, 38II.

die rechte Hüfte herumgeführt, vorn, in der Mitte des Bauches wird es dann wieder von unten durch die Gürtelschnur durchgezogen und hängt nun in kurzem, aber leidlich breitem Ende über die Geschlechtsteile herab. Wir haben es hier also mit einer unvollkommenen oder verkümmerten T-Binde

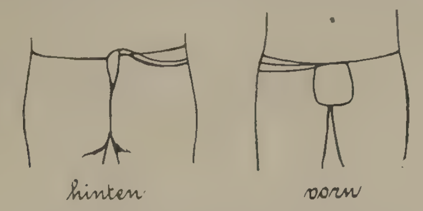


Fig. 56. **Befestigung des Malo an der Südküste der Insel Japen, Geelvink-Bai.**

zu tun. Einige andere Arten, das Malo zu tragen, sind noch aus den beigegebenen Photographien ersichtlich.

Es dürfte für einen Ethnologen kaum zweifelhaft sein, daß diese Art der Kilenge- und Barriai-Leute, ihr Malo mit hochgebundenem Penis und freiheraushängenden Hoden zu tragen, ein Glied jener Entwicklungsreihe bildet, zu der auch die Kynodesme gehört, und welche wenigstens zum Teil in engen Beziehungen zu jener anderen Reihe steht, die durch Penisschutz in irgend einer Form charakterisiert ist. Ich stellte zunächst die Orte fest, soweit meine Kenntnis reicht, wo wir eine ganz ähnliche Trageweise finden, wie die in Frage stehende. Da sind zunächst die Bewohner des Mündungsgebiets des Mamberomno, im besonderen des Dorfes Kukundori, die die glans des hochgenommenen Penis zwischen Bauch und eine vielfach um den Leib gewundene Fischleine klemmen. Zu bemerken ist aber, daß in dieser Gegend auch Penisschutzvorrichtungen getragen werden in Gestalt von Kokosschalen oder -Hülsen (klapperndoppen) und der bekannten Penis-Kalebassen der Angriffshafengegend. Denselben hochgebundenen, vermittelst der langen Vorhaut unter den Gürtel geklemmten Penis haben wir dann in der Utanata-Gegend, aber auch hier wieder mit der Modifikation, daß ein alter Mann gesehen wurde, der die glans in ein angebundenes Schneckengehäuse gesteckt hatte. In dieser ganzen Gegend, bei den Tugere und Toro, finden wir diese Mischung; der Penis ist nach oben geholt, ohne oder mit Schnecke, die Hoden hängen in jedem Falle frei und unbedeckt herunter. Schließlich haben wir in der Gegend von Port Moresby (Motu) eine Trageweise des Penis, die jener der Barriai und Kilenge sehr ähnlich ist; nur hängen hier die Hoden nicht frei nach rechts heraus, sondern das scrotum wird durch die T-Binde in zwei Teile geteilt, so daß nach jeder Seite eine Hälfte heraushängt. Daß diese Leute auch sonst mannigfach den Bewohnern von West-Neu-Pommern ethnisch nahestehen, hatte ich schon einige Male Gelegenheit anzudeuten. Daß endlich diese Trageweise eine Art von Kynodesme bedeutet, hat schon Hovorka sehr richtig erkannt, und damit verweise ich auf die Verbreitung der letzteren innerhalb Polynesiens, die ich bereits an einer anderen Stelle zu beleuchten versucht habe.[263])

Schließlich haben wir eine ganz nahverwandte Erscheinung auf den Hebriden-Inseln Malekula (Mallicoló), Tanna und vielleicht auch Ambrym, sowie auf Neu-Caledonien. Aus Gründen des narak nach Somerville, oder zum Schutz gegen Schäden nach J. R. Forster, tragen diese Leute bei freihängenden Hoden den Penis fest eingewickelt, mit Schnur oder Band nach oben gezogen und am Gürtel befestigt. Der Penis steckt de facto in einem zylindrischen Penisfutteral, das durch Schnur in Stellung nach oben gehalten wird. Die Parallele mit den Barriai- und Kilenge-Leuten geht noch insofern weiter, als auch bei den Malekula-, Tanna- und Neu-Caledonia-Leuten durch incisio operiert ist; aber während die Scham der Barriai wo anders sitzt und sie keine Schwierigkeit machen, den incisierten Penis sehen zu lassen, haben die Tanna- und Malekula-Leute die größte Scham, dies zu tun. Diese ganze in den letzten Absätzen besprochene Sitte, die ganz offenbar früher einmal eine war oder sich aus einer gemeinsamen Wurzel abgeleitet hat, zeigt wieder einmal durch ihre Zahl von Varianten auf einem, ethnologisch betrachtet, räumlich und zeitlich begrenzten Raume, wie nichts im Völkerleben stillsteht, wie alles lebt, sich entwickelt oder zurückgeht, sich verändert zum Fortschritt oder zum Verfall.[264])

[263]) E. O. Kerkhoven in „Internat. Archiv f. Ethn." (1891), IV, 250—251; — Robidé v. d. Aa in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", 4e reeks, X, p. 106, Anm. 1; — J. L. van Hasselt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXI, 578; — Salomon Müller: „Reizen en Onderzoekingen in den Indischen Archipel" (Amsterdam 1857), I, 59—60; — Robidé v. d. Aa in „Bijdr. T. L. en Vk. Nederl.-Indië", uitg. VI, Int. Congr. d. Oriental. (Leiden 1883), p. 196; — „Man" (1906), VI, Nr. 42; — Giglioli in „Arch. p. l'Antrop. e l'Etnolog.", XXXIV, fasc. 2 (1904); — Heeres: „Het Aandeel der Nederlanders in de Ontdekking van Australië 1606—1765" (Leiden 1899), p. 29; — Jan Carstensz.'s Beschreibung „zeehoorntien" paßt genau auf das in „Man" an der angeführten Stelle (p. 65) gegebene Bild der Merauke-Leute; — s. a. Wichmann: „Nova Guinea", I, 77—78; — Finsch: „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" (Wien 1893), I, p. 299; — Derselbe in „Mitt. Anthrop. Gesellsch. Wien" (1885), XV, 1, p. 23; — Hovorka: ebenda (Wien 1894), XXIV, p. 142; — Friederici in „Mitt. d. Ver. f. Erdk. Leipzig", p. 150 (Leipzig 1911); — Marchand: I, 178; — Waldegrave, p. 170.

[264]) Forster: „Reise um die Welt", III, 9, 35—36, 84 bis 85; — Forster: „Bemerkungen", p. 342, Anm.; Forster be-

Der erste Anblick eines Tanna-Mannes berührt noch viel merkwürdiger als der eines Barriai oder Kilenge. Es nimmt daher nicht wunder, daß die Missionare diese Leute für nicht „decently" gekleidet erklärt, sondern in dieser Penis-Verhüllung ein „disgusting costume" erblickt haben, obwohl sie in eben demselben Satz zugeben, daß jene Leute in dieser von ihren Vätern überkommenen Sitte absolut nichts Unanständiges, sondern im Gegenteil etwas durch ihre Anstandsgesetze Gebotenes erblicken. Der Anblick ist allerdings für jemand, der sich nicht den Ruck geben kann, frei von europäischen Vorurteilen an ein Naturvolk heranzutreten, sicherlich an sich nicht ästhetisch, und wirkt auch auf einen Ethnologen dadurch wenig erfreulich, daß die leicht ersetzbaren und daher sauberen Eingeborenen-Stoffe der Zeiten von Cook und Forster gegen schmutzige europäische Lappen ausgewechselt sind, weil diese für wertvoller gehalten werden, nicht so leicht zu ersetzen sind und daher getragen werden, bis sie verfaulen und verfallen.

In Amerika haben wir die richtige Kynodesme bei den Chichimeken von Jalisco, bei den Insel-Karaiben, Warrau in Guayana, in der Provinz Avurra im Cauca-Tal, bei den Mayoruna des Amazonas und bei Anwohnern der Magelhães-Straße. Den hochgebundenen Penis der Barriai finden wir bei den Paressí Brasiliens.[265])

Kehren wir nun von Neu-Caledonien, von Osten nach Westen, zu einem Überblick über die noch nicht genannten Penis-Schutzvorrichtungen zurück, so ergibt sich folgendes: Auf Ulawa, Süd-Salomonen, bemerkte Surville Blätter-Penishüllen, von denen die Expedition Mendaña nichts erwähnt. Auf Emirau wird nach Parkinson neben dem Ovulum ovum auch eine kleine gelbe Kürbisart als Penisbedeckung benutzt; ich habe das nicht bemerkt und sah auch verhältnismäßig nur wenige der weißen Ovula. Von der St. Matthias-Gruppe habe ich nur die nach Süden vorgelagerten kleinen Inseln besucht, die Hauptinsel habe ich überhaupt nur betreten, um ein paar Gesteinsproben zu nehmen. Auf den besuchten Inseln nun war das Verhältnis genau wie auf Erimau, nur wenige Leute trugen die Schnecke.

Die nächste Station bilden die Admiralitäts-Inseln. Ob hier auf allen Inseln das Ovulum ovum als Penisbedeckung getragen worden ist, erscheint mir sehr zweifelhaft. Carteret, der Entdecker, erwähnt nichts hiervon, obwohl er den Anzug der Leute beschreibt, und sicher erscheint, daß das Tragen des Ovulum zurückgeht. So habe ich auf Păk, Lóu und Páluan nicht einen einzigen Mann mit dieser Penisbedeckung gesehen.[266])

Das Zentrum des Penis-Kalebassen-Gebiets von Nord-Neu-Guinea ist der Angriffshafen. Die Leitere-Leute haben diesen Penisschutz zweifellos früher auch durchweg getragen. Eine einzelne solche bemalte Kalebasse fand ich in Sissano, wo man sie vöpún nannte, aber gleich auf Befragen eingestand, daß sie aus Wánimo stamme.

Die Westgrenze an der Humboldt-Bai ist nicht so ganz klar und erfordert einen Augenblick Verweilen. van der Sande stellt als Westgrenze Kap Bonpland und als Ostgrenze der Penis-Kalebasse Leitere fest, wo sie nur sporadisch vorkamen. Dieses Ergebnis stimmt allerdings in großen Zügen. In Leitere, wo Finsch, sein Entdecker vom Wasser aus, einige Penis-Kalebassen im Gebrauch fand, trägt sie nach rund 25 Jahren kein Mensch mehr. Als ich während meines Marsches entlang dieser Küste dicht östlich der Make-Halbinsel am Angriffshafen die ersten beiden Wánimo-Leute mit solchen Kalebassen traf, waren wir alle, die wir die Küste nun von Yakomúl einschließlich an kannten, über diesen Anblick höchst erstaunt; einige meiner Leute machten sich lächelnd gegenseitig darauf aufmerksam. Von hier bis einschließlich der Sĕkŏ-Dörfer, also bis zum Kap Bonpland, habe ich keinen erwachsenen Mann gesehen, der die Penis-Kalebasse nicht trug. Es ergibt sich also, daß den Leuten von Leitere bis Dyámbuĕ, die alle Glieder einer Stammesfamilie sind und die eine Papua-Sprache reden, die Penis-Kalebasse ursprünglich eigen war, daß aber die Leitere-Leute diese Sitte in den letzten Dezennien abgelegt haben. Als Grund hierfür kann ich nur annehmen, daß Leitere, ob-

merkt hier sehr richtig, daß man in der engl. Ausgabe von Cooks 2. Reise dem Mallicoló-Mann aus Prüderie eine ganz falsche, die Geschlechtsteile verbergende Draperie gegeben hat; — Erskine: „Journal of a Cruise among the Islands of the Western Pacific" (London 1853), p. 306; — Turner: „Samoa", p. 311, 332; — Somerville in „Journ. Anthrop. Inst.", XXIII (1894), p. 367—368; — d'Entrecasteaux: I, 351; — Labillardière: II, 186, Atlas, pl. 35.

[265]) Ramusio: III, 295 F; — Breton: „Caraibe-Français", p. 228I; — Hartsinck: „Beschryving van Guiana" (Amsterdam 1770), I, 11; — „Col. Document. Inédit.", III, 403; — Maroni in „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1889), XXVII, 67; — von den Steinen: „Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens" (Berlin 1894), p. 431; auch hier kann Karl von den Steinen wieder eine Fälschung feststellen, die zur Liebe der Prüderie gemacht worden ist, die der Völkerkunde schon so geschadet hat; — de Laet: „Nieuwe Wereldt ofte Beschrijvinghe van West-Indien" (Leiden 1630), XII, 7 (p. 465).

[266]) Fleurieu: p. 145; — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 336; — Hawkesworth: II, 63; — d'Entrecasteaux: I, 136, 139; — Labillardière: I, 259, 260; Atlas pl. 2 u. 3; — Moseley: loc. cit. p. 397—398; — Parkinson: „Dreißig Jahre", p. 368.

wohl wissenschaftlich so gut wie unbekannt, doch schon seit vielen Jahren von Arbeiter-Anwerbern aufgesucht wird, und so von außen beeinflußt worden ist.

Aus den Quellen ergibt sich nun aber, daß über diese Grenzen hinaus, auch von den Anwohnern der Humboldt-Bai, den Jótafa-, sowie Enchāū- und Imbí-Leuten, teilweise solche Kalebassen getragen wurden, und zwar früher mehr, wie neuerdings. Ich stimme nun van der Sande vollkommen bei, daß ein außen vor der Humboldt-Bai treibendes Schiff nicht ausmachen konnte, ob die besuchenden Leute aus den kalebassentragenden Sĕkō-Dörfern gekommen waren oder aus der Bai. Ich glaube ferner auch mit van der Sande, daß die eigentlichen Jótafa der inneren Bai durchaus nackend gingen, wie ihre Nachbarn vom Sentani-See, die Kalebassen also höchstens einmal entlehnt trugen; dagegen habe ich in dieser Hinsicht einige Bedenken betreffend der Enchāū- und Imbí-Leute, die tatsächlich mit solchen Penis-Kalebassen bekleidet gesehen worden sind und die — vom Schiff oder vom Lande aus betrachtet — doch genau in entgegengesetzter Richtung von den Sĕkō-Leuten wohnen. Diese Frage, die mit dem zur Verfügung stehenden Material nicht zu lösen ist, verdient im Auge behalten zu werden, denn auch linguistisch sind Unterschiede zwischen den Bewohnern der Innen- und Außenbucht von Humboldt-Bai vorhanden.[267])

Vergessen werden darf an dieser Stelle nicht der Penisstocher, der bei diesen Leuten zur Penis-Kalebasse gehört, wie der Kalkspatel zur Kalk-Kalebasse. Der Penisstocher, der die Gestalt einer hölzernen Stricknadel hat, steckt neben dem Kamm im Haar und tritt von hier aus häufig in Tätigkeit. Die Kalebasse, die den Zweck hat, den Penis gegen Beschädigung im Busch oder Insektenangriffe zu schützen, hat den Nachteil, daß sie sich leicht lockert und beim Schwimmen oder Gehen durch Wasser volläuft. Nach jedem Passieren eines Flusses von größerer Tiefe als Spalthöhe — was uns damals im Januar, in der Regenzeit, alle Augenblicke passierte — entstand ein Aufenthalt, während dessen meine Kalebassenträger ihr Töpfchen abnahmen und entleerten, eine neue grüne Blatteinlage in die runde Öffnung legten, den Penis hineinsteckten und nun mit Hilfe des Penisstochers diesen so weit hineinstopften, bis er ganz verschwunden und die Kalebasse dicht am Bauch lag. Auch während des Marsches, bei jedem Halt, beim Sitzen am Lagerfeuer kann man beobachten, wie sie ihren Stocher aus den Haaren ziehen, Toilette machen und dann den Stocher wieder an seinen Platz stecken. Alles dies fiel mir schon nach wenigen Tagen gar nicht mehr auf; so sehr gewöhnt man sich an die fremdartigsten Anblicke, wenn man immer solche Leute um sich hat.

Erwähnt sein mag noch, daß neben Sprache, Hausbau, Kanus, Penis-Kalebassen und anderem, der Anfang einer neuen Kultur bei Leitere sich dadurch dokumentiert, daß hier Beil, Deißel und Sagoschlägel mit Kniestiel nicht mehr vorkommen, sondern der gerade, durchlochte Stiel zur Aufnahme des sich verjüngenden Einsatzstücks. In Sēr beginnt der Kniestiel; von den aus den Bergen gekommenen Nori-Leuten habe ich leider nichts gesehen.

Werfen wir noch schnell einen flüchtigen Blick nach Amerika hinüber, so zeigt sich, daß wir hier, genau wie in Melanesien, ein großes Verbreitungsgebiet von Penis-Gehäusen haben, die mit der Kynodesme eng verwandt sind, und zum Teil mit ihr so durcheinander laufen, daß diese längst entschwundenen ethnologischen Verhältnisse nie reinlich werden entwirrt werden können. Dieses Gebiet umsäumte das amerikanische Mittelmeer im Süden, fing an etwa am Isthmus von Panama, ging über Veragua, Darién, Santa Marta, Maracaybo-Gegend, Insel Margarita, Nordküste von Venezuela bis nach Guayana hinein. Im Inneren ist die Penisschnecke am Putomayo festgestellt, während sich über die Penisstulpe von Zentral- und Süd-Brasilien Karl von den Steinen ausgesprochen hat. Auch er stellt eine enge Verwandtschaft mit der Kynodesme fest. Gemeinsam ist fast allen Penisgehäusen des großen Gebiets am Südrand vom Golf von Mexiko, daß sie mit einem Faden an-, und zumeist, wie in Melanesien, hochgebunden sind; charakteristisch und von Entwicklung zeugend ist auch die Verschiedenheit des Materials: Bambus, Schnecken- und Muschelgehäuse, Blätter, Kalebasse, Gold, Silber und Gold mit Perlen geschmückt. Mehrfach wird verschiedenes Material und verschiedene Trage-

[267]) van der Sande in „Nova Guinea“ (1907), III, 39 bis 40, 92; — Dumont d'Urville: „L'Astrolabe“, IV, 560, 740; — „Nieuw Guinea, 1858“, p. 169, Abl. B B; — v. Rosenberg in „Natuurkundig Tijdschr. v. Nederl.-Indië“ (Batavia 1862), 5e Serie, Deel IV, 346; — van der Aa: „Reizen“, p. 114, 122, 231, 270; — Teijsmann in „Natuurk. Tijdschr. Ned. Ind.“, XL, 240; — Moseley: loc. cit. p. 399; — v. Willemoes-Suhm in „Archiv f. Anthrop.“, IX, 100 (1876); — Derselbe: „Challenger-Briefe“ (Leipzig 1877), p. 161; — Dr. Comrie in „Journ. Anthrop. Inst.“ (1877), VI, 110; — Finsch: „Samoafahrten“, p. 337, 346, 351; — de Clercq in: „De Indische Gids“ (1888), I, 868; — Derselbe in „Tijdschr. Nederl. Aardrijksk. Genootsch.“ (1893), Rks. 2, Deel X, 1009; — v. d. Aa in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.“, 4e reeks, X, 93; — Horst in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.“, Deel XXXII, 251, 252; — Bink: ebenda, Deel XXXIX, 160; — Koning in „Bijdr. T. L. en Vk. v. Nederl.-Indië“, LV, 274.

weise von denselben Örtlichkeiten gemeldet. So hatte man in Curiana, Venezuela, Kalebassen (cucurbitula quadam), Schneckengehäuse und die richtige Kynodesme. Auch eine Entwicklung ist historisch belegt: als den goldenen, mit Perlen geschmückten Penisgehäusen gewisser Venezuela-Indianer seitens der habgierigen Spanier zu sehr nachgestellt wurde, legten sie diese kostbaren Objekte ab und begnügten sich von nun an mit Kalebassen. Mit diesen Andeutungen und einigen Quellenangaben muß ich mich begnügen.[268])

Die Angabe bei Léry gibt uns auch einen Grund für die Einkleidung des Penis an: während nämlich die Tupinambá-Männer in der Gesamtheit völlig nackend gingen, trugen nur einige Greise ihre Penes in Blätter eingehüllt, aber natürlich nicht aus Schamgefühl in unserem Sinne — denn sonst müßten alle anderen Leute sich ja auch einkleiden —, sondern, wie Léry höchst wahrscheinlich richtig meint, aus Schamgefühl, irgend eine Altersschwäche offen sehen zu lassen.

Andere Gründe sind Schutz gegen Insekten und die Unbilden der Wildnis. So trugen die Weiber der Sklaven-Indianer gar keine Bedeckung ihrer Geschlechtsteile; nur eine lederne Troddel, aufgehängt an einem dünnen Bande, pendelte davor auf und ab, als Wedel gegen die in diesen Gegenden höchst lästigen Fliegen und Moskiten.[269])

Für die Gefährnisse der Wildnis, die den ungeschützt ausgesetzten Geschlechtsteilen drohen, will ich als Beispiel nur auf die Pygocentrus-Arten, jene Piraya oder Palometa genannten Fische hinweisen, welche die Gewässer des tropischen Amerikas gerade der Gegenden verpesten, die als Hauptverbreitungsgebiet des Penisschutzes genannt wurden. Von diesen, die sich mit ihren haarscharfen Gebissen mit Vorliebe auf vorstehende, ungeschützte Körperteile stürzen, ist bekannt, daß sie vielfach Menschen entmannt haben; Azara führt besonders das traurige Geschick eines Mönches an, der auf diese Weise seine Geschlechtsteile verlor.[270]) Moseley meint, daß Penis-Gehäuse, Kalebassen oder Schneckengehäuse „may have been adopted to check a display in public of sudden sexual impulses amongst a people otherwise unclothed". Das konnte nur jemand sagen, der wie Moseley nie unter einem Naturvolk gelebt hat und zudem auch die Quellen nur mangelhaft kennt. Nie habe ich während der langen Monate, die ich ausschließlich unter Eingeborenen gelebt habe, bei einem nicht schlafenden Manne auch nur ein Anzeichen von erectio gesehen, nie gehört und gelesen, daß andere bei einem noch unberührten, unbekleideten Naturvolk so etwas beobachtet hätten. Wenn ich morgens früh aufwachte und einen Blick auf meine dicht um mich, teils unter meiner Hängematte schlafenden Leute warf, dann habe ich wohl solche Anzeichen bemerkt; aber daß dies bei schlafenden Leuten in der Morgenfrühe nichts mit den von Moseley angedeuteten Gefühlen zu tun hat, brauche ich hier nicht auseinanderzusetzen. Nie ist sonst so etwas zu sehen, bei nackten Völkern auch nicht zu erwarten; und es hat umsoweniger etwas damit zu schaffen, weil die Bekleidung bei Naturvölkern von Hause aus nichts mit sexuellen oder Schamgefühlen zu tun hat. Von den vielen Zeugnissen in dieser Hinsicht soll nur das des braven Père Breton über die Insel-Karaiben als besonders charakteristisch angeführt werden: „bien loing de faire des actions indecentes deuant le mõde comme les brutes (ainsi que quelques vns, peut estre plus brutaux qu'eux se veullent persuader), ie diray à leur gloire et à la confusion des Chrestiens, que ie ne leur ay iamais veu faire vne action des honneste deuant le monde".[271])

Es sind ganz andere Gründe, die ursprünglich eine Bekleidung bei den Naturvölkern eingeleitet haben. Wir wissen, daß es die Kälte war, die sie im Freien eingekleidet, im warmen Haus, unter sich, Frauen und Männer, absolut nackend sich bewegen ließ, und die nach ihrer Ansicht eine Bekleidung eher für einen Lebendigen entbehrlich machte, als für den Toten im kalten Grabe.[272]) Diejenigen aber,

[268]) Petrus Martyr: „De Rebvs Oceanicis et Novo Orbe Decades Tres" (Coloniae 1574), p. 90, 246; — Derselbe: „Opus Epistolarum" (Amstelodami 1670, Elzevir), p. 96 (lib. IX, epist. CLXVIII); — Enciso: „Suma de geographia", seg. edic. (Seuilla 1530), fol. LXIX; — Benzoni: „Novae Novi Orbis Historiae" in Urbani Calvetonis: „Historia Indiae Occidentalis" (1586, Eust. Vignon), I, 3 (p. 12.); — „The Hawkins' Voyages" (London 1878, Hakl. Soc.) p. 27; — Wafer: p. 138; — Coreal: „Voyages aux Indes Occidentales", (Amsterdam 1722, Übers.), p. 127, 143; — Barrère: p. 122; — Navarrete: III (1880), p. 399; — Juan de Sosa in „Bol. Socied. Geográf. Madrid" (1889), XXVI, 249; — de Lery: „Histoire d'vn Voyage fait en la Terre du Bresil" (1594, Eust. Vignon), p. 97; — von den Steinen: „Naturvölker", p. 192—193. — Auch aus Afrika kennen wir Penisgehäuse, siehe v. Luschan in „Globus" LXXIX, p, 197, (Togo); — Fernández Duro in „Bol. Socied. Geográf. Madrid" (1903), XLV, 111—112 (Fernando Póo); — Havelock Ellis: „Studies in the Psychology of Sex", 3d edit. (Philadelphia 1910), I, 17 (Zulu).

[269]) Alex. Mackenzie: „Voyages from Montreal through the Continent of North America" (New York, 1902), I, 235. Die Übersetzung Castéra: „Voyages d'Alexandre Mackenzie" (Paris 1802), I, 385, gibt tassel mit gland wieder.

[270]) Friederici: „Schiffahrt", p. 8; — Azara: I, 94.

[271]) Moseley: loc. cit. p. 398; — Breton: „Caraibe-Français", p. 228 I.

[272]) Thevet: p. 413; — Bressani: „Relation Abrégée, de quelques Missions des Pères de la Compie de Jésus dans la Nouvelle-France" (Montréal 1852), p. 284; — Ramusio:

deren erste Handlung beim Zusammentreffen mit einem nackten Eingeborenen das Überreichen eines Stückes Zeug ist, damit er sich „decently" kleide, werden erstaunt sein, zu erfahren, daß es Völker gegeben hat, wo alle ehrbaren Frauen und Mädchen splitternackt gingen, aber die Huren bekleidet sein mußten. Das war auf Haití und in Colima im Königreich Neu-Granada der Fall, und Castañeda erzählt, daß im Pueblo Pecos die unverheirateten Mädchen nackend zu gehen hatten, damit man sehen konnte, falls sie sich vergangen haben sollten. Das hielt man für schamvoll, aber nicht war man beschämt, „die Kleider zu tragen, die sie aus dem Mutterleibe mitgebracht hatten".[273])

Für den Bewohner der Tropen aber ist die Kleidung in der Hauptsache Schmuck; es ist die Eitelkeit, die den primitiven Menschen sich behängen macht, nicht das Schamgefühl in unserem Sinne. Wie oft habe ich das auf meinen Zügen bemerkt. In Akur, Nord-Neu-Guinea, wo die Weiber auch eine Art Malo tragen, laufen Jungens und Mädchen bis zum achten oder zehnten Jahre völlig nackend, aber Halsketten tragen sie alle, zum Teil in schwerer Menge. Wie hier, so ist es in ähnlicher Weise überall. Zum Empfang eines Weißen Mannes werden stets die besten Lawalawa (Lendentücher) hervorgeholt und angelegt; aber sowie der Mann sich setzen will, durch den Busch gehen muß, oder sonst eine Veranlassung sieht, die sein schönes Lawalawa beschmutzen könnte, dann wird es prompt in die Höhe genommen, und das Gesäß mit anderen Körperteilen kommt ungeniert als etwas Selbstverständliches zur Erscheinung. Ganz genau dieselbe Erfahrung mit dem Hochnehmen und Schonen der Lendentücher haben Léry und Thevet mit den Tupi Brasiliens gemacht, ebenso wie wir auch sonst aus vielen Beispielen, vom hohen Norden, von den Ufern des Orinoko, von den Mojo, Tupi und Puri schlagende Beispiele besitzen, daß die Bekleidung allen diesen Leuten ein Schmuck war.[274])

Die Bemalung und Tatauierung liefert einen weiteren Beweis, daß der Wunsch, sich schön zu machen, wie die bunten Federn den Vogel schön machen, der Vater des Gedankens war. Die Timbira am Rio Tocantins gingen absolut nackend, aber sie bemalten sich mit rot und schwarz, bestrichen sich mit dem klebrigen Saft der janaúba und bestreuten sich dann mit kleinen bunten Federn. Ulrich Schmidel sah blau aufgemalte Hosen genau von der Form der blauauftatauierten Hosen der Samoaner, und Azara sah Payagua, die vor dem Einzuge in eine Stadt sich Rock, Weste und Hosen in verschiedenen Farben auf ihren Körper aufmalten. Auch während meiner Märsche pflegten meine Jungens und Begleitleute ein Lawalawa anzulegen oder ein schmutziges gegen ein etwa im Rucksack vorhandenes neues auszutauschen, bevor wir in einen besseren Ort oder in eine Station einrückten. Zehn- bis zwölfjährige Kinder pflegten im Chaco so zu gehen, wie meine Akur-Kinder: völlig nackt, aber mit Halsketten und bemalt.[275])

Die Carriers von Nordwest-Amerika, die einige europäische Hüfttücher besaßen, trugen sie einen Tag auf dem ihnen zukommenden Platz, einen anderen auf dem Kopf, den dritten um den Hals.[276])

Es ist mir daher absolut unverständlich, wie ein so guter Kenner der Eingeborenen, wie der Missionar George Brown, der im übrigen auch rückhaltlos zugibt, daß diese in ihrem völligen Nacktsein nichts Unanständiges empfinden, nicht den Grund gefunden hat, warum diese im gewöhnlichen Leben nackten Leute zum Tanz einige Körperteile bekleideten. Daß ein unter den Melanesiern jahrelang lebender Mann, der doch täglich ihren Sinn für Schmuck aller Art, von Bemalen und bunten Gräsern angefangen bis zu europäischen Flittern, beobachtet haben muß, nicht das Bedürfnis dieser Leute erkannt haben sollte, sich für Festlichkeiten, für Tänze, durch teilweise Einkleidung ganz besonders zu schmücken, ist mir in der Tat ein Rätsel.[277])

I, fol. 354 C; — „Per cagione del freddo grande, che fa alcune fiate in quelle parti, costumamano di fasciarsi con alcuni legami, di modo que il membro genitale si nasconde tutto dentro al corpo." Im Geiste der Hakluyt Society, deren Prüderie in einem nicht unerheblichen Teil ihrer wissenschaftliche Ansprüche erhebenden Ausgaben geradezu unerträglich ist, hat auch der Herausgeber dieser Übersetzung jenen harmlosen Satz durch Nichtübersetzung als „unfit for translation" — wie die Formel der Hakluyt Society lautet — erklärt, und sich nur in einer Anmerkung herbeigelassen, den französischen Text dieser „unkeuschen" Stelle zu geben. Siehe „The First Voyage round the World by Magellan" (London 1874), p. 55.

[273]) Petrus Martyr: „Opus Epistolarum", p. 88 (lib. VIII, epist. CLVI); — Simón: „Noticias Historiales de las Conquistas de Tierra Firme en las Indias Occidentales" (Bogotá 1882—1892), III, 221; — Castañeda in „Fourteenth Ann. Rep. Bur. Ethnol." (1896), I, 453; — Coello in „Bol. Soc. Geográf. Madrid", IV, 69.

[274]) Léry: p. 43; — Thevet: p. 142; — v. Wrangell: loc. cit. p. 82; — Codazzi: „Resúmen de la Geografía de Venezuela" (Paris 1841) p. 271—275; — Eder: loc. cit. p. 326—327; — Soares de Souza: p. 312, 352; — Seidler: „Zehn Jahre in Brasilien" (Quedlinburg und Leipzig 1835), I, 226.

[275]) de Paula Ribeiro in „Revista Trimensal", III, 192; — „Schmidels Reise", loc. cit. p. 66; — Azara: II, 126: — Baldrich: „Chaco Central", p. 233.

[276]) Harmon: loc. cit. p. 244—45.

[277]) Brown: „Melanesians", p. 310, 329.

Es ist überflüssig auch nur einige der vielen Zeugnisse aufzuführen, die da sagen, daß Männer und Weiber zwar völlig nackend waren, aber nicht das geringste Unziemliche hierin sahen, sondern fühlten, wie die Tiere der Schöpfung. Auf Neu-Hannover und vorliegenden kleinen Inseln, auf St. Matthias, Emirau, Simberi, Nissan, Buka, Bougainville, Neu-Pommern, habe ich völlig nackte Männer in großer Zahl gesehen und nur gefunden, daß sie sich zum Teil vor mir ihrer Nacktheit schämten, weil ihnen gesagt worden oder ihnen zu Ohren gekommen war, der Weiße Mann finde so einen Aufzug schamlos.

Daß die Weiber genau so denken, mag ein Beispiel erläutern. Auf der Insel Kung wollte ich zwei Schwestern, Tākit und Nāuba, sowie fünf kleine Mädchen photographieren. Alle waren mit Freuden hierzu bereit. Tākit, die früher lange Zeit in Herbertshöhe im Dienst gewesen war, trug die dort übliche Kleidung, ein langes, bis zu den Knöcheln heruntergehendes schmutziges Hüfttuch und eine noch schmutzigere Bluse. Ich sagte ihr, ich würde eine so hübsche junge Frau zwar gern photographieren, aber nicht in diesem häßlichen schmutzigen Anzuge; sie solle schnell nach Hause gehen, diese Lappen ablegen und mit lāwui (Vor- und Hinterschürze aus Zingiber-Faser) und kāpil (Pandanus-Hut) wiederkommen. Sie war hierzu auch bereit, trat sofort den Weg nach dem etaw 20 Minuten entfernten Dorfe an und war in bemerkenswert kurzer Zeit wieder zurück. Inzwischen stellte ich meinen Apparat auf und benutzte die hübsche Nāuba als Modell zum Einstellen. Sie trug ihre primitive Kleidung aus kāpil und lāwui, aber ersteres war schlecht und letzteres aus europäischen bunten Baumwollfäden hergestellt. Ich schlug ihr vor, diese Sachen gegen bessere, am Tage vorher von mir im Dorf erhandelte Stücke für die Zeit des Photographierens auszutauschen. Sie ging sogleich darauf ein, folgte mir in mein Zimmer, nahm ohne weitere Aufforderung von mir ihre beiden lāwui-Teile ab und stand nun bis auf die dünne Hüftschnur gänzlich nackend vor mir. Inzwischen hatte ich zwei zusammengehörige Teile eines schönen Zingeber-lāwui aus meinem Koffer hervorgeholt, und hing ihr aus Unkenntnis und noch befangen in europäischen Vorurteilen den großen Teil vorn an Stelle des Feigenblatts an, den kleinen Teil aber hinten. Das befriedigte sie aber wenig; freundlich lächelnd nahm sie das kleine lāwui nach vorn und hing das große hinten in den Gürtel. Inzwischen traf auch Tākit wieder ein, brachte aber ebenfalls ein lāwui aus europäischer Wolle mit, obwohl sie, wie ich wußte, noch ein oder zwei einheimische in ihrer Hütte besaß. Natürlich! Denn die Eingeborenen halten schmutzige Gegenstände aus europäischem Material letzter Qualität für besser als saubere heimische Fabrikate aus Stoffen erster Qualität. Ich schlug ihr also denselben Tausch vor, wie vorhin der Nāuba. Auch sie ging ohne Zögern darauf ein, folgte mir ins Zimmer und kleidete sich nun ebenso ungeniert vor mir um, wie vorhin ihre Schwester. Als ich ihr zum Schluß zur Belohnung auf eine jener Backen klopfte, die sonst das Lawalawa verdeckt, und ihr erklärte, daß sie im sauberen lāwui und kāpil viel besser aussehe, als im schmutzigen Weiberrock und Bluse, erklärte sie, das wisse sie auch, der Weiße Mann wolle ja aber Rock und Bluse haben. Als die beiden jungen Frauen und fünf kleinen Mädchen nun endlich in Reih und Glied vor dem Apparat standen, bemerkte ich, daß eine der kleinen Damen eine Art von Lawalawa umgebunden trug. Als ich erklärte, daß dieses fort müsse, riß es ihr Nāuba mit einem Ruck herunter. Das kleine Ding verschwand beschämt in das zweite Glied, kam aber sogleich, zunächst mit zusammengekniffenen Beinen, wieder zum Vorschein. Diese Haltung machte aber überraschend schnell der natürlichen Platz, und nun war endlich alles zum Photographieren bereit.

Verschiedene Sitten bestätigen, daß die Kleidung nichts mit unserem Schamgefühl zu tun hat, sondern daß sie etwas ist, das den Menschen ziert, hebt und ehrt, und das er daher schätzt, hütet und mit Vorliebe bei Festen und großen Gelegenheiten antut. Bei den Aruak von Guayana wurde bei Trauer für einige Zeit jegliche Bekleidung abgelegt; wie in Polynesien und in Melanesien, wo ich es Dutzende von Malen beobachten konnte, legen auch amerikanische Indianer ihre Bekleidung beim Regen ab, um diese vor Nässe und Schaden zu bewahren. Der Anblick hochgekrempelter oder abgenommener Lawalawa beim Regen war für mich eine ganz gewöhnliche Erscheinung; bei den Neu-Guinea-Leuten, die ihr Malo unter dem Lawalawa nicht ablegen, verschwand das letztere überhaupt regelmäßig, sowie es in den Busch ging. Ehrfurchtsvolles Begrüßen, Zeigen von Respekt durch Entblößen des Körpers, wie wir es von Tahiti so gut kennen, zeigt auf das deutlichste, daß die Kleidung dort mit unserem Schamgefühl nichts zu tun hatte. Die Sitte der Algonquins, am unteren St. Lawrence, sich bei großen Kriegsfesten von nackten Weibern bedienen zu lassen, scheint mir denselben Sinn zu haben, als die andere von Ibn Batutah im Königreich Melli beobachtete Sitte, wo Weiber vor

dem Souverän nur nackend erscheinen durften: sie sollten den Respekt andeuten, den die Weiber schuldig sind.[278])

Öl vertrat die Kleidung bei vielen Orinoko-Indianern und diese brauchten sie auch nicht auszuziehen, wenn sie mobil machten; denn nichts ist gefährlicher in manchen Stadien primitiver Kriegsführung als Kleidungsstücke oder fliegende Haare, die den Krieger in seiner Behendigkeit hindern und dem Gegner eine Handhabe zum Zupacken, zur Gefangennahme bieten. Daher das Kurzscheren der Haare der Tupi als Vorbereitung zum Kriege, und daher der „Mann-Fänger" von Neu-Guinea.[279]) Beachtenswert ist schließlich noch, daß bis zu einer gewissen Grenze weder in der Südsee noch in Amerika das Fehlen jeglicher Bekleidung bei Tropenbewohnern einen niederen Kulturstand anzeigt, als bei Leuten, die unter denselben Verhältnissen ein Lendentuch tragen. Ein Lendentuch an sich bedeutet unter den Tropen keinen Kulturfortschritt. Die Malaita-Leute gingen zur Zeit von Mendaña ohne jede Bekleidung, aber sie besaßen in den kontrollierbaren Punkten eine höhere Kultur, als ihre ein wenig bedeckten Nachbarn.[280]) Die nackten Buka-Leute haben ganz zweifellos eine erheblich höhere Kultur als die malo-tragenden Bewohner von West-Neu-Pommern.

Vielleicht alle Völker besitzen eine „Scham", aber diese Scham sitzt lange nicht überall dort, wo sie bei uns sitzt. Mein Junge Kábui sagte mir eines Tages, als wir über diesen Punkt sprachen, in einer Weise, die nicht den geringsten Zweifel übrig ließ: „Wir haben auch eine Scham, aber es ist eine andere, als die des Weißen Mannes!" Und, in der Tat, sie haben eine Scham, sowohl in moralischer, wie in sexueller Hinsicht, nur sind ihre Moralgesetze und ihre sexuellen Auffassungen andere als die unsrigen. Ein Wort für „Scham" ist den melanesischen Sprachen keineswegs fremd, und das „shame" des Pidgin-Englisch ist einer der wenigen abstrakten Begriffe dieses Jargons, der verstanden und von den Melanesiern nicht selten angewendet wird.

Es dürfte kaum bezweifelt werden können, daß eine jede „Scham" in ihren Anfängen ein Kunstprodukt ist. Die Scheu und Verlegenheit, etwas zu tun oder sehen zu lassen, das dem allgemeinen Herkommen und den üblichen Anstandsregeln widerspricht, kann sich nur in einer Gesellschaft gebildet haben, die schon über eine Reihe von Erfahrungen und daraus emanierenden Sitten und Einrichtungen verfügte, die von Generationen gemacht worden waren. Der Umstand nun, daß wir unsere in einer gemäßigten Zone entstandene und uns durch vielleicht Hunderte von Generationen überkommene „Scham" für ganz vortrefflich und ganz besonders moralisch halten, ändert doch nichts daran, daß andere Völker ihre von ihren Vorfahren ererbte Scham für nicht weniger vortrefflich halten und dies um so mehr, als sie für ihre sozialen Verhältnisse, ihre Umgebung, ihr Klima viel besser paßt als unsere Scham. Wir haben daher absolut kein Recht, unsere Begriffe von Scham Leuten aufpfropfen zu wollen, die eine andere Sorte von Scham überkommen haben und die sich wohl mit ihr befinden; und es ist eine Anmaßung, Leute „schamlos" zu nennen, denen unsere Auffassung fremd ist. Das Wort „Scham" ein für allemal auf die Geschlechtsteile übertragen — wie das in vielen europäischen Sprachen der Fall ist —, ist weiter nichts als ein Denkmal des beschränkten Horizonts unserer Vorväter, und bei dem, der heute noch trotz der trefflichen, auf exakter Forschung beruhenden Bemerkungen von Westermarck, E. Grosse, Karl von den Steinen, Havelock Ellis an den veralteten Anschauungen festhält, ist dies ein Zeichen von Rückständigkeit.

Admiral v. Wrangell zählt alle möglichen Umstände und Vorfälle auf, weswegen sich Aleúten schämen, aber sie schämen sich nicht im geringsten, Männer sowohl wie Weiber, sich nackend zu zeigen und untereinander gemischt zu baden. Sonst kennt man noch als Gegenstand des Schamgefühls, das bei Naturvölkern häufig tiefer eingewurzelt und schwerer auszurotten ist, als bei uns, die weibliche Brust, das Gesicht, die Füße, den Bauch und schließlich den After.[281])

Das Schamgefühl in bezug auf den After interessiert an dieser Stelle, da es das Schamgefühl der Barriai ist. Das Schamgefühl äußert sich bei ihnen nämlich dahin, daß jedermann Penis, Hodensack und

[278]) Hartsinck: I, 34; cf. auch I, 11, wo das Einkleiden der Geschlechtsteile für unheilvoll gehalten wird; — Ordinaire in „Revue d'Ethnographie", VI, 293; — „Lettres sur les Iles Marquises", p. 138; — Hawkesworth: II, 247, III, 4, 70; — Moerenhout: II, 24; — „Relations des Jésuites", 1637, p. 38 II; — „Voyages d'Ibn Batoutah" (1879), IV, 423 bis 424.

[279]) Gumilla: loc. cit. I, 139; — Thevet: p. 142, 154; — Chalmers and Gill: „Work and Adventure in New Guinea" (London 1885), p. 251.

[280]) „The Discovery of the Solomon-Islands", II, 347. Hinter dem Satz: „The Indians of this island go without loin cloths . . . . ." stehen die dem Benutzer der Hakluyt-Übersetzungen nur zu wohl bekannten ominösen fünf Punkte. Ich fürchte, daß sie auch in diesem Falle heißen: „unfit for translation."

[281]) v. Wrangell: loc. cit. p. 204; — Havelock Ellis: p. 14—15, 19, 20; — Simón: loc. cit. III, 221.

das Geschäft des Urinierens sehen kann. Der Anblick des Afters aber und das Geschäft des Stuhlgangs wird auf das allerpeinlichste von jederman verborgen. Wenn jemand, aus welchem Grunde es auch sei, einem anderen nach diesem als tabú betrachteten Ort greift, so ist er durch Herkommen und allgemeine Stimme verurteilt, ein Schwein oder ¾ Faden Muschelgeld zur Strafe zu zahlen.

Diese sich auf den Anus beziehende Scham, während man in bezug auf Geschlechtsteile indifferent ist oder absolut keine Scham in bezug auf sie hat, scheint in der Südsee weiter verbreitet zu sein. Die schon von mir erwähnten, vorne kleinen, hinten aber großen Schürzen der Neu-Hannover-Weiber scheinen wenigstens darauf hinzudeuten; in Neu-Caledonien haben wir dieselbe Erscheinung.[282])

Ganz besonders scharf tritt diese Erscheinung aber in Amerika hervor. Die Irokesen-Weiber urinierten ungeniert vor alle Welt, aber sie würden lieber eine Meile weit in den Wald gehen, ehe sie sich von irgend jemand beim Geschäft des Stuhlgangs sehen ließen. Ähnliches erzählt Perrin du Lac von Stämmen des mittleren Missouri. Genau dasselbe oder ähnliches sagen Vespucci über Indianer des nördlichen Süd-Amerika und L'Hermite und Schapenham über Anwohner der Magelhäes-Straße. Die Bewohner der Isla Camelán und Isla Wellington trugen, Männer und Weiber, hinten einen Mantel, der gerade noch das Gesäß deckte, vorn absolut nichts.[283])

Auf das häufige Vorkommen dieser Scham, die das Gesäß im Auge hat, aber die Geschlechtsteile ignoriert, haben bereits Mantegazza, H. Ellis und Schurtz hingewiesen.[284]) Dagegen ist, wie mir scheint, das ganz offensichtliche Bestehen dieser Verhältnisse bei den alten Ägyptern bisher übersehen worden, obwohl Herodot, der einen vortrefflichen Blick für Dinge dieser Art hatte, es in seinem 35. Kapitel andeutet und für einen Ethnologen deutlich sagt. Denn während er sich über die Art des Urinierens von Männern und Weibern, das er also gesehen haben muß, ausspricht, sagt er, daß sie ihren Stuhlgang in ihren Häusern verrichten, und als Grund hierfür angeben, daß man *τὰ αἰσχρὰ*, wenn es auch eine Naturnotwendigkeit sei, im Verborgenen abmachen müsse; *αἰσχρός* heißt nun aber nicht nur „häßlich", sondern auch im moralischen Sinne „unsittlich". Die alten Ägypter hatten also dieselbe Auffassung, wie Barriai, Indianer und Nord-Afrikaner von heute, und ihre Monumente bestätigen den „Vater der Geschichte". (Her. II, 35.) Die an Ort und Stelle von mir nach den Monumenten angefertigten Zeichnungen bedürfen nur einer



Fig. 57. **Ochsentreiber.** Kairo-Museum. Raum D, Nr. 169. Bas-Relief aus Sakkarah. V. Dynastie.



Fig. 58. **Arbeiter.** Kairo-Museum. Gallerie A, Nr. 58/83. Sakkarah. V. Dynastie.

kurzen Erklärung. Wir sehen arbeitende Männer und Frauen aus der Zeit von 2700 v. Chr. Geb., deren einzige Bekleidung neben dem Gürtel hinten sitzt, während die Geschlechtsteile frei sichtbar sind



Fig. 59. **Landarbeiter.** Memphis, Grab des Ti.

Fig. 60. **In der Ernte arbeitende nackte Frau, nur mit Gürtel und Hinterschleife bekleidet.** Memphis, Grab des Ti.

und bei den Männern die Beschneidung deutlich erkennen lassen. Wir sehen ferner aus derselben Zeit eine andere Sorte von Arbeitern, die hinten nichts, dafür aber vorn eine lange Art Schürze oder Schleife tragen, die nichts verbirgt und die in charakteristischer Weise nach hinten zurückgeschlagen wird,

[282]) Durch diese Auffassung der Barriai findet der von Emil Stephan („Neu-Mecklenburg", p. 24) erzählte Witz seine Erklärung. Die Barriai lachten, weil sich der kleine Muli ungestraft den Witz erlauben durfte, einem Aua-Jungen einen Kiesel in den After zu stecken. Mit seinen Landsleuten hätte sich Muli schwerlich diesen Witz erlaubt, denn dann hätte ihm der Scherz ein Schwein gekostet. Siehe ferner Brown: „Melanesians", p. 310. Dies dürfte aber mit „Scham" nichts zu tun haben; — Labillardière: „Atlas", pl. 36; — Lambert: p. 141.

[283]) „The Four Kings of Canada, etc." (London 1710, John Baker), p. 29; — Perrin du Lac: „Voyage dans les Deux Louisianes" (Lyon 1805), p. 288; — Vespucci: loc. cit. fol. 5—6, 6; — de Laet: loc. cit. p. 473; — Padre José García in „Anales de la Universidad de Chile", tomo XXXIX, p. 365, 369, 505.

[284]) Mantegazza: „Gli Amori degli Uomini", 13. ediz. (Milano 1900), I, 42, 43; — Havelock Ellis; loc. cit. p. 52, 59; — Schurtz: „Urgeschichte der Kultur" (Leipzig und Wien 1900), p. 408; — v. Hagen im „Baessler-Archiv" (1911), II, 84. 106.

wenn der Mann zur bevorstehenden Rauferei mobil macht. Ganz genau dasselbe Bild kann man heute bei Salomoniern von Nissan und Buka sehen, die, wie ich positiv weiß, weder hinten noch vorn Scham

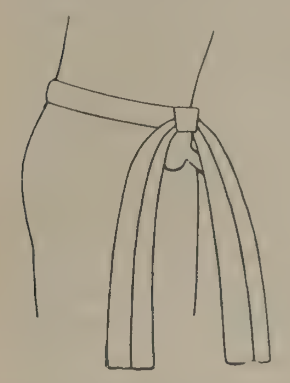


Fig. 61. **Lawalawa, mehr Zierschleife, in der Buka-Form.** Memphis, Grab des Ti.



Fig. 62. **Lawalawa in Buka-Form, zum Kampfe geschürzt.** Kairo-Museum. Raum D, Nr. 170/84. Sakkarah. V. Dynastie.

haben, die sich aber häufig zum Schmuck vorn am Gürtel lang herunterhängende schmale Schürzen oder Schleifen aus europäischem Zeug anhängen. Früher trugen sie absolut nichts und auch diese

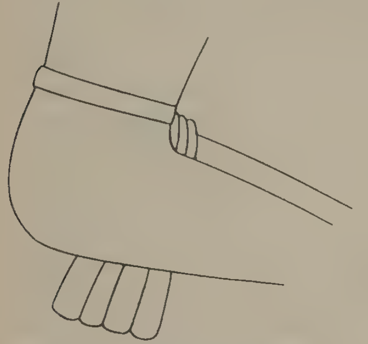


Fig. 63. **Arbeiter mit Lawalawa in Buka-Form.** Memphis, Grab des Ti. Tuch bei der Arbeit zwischen die Beine nach hinten geschlagen.

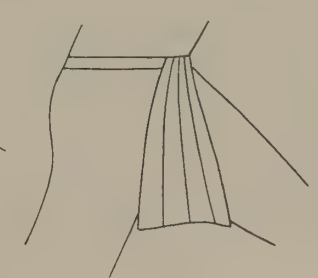


Fig. 64. **Bootsmann mit Staken arbeitend. Schurz vorn ähnlich wie ihn heute viele Bukas tragen.** Kairo-Museum. Raum D, Nr. 170/84. Sakkarah.

Schleifen verbergen nicht mehr und sollen es auch kaum, als die Schleifen der alten Ägypter. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese zweite Sorte ägyptischer Arbeiter einem anderen afrikanischen Stamme angehörte, als die zuerst genannte. Schließlich ist noch der Hausarbeiter, Haussklaven zu gedenken, die zum Unterschied von den eben erwähnten Außenarbeitern ein geschlossenes Hüfttuch trugen. Der Südseereisende muß lachen, wenn er bei diesen Haussklaven aus Zeiten, die 4600 Jahre zurückliegen, genau denselben Lawalawa-Zipfel sieht, den unsere schwarzen Jungens in Deutsch-Neu-Guinea stolz herausziehen, wenn sie ein neu empfangenes, noch etwas steifes Hüfttuch umlegen.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß jene alten Ägypter ihr Hüfttuch ganz genau so umlegten, wie es heute diese Melanesier mit ihrem Lawalawa tun.

Man weiß ja nun, daß die Europäer einer gewissen Richtung mit heißem Bemühen versuchen, den Völkern der Tropen unsere Anschauungen über Scham aufzupfropfen und eifrig dabei sind, als bestes und wirksamstes Mittel zur Erreichung dieses Ziels, jene Leute europäisch einzukleiden. Man fährt fort, es zu tun, obwohl nachgewiesen ist, daß durch dieses System ihre Moral nicht verbessert,[285]) ihr Gesundheitszustand aber verschlechtert worden

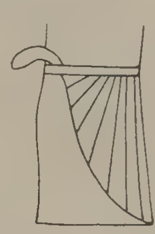


Fig. 65. **Der Zipfel des Lawalawa durchgesteckt, wie es die schwarzen Jungens in Deutsch-Neu-Guinea tun.** Kairo-Museum. Raum B. Nr. 103/93. Sakkarah. V. Dynastie.

ist. Professor S a p p e r hat sich bereits über letzteren Punkt im Teil I dieser „Beiträge" (S. 97—98) geäußert. Ich möchte nun seine Ausführungen, die alle durch meine Erfahrungen uneingeschränkt Bestätigung finden, an einem Beispiel erläutern. Während der Fahrt der „Natuna" durch die Südsee hatte ich 18 Melanesier an Bord; 8 aus der Station Eitapé, 6 aus dem Bezirksamt Käwiëng und 4 von mir mit Genehmigung des Gouvernements persönlich angeworbene Jungens. Alle Leute waren Freiwillige, die meisten mir von früher her bekannt; zwei von ihnen waren schon monatelang mit mir durch das Schutzgebiet gezogen. Da angesichts der häufig schwierigen Landungsverhältnisse und nach dem totalen Versagen der Chinesen das Heil der Expedition von diesen Melanesiern in gewisser Hinsicht abhing, so hatte ich diese Leute unter meinen besonderen Befehl genommen. Sie waren während der Reise meine Korporalschaft, ich ihr Korporal. Sie trugen das übliche rote Lawalawa, von dem kurz vor Anlaufen eines bedeutenden Platzes ein jeder von ihnen ein neues erhielt. Das rote Tuch in den Expeditionsbeständen war von besonders guter Qualität und imponierte ihnen, ebenso wie der bessere „Natuna"-Tabak sehr. Ich hielt streng darauf — wie ich das auch früher immer gehandhabt hatte —, daß sie bei Tage nur nach vorher eingeholter Erlaubnis, etwa bei schlechtem Wetter oder

[285]) Daniel in „Revista Trimensal", II, 339; — Havelock Ellis: p. 9, 17, 18, 21, 61, 70 und passim.

bei Erkrankung, Hosen und Hemden anziehen durften, die sich etwa in ihrem Privatbesitz befinden mochten; bei Nacht jedoch stand dies wegen der Kälte ganz nach ihrem Belieben. Die Leute waren gut und reinlich untergebracht, alle Morgen und Abend wurde ihnen vom Schiff Wasser ausgegeben, jeden Morgen mußten sie sich gründlich waschen; auf Kämmen und Rasieren hielt ich streng; leere Flaschen zum Anfertigen von Rasiermessern wurden ihnen nach Bedarf ausgegeben. Sie waren reichlich und gut verpflegt; ich sorgte durch Ankauf — häufig zu Hungersnotpreisen nach unseren aus Deutsch-Neuguinea mitgebrachten Begriffen — von Taro, Yams, Bananen, Kokosnüssen auf den Märkten von Suva, Tongatabu, Apia, Atiu, Papeete, für Abwechslung mit der ewigen Reisnahrung. Wenn es ging, wurde ein Schwein gekauft, im übrigen wechselten auch hier Fleisch- und Fischkonserven ab; zuweilen wurde Schiffszwieback extra ausgegeben; für Areca-Nüsse war gesorgt. Ich bekümmerte mich in einem solchen Grade um diese 18 Leute, daß verschiedene Herren an Bord, wie ich weiß, der Ansicht waren, daß diese Melanesier in einer gräßlichen Weise von mir verwöhnt würden. Das war aber nicht der Fall; wenn sie in Tätigkeit kamen, mußten sie feste heran und haben nie versagt, wie die Chinesen im gleichen Dienst; ohne sie wäre die Expedition unmöglich gewesen.

Infolge alles dieses war der Gesundheitszustand dieser Leute während des ersten Teils der Reise sehr gut.

Als wir dann nach den Neuen Hebriden, Efate, Tanna und Niwa, und ganz besonders, als wir nach den Fidschi- und Tonga-Gruppen und nach Niué kamen, zeigte sich, daß alle männlichen Eingeborenen Hosen und Hemden, alle Weiber langherunterhängende Röcke trugen. Meine Leute fingen an, sich zu genieren und schämten sich schließlich ganz entsetzlich ihrer Nacktheit, obwohl diese dunklen, kräftigen Gestalten mit hochgekämmtem Haar und leuchtend rotem Hüfttuch sichtlich einen guten Eindruck auf die Polynesier machten. Ich sah mich schließlich tatsächlich gezwungen, ihnen in Apia Hemden (singlets) zu kaufen und in Papeete, Tahiti, der ersten eine zweite Garnitur hinzuzufügen. Sie waren mir für diesen Schritt sehr dankbar, sie schienen förmlich aufzuatmen. Sie hatten sich gräßlich geschämt, besonders gegenüber den Weibern, obwohl in diesem Falle gänzlich ohne Veranlassung, wie ich mich vergeblich bemühte, ihnen klar zu machen. Auch Hosen hätten sie gar zu gern gehabt, wie ich wußte, und wie der Unteroffizier, mein treuer Don, mir auch einmal verlegen und schüchtern zu verstehen gab. Das habe ich aber abgelehnt und nie geduldet, daß jemand von ihnen am Tage eigene Hosen trug. Auch zum Dienst auf den unbewohnten oder spärlich bevölkerten Tuamotu-Atollen mußte das Hemd an Bord bleiben, damit der Verwöhnung des Körpers etwas entgegengearbeitet wurde.

Was ich gefürchtet hatte, trat aber trotzdem ein: der Gesundheitszustand wurde schlechter, die Leute fingen an, stärker an Erkältungskrankheiten zu leiden. Besonders die vier Leute, die mit den Herren der Expedition auf Makatea geblieben waren, die Tuamotu-Reise nicht mitgemacht und 14 Tage länger auf dem bewohnten Makatea ununterbrochen Hemden getragen hatten, waren nicht nur auf dieser Insel alle vier krank, sondern später noch mehrfach. Zum Teil muß dieses Ergebnis allerdings wohl dem kühleren Klima der Gegenden des Wendekreises in den Tuamotu-, Austral- und Cook-Gruppen zugeschrieben werden, aber nur zum Teil. Denn ganz schlimm wurde die Sache erst, als wir uns nach einigen Monaten auf der Rückfahrt wieder dem Äquator und der Heimat näherten, und unsere Leute nun von den Salomonen an auf meinen Befehl nach und nach wieder ohne Hemd auftreten mußten, um sie an den Heimatsanzug zu gewöhnen. Sie waren ganz offenbar verweichlicht, husteten fast alle, kosteten viel Vorsicht und einen Haufen Medizin, obwohl wir von Tag zu Tag in ein heißeres Klima kamen. Alle Morgen hatte ich etwa eine Stunde im „Revierdienst" zu tun, um dann noch im Laufe des Tages mit Medizinflaschen Krankenbesuche zu machen. Herr Dr. E. Wolf, der die Expeditions-Apotheke verwaltete und einige medizinische Kenntnisse besitzt, griff manches Mal noch helfend ein. Schließlich hatten wir denn auch die Freude, alle gesund wieder auf ihren Plätzen abzuliefern, aber es war eine charakteristische Erfahrung gewesen, die meine früheren in dieser Hinsicht nur bestätigte. Wie Kábui mich nach Manila, Singapore, Batavia begleitete, welchen Anzug er trug und wie ich streng darauf hielt, daß er keine Schuhe, Unterzeug, Hut trug, habe ich bereits erwähnt. Die Folgen bei ihm waren genau dieselben. Nachdem er auf dem Schiff zweimal ganz ernstlich krank gewesen war, hustete er nach unserer Rückkehr nach Neu-Guinea anfänglich beständig, hatte einen großen Abscheu vor dem „Busch", war überhaupt verwöhnt und „fein" geworden.

Ich zweifle nach meinen Erfahrungen keinen Augenblick daran, daß am Tage die flächenhafte Bekleidung für die Eingeborenen unserer Kolonie Deutsch-Neu-Guinea schädlich ist; für die Nacht jedoch kann sie von Nutzen sein, denn der Satz

bleibt immer richtig: „Die Nacht ist der Winter der Tropen."

Über die andere Seite der Bekleidung, ihre verderbliche Rolle als Schmutz- und Krankheitsüberträgerin, ist kein Wort mehr zu verlieren. Man muß nur in gewissen Gegenden diese Weiber gesehen haben, die wie eine Bande schwarzer Zigeunerinnen herumlungern, oder jene verboten aussehenden und ungewaschenen Nigger-Gestalten in Stücken russischer Marineuniform, im Smoking und schmutzigem bunten Hemde darunter, das die hosenlosen Beine gerade bis zum Spalt deckt (Häuptling von Liba); mit eingebeultem schwarzen Filzhut aus Forsayth' Store auf dem verlausten Kopf und einem alten Sonnenschirm aus derselben Quelle in den schmierigen Fingern. Sie erinnern lebhaft an die schwarzen loafer und coloured gentlemen, die man in den dunkelsten Teilen von Mississippi und Louisiana, im Revier von Richter Lynch, den Tag totschlagen sieht. Nie ist mir die innere Verwandtschaft zwischen Negern und Melanesiern aus dem Archipel so zum Bewußtsein gekommen, als wenn ich einen so mißgekleideten, unsauberen Boy umherstolzieren sah. Aber wir brauchen keine coloured gentlemen in unseren Kolonien und keine verzogenen, dummstolzen Polynesier, die vielleicht lesen und hymene singen können, aber nicht arbeiten wollen. Wir brauchen gesunde, kräftige, anspruchslose Arbeiter, die in erster Linie Gerechtigkeit, Wohlwollen, Sorge um sie und Ungestörtheit ihrer heimischen Sitten verlangen können, die aber für viele kommenden Generationen Arbeiter bleiben müssen, bis auch für sie im Laufe der natürlichen Entwicklung die Zeit für höheren Flug gekommen ist. Der Händler, der zugleich Pflanzer ist, zeigt wenig Blick für die Zukunft, wenn er durch Verkaufen von Hosen und Westen, steifen Filzhüten und Sonnenschirmen diese Leute „an Bedürfnisse gewöhnen und aufnahmefähig für die Produkte der deutschen Industrie" machen will. Ganz abgesehen davon, daß ein erheblicher Teil dieser Erzeugnisse der deutschen Hut- und Schirmindustrie aus dem britischen Australien kommt, wird sich zeigen, daß dies ein Trugschluß ist, wird sich ergeben, daß man das, was man mit einer Hand einnimmt, mit der anderen doppelt wieder ausgeben muß, wenn Arbeiter- und Unterhaltungspreise gestiegen sein werden, wenn man nach Herunterwirtschaftung des eigenen Arbeitermaterials oder nach seiner Umwandlung in coloured gentlemen, sich von auswärts Arbeitskräfte kaufen muß. Solche Warnungen sind ja nicht neu, sondern oft gemacht, aber immer erst beachtet worden, wenn solche Zustände, wie wir sie im Süden der Vereinigten Staaten, auf Haiti, in Liberia, auf den polynesischen Inseln der Südsee sehen, bereits Tatsache waren.

Die Stellung der Mission zur Bekleidungsfrage ist bekannt; die Bevölkerung der ganzen polynesischen Inselwelt ist durch sie eingekleidet worden, und in Melanesien vollzieht sich dieser Vorgang heute. Damenhüte und Strafen gegen den, der nicht „decently" bekleidet war oder sich beim Baden nackend sehen ließ, haben ihre Rolle bei der Missionierung von Polynesien gespielt. Hier ist nicht der Ort, auf diese Verhältnisse einzugehen, ich will nur zum Schluß zwei Aussprüche von Missionaren herausnehmen und einander gegenüberstellen. Père Isaac Jogues ist eine der Leuchten der alten kanadischen Kirche: „Si la chasteté", schreibt Père Isaac, „ne trouve pas ici les dangers des délices de ce monde, elle a celui du mélange et de la familiarité des deux sexes; celui de la liberté absolue laissée à chacun de tout dire et de tout faire, et surtout celui des nuditées continuelles". Der andere ist ein spanischer Padre: „La nudīté des jeunes filles, en affaiblissant le jeu de l'imagination, émousse les traits du dieu impur des jardins." Beide Aussprüche sind subjektiv, jeder beleuchtet eine Seite des Problems. Dem Spanier, dem „honnête missionnaire", wie er mit Recht genannt wird, pflichtet Léry bei, wenn er in seiner naiven Weise sagt, daß die „nudité des femmes indiennes est moins à craindre que les artifices es les arts de toilette des femmes de l'Europe".[286])

Von den Schmuck- und Kleidungsstücken der Eingeborenen will ich hier nur noch bemerken, daß der kreuzweise Brustschmuck der Augusta-Strom-Gegend nach langem Zwischenraum plötzlich wieder bei den Sĕkǫ-Leuten östlich der Humboldt-Bai, auftaucht,[287]) und daß die Enkelstrümpfe der Kilenge-, Barriai-, Kobe-, Nakanai- und Witu-Leute sich auch auf den Admiralitäts-Inseln wiederfinden. Sie dienen den Leuten als Taschen, in denen sie Arekanüsse, Betelpfeffer und ähnliche Kleinigkeiten unterbringen. Ob sie sonst noch einem Zwecke dienen, habe ich nicht feststellen können; ich nehme an, daß sie in der Hauptsache Schmuck sind. Es gibt ja

[286]) Père F. Martin: „Le P. Isaac Jogues", 4ième édit. (Paris 1888), p. 185; — In Bressany: „Relation Abrégée", p. 236, ist der Text dem Wortlaute nach etwas verschieden, dem Sinne nach aber völlig gleich wiedergegeben; — „Annales des Voyages" (Paris 1809), III, 40; — de Léry: p. 114—115.

[287]) Thutmôsis IV. sowohl als auch die von ihm bekämpften Asiaten tragen auf dem berühmten Triumpfwagen des Königs im Kairo-Museum (Südhalle, case G.) ein kreuzweises Schuppen-Brustgehänge, in Form und Aussehen sehr ähnlich dem kreuzweisen Nassa-Brustschmuck des Mündungsgebiets des Augusta-Stroms und der Tami-Mündung.

auch bogenlose Völker, die solche Manschetten ohne sichtlichen Grund am Unterarm tragen.[288])

Betreffend Krankheiten kann ich dem nichts Wesentliches hinzufügen, was Professor Sapper bereits im ersten Teil dieser „Beiträge" gesagt hat. Soweit Krankheiten für den starken Rückgang der Bevölkerung von Deutsch-Neuguinea innerhalb der letzten beiden Dezennien in Betracht kommen, sind in erster Linie Blattern, Ruhr und Erkältungskrankheiten verantwortlich zu machen. Über die große Blattern-Epidemie, die das ganze mittlere und westliche Neu-Pommern so entsetzlich heimgesucht hat, konnte mir Kábui einiges mitteilen. Der größere Teil der Bevölkerung scheint damals weggestorben zu sein. Einige von der Krankheit Befallene sind aber damals durchgekommen, denn ich sah in Kilenge und Barriai ein paar pockennarbige Gesichter. Die Ruhr, die auf Bougainville endemisch ist, hat in den letzten Jahren auf Neu-Mecklenburg ganz besonders schlimm gehaust. Nach dem, was Sapper im Süden, in der Kait—Kalangar—Kambangeriu-Gegend festgestellt hat, und ich im Norden, in der Gegend von Lauerra, muß es zum Teil fürchterlich gewesen sein. Sapper und ich haben ganze Ortschaften oder Dorfviertel verlassen gefunden. Aber auch ohne diese beiden Flüche der Naturvölker, von denen sie den ersten ganz zweifellos uns verdanken, ist die Sterblichkeit sehr groß, und die Hauptsache hiervon dürfte den Erkältungskrankheiten zur Last fallen. So starben in einem Jahre (1907/1908) in Ungalik 14 Prozent, auf Nämto 15 Prozent und in einem Dorfe auf dem Festlande von Neu-Hannover, gegenüber Ungalik, 20 Prozent der erwachsenen Bevölkerung. Die sorgfältigen Listen, die Herr Bezirksamtmann Boluminski seit fünf bis sechs Jahren in seinem Bezirk führt, werden einstmals sehr wertvolles statistisches Vergleichsmaterial bilden.[289])

Für die Verhältnisse im Süden von Neu-Mecklenburg mögen die Orte Súralil und Mútu ein Beispiel liefern.

Es lebten im August 1908 in:

Suralil . . .	8	Männer
	7	Weiber
	1	kleines Mädchen
	16	
Mutu	2	Männer
	6	Weiber
	3	kleine Kinder
	11	

Also zusammen in dieser westlichen Nokon-Siedlung:

10	Männer
13	Weiber
4	Kinder
27	

Die Zahl der Kinder läßt das Verschwinden dieser Siedlung in absehbarer Zeit mit Sicherheit voraussehen. Der Missionar (teacher) hatte denn auch bereits den Platz seit Jahresfrist verlassen.

Über Trepanation habe ich nichts erfahren können; diese Kunst scheint mit dem Aufhören der Kriege und Schädelverletzung durch Schleudersteine in Vergessenheit geraten zu sein. In Lamassa wußte man überhaupt nicht das geringste mehr hiervon. Dagegen traf ich zwei Leute mit den bekannten prophylaktischen Stirnnarben, einen Mann von Súralil mit zwei senkrechten Narben auf der Stirn über den beiden inneren Augenwinkeln, und einen Knaben auf der Insel Lihir mit einer Narbe senkrecht über der Nase.

[288]) Ich muß hier noch kurz auf eine Frage eingehen, die vom Pater Rascher angeschnitten worden ist. „Unnatürliche Laster, die weder bei den stammesverwandten Eingeborenen von Neu-Guinea, noch bei den Gazellebewohnern bekannt sind, geschehen hier am hellen Tage und ohne jede Scham" (Rascher: loc. cit. p. 212). Wilfred Powell (p. 217) sagt, daß die Nakanai „undoubtedly cannibals" sind. Ich glaube keines von beiden, bevor nicht Beweise gebracht werden. Ich bin in drei Nakanai-Dörfern gewesen und habe nicht nur nichts von der Art gesehen oder gehört, sondern schließe ganz besonders aus der verhältnismäßig großen Zahl der von mir gesehenen Kinder, daß dort gesunde Verhältnisse herrschen. Daß bei den nahe verwandten Barriai unnatürliche Laster ausgeschlossen sind, beweisen die von mir erwähnten Strafen für Verletzung ihres scharf ausgeprägten Schamgefühls hinsichtlich des Afters. Das Buch von Rascher teilt die Fehler vieler Veröffentlichungen dieser Klasse, welche die Heiden über Gebühr schlecht machen und herunterreißen, um nachher die Schwierigkeit der Bekehrung, die Größe des Erfolges und die Tugenden der neuen Christen in ein um so helleres Licht zu setzen.

[289]) Durch ein Versehen von meiner Seite hat Professor Sapper s. Z. während meiner Abwesenheit nicht die Zahlen der Zählung erhalten, die auf Befehl von Herrn Boluminski vom 25. Mai bis zum 24. Juli 1906 Otto Beyer auf Neu-Hannover und kleinen Außeninseln vorgenommen hat.

Danach ergaben sich:

Männer, verheiratet	1408
Frauen, verheiratet	1422
Männer, unverheiratet	939
Knaben	909
Mädchen	759
Witwen	330
	5767
Einwohner, männlich	3256
„ weiblich	2511

Dazu angeworben Männer und Weiber: ungefähr 500 bis 600.

Neu-Hannover mit kleinen Inseln besaß also Ende Juli 1906 etwa 6300 Bewohner.

Kropf habe ich bei Melanesiern nie gesehen. Eine schlimme Kinderkrankheit sucht, wie schon erwähnt, als Folge der Entwöhnung und des Übergangs zur Sago-Nahrung die Kinder der Sissano-Gegend, Neu-Guinea, heim: die Schleimhäute der Geschlechtsorgane und des Anus entzünden sich unter großen Schmerzen für die Patienten. Ich sah besonders ein wimmerndes und schreiendes kleines Mädchen auf dem Schoß seines wirklich besorgten Vaters; die betreffenden Organe waren angeschwollen und zeigten Schorf und eitrige Materie. Alle Kinder sollen diese Krankheit durchmachen müssen und schwächliche auch daran sterben.

Ringwurm und Krätze (Kaskás) sind die Pest von Melanesien; weder Sapper noch ich sind von ihnen verschont geblieben; ich habe beide so oft gehabt, daß ich gar nicht mehr gezählt habe. Im engen Verkehr mit den Eingeborenen ist dies nicht zu vermeiden, aber bei Anwendung der richtigen Mittel gleich im Anfang sind beide in wenigen Tagen verschwunden. Abgesehen von den Baining, die durch und durch mit beiden Krankheiten behaftet sind, sah ich verhältnismäßig viel Ringwurm in Leitere und Pom (Japen) für Melanesien, und auf Luaniua (Ongtong Java) und Anuda für Polynesien. Auf Pāk, Admiralitäts-Inseln, fiel mir kein Fall von Hautkrankheit auf. Über den Aderlaßbogen, den ich in Sissano sah, und den u. a. Wafer für den Isthmus und v. Eschwege für Brasilien festgestellt haben, ist schon häufig, so von Heger und v. Luschan verhandelt worden.

Wenn ein Barriai (oder ein Weib) sich das Leben nehmen will, dann geht er in den Wald, nimmt einen Rottang und knüpft sich auf. Eine andere Todesart scheinen sie nicht zu kennen. Soweit meine Kenntnis reicht, werden zwei Todesarten ganz besonders von den Selbstmördern in der Südsee bevorzugt: Aufhängen und Abspringen von einem hohen Baum oder in einen Abgrund. Ersteres ist mir bekannt aus Neu-Mecklenburg, Salomonen, Fidschi und Neu-Seeland; letzteres von Kiriwina (Ost-Neu-Guinea), Neu-Caledonien, Fidschi, Neu-Seeland und Niué. Die Fidschi-Insulaner und Maori wendeten also beide Arten an. Welche von ihnen mehr melanesisch und welche mehr polynesisch ist, können erst weitere Tatsachen entscheiden.[290])

Wenn ein Barriai stirbt, so wird er in ein mōī (Pandanusmatte) gewickelt, ein Häuptling oder reicher Mann auch wohl in einen Kanuteil als Sarg, und unter einem der Männerhäuser begraben. Die Weiber werden unter dem Familienhause bestattet, ohne daß die Männer aus den Männerhäusern oder die Weiber und Kinder aus den Familienhäusern auszögen.

Auch im mittleren Neu-Mecklenburg, so in Namarodu und Nokón, werden alle Verstorbenen unter den Männerhäusern begraben; nach zwei oder drei Jahren werden dann — wie wir das so gut von den Huronen und vielen anderen Stämmen Nord- und Süd-Amerikas kennen — die Gebeine gehoben, gereinigt und sorgfältig am Meere oder im Walde in Höhlen und Grotten beigesetzt. Die Verbrennungs- und Beerdigungsgrenze in Neu-Mecklenburg läuft nördlich Tandes.

Dieses Bestatten der Verstorbenen, das auch im Osten von Neu-Pommern, auf der Gazelle-Halbinsel, die allgemeine Art ist, findet sich zerstreut über das ganze malaio-polynesische Gebiet, von den Tagalen im Westen bis zu den Polynesiern der großen Inselwelt.[291]) In Amerika finden wir dieses Begraben unter der Hütte in San Salvador, bei den Insel- und Festland-Karaiben, deren letztere auch zum Teil unter dem Männerhaus begruben; ferner bei Stämmen des Inka-Reiches, am Ober- und Mittellauf des Amazonas, am Rio Branco und in Mato Grosso.[292])

Friedhöfe nach polynesischer Art befinden sich auf Luaniua (Ongtong Java) und Nukumanu, von denen ich aber nur die der letzteren Insel gesehen habe; sie ziehen sich sporadisch über die polynesische Inselwelt hin bis zu den Tuamotus im Osten.[293])

Eine ähnliche Art der Totenbehandlung wie aus der Motu-Gegend her bekannt, ist in Sissano üblich, wie mir der Händler Schulz erzählt hat. Der verstorbene Schulz war zwar kein sehr intelligenter, aber ein anständig denkender Mann, dem ich das beste Andenken bewahre. Es ist ihm gelungen, durch Hüttenspalten heimlich zu sehen, wie die Anverwandten um eine schon stark in Zersetzung übergegangene Leiche hockten, mit den Fingern Fleisch oder Haut von dem zerfallenden Körper abrissen und an diesen Fetzen lutschten.

[290]) Stephan/Graebner: p. 110; — Brown: „Melanesians", p. 238; — Fleurieu: p. 135; — Lambert: p. 53; — Williams: „Fiji", p. 123; — Nicholas: II, 187—188; Turner: „Samoa", p. 305. — Ellis: „Polyn. Res.", I, 28.

[291]) de Morga: p. 197; — Turner: „Samoa", p. 281. 284; siehe auch Hawkesworth: III, 50—51.

[292]) „Col. Doc. Inédit", VI, 32; — du Tertre: „Histoire Generale des Antilles" (Paris 1667—1671), II, 411—412; Labat: „Nouveau Voyage" (La Haye 1724), II, 123; — Barrère: p. 229; — Cieza de León in Vedia: „Historiadores Primitivos", II, 438 I; — Oridinaire in „Revue d'Ethnographie" VI, 280; — „Revista Trimensal", XIII, 255; VI. (seg. edição), p. 310; — Maroni in „Bol. Soc. Geográf. Madrid". XXXI, 51.

[293]) Lister in „Journ. Anthrop. Inst., XXI, p. 55; — Hawkesworth: I, 104; — Woodford: „Ongtong Java", p. 547.

Schulz sagte mir, daß sie sehr besorgt sind, dieses Tun zu verbergen, und daß sie ungern davon sprechen.

Es war geplant, zum Schluß als Ergänzung dessen, was im Text bereits hier und da gesagt werden konnte, noch die Kulturerscheinungen kurz durchzugehen, die außerdem noch die Südseevölker den Indianern Amerikas näher zu bringen scheinen. Der schon längst überschrittene Rahmen dieses Aufsatzes verbietet es. Es sollte über die Erbfolge des Häuptlings- oder Königssohnes gleich bei seiner Geburt, noch bei Lebzeiten seines Vaters, gesprochen werden; über das Heiraten der Schwestern durch die Brüder; über die Stufenpyramiden, das Herzopfer, die Schädelmasken, den Peitschentanz und das Federn; über die aus gekautem Material gewonnenen stimulierenden Getränke, das Rindenzeug, den Poncho von Nord- und Süd-Amerika; über Steinkeulen und solche, die mit Knochenspitzen und Tierzähnen armiert sind; über Dolche, Obsidian-Instrumente und Harpunen; über Fischvergiften und einige Kleinigkeiten mehr. Ganz ähnliche Verhältnisse, wie heute in Neu-Guinea und Nachbarschaft, herrschten zur Zeit der Entdeckung auf den Antillen. Ein Teil der Bewohner war im Besitz von Bogen und Pfeilen, ein anderer gebrauchte Wurfbretter, ein dritter endlich — die Außengelegenen, die Randbewohner — besaßen Speere aus Holz oder mit Knochenspitzen, vielleicht auch die Schleuder. Schilde und Knochen-Pfeilspitzen wurden teilweise verwendet, man gebrauchte Steinbeile und Rohrmesser. Sie waren Ackerbauer und zugleich gewandte Fischer, die es zum Teil zu einer raffinierten Methode, wie die Remorra-Fischerei, gebracht hatten. Ein lebhafter Wasserhandel sorgte für den Umsatz ihrer Industrie, in der die teilweise ausgeübte Töpferei eine große Rolle spielte. Muschelgeld ergänzte und erweiterte den Tauschhandel. Man fand nur zwei Hauptsprachen vor, aber eine weit größere Verschiedenheit in den Hüttenformen und Verwandtem. Man hatte Masken und eine gute entwickelte Holzschnitzkunst. Dieselben Verhältnisse herrschten teilweise in Brasilien; hier kamen Dolch hinzu, das Blasrohr in großem Umfange, teilweise riesige Schilde und die Sitte, die verstorbenen Verwandten im eigenen Magen zu begraben. Kannibalismus war charakteristisch für die stärkeren, mehr agressiven Teile.

„Ich teile nicht," sagt Alexander v. Humboldt, „den wegwerfenden Sinn, mit welchem nur zu oft Volksüberlieferungen verdunkelt werden; ich lebe vielmehr der festen Überzeugung, daß mit mehr Emsigkeit und mit mehr Ausdauer viele der geschichtlichen Probleme" das alte Amerika betreffend „eines Tages durch Entdeckungen von Tatsachen werden aufgehellt werden, die uns bisher gänzlich unbekannt geblieben sind."[294])

Auch ich lebe dieser Überzeugung in gewissen Grenzen, aber ich glaube mit M. Haberlandt, daß solche Ergebnisse nur „durch vorsichtige und mühsame Kleinarbeit" gewonnen werden können, nicht durch die kürzlich von ihm charakterisierte Methode einer neuen kulturhistorischen Schule.[295])

Jede Kultur lebt und entwickelt sich, und wenn nach der schaffenden und ändernden Arbeit von Tausenden von Millionen von Köpfen in vielen Tausenden von Jahren die Ergebnisse nicht allzu vielseitig sind, so kommt das daher, daß alles weniger Gute, Unbrauchbare sehr bald wieder unter der harten Hand des Lebens verschwindet, und nur das Gute, das Brauchbare bleibt. Da nun das einem Naturvolk für seine Erzeugnisse zur Verfügung stehende Rohmaterial beschränkt ist, und auch das geistige Leben primitiver Menschen über eine gewisse enge Grenze nicht hinausgeht; da zudem der Geist des Menschen, so verschieden er sich im einzelnen auch entwickeln und so vielseitig er wirken mag, im Grunde doch immer ein und derselbe ist, der Geist der Gattung homo: so kommt es, daß wir überall dort häufige Parallelerscheinungen finden, wo die Lebensbedingungen gleiche oder ähnliche sind. Diese Entwicklung in ihrem Vorgang und in ihren Ergebnissen zu beobachten ist nun unendlich schwer; einmal, weil sie unmerklich und langsam vor sich geht, fast so langsam und unmerklich, wie die Entwicklung einer Sprache; und dann, weil es ja gerade unser Hauch bewirkt, daß diese primitiven Kulturen aufhören produktiv zu sein, daß sie so schnell zusammenbrechen und verschwinden. Diejenigen aber unter uns, die noch manches beobachten konnten und manches beobachtet haben, die Squaw-Männer, Halfcats und Händler mancher Art, sind fast durchweg zu ungebildet und gleichgültig um solche Dinge zu beobachten; und wenn sie es taten, so sind doch ihre Erfahrungen für die Wissenschaft meist verloren. Und doch, wenn man näher zuschaut, so findet man selbst unter so ungünstigen Verhältnissen Erscheinungen, die sich zweifellos als Erfindungen charakterisieren, die vom primitiven Menschen gemacht und die mehrfach gemacht worden sind. Auf einige solcher Erscheinungen ist im vorstehenden Text bereits hingewiesen worden. Ich will nur noch an die prachtvollen Pfeilspitzen erinnern, die aus zerschlagenen Flaschen sich die Pápago von Arizona machten,

[294]) „Kosmos" (Stuttgart u. Tübingen 1847), II, 461.

[295]) Haberlandt in „Peterm. Mitteil." (1911), I, Heft 3, p. 113 ff.

im Osten Indianer von Carolina, und die bei den Anwohnern der Magalhães-Straße so oft angetroffen wurden, daß es überflüssig ist, hierauf noch hinzuweisen.[296]) Welcher Kulturstrom hat diesen Indiandern an den verschiedensten Enden Amerikas gelehrt, aus Glas Pfeilspitzen zu machen? Wer hat die Melanesier unterrichtet, aus eben diesen Flaschen Rasiermesser herzustellen, und wer hat den Indianern Nord-Amerikas gesagt, mit Messern zu werfen wie Wolfdieterich und der Heide Belian? Wir wissen nicht nur, daß die Siboneyes von Süd-Cuba — und offenbar nur diese — genau so mit der Remorra fischten, wie die Bewohner der Ostküste des tropischen Afrika,[297]) sondern der in der alten Geschichte Californiens berühmte Pelikan von San Roque zeigt auch, wie fein beobachtende Naturkinder ein Tier in der Art zum Fischen für sich auszunutzen verstehen, wie wir dies in der Kormorant-Fischerei der Chinesen in der Vollendung sehen.[298])

Keiner hat, wie ich glaube, treffender als Domingo Sarmiento auf die Veränderungen hingewiesen, die durch die Einführung des Pferdes in Nord- und Süd-Amerika unter den betreffenden Indianerstämmen hervorgerufen wurden. Aus früher absolut verschiedenartigen Stämmen im Norden und im Süden des großen Kontinents wurde äußerlich in dem Grade scheinbar ein einziges Volk, daß Beschreibungen aus den Prärien und Plains dem Argentinier ein Plagiat aus der Pampa zu sein schien. Und Sarmiento kannte seine Pampa. James Mooney aber hat das Verdienst, im einzelnen an den Cheyenne nachgewiesen zu haben, wie ein seßhaftes Ackerbau- und Fischervolk, das noch um 1680 in erdgedeckten Holzhütten im südlichen Minnesota wohnte, 150 Jahre später als räuberisches, Bison jagendes Reitervolk über die Prärien und Plains schweifte und eigentlich nichts von der Kultur seiner Väter bewahrt hatte, als deren Sprache.[299]) Und in der Tat, die Sprache ist es, die uns bei der Suche nach Kulturzusammenhängen als Leitstern vorausleuchten sollte, und in diesem Sinne hofft auch diese Arbeit einen bescheidenen Beitrag geliefert zu haben.

Skizze der Grammatik der Barriai-Sprache.

I. Einleitung.

An einer früheren Stelle ist bereits festgestellt worden, wie die folgenden sprachlichen Ergebnisse gewonnen wurden. Alles Unsichere oder Zweifelhafte ist nicht aufgenommen worden. Es konnte dies auch ohne Schaden geschehen, da das Verbleibende, wie ich glaube, nicht nur genügt zur Feststellung des Charakters und des Platzes dieser Sprache, sondern auch gestattet, sich in ganz einfachen Sätzen mit einem Barriai ebensogut oder besser zu verständigen, wie etwa mit Pidgin-Englisch.

Dem Ethnologen, dem neben dem Sprachforscher diese kleine Arbeit in erster Linie zugedacht ist, wird angesichts der bekannten spezifizierenden Art der Naturvölker vielleicht auffallen, daß nicht selten ein und dasselbe Wort sehr verschiedenartigen zoologischen Arten zukommt. Ich vermute auch, daß bei den Tieren des Meeres und des Strandes hier und da noch besondere Benennungen vorhanden sind. Um diese aber festzustellen, muß man, wie bereits erwähnt, mit den Weibern, Mädchen und Kindern zur Ebbezeit auf das Riff zum Fischen und Sammeln hinausgehen. Auch sonst weiß ich nicht, ob alle mir in dieser Hinsicht gemachten Mitteilungen bei einer gründlichen Nachprüfung werden bestehen können. Denn bei der Menge und Vielseitigkeit meiner Arbeit und bei der Masse des Materials, das mir durch den Kopf und durch die Notizbücher ging, habe ich so manches nicht nachprüfen können und bei nicht wenigem es vergessen zu tun, obwohl ich es gekonnt hätte.

[296]) Lawson: loc. cit. p. 31 I; — ten Kate: „Reizen", p. 31; — Graebner: „Methode", p. 107, 108, erklärt es für unmöglich, „die selbständige Entstehung zweier Parallelerscheinungen nachzuweisen".

[297]) A. v. Humboldt: „Essai Politique sur l'Ile de Cuba" (Paris 1826), I, 361—364; — Holmwood in „Proceed. Zool. Soc." (London 1884), XXVIII, 411—413.

[298]) Torquemada: „Monarquía" I, 696—697, 702 II; Venegas: „Noticia de la California" (Madrid 1757), I, 48—49; III, 35—36, 57; — Clavigero: „Storia della California" (Venezia 1789), I, 99.

[299]) Sarmiento: „Facundo; ó, Civilizacion i Barbarie en las Pampas Arjentinas" (Nueva York 1868), p. 17. — „Los accidentes de la naturaleza producen costumbres i usos peculiares a estos accidentes, haciendo que donde estos accidentes se repiten, vuelvan a encontrarse los mismos medios de parar a ellos, inventados por pueblos distintos." Folgen treffliche Beispiele aus dem Leben auf Prairie und Pampa. „En fin, mil otros accidentes que omito, prueban la verdad de que modificaciones análogas del suelo traen análogas costumbres, recursos i espedientes. No es otra la razon de hallar en Fenimore Cooper descripciones de usos i costumbres que parecen plajiadas de la Pampa." — Mooney in „Mem. Amer. Anthrop. Assoc." (1907), I, 361—442.

So ist, um ein paar Beispiele herauszugreifen, mir versichert worden, daß die Barriai keine besonderen Bezeichnungen für Back- und Schneidezähne haben; keine besonderen Ausdrücke für Kopf-, Körper-, Achsel- und Schamhaar; kein Wort für Salz und Gemüse, die ihnen unbekannt sind; kein Wort für Blutegel, den es in ihren Wäldern nicht gibt, und keins für Doktor oder Medizinmann, den sie in diesem Sinne nicht kennen. Mir ist ferner versichert worden, daß sie kein Wort für stumm, taub und taubstumm besäßen, weil es derartig belastete Leute bei ihnen gar nicht gäbe, daß sie aber auch keine Bezeichnung für „Stehen auf einem Bein" und „Faust" hätten, obwohl ihnen diese Körper- und Handhaltungen an sich bekannt sind.

Ich lasse es dahingestellt sein, ob diese Feststellungen durchweg in jeder Hinsicht zutreffend sind; Irrtümer infolge von Mißverständnissen oder Unkenntnis des Gesagten sind immerhin möglich. Bei Bearbeitung meines Materials habe ich dies unmittelbar in einem Falle feststellen können, wo sich zwei Gewährsmänner über einen Punkt in absolut entgegengesetztem Sinne geäußert hatten.

Im übrigen ist festzustellen, daß alle Barriai eine Sprache reden; es gibt keine Männer- oder Weibersprache, auch keine Zeichensprache, abgesehen von den gewöhnlichen Geberden, Zeigen mit dem Munde, Winken mit der Stirn und ähnlichem.

Charakteristisch für die Barriai-Sprache ist eine weitgehende Verbindung (liaison) der einzelnen Satzglieder miteinander und ein Verschmelzen und Verschlucken ganzer Silben in einem so hohen Maße, daß es für einen Anfänger in Melanesien unmöglich ist, diese Sprache richtig aufzunehmen. An sich kann man dies nicht Nachlässigkeit im Sprechen nennen; es gehört eben zum Charakter der Sprache, wie sie sich ausgebildet hat; aber, wie überall in Melanesien, tritt noch eine weitgehende Nachlässigkeit hinzu, die nicht zu verwundern ist bei Leuten, die gewohnt sind, sich mit dem Betelpriem im Munde zu unterhalten. Auch ein scharfes Ohr und Übung genügen hier beim Aufzeichnen nicht, man muß jedes Wort in sein Innerstes hinein sezieren. Der gesprochene Satz sieht denn auch in sehr vielen Fällen absolut anders aus, wie der, welchen die Schriftsprache nach Zergliederung und Analyse schließlich zu Papier bringt. Ich habe es daher für richtig gehalten, in manchen Fällen neben den Satz der Schriftsprache den Satz auch so zu setzen, wie ihn der Mund eines Barriai ausspricht, wie ihn das Ohr vernimmt.

Die Scheidung der Prä- und Suffixe von den Stämmen ist nicht immer leicht; in einigen wenigen Fällen ist mir möglicherweise diese Trennung der Unvollständigkeit des Materials wegen nicht richtig gelungen. Ganz schlimm aber ist das i, das am Anfang von Worten insofern Schwierigkeiten macht, als man oft nicht weiß, ob es ein Bestandteil des Wortes selbst ist oder das vorgesetzte possessive i. Denn, fängt das Wort wirklich mit einem i an, so ist dies im possessiven Verhältnis nicht zu erkennen, denn i mit i wird durch Klankverbindung ī; während andererseits auch im nicht possessiven Verhältnis dieses eigentliche possessive i oft so fest mit dem Worte verbunden zu sein scheint, daß es die Eingeborenen überhaupt nicht ohne dieses i aussprechen, weil sie immer ein possessives Verhältnis im Sinne haben. Genau so ist es z. B. in Tobelo, Halmaheira, wo mir bei einer Sprachaufnahme bei mehreren Wörtern regelmäßig ma vorgesetzt wurde, obwohl dies nicht zum Wort gehört, sondern das Possessivpronomen ist. Fragte ich z. B. nach dem einheimischen Namen für das in einem Boot liegende Schöpfgefäß, auf das ich zeigte, so hieß es zur Antwort nicht „Schöpfgefäß" oder „ein Schöpfgefäß", sondern „sein Schöpfgefäß", nämlich des Bootes, in dem es lag. Emil Stephan („Globus" LXXXVIII, p. 220 I und „Südseekunst", Tafeln IV, V, VIII, IX, XII) hat denn auch in seinen Barriai-Sprachproben diese Verhältnisse ganz offenbar nicht erfaßt, indem er i für ein Präfix oder für einen Artikel hält, während offensichtlich das Frage- und Antwortverhältnis vorgelegen hat, wie ich es soeben aus Tobelo anführte; statt „i lábora = Stirn" muß es heißen „i lábora = seine Stirn" usw.

Die in dieser Arbeit angewandte phonetische Schreibweise ist die vortreffliche und allgemein bekannte von Carl Meinhof (Neumayer: „Anleit. zu Wissensch. Beobachtungen auf Reisen" 3. Aufl., Bd. II, p. 476ff). Zur Vermeidung erheblicher Mehrkosten beim Satz ist dieses System jedoch in allereinfachster Form gewählt und einige kleine Änderungen vorgenommen worden, die leicht zu erkennen sind. Die in diesem linguistischen Teil benutzten Quellen werden am Schluß aufgeführt werden. Ich bemerke ausdrücklich, daß ein jedes zum Vergleich herangezogene Wort, sofern nicht anders angegeben, aus den Originalarbeiten stammt, keines aus Arbeiten zweiter Hand, die nicht durchweg einwandfrei sind.

II. Lautlehre.

Die Barriai-Sprache verwendet die folgenden Vokale:

ă ā; ĕ ẹ ẹ̭; ĭ ị; ŏ ọ ō̱ ö̆; ŭ ụ ü̆ ǖ;

Diphthonge:

a͡i; a͡u; a͡o; o͡i;

Halbvokale:

w; y;

Konsonanten:

k ṅk; g ṅg; γ ṅ;
t nt; d nd; n ñ; r l s; ts; j;
p; b mb; m.

1. Im besonderen ist über diese Laute zu sagen:

a. Vokale. Das a hat nach w zuweilen einen o-Anklang ohne jedoch ō zu sein, offenbar weil wa hier eigentlich o͡a ist. So in wắgă, Auslegerboot, wăga͡ldă, Bootspassage.

Das ĕ klingt nicht selten an das kurze deutsche ä an, das nach Gatschet ja auch im Binnen-Viti vorkommt (Gatschet: p. 269). Das Jabim hat auch diesen Laut. ö ist, wenn auch selten, vorhanden; wir finden es auch im Kawi (Juynboll: p. 436 u. passim), im Bali, im Sundanesisch und im Gajo. (Über letzteres Brandstetter: „Wurzel und Wort" p. 7.)

Auch ŭ ist vorhanden, so in năsŭlŭ̋n, Loch in der Erde; und ū in jū̋!! Ausruf beim Angriff.

b. Diphthonge. Es gibt vollkommene Diphthonge, z. B. pa͡lămau͡, schlecht; po͡ipo͡i, geflochtener Armring; und unvollkommene Diphthonge, in denen man die beiden Komponenten mehr oder weniger deutlich zu hören bekommt. So in ắbẹį̆, Holz, Baum, wo mehr Diphthong; und ẹ́į̆, er, sie, es, wo mehr Doppelvokal. Hierher gehören auch alle Fälle von Klangverbindung, wie tă ŭ̋n, trinken, das in der Praxis tatsächlich wie ta͡un klingt. Auch mọ́į̆, Taro, klingt doch fast wie ein Diphthong, obwohl bei genauem Zuhören beide Komponenten erkennbar sind.

Der Diphthong ai erinnert zuweilen stark an das ostpreußische ei; in solchen Fällen habe ich ausnahmsweise e͡i anstatt a͡i gesetzt, so ı̆e͡ie͡ină, der Schmerz.

c. Halbvokale:

Der Charakter des w geht gut aus folgenden Beispielen hervor:

ga͡u nă‿wăwắrọ spr.: ga͡u na͡uăwắrọ	ich pfeife mit dem Munde,
ẹ̆a͡u wăwắrọ spr.: ẹa͡uăwắrọ	du pfeifst mit dem Munde,
ẹ́į̆‿į̆‿wăwắrọ spr.: ẹ́į̆‿wăwắrọ	er pfeift mit dem Munde,
ga͡u nắ‿wărọ spr.: ga͡u na͡uărọ	ich kratze, jucke mich,
ẹ̆a͡u wărọ spr.: ẹ̆a͡uărọ	du kratzt, juckst dich,
ẹ́į̆‿į̆‿wărọ spr.: ẹ́į̆‿wărọ	er kratzt, juckt sich.

Der Laut des Halbvokals y ist zweifellos vorhanden, aber nicht an sich, sondern er tritt erst als Folge von liaison hervor. So:

ga͡u‿nă ra͡u‿į̆‿ụ́tẹn spr.: ga͡u‿nă ra͡uyụ́tẹn	ich beschneide (seinen Penis),
ắpăgñ ı̆͡ıe͡ııe͡i spr. ắpăgñ ye͡iye͡i	meine Bauchschmerzen oder mein Bauch schmerzt.

E. Stephan („Globus" loc. cit: p. 207 II) schreibt jaijai, wogegen an sich nicht viel zu sagen ist; denn das i klingt hier tatsächlich wie ein j, seiner Entstehung nach aber ist es ein y. Das j, um dies hier gleich vorwegzunehmen, ist mir nur einmal vorgekommen, nämlich im Worte jū̋!! dem Kriegsruf der Barriai beim Angriff.

d. Konsonanten:

Der Unterschied zwischen Mediae und Tenues ist zuweilen nicht sehr ausgesprochen; so hört man lụ́bñ und lụ́pñ für stehlen (s. Tregear: „Dictionary" p. XIV). In anderen Fällen klingt das b stark an das spanische b = v an; so glaubt man a͡lătĕ̋vı̥̆lă anstatt a͡lătĕ̋bı̥̆lă (Hahnenkamm) zu hören, und anstatt ắbẹį̆ (Baum) ắvẹį̆; in solchen Fällen handelt es sich jedoch immer um ein b, denn ein v kennen die Barriai nicht. Dieses Verhältnis befindet sich vollständig im Rahmen der M. P.-Sprachen. Ein Schulbeispiel liefert der Spanier Agüera y Infanzón, der auf Rapanui gebaca für he vaka, das Auslegerboot, aufschrieb (s. Felipe Gonzalez: p. 109). In solchen Fällen handelt es sich nur noch um die Frage, ob nicht vielleicht ein w gemeint ist, denn ein nachlässig ausgesprochenes Barriai-w ist nicht weit von einem v entfernt. In allen solchen Verhältnissen sind Irrtümer leicht gemacht, die nur eine Kontrolle durch möglichst viele Menschen oder eine Sprachvergleichung ausmerzen kann.

Nasalierung des b durch Vorsetzen von m ist selten im Barriai und kaum hörbar. Sie ist sonst häufig in malaio-polynesischen Sprachen, so — um ein paar Beispiele zu nennen — im Westen auf Sumba (Pos: „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst." LIII, 190), im Osten im mittl. Neu-Mecklenburg.

Bei dem Konsonanten d ist zweierlei zu bemerken: einmal seine Nasalierung, die nicht selten ist, so in ndı̆̋nă = dı̆̋nă, Feuer, und dann seine weitgehende Vermischung mit l und r. Diese Nasalierung des d durch vorgesetztes n ist malaio-polynesisch (cf. Pos: loc. cit. p. 197). Das d klingt nicht nur häufig scharf an r an, so daß es kaum möglich ist, beide voneinander zu unterscheiden, sondern es findet auch tatsächlich bei den Veränderungen der Form, die ein Wort untergeht, ein Wechsel von einem zum anderen statt. Ich habe diese so veränderten Formen lieber als ein Stadium in der Sprachentwicklung stehen lassen wollen, da sie tatsächlich so lauten, als die regelmäßige Form zu wählen, obwohl auch sie der tat-

sächlichen Aussprache so sehr nahe kommt, daß man auch sie für richtig halten könnte. Ich gebe einige Beispiele:

so klingt kaĩdă, Verbindungsgabeln am Auslegergestell, genau wie kaĩră; aber erstere Form ist die richtige, wie die Sprachvergleichung nachweist.

kakaũwĕdĕ oder kakaũwẹrĕ, klein, nicht groß, sind kaum voneinander zu unterscheiden, aber die zweite schien mir die bessere Form der beiden zu sein.

gịtărụă ădă kịụ, unser beider Yams, klingt genau wie ără kịụ.

kĕlĕrẹ oder besser kĕlĕdẹ, ein; — sẹră oder sẹdă, der After; r klingt genau wie d.

Ich gebe nun einige Wechsel dieser beiden Konsonanten bei den Formenveränderungen:

bụrĭgn̄, mein sperma; ẹĭbụdẹn, sein sperma; tụrŭgn̄, meine (weibl.) Brust, ẹĭtụdẹn, ihre Brust.

tărị kăpẹ, der ältere Bruder,

tădĭm kăpẹ, dein älterer Bruder; lange stand hier in meinen Büchern an zwei Stellen: tărĭm kăpẹ.

tădĭgn̄ kăpẹ, mein älterer Bruder.

tădn̄, Salzwasser, aber tărĭaĩ, in das Salzwasser.

Um die Unsicherheit voll zu machen, tritt nun hier hinzu die Verwandtschaft von r und l, die häufig so nahe erscheint, daß ich von einer Austauschbarkeit der beiden reden möchte. Während z. B. „zwei" ganz klar und deutlich rụa heißt, ist es im Dual pron. pers. — gịtărụă, gaĩrụă, gịmịrụă und gịsịrụă — so bestellt, daß ich mehrfach erwogen habe, ob nicht dieses r oder l eigentlich l̂, d. h. mit dem Laut zwischen r und l wiederzugeben sei, und ob nicht z. B. für bĕrbĕrĭă (in der Hockstellung) bĕl̂bĕl̂ĭă zu setzen sei. Viele Proben haben mir aber gezeigt, daß das r das richtige ist. Es ist aber interessant, daß dieser l̂-Laut in der Tat in der Nähe, bei den eine melanesische Sprache redenden Bewohnern der Le Maire-Inseln bekannt ist. Eine kleine Geschichte mag dies erläutern. Der frühere Leiter der Station Eitapé, zu der die Le Maire-Inseln gehören, Herr **Rodatz**, der ein feines Ohr für Sprachen besitzt, glaubte den Namen der Insel Garnot mit Blub-Blub richtig festgestellt zu haben (s. Admiralst.-Karte Nr. 410 [Tit. XII Nr. 116c]). Als ich diese Inseln im November 1908 besuchte, stellte ich den Namen mit Rŭbrŭb fest, allerdings mit einem nicht wiederzugebenden merkwürdigen Anklang des r an l. Herr **Rodatz** bestritt mir die Richtigkeit und hielt an seiner Lesart fest. Als ich aber im April 1909 wieder nach Eitapé kam, hatte **Rodatz** inzwischen erneut Erkundigungen einziehen können, und gab mir nun uneingeschränkt recht. Wir stellten fest, daß der Name der Insel mit dem deutschen Alphabet Rŭbrŭb geschrieben werden müsse, daß aber beide r einen höchst seltsamen Anklang nach l haben, der es angezeigt erscheinen läßt, diesen Namen phonetisch l̂ŭbl̂ŭb zu schreiben. Es zeigt sich nun, daß diese Austauschbarkeit von d, l und r charakteristisch malaio-polynesisch ist, ähnlich wie der Austausch von l und r in der Entwicklung der spanischen Sprache (flaile für frayle, Churula für Cholula und ähnliches sind häufig in den alten spanischen Chroniken des Zeitalters d. Entdeckungen; cf. **Relación de Tapia**: p. 574, 579 [México 1866]). Wir finden, daß d und r zuweilen verwechselt wird bei den Alfuren von Ceram (**Le Cocq d'Armandville** in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." XLIII, 353); ferner r, l und d in den verschiedenen Dialekten der Ambonschen Landsprache, wofür sich bei **van Ekris** ganz ausgezeichnete Beispiele in Menge finden; so: rea — lea — dea; rarere — lalele — talele; resi — lesi — desi; reu — leu — deu; rihi — lihi — dihi; rima — lima — dima; riri — lili — didi; risa — lisa — disa; riti — liti — diti; ruha — luha — dua; ruri — luli — dudi; ruru — lulu — dudu; rusu — lusu — dusu; rua — lua — dua; riti — liti — diti; seri — seli — sedi; teru — telu — tedu; uru — ulu — udu; durchweg hat sich hier in einem Dialekt das r, im nächsten das l und im dritten das d zur Vorherrschaft durchgearbeitet, ein schlagender Beweis, wie auswechselbar diese drei einmal gewesen sind. (**van Ekris** in „Mededel. Nederl. Zendelingsgen.", VIII, 332—336; IX, 109, 110, 114, 124, 130). Ferner haben wir, was für diese Betrachtung der Barriai-Sprache von Interesse ist, die Veränderung von r in d in Tompakewa (**Jellesma** in „Verh. Bataviaasch Gen." XLVII, I, 38), auf den Togian-Inseln die Vertauschung von d, l und r (**Adriani** in „Tijdsch. Batav. Genootsch." XLII, afl. 5, p. 12), und dieselbe Erscheinung schließlich bei den Tagalen der Philippinen (**A. Marre** in „Atti della R. Accademia delle Scienze di Torino" XXXVI, p. 5 des Aufsatzes). Vertauschungen wie korano und kolano, Tobadi und Tobari, fallen dem Reisenden auf der Nordküste von Holländisch-Neu-Guinea andauernd auf (cf. auch **van der Aa**: „Reizen", p. 117, 127—128, 143, 275). Denselben Austausch von d, r und l habe ich in der Sprache von Alu und Awa, Shortland-Inseln, Salomonen gefunden, während in Paup und Yakomúl, Nord-Neu-Guinea, das r im Anlaut einen kurzen d-Vorschlag zu haben scheint. Wir finden dieselbe Erscheinung schließlich im Osten unter den polynesischen Sprachen und wundern uns, in alten Reisebeschreibungen von Honoruru und

Rihoriho statt Honolulu und Liholiho zu lesen. (Tregear: „Dictionary", p. XIV; — Percy Smith: „Hawaiki", p. 103; — Pratt: „Grammar of the Samoan Language" 4th edit. p. 2; — Ellis: „Tour", p. 11, 12, 17, 19, 111, 113 u. passim.) Von Kern und später von R. Brandstetter sind diese Verhältnisse untersucht und unter Regeln und Gesetze gebracht worden. (Kern: „Fidjitaal", p. 133; — Kern in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst." 5e volgr. II, 334—336, 340, 560, 561; — Kern, ebenda: 6e volgr. VII, 144; — Brandstetter: „Prodromus", p. 13; — Ders.: „Wurzel und Wort", p. 5.)

Ich habe bei diesem Punkte etwas länger verweilt, um zu zeigen, daß das Barriai mit seiner Auswechselbarkeit von d, l und r nicht nur völlig in den Rahmen der malaio-polynesischen Sprachen hineinfällt, sondern daß sich diese Verhältnisse dort besonders markant ausgebildet finden, wohin ich schon mehrfach gewiesen habe, nämlich in der ungefähren Linie Philippinen — Nordost-Celebes — Nord-Molukken.

p. Wie die Bewohner der Molukken und die Tagalen haben auch die Barriai kein f oder v, sondern ersetzen sie durch p. Auf den Molukken hört man peel statt holländisch veel, und persuken für holländisch verzoeken; die Tagalen aber können nicht einmal den modernen Namen ihres eigenen Vaterlandes aussprechen und nennen sich „Pilipinos". Auch das Ur-Indonesische besaß kein f (cf. Brandstetter: „W. und W.", p. 6). Verschiedentlich habe ich den Versuch gemacht, Kábui und andere Barriai ein f aussprechen zu lassen, aber regelmäßig endigte der Versuch mit einem p. Auch v können sie nicht hervorbringen, obwohl es manchmal in a͡u zu stecken scheint; aber dies ist dann bei Analyse ein w.

Sie haben ferner kein h.

g wird nicht selten durch ein kurzes vorgeschlagenes n nasaliert, z. B. ngá͡ĭă, für gá͡ĭă, Schwein; aber niemals ṅá͡ĭă. Auch diese Erscheinung ist häufig im M. P. (cf. Pos, loc. cit. p. 204).

Ein anderes g, wie im norddeutschen „Klage", nachlässig ausgesprochen, ist in seltenen Fällen vorhanden und von mir nach dem Vorgang von Meinhof mit γ wiedergegeben worden, z. B. tăγărá͡u, der vielspitzige Fischspeer, pŏγắl, die Trinknuß, Kulau.

k. In der Form kĕ́kätöl, Ei, schien mir im ersten k der sogenannte „click" vorhanden zu sein, den man auf Buka hört (cf. Codrington: „Languages", p. 212). Das erwies sich aber später als ein Irrtum, ganz besonders, als mir auch die Form kăkătŏ́l genannt wurde.

Die Konsonanten m und n sind im allgemeinen gut voneinander unterscheidbar, wenn auch in einzelnen Fällen oder wenigstens im Munde einzelner Leute ein Hinüberneigen von einem zum anderen bemerkbar schien. Von einem Verwechseln oder Vertauschen, etwa wie im Tangoa-Dialekt von Espíritu Santo (S. H. Ray: „Tangoa", p. 708) kann keine Rede sein.

ṅ kommt sehr häufig vor, hat aber nichts mit n̄ zu tun, was Stephan (loc. cit., Nr. 13 und 14) mehrere Male anführt. Den französischen Nasallaut kennt das Barriai nicht.

n̄ = n in Les'n. Dieses ist ein äußerst charakteristischer Mitlaut der Barriai-Sprache, den Stephan bereits richtig erkannt zu haben scheint. Er findet sich am Ende sehr vieler Worte, verschwindet aber, wenn sein Wort mit einem nächsten in liaison tritt, d. h. die liaison geht über das n̄ hinweg. Dieses, und auch manches andere in seiner Stellung beweisen, daß dieses n̄ eigentlich nicht zum Worte gehört, sondern im Laufe der Entwicklung des Idioms durch sprachliche Unart den Wörtern angehängt worden ist, zu denen es aber nun gehört. Für alle sprachliche Prüfungen, Untersuchung auf Stamm, Endungen und ähnliches ist also das n̄ als nicht vorhanden zu betrachten. Diese den Barriai eingewurzelte Neigung, ein n̄ anzuhängen, übertragen sie nun auch auf andere Sprachen, die sie reden mögen, z. B. das Pidgin-Englisch. Ich habe mir aus dem Munde von Barriai-Jungens ein paar Beispiele aufgeschrieben, die für die Beurteilung dieser Erscheinung interessant sind. Sie sagten: stŏpn̄ für P. E. stop; šĭpn̄ für P. E. ship; pĭgn̄ für P. E. pig; bŭšn̄ für P. E. bush; ha͡us kụkn̄ für P. E. house cook; hị rŏ̆n kwĭkn̄ für P. E. he run quick.

ts habe ich nur einmal gefunden, nämlich in tsẹ́! der Ruf, um ein lästiges Schwein fortzujagen. Es ist ja möglich, daß j und ts noch häufiger in dieser mir nur ganz unvollkommen bekannten Sprache vorkommen; aber ihre Stellung im Anlaut von Interjektionen dieser Art, Kriegsruf und Scheuchruf, würden an sich ihre Ausnahmestellung erklären.

2. Konsonantenverbindungen sind in sehr mannigfaltigen Zusammenstellungen vorhanden. Teils bilden sie selbst den An- und Auslaut einer Silbe, teils nur die aufeinander stoßenden Aus- und Anlaute verschiedener Silben, teils sind sie nur Nasalierungen, die schon in der Zusammenstellung der Konsonanten aufgeführt worden sind. Einige Beispiele mögen dies in aller Kürze erläutern: bl: ị‿blăblắ, reif; blắlă, jung; dl: dlĕ́dlẹ, Bauch- und Rückenflosse; gn: mätnắgnă, im Wasser kochen; gr: grẹ́rẹ, Rogen; kn: mămăra͡ikŏ́knă, hoch, lang; lk: kălkălắkă, Brücke auf dem Auslegerboot; ml: ămlắṅă, eine große Art Landkrebs; nṅ: ắnṅă, Essen; ṅn: dị́ṅnă, Hauswand; pm: ẹrăpmătắ, Pfad,

Weg; rg: gĕ́rgẹa͡u, kleines Kind; nắmärl, eine Figur des Fadenspiels; dieses merkwürdige rl findet wahrscheinlich seine Erklärung in dem vorhin dargelegten l-Charakter des r, ebenso, wie vielleicht das soeben genannte dlḗdlẹ; rn: märnĭáṅga͡u, warm; tn: tnăgn̄, meine Mutter; käpĭ́tnắmị, groß; tl: pĭ́tlắkö, Hummer. Es ist zu bemerken, daß, abgesehen von ắṅṅä, dessen ṅa später Erklärung findet; von tnăgn̄, wo e oder i zwischen t und n ausgefallen ist, und von ẹräpmatắ, das aus zwei Worten zusammengesetzt ist, die Wörter mit jenen für eine malaio-polynesische Sprache z. T. höchst merkwürdigen Konsonantenverbindungen offenbar nicht melanesischer Zugehörigkeit sind; källkälắkä ist eine Reduplikation. Die Endsilben lauten zu einem sehr großen Teil vokalisch aus.

3. Über Klangverbindung infolge von liaison ist folgendes zu sagen:

a mit a wird ā;
a mit e wird a͡ī;
a mit i wird a͡ī;
a mit o wird a͡ō;
a mit u wird a͡ū;
a mit ai wird a͡ī;
a mit w wird a͡ū;
a͡ū mit u oder w wird a͡ū;
i mit i wird ī;
i geht vor anderen Vokalen in den Halbvokal y über;
o mit i wird o͡ī;
u geht vielfach vor anderen Vokalen in den Halbvokal w über.

4. Der Akzent ist nicht so ausgeprägt, wie wir dies von den indogermanischen Sprachen gewohnt sind; daher findet man die gleichen Wörter teils mit verschiedenem Akzent, teils mit Doppelbetonung. Das ist auch wohl der Grund, daß Vetter in seinem Jabim durchlaufend auf jede Art von Akzentuierung verzichtet, während Schellong den wissenschaftlich sicherlich verdienstvolleren Weg wählt, jede Form, die er bringt, mit einem Akzent zu versehen. Zusammensetzungen führen häufig zu einer Akzentverlegung, ebenso Emphase beim Sprechen; auch der Frageton ist geneigt, Akzentveränderungen zu verursachen. Als Beispiele, von denen die Folge noch eine erhebliche Anzahl mehr bietet, nenne ich: ĕ́lẹä und ĕlẹ́ä, der Brillen-Kakadu; kĕlĕ́rẹ und kḗlĕrẹ, ein.

III. Wortbildung.

Nur über die in den malaio-polynesischen Sprachen so häufige Reduplikation und Wortwiederholung sollen hier ein paar Worte gesagt werden. Für Reduplikation führe ich als Beispiele an: kälkälắkä, Brücke auf Kanu, während Wörter wie böläbölắrä, Stirn, und tüätüắrä, Rücken, nur scheinbar Reduplikationen, in Wirklichkeit aber Wortwiederholungen sind. Denn rä ist, wie wir sehen werden, eine Art von angehängtem Artikel. Wortwiederholungen sind dagegen ungemein häufig im Barriai; ich nenne einige Beispiele: bŏbŏ́, Schmetterling; düädüắ, Känguruh; kwäṅkwắṅ, Paradiesvogel; la͡īla͡ī, Abend; tắ‿lälälä; ga͡ū‿nä lắlälä, Hin- und Hergehen, gehen überhaupt; ich gehe hin und her; mälmắl, böse, ärgerlich; mắmä, Sagopalme; nämükmúkn̄, schwarzer (Helm-) Kasuar; mänämắnä! schnell! päṅäpắṅä, Sumpf; pĕlpḗl, Ringwurm (Krankheit); po͡ī-po͡ī, geflochtener schwarzer Armring; pölöpṓlö, Schlitten im Auslegerboot; sĭ́läsĭ́lä, Umfriedigung, Umzäunung. Die große Anzahl so gebildeter Tiernamen fällt auf.

IV. Pronomen.

1. Pronomen personale.

Sing.	1. pers.	Nom. ga͡ū;	Acc. ga͡ū
	2. pers.	Nom. ẹ̆a͡ū;	Acc. gö
	3. pers.	Nom. ẹ́ĭ;	Acc. ĭ
Dual.	1. pers. (incl.)	Nom. gịtắrụ̈ä	
	1. pers. (excl.)	Nom. ga͡īrụ̈ä	
	2. pers.	gĭ́mịrụ̈ä	
	3. pers.	gĭ́sịrụ̈ä od. auch gĭ́sịrụ̈ä	
Trial.	1. pers. (incl.)	gĭ́tätöl	
	1. pers. (excl.)	ga͡ītöl	
	2. pers.	gĭ́mịtöl od. auch gịmĭ́töl	
	3. pers.	gĭ́töl	
Plural.	1. pers. (incl.)	gĭ́tä; gĭ́tä pắṅĕ, wir 4.	
	1. pers. (excl.)	ga͡ī	
	2. pers.	gĭ́mĭ	
	3. pers.	gi	

Beispiele:

nắ‿nĭ́n ga͡ū, ich rasiere mich;
ẹ̆a͡ū nĭ́n ga͡ū, du schneidest meinen Bart;
ẹ̆a͡ū nĭ́n ga͡ū! rasiere mich!
ga͡ū‿nä nĭ́n‿gö, ich rasiere dich;
pḗlĕ ga͡ū! kämme mich!
ga͡ū‿nä pḗlĕ‿gö, ich kämme dich;
näm lụ́ä‿ga͡ū! zur Hilfe!
ga͡ū‿nä lụ́ä‿gö, ich helfe dir;
ga͡ū‿nä lụ́ä‿ĭ (spr. lụ́a͡ī), ich helfe ihm;
(ga͡ū) pĭ́sĭkŏn‿ĭ kärö ga͡ū, ich habe Schluckauf; d. i. Schluckauf er packt (macht) mich. Das ga͡ū im Anfang ist das verstärkte Pron. pers., welches in diesen Sätzen teils genannt, teils fortgelassen wurde.
(ẹ̆a͡ū) pĭ́sĭkŏn‿ĭ kärö gṓ, du hast Schluckauf;
(ẹ́ĭ) pĭ́sĭkŏn‿ĭ kärö́‿ĭ, er hat Schluckauf (spr. pĭ́sĭkŏnĭ kärö͡ī);

Während diese Formen durch viele Beispiele sichergestellt sind, finde ich in meinen Papieren noch eine Art Dativform, aber nur in einem Beispiel, so daß ich hier nicht generalisieren möchte, sondern dieses Beispiel einfach unter Hinweis auf das Pron. poss. gebe.

gāū‿nă păn‿lĕm, ich gebe dir (etwa: ich gebe dir das Deinige);
ḉāū păn‿lĕgn̄, du gibst mir;
gāū‿nă păn‿ĕlĕ, ich gebe ihm;
ḉḭ‿ị păn gịtărụ̆ă lĕdă, er gibt uns beiden (incl.);
ḉāū păn gāīrụ̆ă lĕmāī, du gibst uns beiden (excl.);
nă‿păn gĭmịrụ̆ă lĕmi, ich gebe euch beiden; das gāū fällt im Verkehrston meistens fort; s. unter Verbal-Partikeln.
nă‿păn gĭsịrụ̆ă lĕdn̄, ich gebe ihnen beiden;
ḉḭ‿ị păn gịtătŏl lĕdă, er gibt uns dreien (incl.)!
ḉāū păn gāītol lĕmāī, du gibst uns dreien (excl.);
gāū‿nă păn gịmịtŏl lĕmĭ, ich gebe euch dreien;
nă‿păn gịtŏl lĕdn̄, ich gebe ihnen dreien;
ḉḭ‿ị păn gịtă lĕdă, er gibt uns (incl.);
ḉāū păn gāī lĕmāī, du gibst uns (excl.);
nă‿păn gịmĭ lĕmĭ, ich gebe euch;
nă‿păn gị lĕdn̄, ich gebe ihnen.

2. Pronomen possessivum.

Wie der Besitz von Dual und Trial, so kennzeichnet auch die Art des Possessivpronomens das Barriai als eine melanesische Sprache; denn es hat deren zwei, von denen die erste durch Vorsetzung der Possessivform vor das Substantivum gebildet wird, die zweite durch Possessiv-Suffixe.

Die erste Klasse zerfällt wieder in zwei Abteilungen, die verschieden sind, je nachdem das betreffende Objekt der Person gehört oder für sie bestimmt ist.

Beispiele:

gāū‿lĕgn̄ gāīă, mein Schwein; ebenso z. B. gāū‿lĕgn̄ dăṅă, eine Sache, die mir gehört; nāūăṅ, Enkelstrumpf; ḉăbă, Freund. Dagegen wird bŭrụ̆ă, Feind, nie mit dem besitzanzeigenden Fürwort versehen; ein Feind ist eben Feind, ein Feind des einen ist aller Feind.

Ferner wird mit lĕgn̄ verbunden: wạgă, Auslegerboot; kāūă, Hund; lụmă, Haus; pọ̆rẹ, Pagaje; kŏkăkŏ, Huhn; kărĕṅĕ, Schwägerin, Bruders Frau; dagegen ḉŏwăgn̄, mein Schwager, Schwesters Mann, mit Poss.-Suffix.

ḉāū‿lĕm gāīă, dein Schwein;
ḉị‿ĕlĕ (spr. ḉyĕlĕ; das y aber stark als Halbvokal prononciert; beinahe wie ḉĭyĕlĕ).
gịtărụ̆ă lĕdă gāīă;
gāīrụ̆ă lĕmăī oder lĕmāī;
gĭmịrụ̆ă lĕmĭ;
gĭsịrụ̆ă lĕdn̄;
gịtătŏl lĕdă gāīă;
gāītŏl lĕmăī oder lĕmāī;
gĭmịtŏl lĕmĭ;
gịtŏl lĕdn̄;
gịtă lĕdă gāīă;
gāī lĕmăī oder lĕmāī;
gịmĭ lĕmĭ;
gị lĕdn̄.

Die nun folgende zweite Form hat in sich für den sing. wieder zwei verschiedene Formen, die, soweit ich herausbekommen habe, an verschiedene Arten des für die betreffende Person bestimmten Essens usw. gebunden sind.

Beispiele erklären am besten.

gāū‿ăgn̄ kịụ, mein (der für mich bestimmte, gekochte) Yams; ebenso:
mọ̆ị oder mŏị, Taro; (ị)tāūtāū, Frucht; mạlŏ, die Hüftbinde; ĭĕrăgn̄, die Hälfte; nịụ, die Kokospalme; năṅĕṅĕn, Hundezahnstirnband; túmă Laus; d. i. gāū‿ăgn̄ tụmă, die auf mir sitzende Laus: bụă ị‿păgă, Traube Areca-Nüsse; ăndŏ, Nasenpflock.
ḉāū‿ăm kịụ, dein Yams;
ḉị‿āīă kịụ (spr. ḉyāīă oder ḉĭyāīă kịụ; wie bei ĕlĕ das y stark als Halbvokal);

Die zweite Form ist im singular die folgende:
ăṅṅă tŏgāū, mein, das für mich bestimmte Essen;
ăṅṅă tŏgŏ, dein Essen;
ăṅṅă tŏn, sein Essen;
pūdn̄ tŏgāū ị‿blăblă, meine Banane ist reif.

In diesem tŏgāū usw. scheint mir die Präposition tŏn zu stecken.

Dual, Trial und Plural sind für beide Formen die gleichen:
gịtărụ̆ă ădă kịụ oder
gịtărụ̆ă ădă ăṅṅă (spr. fast wie ărăṅṅă);
gāīrụ̆ă ămăī ăṅṅă;
gĭmịrụ̆ă ămĭ ăṅṅă;
gĭsịrụ̆ă ădn̄ ăṅṅă (spr. fast ărăṅṅă);
usw. nach Analogie.

Die zweite Klasse der Possessiv-Bildungen ist jene für die melanesichen Sprachen so charakteristische Art, den Körperteile und Verwandtschaftsgrade bezeichnenden Substantiven ein Possessiv-Suffix anzuhängen. Diese Art ist im Barriai vollständig durchgeführt.

Beispiele:

(gāū) tămăgn̄, mein Vater;
(ḉāū) tămăm, dein Vater;
ịtămă, sein Vater;
gịtărụ̆ă tămanāī, gāīrụ̆ă tămănāī usw., gịtătŏl usw., gāīrụ̆ă tnănāī, unser beider Mütter.

Dagegen gibt es für „Bruder" und „Schwester" Possessiv-Suffixe für „unser zweier" und „unser dreier" nicht.

lụŏgn̄	mein Zahn
lụŏm	dein Zahn
ịlŭŏ	sein Zahn
ga͡ū tĭnĭgn̄	meine Haut
ça͡ū tĭnĭm	deine Haut
çī͡ itĭn	seine Haut

pănŭă bụsă tĭnĭdẹn pa͡īămau͡! alle Leute haben die Hautkrankheit!
sĕgn̄, mein After oder ga͡ū sĕgn̄;
ça͡ū sĕm, dein After;
ịsẹ, sein After oder çī͡ isẹ́;

ga͡ū mŏnăgn̄	ich	bin fett,
ça͡ū mŏnăm	du	oder
çī͡ imŏnă	er	mein, dein, sein Fett.

Das Wörterverzeichnis enthält eine große Zahl weiterer Beispiele.

Interessant und charakteristisch ist das verstärkende pron. pers. vor dem mit Possessiv-Suffix versehenen Wort. L. A. Brandes hat in seiner ganz vortrefflichen, wohl häufig benutzten, aber selten als Quelle angegebenen „Proefschrift" nachdrücklich darauf hingewiesen (p. 22). Diese Eigenschaft des Barriai führt uns u. a. wieder in die Molukken- und auch in die Motu-Gegend, Neu-Guinea. (s. auch S. A. Ray: in „Journ. Anthrop. Inst." [1895], XXIV, p. 25, besonders auch Note 2.)

3. Das Pron. demonstr. wird im Barriai wenig gebraucht und ist mir leider in seinen Formen grammatikalisch nicht ganz klar geworden; zum mindesten ist meine Darstellung sehr lückenhaft. Meistens hilft man sich durch Zeigen mit dem Finger oder mit den Mundspitzen, oder man macht eine kleine Umschreibung.

Beispiele:

ça͡ū wărẹ̆ mŏị, wărẹ̆ kịụ; zähle diesen Haufen Taro (und) jenen Haufen Yams! Das war ein Befehl, den ich nicht selten, mit dem Finger zeigend, gegeben habe, wenn die von mir zu kaufenden Lebensmittel zu meinen Füßen hingelegt worden waren.

Oder: kŏkăkŏ pa͡īămau͡ ị‿lălălă!
Hahn, schlechter, der herumläuft!
d. i.: (zeigend) jener alte Hahn da!

Ferner bei Teilung von Lebensmitteln u. ä.: ăm‿ĭẹ́răgn̄, ga͡ū‿ăgn̄‿ĭẹ́răgn̄! deine Hälfte, meine Hälfte! d. i. diese Hälfte gehört dir, jene mir!

Das richtige Pron. Dem. wird durch ein nachgesetztes çŏă (çŭă) oder durch suffigiertes ŭă, das nicht selten wie ŏă klingt, gebildet.

Beispiele:

lụmă gă‿çŏă! dieses Haus da!
gă ist auch hinweisende Partikel.
ga͡īă çŏă! das Schwein ist dort!
çăbă gă͡ ī‿çŭă! dieser Mann da! (hinweisend)
ga͡ū nă‿kĭm ta͡īnẹ‿ŭă, ich habe jenes Weib dort gern;
çăbă‿ị găl? hat es jemand totgeschlagen? (nämlich das Schwein)
ga͡ū măọ̆; çăbă͡ ŭă ị‿găl‿ga͡īa!
ta͡īnẹ‿ŭă / ta͡īnẹ‿ŏă — dieses, jenes Weib;
lụmă͡ ŭă (spr. lụma͡ūă), dieses Haus;
sa͡ī‿ma͡ū? wer hat da hingespuckt?
çăbă͡ ŭă ị‿ma͡ū, jener Mann hat es getan;
çăbă͡ ŭă ma͡ọ̆, çăbă͡ ŭă, nein, dieser Mann nicht, jener.

Es ist hierbei die Betonung zu bemerken:
çăba͡ūă ma͡ọ̆; çăba͡ūă!
ă! dăṅă͡ ŭă kĕmị! Ach! Das ist eine schöne Sache!
çŏă͡ ị mămărọ! Da ist sie! Es ist zu bemerken, daß mămărọ ziemlich genau das Pidgin-Englisch „stop" widergibt, das ja auch seinem Inhalt nach mehr melanesisch als englisch ist.

4. Pronomen Interrogotivum.

sa͡ī?	wer?	sa͡ūă?	was?
ă?	wie?	was sagst du?	

Beispiele:

sa͡ī‿ị găl ga͡īă‿nĕ? wer hat das Schwein getötet?
lụmă͡ ŭă sa͡ī‿ĕlĕ? (spr. lụma͡ūă sa͡yĕlĕ) dieses Haus gehört wem?
ça͡ū‿kărọ̆ sa͡ūă? was machst du da?

Siehe hierüber noch die Adverbien der Frage, die das Nachstellen des Frageworts in mehr charakteristischer Form zum Ausdruck bringen.

5. Das Pronomen Relativum ist nicht vorhanden, man hilft sich auf andere Weise.

Beispiele:

ga͡ū‿lĕgn̄ dăṅă, eine Sache, die mir gehört;
çăbă‿ĕlĕ dăṅă bụsă, ein Mann, der viele Sachen besitzt; ein reicher Mann.

V. Der Artikel.

Das Barriai hat drei Formen von Artikeln, von denen aber kein einziger auch nur annähernd die Rolle spielt, wie z. B. der Artikel im Deutschen. Die drei Formen sind nă, ṅă und ră.

1. nă ist vielleicht früher ein Artikel in demselben Sinne gewesen, wie noch heute im benachbarten Kilenge und in vielen anderen malaio-polynesischen Sprachen (s. Codrington: „Languages",

p. 107 ff.; — S. H. Ray in „Zeitschr. afrik. u. ocean. Spr.", II, 58; — W. Pos in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", 7ᵉ volgr., IX, 245 [1901]. — Schon die während des ersten Mendaña-Zuges auf den Salomonen festgestellten sprachlichen Data lassen diesen Artikel na erkennen. S. „The Discov. of the Solom. Isl.", I, LXXXIV, LXXXV, 145; II, p. 288, 312. Auch in Teperoi [Numa-Numa], Ost-Bougainville, habe ich diesen Artikel nă gefunden). Manche Worte zeigen noch im Barriai diesen alten Artikel; ich hebe hervor: nåkörkör, Treibholz; von kör, brechen, mit Wortwiederholung und vorgesetztem nă; also: das Abgebrochene; ferner:

nálę̆, Segel, in dem das M. P. lä, Segel, steckt;
nămŭmā͡ūtn̄, Apparat zum Feuermachen.

Hier ist das nă so ganz offenbar Artikel, daß man besser schreiben möchte nă‿mŭmā͡ūtn̄.

2. ṅa, das wir ebenso wie nă — cf. Schellong, „Jabim", p. 69, 73, — auch im Jabim haben, spielt eine erhebliche Rolle in der Wortbildung. Durch Suffigierung von ṅa werden nämlich Adjectiva, Verba und Adverbia substantiviert, oder aus Substantiven andere Substantiva abgeleitet.

Beispiele:

sĭṅsĭṅa (sĭṅsĭṅĭă) rot;
sĭṅsĭṅăṅă, die rote Ruhr; Dysenterie; dies ist also offenbar ein neugebildetes Wort, denn diese Krankheit haben die Barriai vor ihrer Berührung mit den Europäern nicht gekannt.
gā͡ū‿nă bā͡ū, ich tanze;
bā͡ūṅă, der Tanz;
ę̆ån, essen; åṅṅa, das Essen;
ę̆åṅŏ, Kaempheria rotunda;
ę̆åṅŏṅă, die aus der Rinde der Kaempheria gewonnene gelbe Farbe;
gā͡ū‿nă dịbål, ich habe Fieber;
dịbålṅă, Malaria;
gā͡ū‿nă wịwítă, ich wache, stehe Posten;
wịwítăṅă, die Wache, der Posten;
gā͡ū‿nă părā͡ū, ich kämpfe;
părā͡ūṅă, der Kampf;
ị‿ĭē͡ĭē͡ĭ, es schmerzt;
ĭē͡ĭē͡ĭṅă, der Schmerz;
gā͡ū‿nă‿wårọ̆, ich kratze ab;
wărọ̆ṅă, das Abkratzen der gesengten Haut eines Tieres;
gā͡ū‿nă säk sĕgn̄, ich wische mein Gesäß mit einem Stöckchen ab;
säksåkṅă, das Reinigen des Afters mit einem kurzen, dicken Stöckchen;
gā͡ū‿nă wårę̆, ich zähle;
wårĕṅă, das Zählen;

tā͡ū, sehr;
tā͡ūtā͡ūṅă! richtig! sehr wahr!

3. ră, angehängt an die 3. pers. sing., ist die häufigste Artikelform.

Beispiel:

ṅŏṅŏ, Nasenschmutz;
ṅŏṅŏră, der Nasenschmutz. Die Verlegung des Akzents ist zu bemerken.

4. Tritt keine der drei Artikelformen bei einem Wort auf, so fehlt ihm eben der besonders ausgedrückte Artikel, ohne daß es deswegen an sich einen anderen Sinn in sich schlösse, als ein Wort mit Artikel.

5. Einen unbestimmten Artikel habe ich nie entdecken können. Das emphatische „ein" oder „eine" zum Unterschied von mehreren wird durch kĕlĕdę̆ ausgedrückt. Hierüber beim Numerus.

VI. Das Substantivum.

1. Wortform. Zusammengesetzte Worte wie im Deutschen gibt es im Barriai nicht; solche Worte müssen, wie in allen malaio-polynesischen Sprachen, durch einen kleinen Satz wiedergegeben werden. Beispiel:

tā͡īnę̆‿ĭ pŏsă, eine Schwätzerin, ein Waschweib. (Ein Weib sie schwatzt.)

2. Besondere Formen, um den Numerus zu unterscheiden, sind im Barriai nicht vorhanden. Der Numerus muß aus dem Zusammenhang, aus dem allgemeinen Laufe des Gesprächs erkannt werden. Soll er jedoch besonders hervorgehoben werden, so geschieht dies für den Singular durch Nachsetzen von kĕlĕdę̆ (klingt wie kĕlĕrę̆), für den Plural durch Nachsetzen von búsă (viele) oder durch eine Art Wortwiederholung. Beispiele:

lụmă kĕlĕdę̆, ein Haus; im Gegensatz zu vielen Häusern.
kā͡ūă kăpĭtnåmị, der Hund oder die Hunde sind groß.
kā͡ūă kĕlĕdę̆ kăpĭtnåmĭ, ein Hund oder der einzelne Hund ist groß.
kā͡ūă búsă k., alle die Hunde sind groß.
lụmă búsă kĕmị, alle die Hütten sind gut.
tā͡īnę̆‿ĭā͡ūă, die Weiber laufen fort.
tā͡īnę kĕlĕdę̆‿ĭā͡ūă, ein Weib läuft fort (die anderen bleiben).
gā͡īă kĕlĕdę̆, ein Schwein.
gā͡īă búsă, viele, alle Schweine.
gā͡ū‿lĕgn̄ gā͡īă búsă, alle meine Schweine.
gā͡īă búsă‿gă búsă, sehr viele Schweine.

Dieses Ausdrücken des Plural durch Wortwiederholung findet in zweierlei Form statt; einmal durch einfaches Dahintersetzen der Wiederholung,

und zweitens — wie im letzten Beispiel — durch Wiederholung nebst Zwischensetzen von gä, und; der letzte Satz lautet also in Übersetzung: Schweine, viele und viele. Diese beiden Formen können nun nicht nach Belieben und überhaupt nicht bei jedem Wort verwendet werden, sondern der Sprachgebrauch beschränkt sie auf eine Anzahl von Worten. Ich gebe sie, soweit sie mir bekannt geworden sind:

lăṅölắṅǫ̈, viele Fliegen.
tụmätụmä oder tụmä bụsä, viele Läuse.
gụ́rĭsịgụ́rĭsị, viele Springböcke.

Dagegen:

lúmä‿gä lụmä, viele Weiberhäuser.
ắṅäl gä⁀ắṅäl (sprich ắṅäl gắṅäl), viele Canari-Bäume.
ắbẹ̆ị̆ gä⁀ắbẹ̆ị̆ (spr. ắbẹ̆ị̆ gắbẹ̆ị̆), viele Bäume.

Ebenso werden behandelt: lụm, Männerhaus; ịrö, Speer; nị́ụ, Kokospalme; ụn, Brotfruchtbaum; gwäs, Tabak; kör͡aī, wilder Mangobaum; mắmä, Sagopalme; pǫ̈͡aī, Jambubaum; tō, Zuckerrohr; ịä, Fisch; pŏn, Schildkröte; bụ́͡aīä, Krokodil; pắrĭä, Leguan; g͡aīä, Schwein; k͡aūä, Hund; mőtä, Schlange; púŏ, Fischnetz.

Die Pluralbildung durch Wiederholung ist sehr häufig in den malaio-polynesischen Sprachen; in diesem Zusammenhang weise ich nur auf die Molukken hin (siehe Jellesma in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXI, 321).

Zu erwähnen wäre sonst noch:

g͡aīrụ̆ä kĕlĕlĕg͡aī, wir zwei allein (sonst niemand).

3. Das Barriai hat keine besonderen Formen, um den Unterschied im Geschlecht oder im Alter von Geschöpfen auszudrücken. Wenn es nötig wird, das Geschlecht hervorzuheben, so geschieht dies durch Hinzufügung der Worte ärắṅä, männlich; t͡aīnẹ̆, weiblich. Beispiele:

g͡aīä‿ärắṅä	Eber
kőkäkö ärắṅä	Hahn
k͡aūä‿ärắṅä	Hund
g͡aīä t͡aīnẹ̆	Sau
kőkäkö t͡aīnẹ̆	Huhn
mắn t͡aīnẹ̆	Vogelhenne
nạtügn̄	mein Kind, mein Sohn
nạtügn̄ t͡aīnẹ̆	meine Tochter
lĕgn̄‿gĕ́rgẹ͡aū t͡aīnẹ̆	mein Töchterchen
g͡aīä ị̆‿nätnắt	Ferkel
k͡aūä ị̆‿nätnắt	junger Hund.

4. Casus.

a) Über den Nominativ ist weiter nichts zu sagen, als daß er im Satz in der Regel vor dem Objekt steht. Soll letzteres aber hervorgehoben werden, so geht es voraus. Beispiel:

g͡aīä‿näm nä ͡aūl, ein Schwein möchte ich kaufen.

b) Für den Genitiv gibt es vier verschiedene Formen, von denen eine wieder zwei Unterabteilungen besitzt.

α) Das durch das Genitivverhältnis bestimmte Wort wird einfach hinter das andere Wort gesetzt, von dem es ein Teil, eine Eigenschaft, einen Besitz usw. bildet.

β) Bei gleicher Stellung der Worte wird ein Possessiv-Pronomen zwischen beide gesetzt.

γ) Bei gleicher Stellung der Worte wird dem ersten die Genitiv-Partikel ͡aīä angehängt.

δ) Bei umgekehrter Stellung der beiden Worte wird die Präposition tŏn vor das zweite gesetzt, von dem das erste einen Teil, eine Eigenschaft, einen Besitz usw. bezeichnet. Beispiele:

ad *α*) pắrĭä kŭ́kŭl	der Voranus-Eidechse Haut
g͡aīä sĭ́ṅörö	des Schweines Schnauze
bắgĕm tĕ́mĭä	deiner Hand Nagel, also: dein Fingernagel; hier aber auch:
͡aīm‿ị‿tĕ́mĭä	dein Fuß sein Nagel, also: dein Fußnagel.
ad *β*) 1. ắbẹ̆ị̆⁀ị kŭ́kŭl	der Baum seine Rinde, also: die Baumrinde
män‿ị͡aūä	der Vogelschnabel
ắṅäl‿ị̆ kükúl	die Schale der Kanarinuß
bụ́ä‿ị kükŭ́l	die Schale der Arecanuß
nắgẹ̆ägẹ̆ä‿ị̆ kükŭ́l	das Opossumfell
ịä‿ị̆ näṅị́lị̆	Fischschuppen
pŏn‿ị̆ käkätől	Schildkröteneier
g͡aīä‿ị̆ ärắrẹ̆	ein Schweinsunterkiefer
mắmä‿ị̆‿rắṅä	Gabbagabba
ắbẹ̆ị̆⁀ị̆ wärwắr	Baumwurzel
g͡aū nụ́nügn̄‿ị̆‿sĭṅ	meiner Nase ihr Blut; ich habe Nasenbluten
lụ́mä‿ịänŭ́m	der Schatten des Hauses
t͡aīnẹ̆⁀ẹ̆ịtụ́dẹn	des Weibes Brust; die
t͡aīnẹ̆‿ịtụ́dẹn	Weiberbrust
ịtụdẹn ị̆‿sül	Muttermilch; d. i. ihrer Weiberbrust ihre Milch
k͡aūä‿ị̆⁀ụ́ị̆	der Hundeschwanz
bắgĕm‿ị̆ nắn͡aī	deine Eiterbeule am Arm
͡aīgn̄‿ị̆ nắn͡aī	meine Eiterbeule am Bein
ĭ͡aī ị̆‿rĭbrĭb	seine Ferse
g͡aū‿nä gị́gĭrän‿ị̆ gägắl	ich würge (ich das Würgen seines Halses)
män‿ịl͡aūn	die Vogelfedern
bắrụ̆dn̄‿ịl͡aūn	die Federn der Taube
g͡aū nä‿kim män‿ịl͡aūn	ich möchte die Federn des Vogels haben
Börőm ịtämä	Boroms Vater
g͡aū nä‿gĕrä Kắbụ̆ị ịtnä	ich habe Kábuis Mutter gesehen
g͡aīä ịnụ́dẹn	der Rüssel des Schweins

mō͡i͡ ĭ kŭkŭl	die Rinde des Taro
mō͡i͡ ĭ kŭkŭl ĭ‿mắtŭä	der Taro ist fest, gut; eigentlich: der Taro, seine Schale, sie fest
ắbẹ̆ĭ ilāūn	Baumblatt
ắbẹ̆ĭ ĭ͡ itāūtāū	Baumfrucht
ắbẹ̆ĭ ĭ pŭrẹn	Baumblüte
kāīnĭ͡ ĭ‿găgắl	Hals, sowie Halsdrüsen des Kasuars
nị́ụ‿ilāūn	Kokosblatt
bụ́ä ĭ‿pắgä	eine Traube Arecanüsse
ắbẹ̆ĭ͡ ĭ bŏ́gä	ein Baumzweig, Ast
pắrĭā‿ĭ‿ụ́ĭ (sprich părĭăyụ́ĭ)	der Schwanz eines Voranus
kāūā‿ẹ̆ĭ kŭkŭl	das Hundefell
gāīā‿ẹ̆ĭ kŭkŭl	das Schweinefell.

Ich habe für diese Form des Genitivs absichtlich eine große Zahl von Beispielen ausgewählt, nicht nur, weil sie an sich in dieser Eigenschaft z. T. interessant sind, sondern auch wegen der Behandlung des possessiven i — das sich teilweise wieder in ẹ̆ĭ auflöst — in der liaison.

ad β 2. măn‿ĕlĕ lụ́mă	das Vogelnest
măn‿ĕlĕ kắmŭnä	Dorn (am Zweig oder Ast); wegen der Ähnlichkeit eines Dorns mit einem Vogel-(Papageien-)Schnabel.
ad γ) rāīlă‿āīä lụ́mă	das Nest des Fregattenvogels
āīgn‿āīä tụ́ẹ̆	mein Fußknöchel
gụ́lụ̆pă‿āīä lụ́mă	Wespen- oder Hornissennest

gāū nắ‿gĕrä rāīlă‿āīä lụ́mă, ich habe das Nest eines Fregattenvogels gesehen;

ẹ́ăbāūă‿āīa kăkắpắnä	ein Verrückter; eigentlich: ein Mann, seine Verrücktheit
tāīnẹ̆ āīä kăkăpắnä	eine Verrückte

tụ́ănă‿āīä pắnŭä (oder ịpŏ́m) bụ́să tāū, ein sehr volkreicher Platz; d. i. eines Ortes die Bevölkerung zahlreich sehr; ähnlich:

tụ́ănă‿āīä pắnŭä bụ́să maọ̆, ein volkarmer Platz.

gāū nă ĕdẹn kāūă‿āīä ẹ̆ăŭ (sprich nāīdẹn, obwohl das ĕ von ĕdẹn stark nach ă neigt), ich bringe dem Hund Wasser (des Hundes Wasser).

Hierher scheint mir auch zu gehören:

mụrīāīāīä	das jüngste Kind; vielleicht: das von ihnen (der Eltern), das hintendran ist.

ad δ) Der Genitiv mit der Präposition tŏn ist insofern nach unserem grammatikalischen Gefühl nicht reinlich abzugrenzen, als diese selbe Konstruktion mit tŏn auch den Dativ bezeichnet. Der Übersicht und des Vergleichs wegen lasse ich die Dativ-Beispiele den Genitiv-Beispielen unmittelbar folgen:

1. für den Genitiv:

lụ́mă tŏn Pănắkẹ — Panákes Haus

gāū nắ‿gĕrä lụ́mă tŏn Pănắkẹ, ich habe Panákes Haus gesehen.

málŏ tŏn Kắbụ̆ĭ — Kábuis Malo

Mắkọ ị‿tăkä málŏ tŏn Kắbụ̆ĭ, Mako hat Kábuis Malo zerrissen.

nă͡ẹắn (sprich nāīắn) gāīa tŏn mărŏ́n‿ŏä, ich habe das Schwein des Häuptlings gegessen.

kắrẹ tŏn tāīnẹ̆‿ŏä — der Korb des Weibes.

In diesen letzten beiden Beispielen, in denen, wie ich genau weiß, von etwas Demonstrativem keine Rede war, scheint es, als wenn das durch tŏn regierte Wort unter dessem Einfluß eine Veränderung durch Anhängen von ŏä erlitte. Ich stelle fest, daß dieses Verhältnis mir nicht klar geworden ist.

2. für den Dativ:

bắră ắnnä tŏn Nătọwĕ́ngĕ! bringe das Essen dem Natowenge!

bắră ắnnä tŏn tāīnẹ̆‿ŏä! bringe das Essen dem Weibe! Siehe die vorstehende Bemerkung über ŏä, die auch hier zutrifft.

ẹ̆ĭ͡ ĭ lụ́bn kắrẹ tŏn tāīnẹ‿ŏä, er hat den Korb dem Weibe gestohlen, oder (was bei den Leuten vollkommen das nämliche ist, da niemand einen fremden Korb bei sich hat): er hat den Korb des Weibes gestohlen.

Ähnlich liegt es bei den beiden anderen vorstehenden Beispielen: auch hier kann man nach der Auffassung der Melanesier ein Genitivverhältnis annehmen, so daß — nach meiner Ansicht wenigstens — der Dativ nach tŏn auf einen Genitiv nach tŏn hinausläuft.

ε) Schließlich gibt es Fälle, wo ein Genitivverhältnis überhaupt nicht zum Ausdruck gebracht wird. Beispiele:

nắ‿gĕrä ẹ̆ĭlắbŏrä, soll eigentlich heißen: ich sehe Borróms Kopf; da man aber aus Aberglauben den Namen der besitzenden Person, der in den Genitiv kommen müßte, nicht nennen darf, so sagt man: ich sehe seinen Kopf; der Zusammenhang muß in solchen Fällen erraten lassen, wessen Kopf gemeint ist.

băgĕgn heißt nicht nur „meine Hand", sondern auch „die Furchen meiner inneren Handfläche".

ζ) Wieder ist es der vortreffliche L. A. Brandes, der in seiner „Proefschrift" (p. 20—22) nachdrücklich darauf hingewiesen hat, daß die unter α und β beschriebene Form für viele Sprachen charakteristisch

ist, die östlich der von ihm gezogenen bekannten Linie fallen; diese geht westlich der Molukken, aber östlich von Philippinen und Nordost-Celebes, hat jedoch später gerade für letzteres Gebiet einige Modifikationen erfahren. Ich brauche an dieser Stelle außer auf die Molukken nur wieder auf die Motu-Gegend hinzuweisen. (Lawes: „Grammar", p. 5.)

c) Dativ.

Wie mit dem scheinbaren Dativ nach der Präposition tŏn, so scheint es sich auch bei einer scheinbaren Dativform vermittels suffigierten a͡ĭă in der Tat nur um einen Genitiv zu handeln. Ich glaube diese Fälle aber unter dieser grammatikalischen Rubrik behandeln zu müssen, weil ein oder der andere Fall sich als ein echter Dativ ausweisen mag. Beispiele:

gau͞ nă‿bără púdn̄ élḛă‿a͡ĭă, ich bringe die Bananen dem Brillenkakadu.

ḛau͞‿bără sĕrĭmbătḛn ga͡ĭă‿a͡ĭă! bringe diese Batate dem Schwein!

păn ḛăbau͞ă‿a͡ĭă! gib es dem jungen Mann!

Um schließlich zu zeigen, wie sehr unser Genitiv und Dativ im Sprachgefühl der Barriai ineinanderlaufen, gebe ich noch das folgende Beispiel:

ḛau͞‿bără ga͡ĭă͡ănnă! bringe dem Schwein das Fressen!

Ein echtes Dativverhältnis im Sprachgefühl der Barriai scheinen unter den mir bekannten nur die Worte ădn̄, ihnen allen, und ṅădă, jedem, anzudeuten. Beispiele:

wárḛ ădn̄! gib jedem eines; zähle ihnen allen je eines zu!

Dagegen zum Vergleich:

ḛĭ͡ḭ lúbn̄ ta͡ĭnḛ búsă ádn̄ kărḛ, sie hat allen Weibern ihre Körbe gestohlen; wo ádn̄ ganz zweifellos im Akkusativ steht und als Pronom zu kărḛ gehört. Ferner:

wárḛ‿gă rṳ́ă ṅădă! oder

wárḛ‿gă rṳ́ă ṅădă rṳ́ă ṅădă! zähle jedem zwei Stück zu!

Auch diese beiden sind Befehle, die ich in dieser Form oft an Kábui zur Verteilung von Lebensmitteln, Lendentüchern oder Tabakstangen an meine Begleiter gegeben habe. Als eine Art von Ersatz für fehlenden Dativ möchte ich folgende Konstruktionen auffassen:

năm, bără‿lĕgn̄ pṳ́lŏ̧! komm, färbe meine Haare! d. i. komm, bringe (mir) meine rote Farbe (auf die Haare); ebenso:

gau͞‿nă bără lĕm pṳ́lŏ̧, ich färbe deine Haare; und gau͞‿nă bără ḛĭ͡ĕlĕ pṳ́lŏ̧ (sprich ḛyĕlĕ).

d) Akkusativ.

Der Akkusativ folgt für gewöhnlich dem Nominativ und geht dem Dativ voraus. Beispiele:

ga͡ĭă ḭ͡ḛăn (sprich yăn) ḛsọ, das Schwein frist den Landkrebs (Kuka).

ḛsŏ ḭ‿ṅŏt ga͡ĭă, die Kuka beißt das Schwein.

ḛăbă ḭ‿ḛăn kau͞a, der Mann ißt den Hund.

kau͞ă ḭ‿bără ḛăbă, der Hund beißt den Mann.

gau͞‿nă pĕlĕ ḭlau͞n, ich kämme sein Haar.

ḛau͞‿năm, pĕlĕ lau͞nĭgn̄! komm, kämme mein Haar!

gau͞‿nă tŭn tṳ́ăṅă, ich zünde das Dorf an.

ḛau͞ gĕră ta͡ĭnḛ‿ŏă wa͡ĭṅă! siehe jenes verheiratete Weib!

gau͞ nă‿lṳkṳ ḭă kăpĭtnămḭ! hier habe ich einen großen Fisch! eigentlich: ich halte hoch Fisch großen.

ḛau͞ săṅă‿gau͞! warte auf mich! erwarte mich!

bără ănnă tŏn ta͡ĭnḛ‿ŏă! bringe das Essen jenem Weibe!

e) Vokativ.

ăpă!	Papa!
ăyă! (oder a͡ĭyă!)	Mama!

VII. Adjektivum.

Ein präfigiertes i, welches ursprünglich Pronomen Possessivum war, macht, wie ich glaube, aus einem Adjektivum ein Substantivum. Ich behandele diese Frage erst hier, nicht neben ṅă beim Substantivum, weil ich zu wenig Beispiele in meinen Aufzeichnungen besitze, um mich abschließend aussprechen zu können. Beispiele:

pără, reif; ḭ‿pără, sie reif; ḭpără, die Reife; die reife Kokosnuß.

mĭsḭ, gar, reif; ḭ‿mĭsḭ, sie reif; ḭmĭsḭ, die Kopranuß.

Zwei weitere Beispiele, in denen ein Verbum durch präfigiertes ḭ substantiviert wird, scheinen meine Auffassung zu bestätigen:

gau͞‿nă rṳ́ărṳ́ă	ich erbreche mich
ḭrṳărṳ́ă	die Seekrankheit
gau͞‿nă dăl	ich ertrinke
ḭdăl	das Ertrinken.

Das Adjektivum steht hinter dem zugehörigen Substantivum. Beispiele:

túmă bṳ́să	viele Läuse
lúma rṳ́ă	die beiden Häuser

tṳ́ăṅă kăkau͞wḛrĕ Gṳ́rĭsḭ, Gúrisi ist ein kleiner Ort.

Das Zusammentreffen eines Adjektivums mit einem Zahlwort beleuchten folgende Beispiele:

ăbḛ͡ḭ rṳ́ă kăpĭtnămḭ, die beiden Bäume sind dick.

ăbḛ͡ḭ kăpĭtnămḭ rṳ́ă gau͞ nă‿gĕdḛn, die beiden dicken Bäume schlage ich ab.

Viele unserer Adjektiva sind gar nicht unmittelbar zu übersetzen, sondern müssen im Barriai

auf eine andere Art wiedergegeben werden. Beispiele:

ein totes Weib: tāīnę̆ i‿mắtę;

rauhhaarig: ịtīn ị‿lāūn; d. i. seine Haut ihre Haare.

Formen für den Komperativ und für den Superlativ gibt es nicht; der Barriai hilft sich, gleich allen anderen mir bekannten Melanesiern, durch Gegenüberstellung. Beispiele:

gāīā käpītnắmị̆, kāūā käkāūwęrĕ, das Schwein ist größer, dicker, als der Hund;

Natọ̆wḗngĕ mämärāīkṓknä, Kắbụ̆ị̆ bölöbṓlö, Natowénge ist länger als Kábui.

Kennt man aber die Personennamen nicht, oder darf sie aus irgend einem Grunde nicht nennen, so kommt ein etwas besserer Komparativ heraus:

ę̆äbä mämärāīkṓknä i‿ắsäl ęäbā͡ üä, der junge Mann da läßt jenen an Größe hinter sich zurück.

wắgä bụ́sä‿gä bụ́sä, sehr viele Auslegerboote, die meisten Auslegebooter.

VIII. Zahlwörter.

1 ẹ́rĕ, 2 rụ́a, 3 töl, 4 pắṅĕ, 5 lị́mä, 6 lị́mä‿gä‿ẹ́rĕ, 7 lị́mä‿gä‿rụ́ä, 8 lị́mä‿gä‿tṓl, 9 lị́mä‿gä‿pắṅĕ, 10 säṅā͡hụ̆l oder säṅāŭ̑l; die erstere Form ist die häufigere und richtigere; es scheint zwischen dem ä und ü, die fast ein Diphthong sind, ein h zu stehen, obwohl sonst im Barriai das h fehlt. In der Tat ist die Form säṅăhŭl oder säṅähū̆l in vielen melanesischen Sprachen des Archipels vorhanden.

Es zeigt sich aus vorstehendem, daß das Zahlensystem der Barriai quinar ist, und daß die zweite Pentade weiter nichts ist, als eine auf Addition basierte Wiederholung der ersten Pentade. Dies setzt sich weiter fort, denn mit elf fängt der Barriai von neuem an zu zählen: ẹ́rĕ, rụ́ä, töl usw. bis lị́mä‿gä‿pắṅĕ, dann folgt sắṅäl rụ́ä, zwanzig; sắṅäl, das natürlich weiter nichts ist, als ein etwas reduziertes säṅā͡hū̆l, verhält sich sprachlich zu letzterem etwa wie unser „vierzig", sprich „virzig" zu „vier". Der Barriai fängt nach sắṅäl rụ́ä wieder an mit ẹ́rĕ zu zählen bis sắṅäl tṓl, dreißig usw. bis bụ́nŏ, hundert. 110 heißt: bụ́nŏ gä säṅā͡hū̆l, 120 bụ́nŏ gä sắṅäl rụ́ä usw. Beim Durchzählen werden aber nicht diese beiden letzteren Formen usw. angewandt, sondern nur dann, wenn beim Zählen von Muschelgeld die Anzahl der Fäden z. B. bei 110 oder 120 zu Ende ist —, also als Feststellung der gewonnenen Endzahl. Sonst zählen sie das zweite und dritte Hundert genau so wie das erste; 200 ist bụ́nŏ rụ́ä, 300 bụ́nŏ tṓl usw. Die Zahl für 1000 habe ich leider nicht festgestellt. Es mag bemerkt sein, daß im Tontemboan, Celebeș, das in die wiederholentlich von mir zum Vergleich herangezogene Gegend fällt, ĕpat, vier, vierzehn, vierzig und vierkantig, lima, fünf und fünfzig gleichzeitig heißt (Schwarz: „Woordenboek", p. 677, 679). Es mag ferner bemerkt sein, daß in der überwiegenden Mehrzahl die melanesischen Sprachen im Archipel und auf den Salomonen nicht die Dekade quinar in zwei Pentaden teilen, sondern nach polynesischer Art die Dekade durchzählen.

Neben dieser einfachen Zählweise haben die Barriai noch eine andere mit Doppelpaaren, also mit einer Viererеinheit. Mit diesem System fallen sie vollständig in den Rahmen der malaio-polynesichen Sprachen hinein, wo Zählen mit Paaren, Doppelpaaren und sogar Dreipaaren gang und gäbe ist. Dieses System der Vierzählung wird auf dem Markt beim Handeln mit Yams, Taro, Kokosnüssen usw. angewendet. Es lautet:

4. mắpŭl‿ị̆‿ẹ́rĕ
8. mắpŭl‿ị̆‿ä‿rụ́ä
12. mắpŭl‿ị̆‿ä‿tṓl
16. mắpŭl‿ị̆‿ä‿pắṅĕ
20. mắpŭl‿ị̆‿ä‿lị́mä.

Hierzu ist zu bemerken: mắpŭl ist die Vierereinheit, ị die 3. pers. sing. pron. pers., und ä der Artikel, wie wir ihn bei den stammverwandten Näkänāī finden. In ẹ́rĕ ist dieser aufgegangen, da dieses ẹ = ä lautlich mehr nach a als nach e neigt. Wir hätten also: mắpŭl‿ị‿ẹ́rĕ = Vierzahl sie einmal, mắpŭl‿ị‿ä‿rụ́ä = Vierzahl sie zweimal, usw.

Das Vigesimalsystem, das so charakteristisch für wichtige Teile des alten Amerika ist, scheint mir eher aus einem solchen Zählen in Paaren oder Doppelpaaren hervorgegangen, als auf die Art entstanden zu sein, wie Payne („History of the New World" II, 284) meint.

Ordnungszahlen sind mir nicht bekannt geworden; als Zahladverbia hat man mir die Grundzahlen genannt, also: ẹ́rĕ, einmal, rụ́ä, zweimal usw. Für Zahlen bei Zeitangaben sind die folgenden Beispiele charakteristisch:

nắ‿näm‿ägn̄ tāīkŏ rụ́a, ich bin vor 2 Monaten (Monden) gekommen;

nắ‿näm‿ägn̄ bṓṅ tṓl, ich bin vor 3 Tagen (Nächten) gekommen.

Beim Bezahlen mit Faden Muschelgeld und Teilen von ihnen zählen die Barriai folgendermaßen:

1. bắgĕgn̄ mäkörĭāī, von der Fingerspitze bis zum Ellenbogengelenk;
2. bắgĕgn̄ pōīpōīĭāī (spr. pōīpōīyāī), von der Fingerspitze bis zum Oberarm, dort, wo der Oberarmring (pōīpōī) sitzt; bắgegn̄ kann beim Zählen als selbstverständlich fortfallen und tut das in der Praxis auch tatsächlich immer;

3. (b . . .) kḗpḙrāī, . . . bis zum Schultergelenk (oben);
4. (b . . .) gŏ́görāī, . . . bis zur Mitte der Brust;
5. (b . . .) kḗpḙrāī ḭ̆érăgn̄, . . . bis zum Gelenk der nächsten Schulter;
6. (b . . .) măkŏrĭāī ḭ̆érăgn̄, . . . bis zum nächsten Ellenbogengelenk;
7. lḙ́wă kĕlḗdḙ̆, ein ganzer Faden, von Fingerspitze zu Fingerspitze der ausgestreckten Arme.

Es zeigt sich bei diesem Messen, daß die Partikel ĭāī oder āī an den Stamm des betreffenden Körperteils angehängt wird, bis zu dem der Faden gemessen wird.

Schon Adelbert v. Chamisso (IV, 47) hat die von der modernen Sprachwissenschaft vertretene Anschauung geäußert, daß fremde Zahlen „leichtlich" angenommen und die eigenen dafür vergessen werden. Auch meine Erfahrungen bestätigen diese Erscheinung bis zu einem gewissen Grade. Während man bei vielen Melanesiern nur mit Mühe ihre eigenen Zahlen herausbekommen kann, erfährt man bei vielen anderen, merkantil gesinnten Stämmen von intelligenten Leuten nicht nur mit leichter Mühe ihre eigenen Zahlen, sondern zuweilen auch die von anderssprechenden Nachbarstämmen. Das einzige, was neben „Donnerwetter!" und „Swein!" die mich begleitenden schwarzen Jungen von der deutschen Sprache eigentlich kannten, waren unsere Zahlen von 1 bis 10.

Aber die eigenen Zahlen werden doch nicht so leicht aufgegeben und mit denen eines anderen Volkes vertauscht, wie etwa ein Kleid. Chamisso hatte bei seiner Anschauung in erster Linie die Marianen-Bewohner im Auge, die schon damals keine echten Marianen-Leute mehr waren. Wo die alten geblieben waren, das muß man in der Missionsgeschichte dieser Inselgruppe nachlesen. Man darf nicht vergessen, daß die Weiber das konservative Element sind, die nicht nur den Binnenhandel mit Feldfrüchten, die immer nach der Zahl verkauft werden, sondern auch häufig den Grenzmarkthandel in Händen haben. Diese geben ihre eigenen Zahlen, wenigstens von 1 bis 5, mit denen sie im häuslichen Leben tagtäglich zu hantieren haben, sobald nicht auf.

IX. Verbum.

1. Verbalpartikeln. Von den sonst für alle Numeri und Personen vorhandenen Verbalpartikeln ist die für die 3. pers. sing. nur mit Schwierigkeit, die für die 2. pers. sing. gar nicht nachzuweisen. Die Kenntnis, daß alle mir bekannten verwandten melanesischen Sprachen auch diese Partikel besitzen und daß sie besonders im benachbarten Siassi (Tuom und Mantok) (cf. Dempwolff in „Mitt. Sem. Orient. Spr." VIII, 216, 222) durch u (o) wiedergegeben wird, hatte mich zu der Annahme gebracht, daß auch im Barriai ein ŭ vorhanden sei, das aber durchweg für das Ohr restlos im voraufgehenden ḉāū durch Klangverbindung verschwinde. Aber fünf meiner kleinen Sätze sprechen ausdrücklich gegen eine solche Annahme, so daß ich zunächst, wenn auch mit Bedenken und unter Vorbehalt, der Auffassung bin, daß das Barriai die Verbalpartikel ŭ unter Wirkung des vorausgehenden ḉāū verloren hat. Die Beispiele lauten:

gāū‿nă‿lă nă lḭ̆lḭ́ṷ, ich gehe zum Baden, d. i.: ich gehe, ich bade; aber:
ḉāū lă lḭ̆lḭ́ṷ, du gehst zum Baden, d. i.: du gehst, du badest.

gāū nắ‿ḙnŏ gă‿nắ‿lă, ich habe geschlafen;
ḉāū ḙ́nŏ gắ‿lă, du hast geschlafen;
ḉḭ̆‿ḭ‿ḙ́nŏ gắ‿ḭ‿lă, er hat geschlafen.

Drei weitere Sätze stehen beim Absatz Futurum.

Hätte nun ḉāū die Verbalpartikel ŭ nach sich, so müßte nach Analogie, die in den Sprachen der Naturvölker eine so gewaltige Rolle spielt, Satz 1 lauten: ḉāū́‿ŭ lắ‿ŭ lḭ̆lḭ́ṷ, und Satz 2: ḉāū́‿ŭ ḙ́nŏ gắ‿ŭ‿lă.

Die Verbalpartikeln lauten (mit Verbum tă‿bāū, tanzen, als Paradigmum):

Sing.	1.	nă	gāū nă‿bāū
	2.		ḉāū bāū
	3.	ḭ̆	ḉḭ̆‿ḭ̆ bāū
Dual.	1. incl.	tă	gḭtắrṷ̆ă tă‿bāū
	1. excl.	ă	gāīrṷ̆ă ă‿bāū
	2.	ă	gḭ́mḭ̆rṷ̆ă ă‿bāū
	3.	tḭ	gḭ́sḭ̆rṷ̆ă tḭ‿bāū
Trial.	1. incl.	tă	gḭ́tătŏl tă‿bāū
	1. excl.	ă	gāītol ă‿bāū
	2.	ă	gḭ́mḭ̆tŏl ă‿bāū
	3.	tḭ	gḭ́tŏl tḭ‿bāū
Plur.	1. incl.	tă	gḭ́tă tă‿bāū
	1. excl.	ă	gāī ă‿bāū
	2.	ă	gḭ́mḭ̆ ă‿bāū
	3.	tḭ	gḭ́ tḭ‿bāū
	alle, viele:	tḭ	ḭ̆pŏ́m tḭ‿bāū.

Einige Beispiele für die durch die Partikeln bedingten Klangverbindungen und für die durch sie veranlaßten Akzentverlegungen mögen noch angebracht sein:

gāū nắ ŭn (spr. nāūn), ich trinke;
ḉāū ŭn (spr. ḉāūn), du trinkst;
ḉḭ̆‿ḭ‿ŭ́n (spr. ḙyŭ́n, fast wie ḙ̆ḭyŭ́n), er trinkt;
gḭtắrṷ̆ă tă ŭn (spr. tāūn) usw.
gāū nắ ḙnŏ (spr. nāīnŏ), ich schlafe;
ḉḭ̆‿ḭ‿ḙ́nŏ (spr. yḙ́nŏ mit deutlichem ā);

gĭtărŭä tă͡ ęnŏ (spr. tāīnŏ) usw.
gāū nă͡ ęănęăn (spr. nāīănęăn), ich esse;
ęāū ęănęăn, du ißt
ęĭ͡ ĭ‿ęănĕăn (spr. ęyęănęăn, y stark als Halbvokal), er ißt;

gāū nă‿lă	ich gehe
ęāū lă	du gehst; dagegen:
ęāū‿lă!	gehe!
ęĭ͡ ĭ lă	er geht
gāū nă‿gĕră	ich sehe
ęāū‿lụkụ	du hältst hoch in der Hand
gāū nă‿lắrǫ oder / gāū nă‿lărǫ	ich laufe
gāū n'ęăwăl	ich schwimme.

Das pron. gāū der ersten pers. sing. wird sehr häufig ausgelassen; die Verbalpartikel vertritt dann das Pronomen. Auch bei anderen Personen geschieht dies; von der zweiten pers. sing. ist mir jedoch kein Beispiel bekannt.

Beispiele:

nă‿kĕt lāūnĭgn̄, ich schneide mein Haar;
nă‿lę wăga, ich ziehe das Kanu auf den Strand;
ă‿năm, tă‿lę̆ wăgă! kommt (und helft ihr), das Kanu auf den Strand zu ziehen; aber:
ęāū‿năm, tă‿lę̆ wăgă!

Die Verneinung wird durch părăm und mā͡ǫ bewirkt, ohne daß meine Aufzeichnungen die Ableitung einer Regel gestatteten, wann das eine und wann das andere anzuwenden ist.

Beispiele:

gāū‿nă‿lă părăm, ich gehe nicht;
ęāū‿năm părăm, du kommst nicht;
nă͡ ęnǫ mā͡ǫ, ich schlafe nicht;
ęāū mătāūdęn mā͡ǫ, du hast keine Angst;
nă păgărăgără mā͡ǫ, ich lüge nicht;
ărăŏm sĭănę? wo ist dein Weib?
tāīnę mā͡ǫ! ich habe kein Weib!
gāū nă͡ ŭāīĭ‿mā͡ǫ, ich bin nicht verheiratet.

Die Eigenart der malaio-polynesischen Sprachen, daß ihre Satzteile nach unserem grammatikalischen Gefühl manchmal völlig durcheinanderlaufen, indem dasselbe Wort Substantiv, Adjektiv, Verbum und Adverbium sein kann, tritt besonders beim Verbum charakteristisch hervor. Wenn kein Verbum vorhanden ist, so tritt einfach das Substantivum an seine Stelle und das vorher genannte „verstärkende" Pronomen bezeichnet dann die handelnde Person.

Beispiele:

gāū ăwăgn̄ (oder āūăgn̄) ụrụ, ęāū‿ăm ụrụ, ęĭ͡ ăwă ụrụ heißt eigentlich: mein, dein, sein Atem, aber auch: ich, du, er atme; ebenso:

gāū ănụnŭgn̄, mein Traum, ich träume;
gāū ŭrŭăgn̄, mein Pfurz, ich pfurze;
gāū lăbŏrăgn̄ săpăpă, ich bin kahlköpfig;
gāū mătăgn̄ ĭsĭ, ich schließe meine Augen;
ęāū‿mătăm‿gĕrăgĕră, du öffnest deine Augen;
ęĭ‿mĕmĕ, ihr Urin, oder sie pißt.

Ein Hilfszeitwort kennt das Barriai nicht; auf folgende Weise hilft man sich:

1. es bleibt einfach fort.

Beispiele:

nă mălmăl, ich bin böse, ärgerlich;
ęāū kĕmĭ, du bist sauber;
gāū‿lĕgn̄ lụmă kĕmĭ, mein Haus ist gut;
gāū‿nă mătāūdęn mā͡ǫ, ich bin nicht feige, habe keine Angst;
tụănă kăpę Kụmărtăntăn, K... ist ein großer Ort;
ăbęĭ mămărāīkŏknă, der Baum ist hoch;

2. nach melanesischer Art durch Setzung des Pronomens zwischen Subjekt und Prädikat. Hierfür sind folgende Sätze charakteristisch:

gāū‿lĕgn̄ gāīă ĭ‿mątę, mein Schwein ist tot;
ęāū‿lĕm gāīă rụă ị‿mątę, deine beiden Schweine sind tot;
ęĭ͡ ĕlĕ gāīă ĭ‿mŏnă, sein Schwein ist fett;
gĭmĭrŭă lĕmĭ gāīă tŏl ị‿mŏnă, euerer beiden drei Schweine sind fett;
gĭtă lĕdă gāīă bụsă ĭ‿mątę, alle unsere Schweine sind tot;
gāīă bụsă tị‿mătę, alle Schweine sind tot;
pănŭă bụsă tị‿mătę, alle Leute sind tot;
pụdn̄ tŏgāū ị‿blăblă, meine Banane ist reif;
pụdn̄ bụsă ị‿blăblă, alle Bananen sind reif;
gāīă bụsă ĭ‿mŏnă, alle Schweine sind fett;
tāīnę tĭ‿tăn ńănsă? warum weinen die Weiber?

Diese zahlreichen Beispiele sind gegeben worden, um zu zeigen, daß die 3. pers. sing. ị auch im Dual, Trial und Plural meistens da angewendet wird, wo wir nach Analogie mit anderen melanesischen Sprachen und nach dem, was das Barriai selbst einige Male gibt, tị verlangen müßten. Es hängt das, wie ich glaube, mit der schon erwähnten eigenartigen Stellung des ị im Barriai zusammen, das sich im Sprachgefühl derartig eng mit den ihm folgenden Adjektiven verbunden hat, daß man es auch da beläßt, wo es grammatikalisch eigentlich falsch ist.

3. gāū mŏnăgn̄, ich bin fett;
4. Kịlĕńgĕ tĭ‿năm, die Leute von Kilenge sind da.

Tempora.

Die Tempora sind im Barriai ebenso mangelhaft ausgebildet, wie in den übrigen melanesischen Sprachen. Die Form des Präsens gilt auch für das

Imperfektum und Perfektum, wobei aus dem Zusammenhang entnommen werden muß, wo die Handlung eigentlich liegt. Nur wenn der Barriai eine vollendete, beendigte Handlung ausdrücklich hervorheben will, so geschieht dies durch Partikeln, die etwas in der Vergangenheit Beendigtes ausdrücken. Aus der großen Zahl der von mir gesammelten Beispiele wähle ich die folgenden aus:

gāū nă͜ gĕrä, ich sehe; ich habe gesehen;
gāū nă͜ gĕrä năn, ich habe fertig gesehen; ich weiß;
āūärä (ăwără) ĭ͜ tăp, es regnet; es hat geregnet;
āūärä kŭsn͜ năn, es hat zu Ende geregnet;
gāū nă͜ lä năn, ich bin gegangen; das Präsens durchkonjugiert mit angehängtem năn kann als Paradigmum gelten;
gāū͜ nä găl gāīä͜ năn, ich habe das Schwein totgemacht;
gāū nă ūn gä͜ kŭsn, ich habe fertig getrunken;
ĕāū ün gä͜ kŭsn, du hast fertig getrunken;
gāū nă ĕnö gä͜ nă͜ lä, ich habe geschlafen;
ĕāū ĕnö gă͜ lä, du hast geschlafen;
ĕĭ ĭ͜ ĕnö gă ĭ͜ lä, er hat geschlafen (spr. ĕĭ yĕnö gāīlä).

Futurum.

Das Futurum kann im Barriai in mehrfacher Form zum Ausdruck gebracht werden, wie die folgenden Beispiele erläutern sollen:

săbälĕ gāū nă͜ gĕdĕn ăbĕĭ mämärāīkŏknä, morgen werde ich den hohen Baum abschlagen;

ebenso ist die Konstruktion nach ĭmätmădĭdĕn, im Lauf der Zeit, ohne daß auch hierbei das Futurum sonst zum Ausdruck gebracht wird;

gāū͜ nä kărŏ dĭnä gă ĭ mătĕ, ich mache Feuer, wird es ausgehen, d. i. ich mache das Feuer aus;
kŏkäkö pāīämāū ĭ͜ lălälä gāū nă͜ rāū͜ gä ĭ͜ mătĕ, Hahn alten, der herumläuft, ich schlagen werde er tot, d. i. ich werde den alten Hahn da totschlagen;
gä āūärä ĭ͜ tăp, wird Regen er fällt, d. i. es wird regnen.

In diesen kleinen Sätzen haben wir die Partikel gä mit futuraler Bedeutung. Das gleiche findet sich mit einer Erweiterung in den folgenden Beispielen:

gāū͜ nä mämărö nă ūn, ich verweile ich trinke, d. i. nach einer Weile werde ich trinken;
ĕāū mämărŏ͜ gä ŭn, du verweilst wirst trinken;
ĕĭ mämărŏ͜ gä ĭ͜ ún (spr. yún), er verweilt wird er trinken
gāū͜ nä͜ mämărŏ nă ĕnö, ich werde schlafen;
ĕāū mämărŏ͜ gä ĕnö, du wirst schlafen;
ĕĭ͜ ĭ mämărŏ͜ gä ĭ͜ ĕnö (spr. yĕnö), er wird schlafen;
nă͜ mamărŏ͜ gāū nă͜ lä, ich verweile ich gehe, d. i. ich werde nach einer Weile gehen;
ĕāū mämărŏ͜ gä lă, du wirst gehen;
ĕĭ ĭ mämărŏ͜ gä ĭ͜ lä, er wird gehen;
gĭtărŭä tä͜ mämärŏ͜ gä tă͜ lä;
gāīrŭä ä͜ mämărŏ͜ gä ă͜ lä, und so absolut regelmäßig weiter.

Die 1. bis 3. pers. sing. der vorstehenden Zusammensetzungen mit ün, ĕnö und lä sind die drei Beispiele, die zu den bereits angegebenen das Fehlen der Verbalpartikel der 2. pers. sing. beweisen (s. p. 180).

Weitere Konstruktionen mit futuralem Sinne sind die folgenden:

gāū nă͜ lä nă͜ lĭö͜ gāū, ich gehe ich hänge mich auf, d. i. ich werde mich aufhängen;
ĕāū kărö gāū nä͜ rāū͜ gö, du machst, (daß) ich verprügele dich, d. i. du machst solange, bis ich dich verhauen werde;
ĕāū úsö dĭnä ĭ͜ răbät, du blase Feuer es brenne, d. i. blase, damit ein ordentliches Feuer werde.

Imperativ.

Der Imperativ wird mit und ohne Pronomen gebraucht; im allgemeinen wird im Verkehrston das Pronomen fortgelassen, aber immer gesetzt, wenn der Zuruf oder Befehl mehr Emphase erhalten soll. Alle solche kleinen Züge im Sprachgebrauch der Melanesier spiegeln sich regelmäßig im Pidgin-Englisch wieder, das ja in der Hauptsache von den „Kanakern" gemacht wird. Während bei einem gewöhnlichen Ruf „come here" genügt, so ruft der schwarze Junge dagegen „you come", mit starkem Ton auf you, wenn er energisch oder unwillig nach einer ersten nicht befolgten Aufforderung wiederholt ruft.

Beispiele:

(ĕāū) bără! bringe!
bără ănnä tŏn Kŭmbără! bringe das Essen zu Kúmbara!
ĕāū͜ năm! oder ĕāū͜ năm͜ ă! komm her!
ĕāū bāū! tanze!
gĭmĭrŭä ä͜ bāū! tanzet, ihr zwei!
gĭmĭtöl ä͜ bāū! tanzet, ihr drei!
ĕāū lă! geh! raus!
gĭmĭrŭä ă͜ lä! geht, ihr zwei!
gĭmĭtöl ă͜ lä! geht, ihr drei!
ĕāū ĕăn! iß!
dĭö márŏ! setze dich!
ĕāū ĕnö părăm! rāīlä! schlafe nicht! auf!
sĕrĕ! gāī͜ lä, kāūä͜ gä púsĭ! los! gib ihm! sie beide raus, der Hund und die Katze! d. i. jage den Hund und die Katze heraus!
ĕāū wărĕ! zähle!
ĕāū͜ näm, gĭtărŭä tä͜ mărŏ! komm, wir beide wollen zusammenhocken! d. i. komm, setze (hocke) dich neben mich!

ĕãū͜pĭt gāĭă! binde das Schwein!
ĕãū͜pŏlă gāĭă! löse die Fesseln des Schweins!
pĭtn̄ mălŏ! lege das Malo an!
lṳ́lṳ̆ĭ mălŏ! lege das Malo ab!
ĕãū ūrŭăn ŏrŭă! lege die Hüftschürze an! (zum Weibe);
lṳ́lṳ̆ĭ ŏrṳ̆ă! lege die Hüftschürze ab!
ĕãū͜pŏgă nĭṳ! pflücke eine Kokosnuß!
ṳ́l! die sind tabú!
ĕãū găl kṳ́rĕ̜! schlage die Schlitztrommel!
ĕãū găl͜ăbăm! spiele die Felltrommel!
kṳ̆lĕ̜ măn͜ilāūn! rupfe den Vogel!
āūăm͜i kăkāĭ! öffne den Mund!

Verbum reflexivum.

Reflexive Formen des Verbums ergeben sich aus folgenden Beispielen:

gāū māĭămāĭă͜gāū, ich schäme mich;
ĕãū māĭămāĭă͜gŏ, du schämst dich;
ĕ̜ĭ māĭămāĭă⁀i, er schämt sich;
(gāū) pĭtŏrĕ̜ăn͜gāū, es hungert mich;
(ĕãū) pĭtŏrĕ̜ăn͜gŏ, es hungert dich:
(ĕ̜ĭ) pĭtŏrĕ̜ăn͜i oder pĭtŏrĕ̜ăn, es hungert ihn;
(gāū) mārṳ̆nĕ̜ăn͜gāū, es dürstet mich;
(ĕãū) mārṳnĕ̜ăn͜gŏ, es dürstet dich;
(ĕ̜ĭ) mārṳ̆nĕ̜ăn͜i oder mārṳ̆nĕ̜ăn, es dürstet ihn;
gāū͜nă lĭŏ͜gāū, ich hänge mich auf;
ĕãū lĭŏ͜gŏ, du hängst dich auf;
ĕ̜ĭ⁀i͜lĭŏ͜ĭ, er hängt sich auf.

Diese Beispiele zeigen, daß wir es nur im vierten Falle mit einer wirklichen reflexiven Verbalform zu tun haben. In den Fällen 1 bis 3 handelt es sich um ein Adjektivum, dem nach Belieben das verstärkende Pron. pers. vorgesetzt wird und das den Akkusativ Pron. pers. regiert.

Passivum.

Hier besitze ich leider nur ein Beispiel, aus dem ich keine allgemeinen Schlüsse zu ziehen wage.

gāū͜nă͜mă gĭlŏṅĭlŏṅă, ich werde gekitzelt; du kitzelst mich;
ĕãū͜mă gĭlŏṅĭlŏṅă, du wirst gekitzelt; ich kitzele dich;
ĕ̜ĭ⁀i͜mă gĭlŏṅĭlŏṅă, er wird gekitzelt; ich kitzele ihn.

Fragesätze:

Ein Fragesatz ist entweder an dem Auftreten eines Frageworts in ihm oder lediglich durch den Frageton zu erkennen.

Beispiele:

ĕ̜răpmătă Kāĭrĭ͜āĭa sĭănĕ̜? wo ist der Weg nach Kairi?
ĕãū͜kĭm tāĭne͜ŭă? (e stumm) liebst du dieses Weib?
mŏĭ ĭ͜mĭsĭ? ist der Taro gar?
ănṅă ĭ͜mĭsĭ? ist das Essen gar?
ĕãū ĕ̜ăn͜lă? willst du nicht essen? d. i. du essen gehen?
măn? was ist das für ein Vogel?
Antwort: bărṳ̆dn̄! eine Taube!
ĕ̜răpmătă? wo ist der Weg?

Eine Art von Konditionalsatz ist der folgende:
nă͜băbă, ĕãū͜năm, ich rufe, du kommst; d. i. wenn ich rufe, kommst du.

X. Präposition.

Unsere Präpositionen werden im Barriai wiedergegeben:

1. durch Präpositionen;
2. durch eine Art suffigierter Postpositionen: āĭ, ĭāĭ, āĭă;
3. überhaupt nicht.

ad 1. a) ṅăn, hinauf.

gāū͜nă͜lă ṅăn bĕrĕ̜ŏ̜, ich gehe auf den Berg hinauf. Den Gegensatz, hinab, finde ich in folgendem Satz:

gāū	năsŭlŭṅ	nă͜lă lăbĭāĭ,
ich	hinab	gehe zum Strand;

b) pă, zu:

ĕãū͜năm pă͜gāū! komm zu mir!

c) păn, an (dies ist sonst das Verbum „geben").

păsŏ̜lăn păn tnăm! zeige es deiner Mutter!

bără,	gă ĭ͜lă	păn Kăbṳ̆ĭ!
nimm,	es werde gehen	zu Kábui,

d. i. nimm es und bring es zu Kábui!

d) tŏn.

Über diese Präposition ist bereits an der Hand von Beispielen gelegentlich des Casus verhandelt worden. In genetiver Bedeutung steht danach tŏn vor dem Besitzer, in dativer Bedeutung, der aber im Grunde auch ein Besitzverhältnis unterliegt, heißt es „zu", „hin".

ad 2. Diese Art Postpositionen als Suffixe sind wieder āĭ und ĭāĭ.

Beispiele:

gāū͜nă͜lă lăbn̄͜ĭāĭ oder lăbĭāĭ, ich gehe zum Strand;
ĕãū͜lă dărăṅă⁀āĭ oder dărăṅāĭ, gehe zum Tarofeld;
gāū͜nă͜lă lĕgn̄ tṳ́ăṅāĭ, ich gehe nach Hause; d. i. ich gehe nach meinem Dorf;
mămărŏ̜ lúmă⁀ĭāĭ (spr. lṳmāĭāĭ), sie ist im Hause, zu Hause;
ĕ̜ăū ĭ͜lă tărĭāĭ, der Bach geht in die See (von tădn̄, Salzwasser, See);
āĭm ĭ͜năm bṳ́lĕgĭāĭ! (bṳ́lĕgn̄͜ĭāĭ) komme mit deinen Beinen auf meine Oberschenkel!
gāū͜nă mărĭdn̄ kărkărĕgĭāĭ, ich stehe neben dir;
ĕãū mărĭdn̄ mṳ́rĭgĭāĭ, du stehst hinter mir;
ĕãū mărĭdn̄ mătăgĭāĭ, du stehst vor mir.

Bei Ortsbezeichnungen ist der Gebrauch verschieden, ohne daß es mir möglich gewesen wäre zu ersehen, ob hier eine Regel abzuleiten ist.

Beispiele:

Kịlĕṅgĕ, die Leute aus Kilenge;
nă‿lä Kịlĕṅgĕ, ich gehe nach Kilenge;
tāīnẹ̆ kĕmị̆ mămărọ Kịlĕṅgĕ, schöne Mädchen gibt es in Kilenge;
ẹ̆äbāūä Lŏṅä, ein Mann aus Longa;
tāīnẹ Kŏbẹ, ein Kobe-Mädchen;
tāīnẹ Bărrīāī, ein Weib aus Barriai;
gāū nă‿gĕrä ẹ̆nụ Tămụnīāī rāīlă‿āīä lụ́mä, ich habe auf der Insel Tamuniai das Nest eines Fregattenvogels gesehen.

Andererseits jedoch:

ẹ̆äbāūä Ālāīdŏ‿āīä, ein Mann aus Alaido;
tāīnẹ Gụ́rīsị‿āīä, ein Weib aus Gúrisi;
ẹ̆räpmătä Kāīrị‿āīä sị̆ăṅẹ̆? wo ist der Weg nach Kairi?

ad 3. Zu den schon im vorstehenden gegebenen Beispielen, soweit sie eine Ortsbezeichnung betreffen, kommen noch:

ẹ̆āū pāīan‿ărŏ, du trocknest in der Sonne;
tāīnẹ ị̆āī‿kwăkwă, ein Weib mit Elephantiasis am Bein.

XI. Adverbia.

1. der Zeit:

mărẹ, heute; săbălẹ̆, morgen;
ịmätmădīdẹn, im Laufe der Zeit;
gāīsälä, morgens; | lāīlāī, abends;
ărŏ răbụ, mittags; | bŏṅ, nachts;
bụ̆gä, zunächst einmal;
mụgāīāī, vorher, schon früher;

Beispiele:

săbălẹ̆ ẹ̆āū‿näm! komm morgen wieder!
mărẹ gị̆tărụ̆ä tă‿lä Alāīdọ, heute gehen wir beide nach Alaido.
nă‿näm mụgāīāī, ich bin vorher, schon früher gekommen.

2. des Orts:

bŏlọ̆mä, nahebei;
ẹ̆āū‿näm bŏlọ̆mä! komme neben (mich, an meine Seite);
tụ́äṅä bŏlọ̆mä? ist der Platz nahebei?
ălụ̆āī oder älụ̆āī, in ziemlicher Entfernung;
ălụ̆āītāū, sehr weit entfernt; (tụ́äṅä) ălụ̆āītāū! sehr weit entfernt; noch sehr weit (bis zum Ort)!
gärāī, oben; gädị́ŏ, unten;
ĕkọ! hier! (auf die Frage: wo?);
ĕgä! hier! ĕgä! gĕrä! hier! suche hier! (sieh nach!);
ẹ̆nŏnŏ, hier, da, dort; wăgä ị̆‿ẹ̆nŏnŏ? ist das Kanu da?
gāūŏtn̄, außen, draußen;
lŏlīāī, drinnen, innen, im Inneren (etwa Jabim: lelum);
lụ́mă‿j lŏlīāī (spr. lụ́māī lŏlīāī), drinnen im Haus;
ị̆mụ́gä, zuerst, vorweg;
mụ́rīāī, hinten nach.

3. der Art und Weise:

tāū, sehr; bụ́sä‿tāū! zuviel! (beim Handeln);
kĕräṅä, genug;
äpägị̆sŭm! genug! genug gegessen!
(d. i. ăpägn̄‿ị̆‿sŭm, mein Bauch ist voll);
īĕrägn̄ īĕrägn̄, oder / īĕrägn̄ gä īĕrägn̄ } halb und halb.

Im übrigen unterscheiden sich Adjektiva, die adverbial gebraucht werden, in nichts von ihrer gewöhnlichen Form.

ẹ̆äbāūä ị̆‿lălälä pāīāmāū, dieser Mann geht häßlich. hat einen häßlichen Gang.

4. der Frage:

ṅănsä? warum? zu welchem Zweck?
ẹ̆āū‿ṅīṅ‿ṅănsä? warum lachst du?
ẹ̆āū lä‿ṅănsä? zu welchem Zweck gehst du?
sị̆ăṅẹ̆? wo?
gāū‿lĕgn̄ kāūä sị̆ăṅẹ̆? wo ist mein Hund?
lĕm gāīa sị̆ăṅẹ? wo ist dein Schwein?
ĕkọ! hier!
Kŭmbärä sị̆ăṅẹ? wo ist Kumbara?
ẹrăpmătä sị̆ăṅẹ? wo ist der Weg?
Kăbụ̆ị, ărăŏm sị̆ăṅẹ? Käbui, wo ist dein Weib?
sị̆dă? wohin?
ẹ̆āū‿lä sị̆dă? wohin gehst du?
pị̆dă? (klingt fast wie pị̆rä), wieviel?
mŏị̆ pị̆dă? was kostet der Taro?
lĕm‿gāīa pị̆dă? wieviel Schweine hast du?
ṅẹ̆rä? wann?
ẹ̆āū‿näm ṅẹ̆rä? wann bist du gekommen?

5. der Verneinung.

Ein Wort für „nein" haben die Barriai ebensowenig, wie ein solches für „ja". Das scheint auch für andere melanesische Sprachen zuzutreffen, wenigstens ist das Wort „nein" wenig bei ihnen im Gebrauch. Meine gesamte schwarze Begleitung war über das häufige „bọ́ä", nein, im Munde der eine Papuasprache redenden Tumuip der Offenen Bucht so erstaunt und erheitert, daß sie ihnen den Spitznamen Baining-Bóa gaben, ebenso wie aus demselben Grunde vor Zeiten die Pima, d. i. „Neiner oder Nichtler", von ihren Nachbarn in Sonora diesen ihren Namen erhielten. (P. Adam Gilg, in Stöcklein, I, II, p. 78 [num. 53].)

Zu den bereits beim Verbum behandelten māọ̄ und părăm kann ich nur noch māītnẹ, noch nicht, hinzufügen.

ị‿näm‿ä māītnẹ, er ist noch nicht gekommen.

XII. Interjektionen

und Zurufe, die z. T. Schimpfworte sind.

jü!!	Ausruf beim Angriff
tsę̆!!	Ruf, um die frechen Schweine zu verjagen
mĕ! mĕ! mĕ! (mă!)	Ruf, um die Hausschweine zu locken
ụl!	tabú!
ă!	ach!
lä! lä!	Lebe wohl! (unter Abwinken mit der Hand)
ç̌āū͡lä!	raus!
ç̌āū͡ĭāū̆ä!	galopp! laufe!
lå̆rǫ̆ pårăm!	langsam! (laufe nicht!)
ç̌āū nām͡å̆!	herein, komm her!
lĭṅĕm pårăm!	Ruhe! Halts Maul! (rede nicht!)
ç̌āū dį̆ŏ!	halt!
ǒrę månămånä!	feste! Zug! (Zuruf beim Pagajen im Kanu)
pŏsä kĕmį!	sprich deutlich!
āīm͡ụră!	los! vorwärts! (kräftig dein Bein!)
ę̆āū mụ́gă!	gehe vorn weg! geh voraus! (Befehl in der Marschkolonne)
lå͡mụrĭāī!	gehe am Schluß! (der Kolonne)
ç̌āū͡lä!	Platz!
rāū!	feste! haut ihn!
rāū pårăm!	nicht so sehr! friedlich!
năm lụ́ă͡gāū!	zu Hilfe!
kŭs͡năn! ç̌āū͡lä!	Schluß! verschwinde! (verdufte!)
āīm͡ụră pårăm!	langsam! langsam voran!
ç̌āū nåm͡ă!	komm zurück!
ç̌āū påsǫ̆lăn!	zeige mir! (mit dem Finger)
lă͡ę̆nŏ (spr. lāīnŏ),	gehe schlafen! Ein Ausdruck wie „Gute Nacht!" ist sowohl dem Gefühl wie der Sprache der Barriai unbekannt.
tĭnį̆ṅăn må̆ǫ̆!	ich will nicht! mag nicht!
tāūtāūṅä!	richtig!
ç̌āū păgărågără!	du lügst?
tămănĕgånę!	Donnerwetter!
bŏrăbŏră!	Bettler! Bettlergesicht!
kāīpę́ṅä!	Schwein! Schmutzfink!
ç̌ăntāīdn̄!	Kotfresser!
bụ́rụ̆ă păṅăpåṅă!	widerlicher (feindlicher, unsympathischer) Dreckfink!
ụ́tĭm kăpĭtnåmį̆!	dein Penis ist lang! (Zuruf eines Weibes)
kĕrĕm kăpĭtnåmį̆!	deine Scheide ist groß! (Zuruf eines Mannes)
kĕrĕm kåpę!	Großscheide!
kĕrĕm͡įlāūn kăpĭtnåmį!	dein Schamhaar ist lang!
ç̌ăt͡tnăm!	ich werde deine Mutter mißbrauchen!

Zum Schluß dieser grammatikalischen Skizze der Barriai-Sprache möchte ich aus dem mir verbliebenen, nicht recht klar gewordenen Rest nur noch die Wendungen bringen, welche die Partikel tä enthalten. Wenn auch diese Sätze ihrem allgemeinen Inhalt nach völlig durchsichtig sind, so ist mir doch die besondere Bedeutung dieser Partikel nicht klar geworden. Ich setze diesen Sätzen mit tä andere zum Vergleich gegenüber, die zu keinerlei Zweifel Veranlassung geben.

båbă, ę̆ăbă į̆ tä į͡nåm! (oder į͡nåm͡ă), rufe! ein Mann soll kommen!

båbă, påṅụ̆ă tį͡nåm! rufe, alle Leute sollen kommen!

båbă, tāīnę͡tä į͡nåm͡ă! rufe, eine Frau soll kommen!

båbă, tāīnę tį͡nåm͡ă! rufe, die Frauen sollen kommen!

nå͡lä nă āül tāīnę͡tä, ich werde ein Weib kaufen;

tāīnę kĕmį tä Kįlĕṅgĕ? Gibt es schöne Weiber in Kilenge?

tāīnę kĕmį̆ mămårǫ̆ Kįlĕṅgĕ, (ja), schöne Weiber (halten sich in Kilenge auf) gibt es in Kilenge.

Wenn diese Skizze auch noch manche Mängel enthält und manche Unklarheiten zurückläßt, so sind doch alle die wichtigen Punkte gesichert, welche diese Sprache als eine besonders charakteristische melanesische Sprache ausweisen. Sie dürfte ausreichen, um dem Barriai seinen Platz in engem Rahmen anzuweisen, wenn dereinst mehr von den Sprachen von West-Neu-Pommern, Ost-Neu-Guinea und den dazwischen liegenden Inseln bekannt sein wird.

Wie alle Sätze, welche die Grammatik erläutern, aus dem Leben gegriffen und alle von Barriai-Leuten gesprochen worden sind, so verhält es sich auch mit dem folgenden kurzen Wörterverzeichnis. Man wird daher eine sehr große Zahl von den Wörtern vermissen, wie sie in vorgedruckten Listen zwecks Sprachaufnahmen enthalten sind. Dagegen wird man manche andere aus dem Leben eines Naturvolks genommene finden, die in solchen Listen nicht auftreten, und unter ihnen eine hübsche Zahl solcher, die sich bei einer Sprachvergleichung als fruchtbar erwiesen haben.

Wörterverzeichnis.

A.

ăbām (auch ăbåm)	Felltrommel (Kundu)
ăbę̆į	Holz, Baum
ăbę̆į͡ĭtāūtāū,	verschiedene Sorten beerenartiger Früchte zum Schießen mit dem Blasrohr.
ădăl	Zingiber macradenia
ădĭăl	Obsidian
āīătĕbĭlä	Hahnenkamm

ā̆īră das Bein
ā̆īgn̄, ā̆īm, ĭā̆ī mein, dein, sein Bein
ā̆īgn̄‿ĭăpă̆, meine Wade, d. i. Bauch des Beins. (NB. ĭā̆ī‿ĭăpă̆, spr. ĭā̆īyăpă̆.)
ā̆īgn̄ găgā̆l mein Kniegelenk
ā̆īm‿ĭ‿gŏ̆ṅă deine Fußzehe
ā̆īgn̄‿kụ̆băl (spr. ā̆īkụ̆bā̆l), mein Knie
ā̆īgn̄‿ĭ‿lŏlŏ meine Fußsohle
ĭā̆ī‿ĭ‿tĕ̆mĭă sein Fußnagel
ā̆īgn̄‿ā̆īă tụ́ę̆ mein Fußknöchel
ā̆īm‿ĭ‿rĭbrĭb deine Ferse, Hacke
ā̆īgn̄‿ĭ kăpĭ̆n ich habe meinen Penis zwischen die Beine genommen
ā̆īm kwăkwă̆ Elephantiasis an deinem Bein
ă̆yă! Mama!
ă̆krŏkn̄ eine Rabenart
ă̆lụ̆ā̆ī, auch ălụ̆ā̆ī in ziemlicher Entfernung
ălụ̆ā̆ītā̆ū weit abgelegen, weit entfernt
ămĭlĭā̆ī eine Hälfte, Resthälfte
ę̆ă̆n, ămĭlĭā̆ī‿dĭŏ iß, aber eine Hälfte lasse übrig
ă̆ndŏ (auch ă̆ndŏ) Nasenpflock
ă̆nṅă (auch ă̆nṅă) das Essen
ănṅā̆īă gefräßig
tā̆īnę ănṅā̆īă ein gefräßiges Weib
ă̆nsę̆rę̆, eine Rochenart, Fisch, der aus seiner Schwanzgegend mit einem Stachel, ĕ̆lā̆īdŏ, schießen kann
ă̆ntụ Geist eines Verstorbenen
ănụ̆nụ̆gn̄ (gā̆ū), mein Schatten, Spiegelbild im Wasser, Traum; zugleich auch: ich, du, er, träume. — (ę̆ā̆ū) ănụ̆nụ̆m, (ę̆ĭ) ĭănụ̆n,
ă̆ṅăl Canarium commune L.
ă̆ṅăl‿ị‿bărę̆ die Steinschale der Kanarinuß
ă̆ṅăl‿ị‿kụ̆kŭl die äußere, blaue, fleischige Schale der Galibnuß
ă̆ṅăl‿ịtā̆ūtā̆ū die Mandel der Nuß
ă̆pă! Papa!
ă̆păgęn Skorpion
ă̆păgn̄ mein Bauch
ă̆păm, ĭă̆pă oder ę̆ĭ‿ĭ‿ă̆pă
ă̆păgn̄ ĭ‿ĭĕ̆ĭĭĕ̆ī meine Bauchschmerzen
tā̆īnę ĭă̆pă kĭnkĭṅnă gĕ̆rgę̆ŏ̤, das Weib ist schwanger, d. i.: Weib, ihr Bauch dick (mit) Kind
ăpāgĭsŭ̆m! genug, genug gegessen!
āpụ̆ręn Chalcophagus natalis (kleiner Vogel)
ă̆rălă geil (vom Weib)
tā̆īnę ă̆rălă ein geiles Weib
ără̆ṅă männlich, Männchen
ă̆răŏgn̄ mein Weib, Gattin
ă̆răŏm, ĭ̆ărăŏ dein, sein Weib
ărărĕ̆ră, das Kinn (letztes r klingt stark an d)
ărărĕ̆gn̄, ărărĕ̆m ę̆ĭărăę̆
ă̆rị Steinbeil
ă̆rĭă, Calamus spec. sowie überhaupt alle Calamus-(Rottang-)Arten
ă̆rŏ Sonne, Tag
ă̆rŏ ră̆bụ mittags
ă̆rŏn Auslegerstangen am Kanu
ă̆săl hinter sich zurücklassen (im Vergleich); übertreffen
ă̆tămă Tür
ă̆wăgn̄ oder ā̆ūăgn̄ mein Mund
ă̆wăm (ā̆ūăm) ịă̆wă (ę̆ịā̆ūă), dein, sein Mund
ă̆wăgn̄ kŭkŭ̆l meine Lippe
(gā̆ū) ă̆wăgn̄‿ụ́rụ mein Atem; ich atme
ă̆ŭl kaufen
ă̆ŭl tā̆īnę̆ ein Weib kaufen
ā̆ūlụ Art Dukduktanz und -maske der Barriai
ă̆wăra oder ā̆ūără der Regen
ā̆ūară kŭ̆sn̄ machen, daß Regen aufhört
ā̆ūără ị‿tăp es regnet, hat geregnet

B.

bă̆bă natürliches Loch, Öffnung
ă̆bę̆ĭ ị‿băbă Astloch
ā̆īgn̄‿ị‿băbă Poren meiner Beinhaut
bă̆gĕm‿ị‿băbă die Poren deiner Arm- oder Handhaut
tị‿băbă rufen
gā̆ū‿nă‿bă̆bă, ich rufe; bă̆bă! rufe!
bă̆băkă Cycas Rumphii
bă̆băkă Cycasnahrung, -sago
bāgę̆ră oder băgę̆ră, Arm, Hand; das erste a ist bald kurz, bald lang, je nach Betonung und Wortzusammensetzung.
bă̆gĕgn̄, (ę̆ā̆ū) bă̆gĕm, ę̆ĭbă̆gĕ, mein, dein, sein Arm
bă̆gĕgn̄ găgă̆l mein Armgelenk
bă̆gĕgn̄ găgă̆lă meine linke Hand
bă̆gĕm‿ị‿gŏ̆ṅă, dein Finger; besondere Bezeichnungen für einzelne Finger, Daumen usw. haben sie nach einer Aussage nicht.
ịbă̆gĕ kŭ̆băl sein Ellenbogen
bă̆gĕgn̄ kwăkwă̆ die Elephantiasis an meinem Arm
bă̆gĕm‿ị‿lŏlŏ, die Furchen deiner inneren Handfläche; überhaupt innere Handfläche.
bă̆gĕgn̄ pŏ̆kn̄ das Knacksen mit meinen Fingern
bă̆gĕgn̄‿tĕ̆mĭă (spr. bă̆gĕktĕ̆mĭă), mein Fingernagel
bă̆gĕgn̄‿ị tụătụ́ă meine Fingergelenke
bă̆gĕm ị‿wărwă̆r die Ader an deinem Arm
bā̆īră die Achselhöhle
bā̆īgn̄, bā̆īm, ę̆ịbā̆ī meine, deine, seine Achselhöhle
bă̆kę̆ŏă der Haifisch
bălbă̆lę̆mă oder bălbă̆lĕmă, Nipa fruticans, Nipapalme

bắňă gerolltes Kokosblatt im erweiterten Ohrschlitz
tă‿bắră bringen, halten
gāū nă‿bắră kị́ụ ich bringe Yams
bắră gāīa! halte das Schwein fest!
tă‿bắră schneiden, beißen
tāīnẹ ị‿bắră mōị̄ das Weib schneidet Taro (den sie nachher einbringt)
kāūa ị̆‿bắră der Hund beißt
bắrẹ̆ Rhizophora (Mangrove)
bắrụ̆dn̄ Taube
bắsị́r Lasia spec.
bắsụ̆ Rauch
bắtŭm schwarze Eidechse mit hellgelbem Bauch; lebt im Wald
tă‿bắū tanzen
bắūňa der Tanz, das Tanzmachen
tă bĕbẹ̆ă defäzieren, scheißen
ẹ̆ăbāūă ị‿bĕbẹ̆ă māọ̄, ein an Verstopfung leidender Mann.
ị‿bĕrbĕrĭă das Sitzen in Hockstellung
gāū‿nă bĕrbĕrĭă ich hocke
bĕrẹ̆āū oder bĕrẹ̆ọ̄ der Berg
bị́ăňă der fliegende Hund; Pteropus edulis
bị̆bĭrắn drücken
bịdn̄ lange Yams-Art
bĭrbĭrị̆ắňă Pseudoscarus harid., eßbarer Fisch
tắ‿bĭsị̆ auf den Schultern, auf dem Rücken tragen; hochheben
tāīnẹ bĭsị̆ gĕrgẹ̆ŏ das Weib trägt ihr Kind
bĭsị̆ gāīă hebt das Schwein hoch
blắlă jung
tāīnẹ blắlă ein junges Weib
ị‿blăblă od. ị‿blăblắ reif
bŏ́bŏ́ der Schmetterling
bŏ́bŏbŏ, Chaetodon-, chelmo-, tetrago-, noptrus- und heniochus-Arten; eßbare Fische.
bŏ́dẹn, Conus-Arten mit ganz flachem Kegel; so conus millepunctatus, conus prometheus, conus betulinus, conus virgo; werden gegessen.
bŏ́gă Zweig, Ast
ăbẹ̆ị̆‿ị‿bŏ́gă Baumzweig, -ast
bŏgbŏ́gị̆ Pterocera lambis; eßbare Schnecke
bŏgị̆săpụ́lọ̆ Haliaëtus leucogaster; ein Totemvogel der Barriai
bŏlăbŏlắră die Stirn
bŏlăbŏlắgn̄, bŏlăbŏlắm, ẹ̆ị̆bŏlắbŏlă
bŏlŏbŏ́lŏ klein, kurz
bŏ́lŏmă oder bŏ́lọmă nahebei, in der Nähe
bŏ́ň die Nacht, nachts

bŏrẹ̆bŏ́rẹ̆, weiß, hell, die Farbe der Haut von Europäern, Malaien, Chinesen, Polynesiern und von den helleren Melanesiern, zu denen die Barriai auch sich selbst zählen zu können glauben.
bŏ́rĕňă nichts; ein Nichts
(gāū) bŏrŏ́ĭŏgn̄ mein Magen
(ẹ̆āū) bŏrŏ́ĭŏm, ẹ̆ị̆‿bŏrŏ́ĭŏ; gāīă ị̆‿bŏrŏ́ĭŏ (spr. bŏrŏ́yŏ), der Magen des Schweins.
bŏrōīlĭă, Demiegretta sarra; die blaugrauen und weißen Vögel werden so genannt.
bŏ́tŏ, rhachitisches Geschwür, besonders an den Beinen; auch solche Geschwüre durch Buschmilben verursacht.
bụ̄, Ptychococcus paradoxus; mit Früchten ähnlich der echten Arecanuß und in Ermangelung letzterer als Surrogat für sie benutzt.
bụ́ă Areca catechu; Arecapalme
bụ̆āīă Krokodil
bụ̆gă zunächst einmal
gāū‿nă‿tŏn bụ̆gă ich werde zunächst einmal versuchen
bụ́lă Scheibenmuschelgeld; in Kobe gemacht
bụ́lă Nasenring der Weiber
bụ́lẹ Ovulum ovum; nicht gegessene Schnecke
bụ́lẹbụ́lẹ Cypraea-Arten; gegessen
bụlẹ́ră der Oberschenkel
bụ́lĕgn̄, bụ́lĕm, ẹ̆ị̆bụlẹ́ oder ẹ̆ị̆bụlẹ̆
bŭlŭlụ́ kurzer Fest- oder Tanzschurz der Weiber
bụnămbụ́năm Barringtonia serrata
bụ́ră überreif
kŏ́rāī‿ị̆‿bụ́ră die Mango ist überreif
bụ́rẹ̆ Kokosnußöl
bụrĕsĭ́ňă naß, feucht
bụ́rị́gă Upeneoides tragula; eßbarer Fisch
bụ́rĭgn̄ mein sperma
bụ́rim, ẹ̆ị̆bụ̆dẹn
bụ́rụ̆ă oder bụ́rŭă Feind
bụ́să viel, viele
bŭsŭmbắgẹ̆, Conus-Arten mit spitzem Kegel, so conus textilis, conus striatus, conus magnificus; werden gegessen.

D.

dắkă Betelpfeffer
tă‿dắl ertrinken
dắlă Nassa-Schnecke; zum Schmuck von pōīpōī u. ähnl., nicht Geld
dămădắmă Matte
dắňă eine Sache, ein Besitz; Art, Ding, Sorte

dắṅă sĭsḯdẹn — ein Tier; Begriffe wie „Haustier“ und „wildes Tier“ gibt es nicht
dărắṅă oder dắrăṅă — Pflanzung, Tarofeld
dĕṅdḗgn̄ — der Schleifstein
dḯbắl — krank sein, Fieber haben
  ắyă! nắ‿dḯbăl! — Mutter! ich bin krank!
dḯbắlṅă — die Malaria
dĭ̓ṅă — das Feuer
  dĭ̓ṅă‿ḯ mắtẹ̆ — das Feuer ist, geht aus
dĭ̓ṅṅă — Hauswand
tă‿dḯŏ — bleiben, halten, nicht mitkommen
dḯrĭ̓dẹn, Bambusmesser; auch die von den Europäern erhandelten Stahlmesser jetzt so genannt.
dlḗdlẹ — Bauch- und Rückenflosse
  ḯă ḯ‿dlḗdlẹ — Bauch- und Rückenflossen des Fisches;
dŏgn̄ — Blatt von Piper betle
dŭădṳ́ă (dŭădṳ́ă) — Känguruh
dṳ́gn̄ — eßbare, auf dem Riff gesuchte Muschel
dṳ́băm — die Brandung
  dṳ́băm Sĭ̓sănọ — die Brandung von Sissano
  dṳ́băm‿ḯ ṅa͡uṅa͡u — der brandenden Welle weißer Gischt

E.

ẹ́ăbă — junger Mann
ẹ̆ắl — Casuarina equisetifolia
ẹ̆ắn oder ẹ̆ănẹ́ăn — essen
ẹ̆ănbṹrṳ̆ă — Menschenfresser
ẹ̆ắṅŏ — Kaempferia rotunda
ẹ̆ắṅŏṅă — gelbe Farbe, aus der Kaempferia gewonnen; gelb
ẹ̆ắrŏ — Pflanzstock der Weiber
ẹ̆ătẹ̆ḗtẹn oder ẹ̆ắtẹn — geschlechtlichen Verkehr ausüben
  ga͡u n'ẹ̆ătẹ̆ḗtẹn oder nă͡ẹ̆ătẹ̆ḗtẹn (spr. na͡iătẹ̆ḗtẹn), ich beschlafe
  dăṅăsĭsḯdẹn ẹ̆ătẹ̆ḗtẹn, die Tiere paaren sich
ẹ̆ăwắl — schwimmen
ẹ̆a͡u (ẹ̆a͡u), Süßwasser; alle Süßwasser, sowohl stehend als fließend; Wasser allgemein, einbegriffen Salzwasser.
  ẹ̆a͡u mărăwắn — Flut
  ẹ̆a͡u ḯ‿mĭsĭ̓ — Ebbe
ẹ̆a͡u — Kokosschalen-Wasserschöpfgefäß im Kanu
ẹ̆a͡uă — Betelkalk, Betelkalkgefäß
ḗdẹn — bringen
ḗga! — hier!
ḗkọ! oder ḗkŏ! — hier! dies ist das yḗkŏkŏ! der Kilenge
ḗlẹ̆ă auch ĕlẹ̆ă — Brillenkakadu; weiß mit hellblauen Augenrändern
tă‿ẹ́nŏ (spr. ta͡inŏ) — schlafen
ẹ́nŏnŏ — da, dort
  ḯ‿ẹ́nŏnŏ (spr. yẹ́nŏnŏ) es (ist) dort
  ẹ̆ắn pắram; ḯ‿dḯŏ ḯ‿ẹ́nŏnŏ! iß nicht; (das Essen) bleibt da stehen!
ẹ́nṳ̆ — die Insel
ẹ́răgn̄ — mein Name
  ẹ́răm, ḯẹ̆ră — dein, sein Name
  ẹ̆a͡u ẹ́răm sa͡i? — wie heißt du (d. i. du, dein Name, wer?)
  ẹ́ăbă͡ŭă ḯ‿ẹ̆ră sa͡i? — wie heißt dieser junge Mann?
ẹrắpmătắ (ẹrăpmắtă) — Weg, Pfad
ẹ́sọ̆ — alle Arten von großen Landkrebsen, Kuka u. Birgus latro
  ẹ́sọ̆ ămlắṅă — eine große, besondere Art des ẹ́sọ̆

G.

gă — und
tắ‿găgă — trinken durch Hineinlaufenlassen der Flüssigkeit
găgăḯḯră — der Hals
  gắgălĭ̓gn̄, găgălĭ̓m, ḯgăgăl oder ẹ̆a͡ugăgălĭ̓m, ẹ̆ḯgăgăl
găgărắbă — Codyaeum variegatum
ga͡ia — das Schwein
  ga͡iă‿bŏrẹbŏrẹ — weißes Kanakerschwein
ga͡iẹ̆ă — Kasuarnetz
ga͡isălă — morgens
găl — töten
  ga͡u‿nă găl ga͡iă — ich töte das Schwein
tă‿gắlă — speeren
gắră, Pereskia grandifolia; große Bäume mit widerstandsfähigem Holz; die Pfähle der Pfahlhäuser werden aus ihm gemacht.
gărgắdẹn — unreif
gắrĭa͡u — der Schild
ga͡uăl — Pometia pinnata; hoher Buschbaum
ga͡uŏtn̄ — außen, draußen
ga͡urŭmă — großes Ößfaß aus Kokoswedelscheide
gḗdẹn — abschlagen
  ga͡u nắ‿gĕdẹn
gẹlắ — der Donner
gḗlă — Caryota spec. oder Rumphiana; Nibung-Palme der Javanen
gḗlă — Caryota-Sago; Innenmark des gḗlă
gḗlẹmă — Palaemon carcinus; eßbarer Frischwasserkrebs

tă͜gĕrä sehen
gĕrgea͞u oder gĕrgę̆ǫ̆ Kind, Junges
gĕrgę̆ǫ̆ rúä Zwillinge
gígĭmä oder gígĭmä kleiner Stern
gigirĭpu̧ Oreaster nodosus; Seestern
gígĭrän würgen
ga͞u͜nä gígĭrän ĭgägăl, ich würge ihn
nă͜gĭlgĭl nŭnŭgn̄, ich bohre mit einem Halm in meiner Nase, um zu niesen; als Mittel gegen Husten und Schnupfen benutzt.
tä͜gĭn steuern
gŏgŏrä die Brust
gŏgögn̄, gŏgöm, ígŏgö
gölŏmăra (gŏlŏma͞irä) Tridacna gigas
gŏrögŏrö, große Arten von Schrecken; Heteropteryx-Art; Mantis; Gottesanbeterin
grę́rę Rogen
íä grę́rę Fischrogen
grírĭnä Sand
gwăs selbstgepflanzter Tabak
ga͞u nă͡ ęän gwăs ich rauche Tabak
gŭlŭn̈ Pflanzenhaar, Haar auf Blättern; kurzes grünes Moos
gú̧lŭ̧pä Wespe, Hornisse
gúpa Alang-Alang; Kunei
gú̧rämo͞i Elettaria-, Nicolaia- und Achasma-Arten
gu̧rĭsi̧, Tryxalis- und Phyllophora-Arten; besonders eine große grüne Art von Springer.
gúsa Tintenfisch; Sepia

I.

íä der Fisch
ĭa͞uä fortlaufen
ga͞u nä͡ĭa͞uä (spr. ga͞u na͞ia͞uä)
ga͞iä͡ĭ͜ĭa͞uä (spr. ga͞ia͞iya͞uä)
íbăbä verwundet sein
ga͞u nă͡ ĭbăbä ich bin verwundet
i̧bu̧lę́ra͞i Leistengeschwür; von bu̧lę́rä, Oberschenkel
ĭbŭrbŭr (i̧͜bŭrbŭr) Baarthaar
ĭe͞iĭe͞i schmerzen
ăpägn̄ i͡ĭe͞iĭe͞i mein Bauch schmerzt, meine Bauchschmerzen
lăbŏräm i͡ĭe͞iĭe͞i, dein Kopf schmerzt; deine Kopfschmerzen
ĭe͞iĭe͞inä der Schmerz
ĭĕrägn̄ die Hälfte
ĭĕrägn̄ ĭĕrägn̄ oder ĭĕrägn̄ gä ĭĕrägn̄ halb und halb
ígăl, Meeresbucht zwischen zwei vorspringenden Landspitzen; hängt mit gägălírä, Hals, zusammen.
ígĕgĕ krumm

ĭmäpŏgä das Zerbrochene; Riß im Holz
ę̆a͞u͜käro̧͜gä ĭmäpŏgä n̈ănsä? warum machst du, daß dies zerbricht?
ĭmätmădĭdęn im Laufe der Zeit
ímĭsĭ die Kopranuß
i̧mú̧gä zuerst, vorneweg
i̧mú̧gä Vorsteven vom Kanu
ĭpără die ausgewachsene, keimende Kopranuß
ĭpŏm zahlreich, viele Leute
írǫ̆ oder írŏ der Speer
i̧ta͞uta͞u oder i̧͜ta͞uta͞u Frucht
ítĭn i̧la͞un rauhaarig
ĭtú̧bn̄ gewachsen (von Knaben und Mädchen gesagt)
ĭwǫ́nä das Ziehen, Pullen

J.

jū! Ausruf beim Angriff

K.

kăblăkä Eichhörnchen; Sciurus-Art. (vielleicht bicolor?)
ka͞iäü Buschhuhn; Megapodius
ka͞idä, Verbindungsgabeln (à la Molukken und Nakanai) am Kanu, zwischen ărŏn und sămän.
ka͞iu̧i̧ Kasuar (allgemein)
ka͞ip Holzkeule (zum Schlag)
kăkä hochheben
ka͞uä ĭ͜käkä ĭa͞i ĭ mĕmĕ, der Hund hebt das Bein zum Pissen hoch
käka͞i öffnen, offen
a͞uäm͜i̧ käka͞i! öffne den Mund!
käkäpănä verrückt, verrückt sein
ga͞u͜nä käkäpănä ich bin verrückt
käka͞uwĕrĕ(käka͞uwę̆dĕ) klein, nicht groß
Gegensatz zu kăpę und käpĭtnămi̧
kälănän, Eclectus rotatus und Eclectus cornelia; ein Name für beide; Papagei
kălĭ hohe Palisadenbefestigung um die Dörfer
kälkälăkä Brücke auf dem Kanu
kălŏ oder kălo̧ Frosch, schwarzer
tä͜kämŭr flüstern
kănämänämä Periophthalmus; Riffisch
kăpę groß, ausgedehnt
tä͜käpĭsä niesen
käpĭtnămi̧ groß, fett
kăränä͞i vergangen, früher
mătä kăränä͞i in vergangener Zeit
kărę, kleiner melanesischer, aus Kokospalmwedeln zusammengeflochtener Korb; auch für Schleudermunition.

kärḗn̄ĕ, Schwägerin, Bruders Frau
kärḭdḭă Ostraea; Austernart
kärkắrĕgḭāī hinten
kärkärḗrä die Rippe
kärkärḗgn̄, kärkärḗm, ḗḭkắrkärĕ
tă‿kắrǫ̈ machen, anfertigen, besorgen, veranlassen
gāū‿nä kắrǫ̈ rāī ich mache Wind
kärŭn̄ắnĕ die Art und Weise
kärŭn̄ắnĕ kṓlŏkŏ eine schlechte Art; das gefällt mir nicht
kắsĭăbă schwarze (mineralische) Farbe
gāū‿nä käsĭgsḭ́gnă ich schwitze, mein Schweiß
kāūă der Hund
kāūĕlĕpḗrẹn Libelle
kāūlwḗn̄gă | großes Auslegerboot mit zwei
kāūwḗn̄gă | Masten
kāūwāīwḗn̄gă Kasten auf den großen Auslegerbooten
kḗkätöl (auch käkätṓl) das Ei
kḗkẹkĕ wilde Banane
kẹlḗrẹ oder kẹlḗdẹ ein; im Gegensatz zu: viel
kḗmḭ, gut, schön, süß, hübsch, sauber, wohlriechend, deutlich, scharf (alles, was gut und angenehm ist)
kḗmĭn̄ăn langsam
āīm‿ụ́rä pắräm! tắ‿lälälä kḗmĭn̄ăn! nicht so eilig, langsam gehen!
gāū‿nä kḗn̄wăn ich spreche, sage
kḗn̄wăn ḗäbă‿ŭä ḭ‿năm, sage jenem Mann, er solle kommen
kḗpĕ, Salzwasser-Bivalve, große Perlmuschel (Meleagrina margaritifera)
kẹpḗrä die Schulter
kẹpḗgn̄ (kḗpẹgn̄); ḗāūkẹpĕm (kḗpĕm); ḗḭkẹpḗ (ḗḭkẹpĕ)
kḗrḗrä die weibliche Scheide; vulva
(gāū) kḗrẹgn̄, (ḗāū) kḗrĕm; ḗḭkḗrḗ
kḗrḭ Korthalsia polystachia
gāū‿nä kḗt (kḗtn̄) ich schneide, mache incisio
ḗāū‿kḗt lāūnĭgn̄! schneide mein Haar!
kḗtŏ schwarz; von den Zähnen, durch Betelgebrauch gefärbt
kḭắrä grauer Kasuar (Art Emu)
kḭ́kĭsḭ Areca triandria
gāū‿nä kĭlḭ́ụ ich tauche
tă‿kĭ́m gern haben, gern besitzen, mögen, lieben
kĭnkĭ́n̄nă dick, angeschwollen
kḭ́ụ runde Art Yams
kṓkäkŏ Huhn
kṓkŏ Blume, Blüte
kŏkŏrṓkŏ, jede Art von Korallengebilden im Meer; Porites, Astraea, Millepores; Dendrophyllia
kŏlälụ́ŏ Muscheldeißel (Tridacna), drehbar

kṓlŏkŏ schlecht, nicht gut
kṓlŏmẹ Toxotes chatareus; eßbarer Fisch
kŏm Glottis nebularius; Art Schnepfe
kṓnāū nắn̄ă Angelhaken (d. i. Haken — ziehen)
kŏn̄ẹkṓn̄ẹ krumm, gewunden
ḗräpmắtă kŏn̄ẹkṓn̄ẹ ein gewundener Pfad
kŏr pflücken, brechen
gāū‿nä kŏr tṓụ̆ ich breche Zuckerrohr ab
gāū‿nä kŏr pụdn̄‿ḭlāūn ich pflücke ein Bananenblatt ab
kŏr ein Besen aus abgebrochenen Reisern
kṓrä Tedrodon-Arten; nicht gegessene Fische
kṓrä gḭ́gḭ Diodon hystrix; Fisch, gegessen
kṓrāī Mango, wilde Mango
gāū‿nä kŏt‿āīgn̄ ich strauchele
ḗāū‿kot āīm; ḗḭ kŏt ĭāī
krŏkn̄ (ắkrŏkn̄) der Rabe (s. vorn)
kụ́kụ alle Sorten von Spinnen
kŭkṻl Fell, Haut
tă‿kụ́lḗ rupfen
gāū‿nä kụ́lḗ măn‿ḭlāūn, ich rupfe den Vogel
kṻlụ̆pụ̆ oder kụ́lụ̆pụ̆ schwer
kụ́pätẹn Arca-Arten, gegessen
kụ́rẹ die Holzschlitztrommel
kụrḗkụ́rḗ, Bambusblasrohr zum Schießen der Knaben; dies ist, glaube ich, Bambusa longinodis
kụrḗrḗ Seekrebs; Palinurus-Art
kụ́rŏ Geschlechtsverkehr
gāū‿nä kärŏ kụ́rǫ̈ ich übe Geschlechtsverkehr aus (vom Manne gesagt)
ḗäbă ḭ‿kắkärŏ kụ́rǫ̈ ein sehr sinnlicher Mann
kụ́rụ̆kẹ die Ratte
kụrṻn̄ Seeschildkröte; Thalassochelys caretta
kŭs leer, zu Ende; fertig
kṻsnăn fertig schon; lange bevor
kŭsṻksŭkn̄ der Schmutz
kwăkwắ Elephantiasis
kwăn̄kwắn̄ Paradiesvogel, der aber nicht auf Neu-Pommern vorkommt

L.

lắbḗrä die Hoden
lắbẹgn̄, ḗāūläbḗm, ḭläbḗ
läbn̄ (läb) weißer Sand, Seestrand aus Korallenkalkdetritus
läbŏrắrä der Kopf
läbŏrắgn̄, ḗāūlắbŏrăm, ḗḭlắbŏrä
tắ‿lä gehen
tắ‿lälälä umhergehen, marschieren
gāū‿nä‿lälä sŏkḗsṓkḗ, ich bin lahm

lă͜énǫ̆ (spr. lā͡īnǫ̆) schlafen gehen
lā͡īlā͡ī Abend, abends
lắmį̆lắmį̆ Archinus pavoninus; eßbarer Fisch
lăṅǫ̆lắṅǫ̆ die Fliege
lắrǫ̆ laufen
gā͡ū͜nă lắrǫ̆ oder gā͡ū͜nắ͜lărǫ̆
lā͡ūăgn̄, mein Schwiegervater, mein Schwiegersohn (von beiden Seiten)
lā͡ūăm, ę̆̄lā͡ūă
lā͡ūăgn̄ tā͡īnę, meine Schwiegermutter, meine Schwiegertochter (von beiden Seiten)
lā͡ūăn abnehmen, wegnehmen
ę̄ā͡ū͜lā͡ūăn pắrĭă kŭkŭl! häute die Voranus-Eidechse ab!
lā͡ūn das Blatt
ắbę̆į̆ į̆͜lā͡ūn Baumblatt
lā͡ūnĭră das Haupthaar
lā͡ūnĭgn̄, lā͡ūnĭm, į̆lā͡ūn
lā͡ūtắbę erstgeboren
gā͡ū lā͡ūtắbę ich bin der Erstgeborene
tắ͜lę ziehen
nắ͜lę wắgă ich ziehe das Kanu ins Wasser oder auf den Strand
tă͜lé graben
gā͡ū͜nă lę̆́ năsŭ͡lŭ́n ich grabe ein Loch auf das Grundwasser hinab
tă͜lę́į̆ hochheben
lę́į̆ wắgă hebt das Kanu hoch
Es erscheint mir möglich, daß es sich bei lę, ziehen, und lę́į̆, hochheben, um ein und dasselbe Wort handelt, bei dem ich im ersteren Falle das kurze angehängte i überhört habe.
lĕlĕă͜gā͡ū mich friert (kalt ich)
lę̄tŏ, Laportea spec. und Laportea amplissima. Das ę ist ein ausgesprochenes ā.
lĭlĭmŏ Sodwasser im Kanu
lĭlį́ų baden, waschen
tă͜lĭmă Wasser aus dem Kanu schöpfen
gā͡ū͜nă lĭmă ich schöpfe
lĭṅęm pắrăm! Ruhe! d. i. schreit nicht
į́͜lį́ŏ͜į́ sich aufhängen
gā͡ū͜nă lį́ŏ͜gā͡ū ich hänge mich auf
lį́pă die Kletterschlinge
lį́ų̆gn̄ oder lįų́gn̄, meine Schwester (ein Bruder spricht); meine Schwester oder mein Bruder (eine Schwester spricht); lį́ŭm, ę̆̄lį́ų.
lŏlīā͡ī innen, drinnen; das Innere
lŏlŏ́ră die Fläche, die Sohle
lŏ́lŏgn̄, lŏ́lŏm, į́lŏlŏ
ā͡īgn̄ į́lŏlŏ meine Fußsohle
lŏ́ṅă Buschmann, Bergbewohner
lŏtlŏ́ṅă Spiegelbild im Wasser

lóų̆ Bootsgesang der Kobe-Leute, und von da übernommen
gā͡ū͜nă lų́ă ich helfe
lų́ăṅgé fliegender Fisch
lųbn̄, besser als lųpn̄ stehlen
ę̄ā͡ū lų́bn̄ du stiehlst
lų́ę̆ bringen
gā͡ū͜nă lų́ę̆ į́rŏ ich bringe meinen Speer
tă͜lų́kų in der Hand halten, hochhalten
lų́lų̆į̆ mắlŏ das Malo ablegen
lų́m das Männerhaus
lų́m kăkā͡ū | lų́m pā͡ū | die beiden Männerhäuser in Kųmărtăṅtăṅ
lų́m ā͡īlękŏă | lų́m kį́răgn̄ | die beiden Männerhäuser in Kā͡īrį
lų́mă das Weiberpfahlhaus
lų́ră Zahn, Zähne
lúŏgn̄, lų́ŏm, į́lų̆ŏ
lų́sį Berg

M.

gā͡ū mā͡īămā͡ī͜gā͡ū ich schäme mich
mā͡īră die Zunge
mā͡īgn̄, mā͡īm, į́mā͡ī
mā͡ītnę noch nicht
wắgă į̆͜énŏnŏ? ist das Kanu da?
į́͜năm mā͡ītnę! noch nicht!
mắk tatauieren
mắkŏr der Sturz, das Umfallen
ắbę̆į̆͜į mắkŏr der Sturz des Waldriesen
mắlăbăr Haliaëtus leucogaster; Totemvogel der Barriai
mắlăgŭl, Pseudoscarus chrysopoma und andere Pseudoscarus-Arten; gegessene Fische
mălămbĭ́rę̆, ein Handwedel aus Cordyline-Blättern, in jeder Hand des ā͡ūlų-Tänzers
mălmắl oder mắlmăl böse, ärgerlich; tapfer
gā͡ū͜nă mămắl ich bin böse; ärgere mich
ę́ăbā͡ūă mắlmăl ein tapferer, im Kampf gefährlicher Mann
málŏ Rindenzeug zum Malo; Malo
málŏ Regenbogen
mắmă Sago, Sagopalme; Metroxylon Rumphii
mắmă͜į rắṅă Gabbagabba
mắmărā͡ī lang
mămărā͡īkŏ́knă hoch, lang
mắmărăn besuchen, besehen
gā͡ū͜nă mắmărăn tų́ăṅă tų́ăṅă, ich habe viele Plätze gesehen; bin vielgereist
tă͜mămắrǫ̆, sein, verweilen, sich aufhalten; sitzen; Beispiele in Skizze der Grammatik. mămắrǫ̆ deckt sich völlig mit dem Pidgin-Englisch stop.

mắmăsă oder mămắsă   trocken, dürr
tắnọ̆ i̯‿mămắsă   das Land ist trocken
măn   der Vogel
măn‿i̯‿a͡ūă   Vogelschnabel
mănămắnă!   schnell! komm schnell!
mắṅămắṅă   töricht, dämlich
mā͡ọ̆   leer, nicht
mắrăkăn, eine wilde Zingiberacee, aus deren Fasern die Weiber ihre Hüftschurze machen.
mắrăwăn   tiefes Wasser
wắrẹ   heute
mắrẹmắrẹ, Cerbera lactaria; ebenso heißen die Früchte dieser Bäume, die den Knaben als Wurfgeschosse bei ihren Schleuderkämpfen dienen.
mărẹmắrẹ, Plumeria acuminata; wahrscheinlich nach der Cerbera genannt, da nicht einheimisch.
mări̯ămbắ   Wolken; Regen machen
mắrĭămbă sĭṅsĭṅă,   Morgen- und Abendröte (d. i. Wolkenröte)
ga͡ū‿nă mắrĭdẹn   ich stehe
mắri̯gẹn   Strombus luhuanus, gegessene Schnecke
mắrĭgn̄ pắtẹn   mein Gesäß, Hinterer
mărĭm‿pắtẹn, i̯mări̯‿pắtẹn
mắrĭṅĕ   Bootsgesang der Barriai
mắrnĭăṅ‿ga͡ū   ich bin warm, schwitze (warm mich)
mắrŏn oder mărŏ́n   der Häuptling
mărṳ̆nẹ́ăn‿ga͡ū   ich bin durstig
mărṳ̆nẹ́ăn‿gŏ, mărṳ̆nẹ́ăn
mắsẹ   Trochus niloticus; Trochus-Armring; Schnecke gegessen
mắsẹ   Chelone mydos; Seeschildkröte; Schildpattarmring
mắtăgi̯a͡ī   hinter, hinten
mătăkắmŏ   Spondylus-Art; eßbare Schnecke
mătắmăla͡ī   Name für die meisten Zingiberaceae
mātăṅĭlṳ̆   Nautilus umbilicatus; nicht gegessen
mătăpắra   eßbare Schnecke; Turbo
mătăsṳ́rṳ̆ oder
mătănsṳ́rụ   rote Bemalung um die Augen
mătắră   das Auge
mắtăgn̄, mắtam, i̯mătă
mắtăgn̄ i̯bŭrbṳ́r   meine Augenbrauen
mătăi̯ṳ́i̯   schielend
mắtăgn̄ i̯‿ṳ́tŏ   mein Augapfel
mătăkĭ́lă   blind auf beiden Augen
mătăpắră   blind auf einem Auge
mătăa͡ūdẹn   feige
ga͡ū‿nă mătăa͡ūdẹn   ich habe Furcht
mắtẹ   tot, eingegangen, abgestorben, verdorben
mŏ́i̯ i̯‿mắtẹ   der Taro ist eingegangen
pṳ́dn̄ i̯‿mắtẹ   die Bananen sind verdorben
dĭṅă i̯‿mắtẹ   das Feuer ist aus
ga͡ū‿nă mắtẹ   ich sterbe
mătmắgnă   im Wasser kochen
ga͡ū‿nă mătmắrĭdẹn   ich stehe
mắtṳ̆ă oder mắtṳ̆ă   hart, fest, stark
tă‿ma͡ū   spucken
ma͡ūră   der Speichel
ma͡ūgn̄, ma͡ūm, ẹ̆i̯ma͡ū
ma͡ūmṳ̆   große Art Beutelratte mit spitzem Maul
ma͡ūsṳ̆lẹ́lẹ̆lẹ̆   kleine graue eßbare Schnecke in Tritonform
mĕ! mĕ!   Ruf, um Schweine zu locken
mĕmẹ́ră   der Urin
mẹ́mẹgn̄, mẹ́mĕm, ẹ̆i̯mẹmẹ́
nắ‿mẹmĕ   ich uriniere
ẹ̆a͡ū mẹmĕ, ẹi̯͡i̯‿mẹmĕ
mẹ̆rămẹrắgn̄   mein Fleisch
mẹ̆rămẹrắm, ẹ̆i̯mẹ̆rămẹ́ră
mẹ́tŏ   Lutianus roseus und Lutianus sebae; Fischarten
mĭ́si̯   gar, reif, abgestorben, eingegangen
mŏ́i̯ i̯‿mĭ́si̯   der Taro ist gar
ắṅṅă i̯‿mĭ́si̯   das Essen ist gar
ắṅăl‿i̯‿mĭ́si̯   der Kanaribaum ist eingegangen; ebenso nĭ́ụ, Kokospalme; gẹ́la, die Caryota, und pắmṳ̆lṳ̆, die Gulubia
(ga͡ū) mŏgắlĭgn̄   meine Gedärme
(ẹ̆a͡ū) mŏgắlĭm, ẹ́i̯mŏgắl
ga͡īă‿i̯mŏgắl   die Gedärme des Schweins
ẹ̆ăba͡ūă mŏ́găl bṳ́ră   ein Geizhals, d. i. die Gedärme überreif
mŏ́i̯ oder mŏ́i̯   Taro; Colocassia antiquorum
mo͡ī   Pandanus spec., ohne eßbare Frucht
mo͡ī   Matte und weißer Regenmantel aus Pandanusblättern
mŏ́kăwẹ̆   kleine Art Octopus
mŏkrṳ́kn̄   grüner Laubfrosch
mŏlŏmŏ́lŏ   Cordyline-Art; ziemlich hoch
mŏ́mŏtn̄   Art fliegender Lemur (Geleopithecus)
mŏmŏtĭ́gn̄   mein Herz
mŏmŏtĭ́m, ẹ̆i̯mŏmŏtĭ́
mŏ́nă   fett
mŏrămŏrắṅă   kahl
lắbŏră mŏrămŏrắṅă   kahlköpfig
(ga͡ū) lắbŏrăgn̄ mŏrămŏrắṅă, ich habe eine Glatze
mŏ́rẹ, Cordyline spec., die gewöhnliche Art in Melanesien; niedriger als mŏlŏmŏ́lŏ

mǭtă — Schlange
mŏ̄tămŏ̄tă — Blutegel (aber nicht vorhanden in Neu-Pommern)
múgă — vorn
mŭ̦gă͡lă͡i — früher, schon früher
mŭkmŭ̄knă — dreckig, dreckig sein
gă͡u‿nă mŭkmŭ̄knă — ich bin schmutzig
mŭl — die Spur
ā͡ign‿mŭl, ā͡im‿mŭl, ĭă͡i‿mŭl — meine, deine, seine Fußspur
gă͡iă ĭă͡i‿mŭl — Schweinespur (fast wie gă͡lăyẹ́mŭl gespr.)
gă͡u‿nă‿mŭ̄m — ich mache Feuer mit zwei Holzstücken
nă‿mŭmă͡ŭtn — Apparat zum Feuermachen (Feuerhobel)
mụ́rĭă͡i — hinten; achtern am Kanu; Achtersteven
mŭ̦rĭă͡lă͡iă — der zuletzt Geborene, Jüngste unter mehreren Geschwistern
ẹ́ĭ mŭ̦rĭă͡lă͡iă — er ist der Jüngste
mŭ̦rĭgĭă͡i — vor
mụ́rŭ̦pŏ — großer Stern

N.

năbăịmā̆r — Opossum
năbăkā̆rĭă — Sternschnuppe
năbẹnẹ — Saft des Kanaribaums
nā̆bĕr — Ficus spec., Ficus variegata
năbŏ̄ — Mappa macrophylla
năgĕ̄ăgĕ̄ă — Opossum, Kapul
năgĕ̄lĭbă — Filices; alle Baumfarne
năgẹṅ — Carica papaya; Papaya, Baum und Frucht
năgĕră‿ĕ̄gnă (Barriai) — schalartiger langer Halskragen aus Cordyline-Blättern zum Anzuge des ā͡ulŭ̦-Tänzers
năgĕră‿kĕ̄ṅă (Kobe)
nā̆gŏmbĕ̦ — Art Tausendfuß; Spirostreptus-Art
nā̆kŏrkŏr — das Treibholz
nā̆kŏtkŏ̄t — Epipremnum-, Rhaphidophora- und Scindapsus-Arten; Schlingpflanzen
năkŭ̄ĭl — Bambusblasrohr für Jünglinge und Knaben
năkŭ̄lŭṅă oder năkŭ̄lnṅă — Kopfbank, (rohe) Kopfstütze in Gestalt eines Klotzes
năkŭltā̆ oder năkŭltă — große Art Octopus (vulgaris?)
nā̆lĕ — das Segel
tā̆‿năm, nā̆mă — kommen
ẹ̆ă͡u‿nāmă! — komm her!
nā̆mălă͡i — empfindlich für Sonnenhitze (von der Haut gesagt)
nămămă͡ŭă — Hedychium- und Alpinia-Arten

nămărụ́ĕ — die Mundharfe
nămŭkmŭ̄kn — schwarzer (Helm-) Kasuar; so heißen auch die stachelschweinähnlichen Federspillen unter den Flügeln des Kasuars.
nā̆mŭl — der Tau
nā̆mŭ̦lĕ — kleiner Seewind
nā̆nă͡i — Eiter, Eiterbeule
bā̆gẹgn‿ĭ‿nā̆nă͡i — Eiterbeule an meinem Arm
ā͡im‿ĭ‿nā̆nă͡i — Eiterbeule an deinem Bein
nā̆nāmŭr — Platycephalus tuberculatus; eßbarer Fisch
tị‿nănŏ — durch Feuer braten, rösten
nā̆ṅẹṅĕn oder năṅẹṅĕn — Hundezahn-Stirnband
nā̆ṅlă — ein Vulkan in Tätigkeit
năpă͡ŭụ́ă oder năpă͡ŭŭă, eine wilde Citrus-Art, deren Frucht den Knaben als Wurfgeschoß für ihre Schleuderkämpfe dient.
năpĕ̄pẹ — eine Art Besen
năpị́ụ — Sturm
năpŭ̦ĕ̄m — Maranta spec.
nā̆ră — der Stern
nā̆ră kăpĭ̄tnā̆mị̆ — großer Stern
nā̆ră kĕ̄mị̆ helleuchtender, blitzender Stern; Fixstern
nā̆ră — Leuchtkäfer, Glühwürmchen
nărăgĭ̄l oder nărărā̆gĭ̄l, Tausendfuß; Scolopendra morsitans
nā̆ră͡ilọ, Kitt zum Kalfatern, beim Bootbau
năsŭ̆lŭ̄ṅ, Loch in der Erde, um auf das Grundwasser heranzukommen
ẹ̆ă͡u lẹ́ năsŭ̆lŭ̄ṅ — grabe ein Loch
nătămĕ̄l, je ein rechts und links am Hals in nā̆gĕră kĕ̄ṅă eingesteckter, nach oben stehender Busch, im Anzuge des ā͡ulụ-Tänzers.
nātŭgn — mein Kind, Sohn
ẹ̆ă͡unătŭ̄m, ẹ̆͡ịnā̆tẹn
nă͡ŭăṅ (nă͡uwăṅ) — Enkelstrumpf
nă͡ulẹ́ — Globba aurantiaca
nă͡urŭ̦gĕ oder nă͡urŭ̦gẹ́ — das Erdbeben
nă͡uwă͡ŭă oder nă͡uwă͡ŭwă — Capellenia moluccana
nĕ̄nẹnĕ̦ — eine Stielpflanze, aus deren Stielen die Knaben sich Speere machen.
nị́gă — unfruchtbar (vom Weibe)
nịkĭ̄kĕ̄rẹ — eine Art Grille
tă‿nĭ̄n — rasieren, Barthaare schneiden
gă͡u‿nă nịnĭ̄ṅŏ̄rŏ — ich schnarche
nị́ŭ̦, Kokospalme und -Nuß (allgemein)
nị́ŭ̦ pŭŏ̄pŭă — noch ganz kleine Nuß (pŭ̄glŭn bŏ̄rŏ͡i; Lamassa)
nŏ͡inŏ͡iṅă — Fadenspiel
nŏ̄ụ — Seeteufel, Synancidium horridum; wird gegessen
nŭ̦nụ́ră oder nụ́nŭ̦ră — die Nase

nṷnŭgn̄, nṷnŭm, i̯nŭdẹn (auch ẹ̆i̯nŭdẹn)
gāīa i̯nŭdẹn — der Rüssel des Schweins
nṷnŭrā i̯‿băbă — das Nasenloch
(gāū) nṷnŭgn̄ i̯‿băbă — mein Nasenloch
nṷnŭrā dŭlŭnă — das ins Septum gebohrte Loch für Nasenpflock
(gāū) nṷnŭgn̄ i̯‿sīn — meine Nase blutet; ich habe Nasenbluten
gāū‿nă nŭdẹn — ich rieche, wittere.

Ṅ.

ṅălụ — die große Dünungswelle der See
i̯ă‿ī ṅăṅi̯lị — Fischschuppen
rṷă ṅăntāīăn — zwei gleichzeitig, zwei zugleich
rṷă‿ṅăntāīăn kĕmị — die beiden sind gleich gut
ṅāūṅāū — Schaum auf dem Wasser (See oder kochendes Wasser); Gischt
ṅẹ̆ră? — warum?
ṅĕsṅĕsọ — Ameise
ṅīṅ — lachen
gāū‿nă‿ṅīṅ — ich lache
ṅŭṅăṅi̯r — mit den Zähnen fletschen
ṅŏkṅŏkn̄ — Harpochirus punctatus; eßbarer Fisch
ṅŏṅŏră — der Nasenschmutz
ṅŏṅŏgn̄, ṅŏṅŏm, ẹ̆i̯ṅŏṅŏ.

O.

ŏrāūră, Ostracion-Arten; ostracion cubicus, ostracion nasus, ostracion cornutus; eßbare Fische
ọ̆rẹ — pagajen
ŏrĕn, Ficus Benjamina; Waringin-Baum Indonesiens
ŏrŏṅăn — Nashornvogel
ọ̆rŏă — der lange Arbeitshüftschurz der Weiber.

P.

păgă — Traube; Büschel
bṷă‿ī‿păgă — eine Traube Arekanüsse
pāīămāū, schlecht, bitter, übelriechend, stumpf usw.; alles, was schlecht und unangenehm ist,
pāīăn — trocken; trocken sein, werden
pălălă — gestielter Steindeißel
pălăm — Amomum longipes
pălăm, eine Zingiberacee, aus deren Blattstiel die Knaben Speere zum Spiel machen
gāū‿nă‿palṅăṅă — ich recke mich, gähne, seufze
gāū‿nă pămărọ̆ āīgn̄‿kŭbăl, ich kniee
pămụ̆lụ̆, Palme im Busch, sehr ähnlich der Gubabia costata oder Gulubia moluccana.
tă‿păn — geben

pănŭă — die Leute, das Volk, die Menschen
pănŭă bṷsă — alle Leute
gāū‿lĕgn̄ pănŭă — meine Landsleute, Freunde
păṅăpăṅă — Sumpf
păpălă — Curculigo latifolia
păpără — die Wange
păpăgn̄, păpăm, i̯păpă.
pără — reif
ni̯ụ̆ i̯‿pără — die Nuß ist ausgewachsen
părăm — nicht
părăpără, Pandanus furcatus, mit eßbaren Früchten
părăpără — Monocanthus-Art; eßbarer Fisch
gāū‿nă părāū — ich schlage, kämpfe
părāūṅă — der Kampf
părīă, Voranus-Arten; Haut dieser Eidechsen werden auf Trommel gespannt.
părīă bŏbŏbŏ, ein orchideenartiger Schmarotzer au den Bäumen.
păsọ̆lăn — zeigen (mit dem Finger)
gāū‿nă pătămă — ich winke (mit einem Tuch)
pătn̄ — Stein, Schleuderstein
pĕgẹpĕgẹ — mager
gāū‿nă pĕgẹpĕgẹ — ich magere ab
pĕlăkă — der Blitz
gāū‿nă pĕlẹ — ich kämme
pĕlẹṅă — der Bambuskamm
pĕlpĕl — Ringwurm (Krankheit)
pi̯dă? — wieviel?
pi̯dāū, Halcyon-, Königsfischer-Arten; drei Arten mit zwei, einer oder keiner langen Schwanzfeder.
pi̯si̯kŏn — Schlucken, Schluckauf
(gāū) pi̯si̯kŏn‿ī‿kărŏ‿gāū, ich habe Schluckauf
pi̯skăplīs — züngelnd
mŏta i̯māī pi̯skăplīs — der Schlange Zunge züngelt
pi̯sŏră — der Nabel
pi̯sŏgn̄, pi̯sŏm, ẹ̆i̯pi̯sŏ
tă‿pi̯t — anlegen, binden, umbinden
gāū‿nă pi̯t mălŏ — ich lege mein Malo um
ẹ̆āū pi̯t gāīă — binde das Schwein
gāū‿nă‿pi̯t oder pi̯tn̄ — ich schieße mit dem Blasrohr
pi̯tīnkwŏkwă — Helm des Kasuars
pi̯tlăkŏ — Hummer-Arten
pi̯tŏrẹ̆ăn‿gāū oder pi̯tŏrẹăn‿gāū — es hungert mich; usw.
pọ̆āī — Djambu-Apfel, Eugenia malaccensis
pŏγăl — junge Trink-Kokosnuß
tă‿pŏgă — pflücken
ẹ̆āū pŏgă ni̯ụ̆! — pflücke Kokosnüsse!
pōīpōī — geflochtener schwarzer Armring
tă‿pŏlă — losbinden, lösen
gāū‿nă pŏlă gāīă, ich löse die Fesseln des Schweins

pŏlŏnă — das Steinlager aus Kokosfasern an der Schleuder
pŏlŏpŏlŏ — (die beiden) Schlitten im Kanu
pŏn — Seeschildkröte
pŏnŏ — Fisch-Handnetz
pŏpŏ in folgendem Zusammenhang: pŏn‿ĭ pŏpŏ! (Seht!) die Schildkröten haben Eier gelegt! oder (Seht!) ein Schildkröten-Eierplatz!
pŏpŏū — bettartiger Verschlag im Weiber-Pfahlhaus
pŏrẹ oder auch pŏrẹ — Pagaje
gāū‿nă pŏsă — ich rede, schwatze
pŏsă kĕmį! — sprich deutlich!
pụdn̄ — Musa sapientium, Banane
pụ́lŏ oder pụ́lǫ, rote Farbe, aus den roten Blüten eines Busches hergestellt.
pụ́ŏ, langes Setznetz zum Hineintreiben von Fischen, Kasuar, Schwein und Schildkröte.
gāū‿nă‿kärŏ pụ́ŏ — ich mache ein Netz
pụ́ră — weißer Mann; Europäer
pụ̆rẹn — die Blüte
pụrẹ́rụ — Art Chamäleon, Gonycephalus-Art
pụ́rĭgĭn — Crinum spec. oder asiaticum
pụ́sį — die Katze; aber nicht vorhanden bei den Barriai.

R.

răbăt oder răbătn̄ — brennen, flammen
dĭnă ĭ‿răbăt — das Feuer brennt gut
răbụ̆āĭă, dem Alter nach das mittelste von drei Kindern.
ę̄āū rábuāĭă
ĭ‿răgĭă — zerbrochen, abgebrochen
rāī — Wind, großer Wind; allgemeines Wort für Wind
tă‿rāĭ — klettern, erklettern
gāū‿nă‿rāī nį́ụ̆, ich klettere auf eine Kokospalme (mit oder ohne lį́pă, Kletterschlinge)
rāĭlă — der Fregattenvogel
rāĭlă! oder rāī‿lă! — auf! stehe auf! wache auf!
ĭ‿rămę̆ — lecken
gāū‿nă rămę̆ — ich lecke
ĭ‿rărāī — kriechen
gāū‿nă rărāī — ich krieche
tă‿rāū — schlagen, schneiden, durchbohren, prügeln
gāū‿nă rāū‿ĭụ́tẹn — ich mache ihm die incisio
gāū‿nă‿rāū‿ĭtănă — ich durchbohre ihm zeremoniell das Ohr
gāū‿nă rāū‿gŏ — ich verprügele dich
rẹpărę̆ — verschiedenartig, anders

ésǫ māǫ! dănă͡ĭ rẹpărę̆! das ist keine Kuka! das ist eine andere Sorte!
rẹ́pẹ — öffnen
Kŭmbără, rẹ́pẹ ătămă! Kúmbara, öffne die Tür
ĭ‿rĭbăl — krank (= dįbăl)
rŏb — Bambusrohr als Wasserbehälter
rŏb oder rŏbn̄, Bambus, besonders eine gelbe Art, wahrscheinlich Schizostachium brachycladon
tă‿rŏĭĭ, trinken durch Hineinwerfen des Wassers mit der hohlen Hand in den Mund.
rŏnă — Hauer, Zahn
gāĭă rŏnă — Eberhauer
rŏrŏ — fliegen
măn‿ĭ‿rŏrŏ — der Vogel fliegt
gāū‿nă rụ̆ăgn̄ — ich lasse oder habe einen Pfurz losgelassen
tāĭnẹ͡ĭ rụ́ă — das Weib hat gepfurzt
nă‿rụărụ́ă — ich erbreche mich, bin seekrank
tă rụ́dẹn — saugen
gĕrgę̆ǫ‿ĭ‿rụ́dẹn — das Kind saugt an der Mutter Brust

S.

săbălę̆ — morgen
sāĭ? — wer?
săkăn — Handfischnetz
gāū‿nă săk‿sĕgn̄ — ich wische mein Gesäß ab
säksăknă — das Abwischen des Afters mit einem kurzen, dicken Stock
sălẹkẹlāūă — Goniosoma-Arten (Seekrebse)
sămăn — Auslegerbalken; Schwimmer am Kanu
gāū‿nă sămįmį — ich zittere
gāū‿nă‿sănă — ich warte
săpāĭăn — leer, unbewohnt
lụ́mă săpāĭăn — ein unbewohntes Haus
lăbŏră săpăpă — kahlköpfig
lăbŏrăgn̄ săpăpă — ich bin kahlköpfig
sāūă? — was?
sāūĭă — Gonatopus bowini
sāūl — Pinna-Arten; eßbare Muscheln
gāū‿nă sāūrĭbn̄ — ich spritze mit Wasser (im Spiel)
sẹlẹ́lẹlę̆ — kleine Strandvögel, Ochthodromus- und Tringa-Arten
sẹ́ră — der After
sĕgn̄, sĕm oder ę̄āūsĕm, ísẹ
sẹrĕdįẹ — ausbrechendes Geschwür am Arm, Bein usw.
sĕrĭmbătẹn oder sĕrẹmbătẹn, Batate, süße Kartoffel
sĕsă (ĕ stark an ä) — Calophyllum inophyllum
sĭāĭmĭsį — flaches Wasser
sį́ănę̆? — wo?
sĭlăsĭlă — Umfriedigung, Umzäunung

sḭlĕ́ṅă — der Besen
(gāū) sĭṅĭgn̄ — mein Blut
(ĉāū) sĭ́ṅĭm, (ĕ̤́ḭ) sĭ́ṅ oder ḭsĭ́ṅ
bŭrṳ̆ă‿ḭsĭ́ṅ — des Feindes Blut
sĭ́ṅŏrŏ — die Schnauze
gāĭ́ă sĭ́ṅŏrŏ — Schweineschnauze
sĭ́ṅsĭ́ṅĭă — rot
sĭ́ṅsĭ́ṅā́ṅă — die rote Ruhr, Dysenterie
sĭ́rḭsĭrḭ — Plectorhynchus polytaenia; eßbarer Fisch
sŏ́gănĕ — Pangium edule
sŏgŏlŏ́lŏ — Phragmites spec.
sŏkḛ̆sŏ́kḛ̆ — lahm
tă‿lā́lălă sŏkḛ̆sŏ́kḛ̆ — lahm gehen
sŏ́kn̄ — bellen
kāū́ă ḭ‿sŏ́kn̄ — der Hund bellt
gāū‿nă sŏ́ṅŏ bṳ́ă — ich kaue Arekanuß, kaue Betel
sŭksŭ́kn̄ — die dunkle Farbe der Haut der Bukas (Gegensatz bŏrḛ̆bŏ́rḛ̆)
sŭl — die Milch
tă‿sŭ́l — schneiden, scheren
gāū‿nă‿sŭl lāūnĭgn̄‿ăn tṳ́mă, ich habe meine Haare kurzgeschoren, wegen der Läuse.
sŭm — voll
ắpăgn̄‿ḭ‿sŭm — mein Bauch ist voll, ich bin satt
sŭmsŭ́m — Balistes-Arten, z. B. balistes maculatus; eßbare Fische.

T.

tā́bḛlḛ̆ — eine vorspringende Landspitze
tā́bḭ́dă — steiler Weg
tā́dn̄ — Meer, Salzwasser
tā́gără — Serranus-Art; eßbarer Fisch
tāγărāū — vielspitziger Fischspeer
tāĭdn̄ — Kot, Dreck, Fäces
tāĭdn̄ sĭ́ṅsĭ́ṅā́ṅă sĭ́ṅsĭ́ṅā́ṅă — starker Durchfall, rote Ruhr
tāĭdn̄ mā́tṳ̆ă — harter Stuhlgang, Verstopfung
tāĭkọ̆ oder tāĭkŏ — der Mond
tāĭkọ̆ ḭ‿tălbăbā́ṅă — Vollmond
tāĭnḛ — das Weib, Weibchen, weiblich
kāū́ă tāĭnḛ — Hündin
tāĭnḛ wāĭṅă — ein verheiratetes Weib
gāū‿nă tā́kă — ich zerreiße
tā́kăpŏ — Sandspiel der Knaben; pṳ́ḭ, in Süd-Neu-Mecklenburg
tălbăbā́ṅă — groß, rund
tā́măgălḛ̆ — die Schleuder
tā́măgn̄ — mein Vater; Onkel
tā́măm, ḭtāmă
tā́nọ̆ oder tā́nọ̆ — Erde, Grund, Boden
tā́nọ̆ sĭ́ṅsĭ́ṅĭă — Laterit, rote Erde

tăṅ — weinen
gāū‿nă tăṅ, ĉāū‿tăṅ, ḛ̆ḭ‿ḭ‿tăṅ oder ḭ‿tăṅ — meine, deine, seine Träne
tā́ṅără oder tăṅā́ră — das Ohr
tā́ṅăgn̄, tā́ṅăm, ḭtāṅă
ḭă ḭ‿tā́ṅăpṳ̆ — Seitenflossen des Fisches
tāṅṳ́rḭ — die Mundharfe (aus tăṅ, weinen, und ṳ́rṳ̆, Luft, Atem)
tăp oder tăpn̄ — herunterfallen
ắbḛ̆ḭ ḭtāūtāū ḭ‿tā́p, — die Baumfrucht fällt herab.
tăpărāū — der Feind
tā́răgāū — Pandion leucocephalus, Seeadler; Totemvogel der Barriai
tā́rḭ — der Bruder
tā́rḭ kā́pḛ — der ältere Bruder
tā́rḭ kăkāū — der jüngere Bruder
tā́dĭgn̄, tā́dĭm, ḛ̆ḭtăd — (das d klingt durchweg stark an r an)
tā́dĭm kā́pḛ sḭā́nḛ̆? — wo ist dein älterer Bruder?
gāū‿nă tā́rŏ — ich werfe
gāū‿nă tā́rọ̆ — ich putze die Nase
tḭ‿tătăn — Essen durch heiße Steine dämpfen, kochen
tā́tḛ — Leiter zum Pfahlhaus
tāū — sehr viel
tāū́lḛ — Sterna-Arten und Anous stolidus, Möwen
ḭ‿tāūtāū oder ḭtāūtāū — Frucht (das i ist vielleicht ganz zum Wort hinübergetreten); so in:
gāū‿ăgn̄ ḭtāūtāū — meine Frucht
tāūtāū́ṅă! — richtig! das stimmt!
tĕpŏtĕ́pŏ — eine gefährliche Hautkrankheit
tĕ́tĕ oder tĕ́tḛ — Holzbrücke, Buschleiter
tḭ́ă — der Mondhof
tḭbtḭ́b — Tacca pinnatifida
tḭbŭgn̄ — mein Großvater, Großmutter; von beiden Seiten
tḭbŭgn̄, tḭbŭm, ḛ̆ḭtḭbŭ
tḭbŭ́r oder tḭ́bŭr — der Wald
tḭbṳ̆ră — das Schwirrholz; aus tḭbŭr, Wald, und ṳ́rṳ̆, Luft, Atem
tĭ́nĭră — die Haut
(gāū) tĭ́nĭgn̄, (ĉāū) tĭ́nĭm, ḛ̆ḭ‿tĭn oder ḭtĭ́n
tāĭnḛ ḭtĭ́n bŏrḛ̆bŏ́rḛ̆ — ein Albino-Weib, oder eine Weiße
tĭnĭ́ṅăn māọ̆! — ich mag nicht! will nicht!
tḭsḭ́dḛn — das Speerschwingen vor dem Kampf
gāū‿nă tḭtĭāū — ich spiele

tnàgn̄ — meine Mutter
tnăm, ḭtnă

tŏă — Staken
tḭ‿tŏl — tanzen
ga͡u‿nă tŏn — ich versuche, mache die Probe, bemühe mich
ḝa͡u‿tŏn! — versuche zu treffen, mit Lanze, = ziele! denn hierfür sonst kein Wort
tŏră — husten
tḭ‿tŏtŏi — Ziernarben auf die Haut machen
tŏŭ oder tŏṷ — Zuckerrohr
tṷă — Derris uliginosa
tṷăṅă — Dorf, Platz
tṷătṷără — der Knochen, Rückgrat
(ga͡u) tṷătṷăgn̄, (ḝa͡u) tṷătṷăm, ḝḭ‿tṷătṷă oder ḭtṷătṷă;
(ḭ) tṷătṷă — Blattrippen, große und kleine.
tṷę — Süßwasser-Bivalven
tṷkĕ — Cyrena (lenticularis, blaue) und weiße Art Muscheln, die gegessen werden; ebenso heißen sie als Eßgerät zum Ausschaben des Endosperm der Kokosnuß, auch wenn dieses Eßgerät nicht aus der Muschel, sondern aus einem ausgebrochenem Stück Kokosschale hergestellt ist. Dieses ausgebrochene Stück liegt auch an der Wurzel von:
tṷkĕ ḭ‿răgḭă — Mond im ersten oder letzten Viertel, oder als Sichel
tṷmă — die Laus
tḭ‿tŭn — anzünden, brennen
ga͡u‿nă tŭn
ḭ‿tŭntŭn — bitter
ḭ‿tṷpḭ — picken
kŏkăkŏ ḭ‿tṷpḭ — das Huhn pickt
ḭ‿tŭrăṅ — auf einem Schleifstein schleifen
ga͡u‿nă tŭrăṅ — ich schleife
tṷrṷ — Einsiedlerkrebs
tŭrṷră — die männliche Brustwarze, die weibliche Brust
tŭrṷgn̄, (ḝa͡u) tŭrŭm, ḝḭ‿tṷdęn oder ḭtṷdęn
ta͡inę‿ḭtṷdęn — des Weibes Brust
ḭtṷdęn ḭ‿sŭl — Muttermilch
tṷtṷḭ oder tṷtṷḭ — gerade
ḝrăpmătă tṷtṷḭ — ein gerader Weg
tṷtṷpḭ — kleiner Speer aus der Rippe des Sagopalmenwedels, mit dem die Knaben den Periophthalmus und ähnliche Strandfische schießen.

U.

ṷă — Inocarpus edulis
ga͡u nă‿ŭa͡iḭ — ich heirate
ḝa͡u‿ŭa͡iḭ, usw.
ṷbęn oder ṷbn̄ — der Mast
ṷḭ — der Schwanz
ḭă ḭ‿ṷḭ — die Schwanzflosse des Fisches
ṷḭ — Insektenstich
băgĕgn̄ ḭ‿ṷḭ — ein Insektenstich auf meinem Arm.
ṷl! — tabú!
ṷlŏ — irdener Topf
ṷlṷa͡i — Schwertfisch
tă ṷmă — pflanzen, besonders Taro pflanzen
ga͡u nă ṷmă — ich pflanze
tă ŭn — trinken, allgemein; trinken mit den Lippen durch Niederbeugen auf Wasserfläche und schlürfen.
ga͡u nă ŭn
ṷn — Brotfruchtbaum
ṷră — kräftig
ḝăbă ḭ‿ṷră mă͡ŏ — ein schwächlicher Mann
ŭrę — Rufname eines Schweins in Kumartaṅtáṅ
ṷrṷ — Luft, Atem
(ga͡u) ŭrṷăgn̄ — mein Pfurz oder ich pfurze
(ḝa͡u) ŭrṷăm, (ḝḭ) ḭŭrṷă
ga͡u nă‿ŭrṷăn (ŏrŭă) — ich lege die (weibliche) Hüftschürze an
ṷrṷdn̄ — Hausdach aus Attap (Sagoblättern)
ṷsḭ — Attap; Fackel aus Palmenwedel, um Schweine zu sengen
tă ṷsŏ — blasen, mit dem Mund
ṷtḭră — der Penis
ṷtḭgn̄, ṷtḭm (ḝa͡u utḭm), ḭŭtęn

W.

wăgă (auch wăgă, wŏgă, ŏăgă gehört) — das Auslegerboot, Eingeborenenfahrzeug allgemein
wăgă kăka͡uwęrę — kleines Boot
wăgă kăpę — großes Auslegerboot
wăgă‿ḭ mălĕlę! — Ein Boot kommt! (Ausruf, wenn ein fremdes Kanu gesichtet wird.)
wăgă — Octomelis spec., wahrscheinlich moluccana; der Kanubaum der Barriai

wăga͡ĭdă	Bootspassage durch Riff
wăl	der Sagoschlägel
wắlŏ	der Tauschhandel
gịtắrụ̆ă tắ‿kărŏ wắlŏ	wir beide wollen einen Tauschhandel machen
wắṅă	gelb, schmutzigfarbig
ę̆a͡ū wắṅă	gelb-, trübgefärbtes Flußwasser
wắrę̆	zählen
wắrẹṅă	das Zählen
wắrŏ	Kokosbastschnur, beim Bootbau verwendet; auch Schleuderschnur aus Kokosfasern; Schnur
wắrŏ	Schnur mit eingeschlungenen Erinnerungsknoten, Art quipu
ị‿wắrọ̆	mit den Nägeln kratzen
ga͡ū‿nă͡ wărọ̆ (sprich ga͡ūnắūărọ̆)	ich kratze, jucke mich
wắrŏṅă	das Abkratzen der verkohlten Haut eines Schweins.
wăwắrọ̆	summen, mit dem Munde pfeifen
gắū‿nă͡wăwắrọ̆ (spr. ga͡ūna͡ūăwắrọ̆)	
lănọ̆lắṅọ̆‿ị̆ wăwắrọ̆	die Fliege summt
wăwărŏ́ṅgă	Cerithium-Art, eßbare Schnecke
wărwắr	Wurzel, Schlagader
ắbę̆ĭ͡ị‿wărwắr	Baumwurzel
bắgĕgn̄ ị‿wărwắr	meine Pulsader
gắū‿nă wịwị́tă	ich wache, bin auf Posten
wịwịtắṅă	Wache, Posten

Prüfung des Wortschatzes.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Abhandlung alle Worte einer Untersuchung zu unterziehen. Ich habe mich bemüht, diejenigen auszusuchen, die mir die wichtigsten erschienen und in erster Linie geeignet, Licht auf die Stellung der Barriai-Sprache und auf die ehemalige Zugehörigkeit dieses nach Osten gewanderten Volkes zu werfen. Wenn mir bei dieser Untersuchung wesentliche Vergleichspunkte entgangen sein sollten, und wenn ich hier und da zuungunsten aussichtsvollerer einige weniger wichtigen Worte zum Vergleich ausgewählt habe, so ist das nichts anderes, als was ich erwarte. Es war mir nicht möglich, das riesige Material in der Weise zu übersehen, daß ein Zukurzkommen wertvoller Vergleichsobjekte ausgeschlossen wäre.

Es ist auch in der Hauptsache nicht die sehr große Zahl von Wörterverzeichnissen zum Vergleich herangezogen worden, die ich selbst in Neu-Guinea und auf dem Archipel aufgenommen habe. Es mußte mir daran liegen, diese neue Sprache zu den alten bekannten und sichergestellten, besonders denen des Westens, in Beziehung zu bringen, nicht zu neuen Sprachen und Dialekten, deren Stellung zum Teil zweifelhaft ist. Auch hätte ein solches Verfahren diese Abhandlung in einer Weise an Umfang anschwellen lassen, die im Publikationsplan nicht vorgesehen ist.

An früheren Stellen dieses Aufsatzes ist schon bewiesen worden, in wie augenfälliger Weise die Sprache der Barriai uns in eine Gegend hinweist, die in der Linie Nord-Molukken, Nordost-Celebes und Philippinen liegt. Die folgende Untersuchung wird diese Beweise bestätigen und vertiefen. Es wird sich zeigen, daß ganz besonders Pflanzennamen in einer kaum bisher genügend gewürdigten Ausdehnung von Neu-Pommern bis nach Indonesien einwandfrei zu verfolgen sind. Es ist ganz besonders Guppys Verdienst, auf die Wichtigkeit der Pflanzennamen in dieser Richtung hingewiesen zu haben („The Solomon Islands", p. 181—191; „Journ. of the Victorian Institute" [1895]; cf. „Intern. Archiv", X, 16 ff.). Wir wissen, daß die wandernden Malaio-Polynesier Tiere und Kulturpflanzen mit sich führten, und daß sie, wie ihre ganze Sprache, so auch die Namen jener Pflanzen mitnahmen, die sie in ihrer alten Heimat gekannt hatten und in gleicher Weise am Strand und in den Wäldern der neuen als Wildlinge wieder vorfanden. In einzelnen Fällen sind Wanderungen von Kulturpflanzen sogar geschichtlich nachzuweisen (siehe unter anderem: Quatrefages: p. 130, 131, 151; — Kern: „Stamland", p. 275, 278, 284; — „Lettres Edit. et Cur.", VIII, 416—417).

Die Ergebnisse dieser „Beiträge" stellen die Tatsache fest, daß es in der Hauptsache die „Alfuren" der Molukken und von Nordost-Celebes waren, die in einer ethnologisch nicht fernen Zeit dem heutigen Melanesien seine Bevölkerung melanesischer Sprache gaben; die mit dieser Sprache auch ihre Kulturgüter in die Südsee brachten, und die dann von der hier vorgefundenen Bevölkerung mit Papua-Idiomen mehr oder weniger linguistisch und kulturell beeinflußt wurden.

In der Skizze der Grammatik ist bereits nachgewiesen worden, daß wir es in dem Barriai mit einer typischen melanesischen Sprache zu tun haben. Es erübrigt sich daher, auf eine Vergleichung des Sprachschatzes der Grammatik noch im einzelnen einzugehen; nur über ga͡ū, ich, und ę̆a͡ū, du, wären vielleicht ein paar Worte zu sagen.

1. gāū, ich: dies ist das Alt-Jav. aku; Reihen geben: Marre: „Aperçu", p. 99; — Juynboll: p. 2; — Kern: „Mafoorsch", p. 223. — Es ist ferner zu bemerken: Solor: gō (Leemker, p. 432); Ceram-Bonfia: aku (Le Cocq, p. 372); Ceram (Nordküste): jā-au (Boot, p. 1189); Ambonsche Landtaal: hau, au, jau (v. Hoëvell, p. 71); Talaut-Insel: ia'u (Adriani: „Talaoet", p. 98); Paup (Nord-Neu-Guinea): yāū (Fr.); Insel Manám: ngau (Werner, p. 113); Kelana und Insel Rook: yau (Zöller, p. 477); Tami: yau (Bamler, p. 206); Siassi-Inseln: (Tuom und Mantok): yau (Dempwolff, p. 216, 220); Lălĭnāū und Pụnắm: ĭāū; Bĭsäpú: yāū; Insel, Lĭhĭr yō. (Die letzteren vier im mittleren Neu-Mecklenburg. — Fried.); Weasisi, Insel Tanna (Neu-Hebrid.): ĭāū (Fried.); Rotuma: gou (Gardiner, p. 520).

2. ę̆āū, du. Wir haben: Sawu: au (Kern „Sawu", p. 516); Ceram (Nordküste): au (Boot p. 1189); Namaródu (mittl. Neu-Mecklenb.): ęāū; Motu und Verwandte: oi, oa, ao (Lawes: „Motu", p. 155, und Thomson: „Brit. N. G.", p. 312); Rotuma: ae (Gardiner, p. 520).

3. Die Zahlen verlangen auch nur wenige Worte zu dem bereits Gesagten:

ę́rĕ, eins. Wir haben: Madag.: iray (Marre: „Aperçu", p. 151); Makass: sere (Matthes: „Mak.", p. 733); Rotti: ésa (Kern: Rotti, p. 6); Wandamen: siri (Bink, p. 1). —

pắñę, vier. Rook-Insel: pang = pań (Zöller, p. 518); Tuom (Siassi): pāń (Dempwolff, p. 216). —

sắńắhŭl, zehn. Juynboll hat eine Reihe, anschließend an Alt-Jav.: puluh (p. 349).

Diese oder ganz ähnliche Formen für „zehn" finden sich in den meisten melanesischen Sprachen und Dialekten von Neu-Guinea, dem Archipel und den Salomonen, innerhalb derer ich Feststellungen machen konnte.

Es folgen nun die Worte meines Wörterverzeichnisses.

4. ắbäm, die Felltrommel.

Mal: rbana oder rabâna (Shellabear, p. 96[1]); Galera (Halmaheira): arabana (Baarda, p. 45); Tobelo (ebenda): rabana (Hueting, p. 309); Tuom (Siassi) ambắn (Dempwolff, loc. cit.).

5. āīrä, das Bein.

Ausführliche Reihen finden sich bei Kern: „Fidjitaal", p. 188, 233; Kern: „Mafoor", p. 270; Brandstetter: „Prodromus", p. 34ff.; Buschmann: p. 155. Wir haben:

Aru-Inseln: eei (Brumund, p. 339); Rotti: eik (Kern: „Rotti", p. 6); Ambon und die Uliassers: ai (v. Ekris: „Ambon", p. 69; v. Hoëvell: „Landtaal", p. 46, 119; Wallace: p. 617); Ceram: ike, wain (Le Cocq: „Bonfia", p. 363, 390); Ceram (Nordküste): āien (Boot, p. 1188) Makian: wé (de Clercq: „Ternate", p. 83); Alfuren von Nordost-Celebes: ae, aee, aai (Niemann: „Alfoersche Taal", p. 108); Jabim: akaiń (Vetter: „Erzählung", p. 220 ff.); Siassi (Tuom und Mantok): agen (Dempwolff, loc. cit.); Motu und Verwandte: ae, hage, (Lawes: „Motu", p. 150).

6. ắkrŏkn̄, Rabe.

Tompakewa: kokoak (Jellesma, p. 42); Madag.: goakă, (Marre: „Madagaskar et Philipp.", p. 8).

7. ę̆ắn, essen; ắnńä, das Essen.

Reihen finden sich bei Kern: „Mafoor", p. 225; Kern: „Fidjitaal", p. 143 u. Anm., p. 203; v. d. Gabelentz und Meyer, Nr. 613; Churchill, p. 191—192.

Wir haben:

Solor: gāān (Leemker, p. 432); Ceram-Bonfia: kaan (Le Cocq: „Bonfia", p. 368); Ceram (Nordküste): ānee, niane, èn (Boot, p. 1186); Ambonsche Dialekte: a, aa, ane, kane (v. Ekris: p. 67; v. Hoëvell: „Landtaal", p. 59); Masarete-Buru: ijenan (Hendriks, p. 114); Nufoor: aan (J. L. van Hasselt: „N.-H. Wdb.", 2. Aufl., p. 1); Ninigo: ani (Dempwolff, loc. cit.: p. 196 ff.); Tami: ta gan (Bamler, p. 242).

8. ắńäl, Canarium commune.

Von diesem Wort, das sich nahezu lückenlos von den Malaienländern in West-Indonesien bis nach Ost-Melanesien verfolgen läßt, hat schon Guppy eine kleine Reihe aufgestellt („Solomon Islands", p. 85, 189, 295). Unter Fortlassung einer großen Zahl von Äquivalenten und Verwandten haben wir:

Malaienländer, Java, Madura, Bima, Ambon, Alfuren d. Minahassa (Toumpakewa): kanari; Mal., Ambon: kenareh; Madura: kenari und kanale (Koorders: Nr. 76 und 77; de Clercq: „Plantk. Woordenb.", Nr. 602); Ambon: íale, íalo, jallo (v. Hoëvell: „Landtaal", p. 74); Halmaheira, und zwar in: Isam: nial; Tòloliku: njial; Galèla: nia oder niha; Lòda: njiara; Tobèlo: njiara oder niara (Hueting: „Taalgroep", p. 396, 397; derselbe: „Tobelo", p. 274); Ternate: njial (Hueting: „Taalgroep", p. 397, 411); Alfuren von Ceram und den Uliassers: iale, ialo, jal, jale, jalo; Alfuren Minahassa: hial (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 602); Nufoor: aimgan oder aimganknam (ai = Holz; knam = Stamm, also Rest mgan = Canari) (v. Hasselt: „Nuf. Fabelen", p. 511, 515 und „Woordb.", 2. Aufl., p. 2); Kŏfĭ, Kŏtāī, Pāīŏgä, Mụgĕ́n (Dallmannhafengegend, Neu-Guinea): kāīmắrẹ; Insel Muschu: kāīnĭắră; Insel Wogeo (Le Maire-Inseln): kắńắr (Fried.); Manám: kangári (Werner, p. 112); Graget: gắńäs (Fried.);

Bongu: keńár (Hanke, p. 231); Tami: jalib (Bamler, p. 222); Tuom (Siassi) ăńár (Dempwolff, loc. cit.); Kobe: ăńăhį; Witu-Inseln: tăńărį (Fried.); Gazelle-Halbinsel: gắlĭp; Poam (Adm.-Inseln): kānai (Dempwolff, p. 208 ff.); Paluán (Adm.-Ins.): kắnāī; Lóu (Adm.-Ins.): kḗnĕ (Fried.); Neu-Hannover: ńāń; Lā̆ūăn: ńāī; Năyắmă-Pắnărăs-Lĕtắtăn: ńărįṓbŭ oder ṅgărįṓbŭ [ŏbŭ oder ŭbŭ bedeutet in Zusammensetzungen „Baum"] (die beiden letzteren Lokalitäten im nördl. Neu-Mecklenb.; Fried.); Bṓrŭwẹ: ńăn; Ĭắpă: ńăm (die beiden letzteren West-Bougainville, Fried.); Florida: ngali (Codrington: „Languages", p. 132); Efate: nagai (Macdonald: „South Sea Languages", p. 250).

Wenn wir diese ganze Reihe linguistisch, nicht geographisch, ordnen, so zeigt sie die lückenlose Entwicklung von dem „kanari" des Verkehrs-Malaiisch im Indonesien Hollands bis zum „galip" des Pidgin-Englisch von Deutsch-Neu-Guinea.

9. ắpăgn̄, mein Bauch.

Ceram (Nordküste): āpoo (Boot, p. 1188); Galela: pŏko (Baarda, p. 326); Mantok (Siassi): apŏn (Dempwolff, p. 220 ff.); Motu und Suau: boka; Sariba und Brumer Isl.: boga; Mekeo: puko (Ray: „Comp. Vocab.", p. 11); Malo, Neu-Hebr.: bage (Macdonald, loc. cit., p. 212).

10. ắrŏ, Sonne, Tag.

Reihen finden sich bei:

Marre: „Aperçu", p. 70, 73; Kern: „Mafoor", p. 229, 254, 255; Kern: „Fidjitaal", p. 206, 212; v. d. Gabelentz und Meyer, Nr. 47; Buschmann, p. 153; Ray: „Vocabulary", p. 27; Codrington: „Languages", p. 51.

Es ergibt sich:

Makassar: âllo (Matthes, p. 726); Salayer: allo (Wallace, p. 614, 628); Bareë (Celebes): alo (Kruyt, p. 22); Philippinen: arao, allo, adau (Archivo Retana: II, p. XLVIII; Kern: „Negritos", p. 255, 259; G. A. Baer, p. 477); Nufoor: aro, Vormittag; dieses aro fehlt merkwürdigerweise in der 2. Auflage von Hasselts „Woordenboek" (s. van Hasselt: „Woordenboek", 1. Aufl., p. 91); Arṓp und Sĭ́ssano (Nord-Neu-Guinea): ărā̆ū (Fr.); Wuvulu und Aua: alo (Hambruch, p. 48); Kaniet: alo (Dempwolff, p. 205); Ninigo: aloan (ebenda, p. 196); Keapara: haro (Lawes, p. 155); Kerepunu: haro (Thomson, p. 311); Tangoa (Neu-Hebr.): alo (Ray: „Tangoa", p. 712); Efate und Malo: alo (Macdonald: „South S. L.", p. 262); Marshall-Inseln: āl (Erdland, p. 54).

Einige andere von mir gefundene Formen sind in diesem Zusammenhang und im Hinblick auf Kerns Bemerkungen von Interesse: Paup: ās (Sonne); Feis (West-Karol.): yās (Tag); Neu-Hannover: tănẹ́yắs (Tag); Lā̆ūăn (Nord-Neu-Meckl.): ńās, ă‿ńắs (Sonne, die Sonne); Kŏwămẹrără (Insel Tabár): mătănĭắs oder mătănyắs (Sonne).

11. ắtămă, Tür.

Wir haben zum Vergleich:

Ĭṅgrṓs (Jótafa, Humboldt-Bai): ătắm; Neu-Hannover: tāắmăn; Kowamerára (Tabar): mătă‿vắnŭă (Haustür); Lălĭnā̆ū: mătănă‿hắlă (Haustür); Bĭsăpụ, Pụnắm: mătănă‿ńắs (die letzteren drei im mittleren Neu-Mecklenb.; ńās = Weg); Hắmătănă (Buka): tắmănă. (Alles Fried.).

12. ắwăgn̄ oder ā̆ūăgn̄, mein Mund.

Reihen finden sich bei Marre: „Aperçu", p. 35, 36; Kern: „Fidjitaal", p. 241; Codrington, p. 47.

Wir haben:

Aru-Inseln: fafam, fawam (Brumund, p. 337; v. Rosenberg: „Zuidoostereilanden", p. 108); Celebes (Nordküste): oham (Boot, p. 1187); Makassar: bâwa (Matthes, p. 774); Salayer: bawa (Wallace, p. 623); Panay (Phil.): bábá (Baer, p. 469, 47); Ninigo: auam; Luf: bōắn; Kaniet: auan (Dempwolff, p. 196 ff.); Manám: auágu (mein Mund = Werners auacho), auám (dein Mund) (Pöch, p. 150; Werner, p. 111); Siar, Sarán: auan (Dempwolff, loc. cit.; ich habe für Graget gewonnen: āwắk, āwắ, āwắn); Siassi (Tuom und Mantok): avon und āvōn (Dempwolff); Südkap (Ost-Neu-Guinea), Suau, Dobu: ava, awa (Lawes, p. 151; Ray: „Vocab.", p. 23); Malaita und Ulawa: wawa (Codrington, p. 47); Ponape: au-a (Hahl-Girschner, p. 6, 23).

13. ắŭl, kaufen.

Dies ist das M. P. wĕli, wie wir es z. B. als volia in Fidschi und als woli in Mahaga finden (Kern: „Fidjitaal", p. 192; v. d. Gabelentz-Meyer, Nr. 735).

14. ắwără oder ā̆ūrără, der Regen.

Reihen finden sich in:

Marre: „Aperçu", p. 72, 73; — Kern: „Fidjitaal", p. 186; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 15; Codrington, p. 48; Wallace, p. 624.

Wir haben:

Solor: uran (Leemker, p. 459); Sikka (Flores): uran (Calon, p. 338); Bugi (Celebes): urang (Matthes: „Boegi", p. 1043); Alfuren, Minahassa: uran, udan (Niemann: „Alf. Taal", p. 80); uran, ulano, ujan, uda (Jansen, p. 526); Ambon: uran, ulan, urano, ulane (v. Ekris, p. 130; v. Hoëvell: „Landtaal", p. 98); Ceram: uran ulan (Wallace, p. 624; Miklucho-Maclay, p. 373); Galela: muura (Baarda, p. 270); Makian: ulan (de Clercq: „Ternate", p. 83); Philippinen: uran, ulan, udan (Baer, p. 476); Vier Radja: gulim (de Clercq: „Vier Radja", p. 1338; „Nieuw Guinea", p. 214); Bongu, Bogadjim: áuō (aúa) (Hanke, p. 236; Hagen, p. 293); Bugotu

(Ysabel) und Florida: uha (Codrington, p. 48); Maiva: avara (Lawes, p. 153); Tikopia: ua (d'Urville, Phil. II, 163); Kusaie (Karolinen): auf (Pleyte, in „J. Anthr. Inst.", p. 502).

15. bā̆bākā, Cycas Rumphii.

Makassar und Bugi: papa (de Clercq: „Plant. Wdb.", Nr. 962); Menado: patuku (de Clercq: „Jets", p. 43); Ternate: patokò (de Clercq: „Ternate", p. 290).

16. bā̆kę̄öā, Haifisch.

Madagaskar: akiu oder akio (Marre: „Aperçu", p. 61; „Mad. e. l. Phil.", p. 8); Wuvulu und Aua: baiwa (Hambruch, p. 50); Neu-Hannover: bę́ūä oder bę́ūä; Kowamerára: mį‿mbā̆yä oder mį‿mbā̆ĭyä; Bŏl, Fā̆tmilak (Nord-Neu-Mecklenb.): bę̄ūę; Panakondo: ĕ‿mbĕbę; Męsį: lĕ‿mbę̄; Kŏkŏlā̆ (Mittl. Neu-Meckl., Westküste): bę́ö; Bęlik (Mittl. Neu-Meckl., Ostküste): ä‿bĕ; Lihir: ä‿mbāīä; Bō: bę́ūä; Nămăródu: bāīöwä; Bįsäpų́: bāīyāūä; Pųnā̆m: bāīūä; Lalināū und Pā̆läbŏng: bę̄ūä; Nokon: bę́ǫ; Mŏlŏ̄t (Neu-Lauenburg): bįę; Lamassa und Ngŏ̄lhŏn (Süd-Neu-Meckl.): ĕ‿mbäkōī; Hā̆mätänä (Insel Buka): bäkí; Bŭ̄rüwę: bäkų́į; Ĭā̆pä: bā̆küŏ; Alu (Shortland-Inseln): bā̆ǫ̈; Ndai (Gower-Insel, Britisch Sal.): bāīpä; Sikayana-Atoll: päkā̆ö. (Alles Fried.); Bula'a: paewa; Kerepunu: baewa; Sinaugolo: bageva; Suau: baeva (Ray: „Voc.", p. 25); Efate: bako; Baki (Epi): biauo; Bieri (Epi): bekeu (Macdonald: S. S. L., p. 216, 217); Fidschi: qio (d. i. ngkio), (Hazlewood, p. 275 II); Ponape: pako (Christian, p. 352); Marshall-Inseln: bŏ̂gô (Erdland, p. 29); Gilbert-Inseln: bakoa (Levêque, p. 39).

17. bā̆rę̆, Rhizophora (Mangrove).

Alfuren der Minahassa: parepa und parepat (de Clercq: „Pl. Wdb." Nr. 2968).

18. bā̆rų̆dn̄, Taube.

Sprachlich ziehen sich zwei Sorten von Tauben von Indonesien bis über Melanesien, die, wenn Thilenius mit seiner Bestimmung im Recht ist, auch zoologisch zwei verschiedene Sorten zu bezeichnen scheinen (Thilenius: „Ergebnisse" II, 355). In der Praxis aber macht man, soweit meine Erfahrungen im Archipel und in Neu-Guinea reichen, einen solchen zoologischen Unterschied nicht. Diese beiden Sorten sind die bā̆lūs-Taube (Ptilopus spec. nach Thilenius) und die būn-Taube (Carpophaga nach Th.) Balus ist in der Mehrzahl der Sprachen von Ost-Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg der allgemeine Name für Taube; er ist vom Pidgin-Englisch übernommen worden.

a) die bā̆lūs-Taube, zu der auch das Barriai bā̆rų̆dn̄ gehört:

Bisaya (Philip.): balod (Blumentritt, p. 24); Angāūr (Palau-Ins.): bŏ̄lŏχöl (Fried.); Satawal (Karol.): baluk, Huhn (d'Urville, loc. cit. II, 187); Ponape: paluch (Christian, p. 357, der eine linguistische Reihe gibt); Wuvulu und Aua: palu, balu, padlú (Vogel und Taube) (Hambruch, p. 54, 56); Ninigo: bal oder pal (Dempwolff u. Thilenius, loc. cit.); Sēr: māīmpāīl (Fried.), māīn = Vogel; Síssano: măn‿bā̆l (gesprochen mămbā̆l) (Fr.); Yakomŭ̄l: bälrähę́ (Fr.); Kaimaṅa (Rook): mbalmbal (Dempwolff); Mantok (Siassi): mbā̆luz (Dempwolff); Tami: mbalut (Bamler, p. 230); Kobe: mbā̆lų; Witu-Inseln: mbā̆lų; Neu-Hannover: bā̆lĭ̄s; Kowamerara: mį‿mbā̆rų; Tatāū (Tabar-Ins.): mį‿mbǭrų; Lāūan: bā̆lūs; Pire: bälūs; Lalināū: bā̆lūs; Lihir: ä‿mbälūs; Namarodu und Punam: bā̆lūs; Bįsäpų́: bälūs; Palabong: bā̆lūs; Sų́rälĭ̄l (Süd-Neu-Mecklenburg): mbā̆lūs; Tanga-Ins: ä‿mbā̆l; Kait und Lamassa: bā̆lūs (eine große grüne Art Rüsselkäfer heißt in Lamassa ganz genau so); Gazelle-Halb. (Küste): ä bā̆lų; Nissan: bälų́; Alu (Shortland-Ins.): bäŏ̄lų̆ (alles Fried.).

b) die būn-Taube:

Mal: punai (Swettenham, p. 114); Ambon: ahun, wahun, ahuno (v. Ekris, p. 132); Tontemboan: punei; Bareë: pune (Schwarz, p. 341); Philipp.: ibun, ibon, Vogel (Baer, p. 475); Ninigo: puén; Kaniet: pune (Thilenius, loc. cit.); Admiralitäts-Ins.: ban (Moseley, p. 389); Dallmannhafen (Orte vorher genannt): pųnį; Insel Muschu: pųnĭ̄m (beide Papua-Sprache; Fried.); Manám: bune (Werner, p. 112); Bongu: būna (Hanke, p. 241); Bogadjim: bunong (Hagen, p. 293); Langtub: mbun (Dempwolff, p. 240ff.; diese Aufnahme ist aber wegen des verwendeten Dolmetschers nicht einwandfrei); Kai-Stämme: puni (Grube, p. 128, mit einer kleinen Reihe); Tuom (Siassi): mbun (Dempwolff, loc. cit.); Bęlĭ̄k (mittl. Neu-Meckl.): ä pūn (der Vogel); Namatanāī: būn (eine besondere Art von Taube, scheinbar eine Carpophaga; beide Fr.); Lalinau: būn, oder būn‿tąr; scheinbar ein Ptilopus (Fr.); Motu, Galoma: pune; Keapara: bune (Lawes, p. 152); Wagap: a naebun (p. 19); Fidschi: bune (a kind of blackbird), (Hazlewood, p. 269). Es ist zu bemerken, daß bun, wennschon zweifellos malaio-polynesisch, sich auch in mehreren Papuasprachen findet.

19. bĭā̆ṅä, der fliegende Hund.

Tagalen: bayacan, calabyang, calabiang (Noceda y Sanlucar, p. 44 I, 73 II, 540 II). Das cala ist offenbar das bekannte jav. kâlong, biang das Barriai bĭā̆ṅä. Rotti: bā̆uk; Timor: bäü (Kleian, p. 267); Wuvulu und Aua: bäa, bea (Hambruch, p. 50; Parkinson [30], p. 433); Sēr (westl. Sissano, Nord-Neu-Guinea): bę́į; Witu-Inseln: bę́gä; Tätāū (Tabar-Inseln): mį‿mbĕ̄k; Kowamerara (Tabar): bękä,

mį‿mbẹ́kă; Belik: bẹ̆gĕ; Lihir: ă‿mbį̆ák; Namatanāī, Namarodu, Lalināū, Bįsăpų́, Pų́nắm: bẹ́kă; Nokon: bēk; Sikayana: bẹ́kă; (alles Fried.); ferner: Fidschi: beka (Hazlewood, p. 268; Kern: „Fidjitaal", p. 222); Maori: pékapéka (Williams: „New Zealand Lang.", p. 117); Tonga: peka (Mariner, vol. II, und „Dictionnaire Toga-Français", p. 229); Samoa: pea (Violette, p. 208 II); Niué: pẹ́kă (Fried.). — Östlich von Samoa und Niué kam merkwürdigerweise der große fliegende Hund der Südsee allein noch auf der Insel Mangaia vor, wo er pẹ́kă hieß (Williams: „Enterprises", p. 497).

20. bįdñ, Yams.

Dies ist eine Abwandlung des allgemein M. P. uwi, huwi; mal.: ubi; Tag.: obi.

Reihen finden sich bei: Marre: „Aperçu", p. 57; Brandes, p. 91; Kern: „Stamland", Bijl. A ff.; Juynboll, p. 633.

Dieses Wort schlägt eine Brücke über den Großen Ozean; es gehört als ōp unter der Bezeichnung „süße Kartoffel" zum Sprachschatz der Chimu, des küstenbewohnenden Kulturvolkes des westlichen Südamerikas (Middendorf, p. 61).

21. bŏbŏ, der Schmetterling.

Formen wie bĕbĕ oder pĕpĕ sind ungemein häufig innerhalb des malaio-polynesischen Sprachgebiets; bĕbĕ ist in das Pidgin-Englisch übergegangen. Bei Kern („Mafoor", p. 229, und „Fidjitaal", p. 128, 222), sowie bei Churchill, p. 251—252, finden sich Reihen.

Für bŏbŏ ergibt sich folgendes:

Ambon: paopao, kopokopo (v. Hoëvell, „Landtaal", p. 74, 118); Alfuren der Minahassa: kalipopo, kalimpopoan, kalipoopoan, kalipopoan (Niemann: „Alf. Taal", p. 314, 315); Bareë: lipopo (Kruyt, p. 22); Gani (Halmaheira): kalibobo (Wallace, p. 613); Lòda: sosobòba (Baarda: „Lòda", p. 342); Nufoor: apop (v. Hasselt, Wdb., 2. Aufl., p. 4); Wogéo (Le Maire-Inseln): bóbọ (Fried.); Manám: bobóbe (Werner, p. 112); Bilibili: kilibób (Zöller, p. 503); Tuom (Siassi): bŏbŏkŏrō (Dempwolff, loc. cit.). Wir haben weiter: Síssano: pįpíp; Vrinăgŏl (Valman): pŏpẹa oder pĕpẹ́ă; Neu-Hannover: mbĕ; Lauan: pẹpẹ; Kowamerara: bẹămbẹa, mį‿mbẹămbẹ́ă; Nokon: hĕm; Hắmătānă (Buka): bẹ́bẹ́; Pẹtắt (Buka): bĕ́bẹ̆; Alu (Shortland): bĕ́bĕ; Niué: pẹ́pẹ̆ (alles Fried.).

22. bŏñ, die Nacht, nachts.

Hier haben wir das M. P. wĕngi. Reihen finden sich bei: Kern: „Fidjitaal", p. 129, 223; Kern: „Jotafa", p. 145—146; v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 59; Buschmann, p. 158; Juynboll, p. 498.

Im besonderen sind nur zu nennen: Makassar: bañi (Matthes, p. 776); Salayer: bungi (Wallace, p. 623); Alfuren der Minahassa: weñi (wengi), beñi (bengi) (Niemann, „Alf. Taal", p. 438; Jansen, p. 533); Philipp.: bangui, bengi (Baer, p. 475); Tumleo: pŭñ; Pāūp: pŏñ (Fried.); Ninigo: ípoñ; Tami: mbong (Bamler: p. 231): Tuom (Siassi): boñ; Kaimaña (Rook): bĕñ (Dempwolff, loc. cit.); Neu-Hann.: tănẹbŭñ; Bo, Namatanāī: bŭñ; Lalināū: bŭñ oder bụñ; Punắm: bụñ; Bįsăpų́: bóŭñ oder bōñ; Feis (West-Karol.): vŏñ (alles Fried.); Mortlock (Karol.): lepuñ; Kusaie: foñ (Pleyte, loc. cit., p. 502); Ponape: poñ (Hahl-Girschner, p. 5); Tangoa: boñi (Ray: „Tangoa", p. 711); Fidschi: boñi (Gatschet, p. 268).

23. bū, Ptychococcus paradoxus, oder auch Ptychosperma calapparia, die bei den Alfuren von Ambon und Süd-Ceram hua niwel heißt (de Clercq: „Plant. Wdb.", Nr. 2894; v. d. Aa: „Reizen", p. 123 und 124; Teijsmann, p. 245).

24. bų́ă, Areca catechu.

Dieses Wort, das sich schon auf den Malediven als pua und auf Ceylon als puwak findet, geht über das ganze betelkauende Indonesien und Melanesien hinweg. In diesem Zusammenhang seien nur erwähnt: Rotti: pūa (Kern, p. 20; Kleian, p. 264); Timor: pūah (Kleian, p. 264); Ambon: huwa, huah, puah, buah (v. Hoëvell: „Landtaal", p. 48; Lewin, p. 32); Banda: pua (Lewin); Ceram: buwa, bua (Le Cocq: „Bonfia", p. 381); Buru: fua (Jellesma, p. 308); Palau-Ins.: bua (Semper, p. 156); Tumleo: pọ (Fried.); Jabim: bu (Vetter); Kaimaña (Rook): mbu (Dempwolff). Für Indonesien gibt de Clercq: „Plant. Wdb.", Nr. 315. eine nahezu vollständige Reihe.

25. bŭāīă, Krokodil.

Sehr ausgiebige Reihen finden sich bei: Marre: „Aperçu", p. 52; Juynboll, p. 523; Kern: „Mafoor", p. 229, und „Stamland", Bijl.; Blumentritt, p. 28; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 32.

Es braucht daher nur hervorgehoben zu werden: Mal: buāya oder buâia (Swettenham, p. 25); Bareë: buwaja (Kruyt, p. 25); To Bungku: buaja (Adriani, p. 287); Gorontalo: huwāja (Schröder, p. 36, 105, 113; Ceram (Nordküste): huwān, huwā-ie, huhāja (Boot, p. 1190): Philippinen: buaya boaya, buhaya, bohaya (de Morga, p. 179, 491; Retana, II., p. XLIV; Blumentritt, p. 28); Neu-Hannover: ŭāīă; Namaródu, Lalināū: hŭāīă; Bįsăpų́: hų́ăyă; Punám: hŭāīyẹ; Pálabong: hŭāīnă; Lamassa, Ngólhon: ĕ‿hŭāī; Hắmătānă (Buka): hų́ă; Pẹtắt (Buka): ă hų́ẹ̆; Īāpă (Bougainville): wų́ă (alles Fried.); Maiva: puaea (Lawes, p. 147). Dieses Wort hat überhaupt merkwürdig wenig Veränderung erlitten; so findet sich z. B. das wuala von Sangir (Adriani: „Sang. Teksten",

p. 88) als vuára auf Wuvulu und Aua (Hambruch, p. 62).

26. bulę, Ovulum ovum.

Reihen haben: Brandes: „Proefschrift", p. 12 (pule = putih); Kern: „Fidjitaal", p. 131, 223; und Buschmann, p. 158. Es findet sich in: Tontemboan: purei; Sangir: puhe (Schwarz, p. 342 I); Gorontalo: hulālu; Bunda: bulālu (Schröder, p. 107); St. Matthias (Ĕlūāūę und Emsāū): bų́lę̈ (Friederici); Nuguria, (Atoll der Fead-Inseln): pų́rę̈ (Fried.); San Christoval: puri (Verguet in „Rev. d'Ethnogr." IV, 230); Fidschi: buli (bulibuli, bulikula usw.) (Hazlewood, p. 269; Kern: „Fidjitaal", p. 131, 223); Samoa: pule (Violette, p. 218); Tahiti: purehua (Davies „Dict.", p. 214). Das bulibuli von Fidschi entspricht vollkommen dem bų́lębų́lę der Barriai.

27. bų́rų̈ă oder bŭ́rüă, Feind.

Dies ist offenbar das vírüă der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel; es bedeutet bei ihnen: Leichnam eines zum Verzehren bestimmten Feindes; Feind; auch im mittleren Neu-Mecklenburg, Lalinau, bedeutet ă͜hĭrų̈ǫ̈: ein gefallener Feind; burua spielt bei den Barriai dieselbe Rolle wie das auca im andinischen Kulturkreis und wie tapuya bei den Tupí.

28. dĭ́ñă, das Feuer.

Brandes („Proefschrift", p. 50—51) und Kern („Fidjitaal", p. 170, 225, und „Jotafa", p. 154) haben sich bereits über dieses Wort, das wir im Mal. als sínar und im Tag. als sínag haben, verbreitet. Es heißt eigentlich: Tageslicht, Sonnenlicht, Lichtstrahl, glänzend, rot. Die an der Nord-Neu-Guinea-Küste häufige Form senar oder ähnlich für Mond, und das Barriai sĭñ für Blut gehören ebenfalls hierher. Wir haben: Bali: dina, Tag (van Eck, p. 81 II; Juynboll, p. 524); Makassar: siñārá (Matthes, p. 553 I); Bareë: sina, Sonne, Tag (Kruyt, p. 22); Minahassa: siendoh, mata-sinkaij, sinkaij, singaij, Sonne, Tag (Jansen, p. 526, 533); Motu: dina, Sonne (Lawes, p. 155); San Christoval: sina, Sonne (Verguet, p. 230); Fidschi: siña, Tag, Sonne (Gatschet, p. 273).

29. dŏgn̄, Blatt von Piper betle.

Alfuren der Minahassa: rambika daung, Piper betle; Jav.: suruh kodok, Piper betle mit schmalen dünnen Blättern (de Clercq: „Pl. Wdb." Nr. 2717).

30. düădų̈ă, Känguruh.

Auf Aua, wo es natürlich kein Känguruh gibt, heißt ruarúa der Baumbär (Hambruch, p. 59).

31. ę̈ăl, Casuarina equisetifolia.

Mal.: pokok ĕru (Klinkert, p. 141); Minangk: haro oder haru; Dajak: arun; Alfuren d. Minah.: kaju walau (de Clercq: „Pl. Wdb." Nr. 698); Waigeu: iar (d'Urville, Phil. II, 153); Nufoor: jarknam (knam = Stamm, Baum) (v. Hasselt: N.-H. Wdb., 2. Aufl., p. 15); Năkănāī: ă ĭálă; das l klingt scharf an r an (Friederici); Gazelle-Halbinsel, Kabakaul-Gegend: ă͡ĭárā; Nordküste: ă͡iárā (spr. āīyárā) (Fried.); Banks-Ins.: aru (Codrington: „Melanesians", p. 186); Efate: nieru; Malo: iaru (Macdonald, S. S. L., p. 250—251).

32. ę̈ắn, essen; s. bereits vorher Nr. 7; es ist das allgemein M. P. kan.

33. ę̈ắñö, Kaempferia rotunda.

Das von Emil Stephan als curcuma longa bezeichnete eaño (richtig eaño) ist sicherlich dieselbe Pflanze (Stephan-Graebner, p. 54). King, Neu-Mecklenb.

34. ĕlę̈ă oder ĕlę́ă, Brillenkakadu.

Kruyt gibt hier eine kleine Reihe; wir haben in der Minahassa: kĕleak; in Sangir: kalea (Kruyt, p. 31; Schwarz, p. 113 I); Galela: gulela (Baarda: „Galela", p. 163); Lòda: gele, gulelanga (Baarda: „Lòda", p. 333, 337); Tag.: kalangay; Bisaya: kalángag (Blumentritt, p. 25). Ersteres ist ganz offenbar das ĕlę́ă der Barriai; letzteres das kălắñar von Nămătanāī, das kălắñör von Lamassa (Fried.), das kalangar der Gazelle-Halbinsel (Costantini, p. 163), das kălắñän der Barriai und das kärĕ́ñ von Paluán, Admiralitäts-Inseln (Fried.).

35. ę́no, schlafen.

Kern hat hier eine kleine Reihe: Jav.: inĕp, übernachten (Kern); Nufoor: enef (v. Hasselt, Wdb., 2. Aufl., p. 10); Wogeo (Le Maire-Ins.): lę́nǫ (Fr.); Manắm: guéno (Werner, p. 113); Lắūăn (Nord-Neu-Meckl.): mătĭ́f (Fr.); Maori: inep (Kern: „Mafoor", p. 234).

36. ę́nų̆, die Insel.

Es gibt zwei Worte in den malaio-polynesischen Sprachen, die meistens nebeneinander herlaufen, und die häufig in ihrer Bedeutung sich einander nahekommen oder diese gar für unser Gefühl untereinander auszutauschen scheinen: nusa und wanua. Auch in ihrer sprachlichen Entwicklung gelangen sie hier und da infolge der beiden gemeinsamen Silben nu und infolge von Akzentverlegung zu Formen, die nicht ohne weiteres erkennen lassen, von welchem der beiden Grundwörter sie sich herleiten. Während einer Bootfahrt über die Lagune des Atolls Niāū, Tuamotu-Inseln, brachte ich im Kreise von Polynesiern und Melanesiern einige linguistische Verhältnisse zur Sprache. Auf Befragen stellte Kabui im Laufe dieser Unterhaltung fest, daß im Bárriai eine Insel ę́nų̆ heiße. Sofort erklärte der sehr intelligente Häuptling von Niau spontan, daß dies dasselbe Wort wie hĕ́nüă im Tuamotu und fĕ́nüă im Tahiti sei. Der dabei sitzende Dolmetscher, Herr Alexandre Drollet, ein gebildeter Tahitier, bestätigte diese Auffassung, und auch ich glaubte

damals, daß diese Ableitung richtig sei. Eine nähere Untersuchung zeigt aber, daß sie irrig ist. Denn nicht nur ist durch Sprachvergleichung mit Sicherheit festzustellen, daß ęnŭ sich von núsă herleitet, sondern das Derivativ von wanŭa ist in Gestalt von pănŭă auch im Barriai vorhanden, wo es „Menge", „Volk", bedeutet.

Die Häufigkeit des M. P.-Wortes nusa, von dem wir Reihen bei Wallace (p. 620), Marre („Aperçu", p. 70) und Brandstetter („Mata-Hari", p. 18—19) besitzen, wird schon äußerlich durch die erhebliche Zahl geographischer Ortsbezeichnungen bezeugt, die von der Molukken- und Banda-See bis nach Neu-Hannover mit Nusa und Nusalik auf den Karten auftreten. Unter den Formen: nusya, nusa, nuha, nuhang, nuhu, nuka, nuku, nu'a, nu'u, nui und nu zieht sich dieses Wort von den Küsten Asiens über den ganzen Ozean hin bis nach Mangareva und den Marquesas.

Im besonderen ist daher in diesem Zusammenhang nur zu sagen:

Ambon: nusa (v. Hoëvell: „Landtaal", p. 59); Buru: nusa (Hendriks, p. 114, 125); Halmaheira: nuhu, nuis (Hueting: Halm.-Gr., p. 400); Windesi: nu (van Hasselt: „Vermomde Taal", p. 558), Tumleo: nŏs (Land); Dallmannhafen-Gegend: nụsă (am Strand), nịză (im Hinterland); Muschu nụsă (letzten 3 Papua-Sprachen; Fried.); Bogadjim, Wuong: nui (Hagen, p. 293, 299); Bongu: nudi (Hanke, p. 251); Säră̈n: nūt; Langtub: nui (Dempwolff, loc. cit.); Graget: nụ́ị (Friederici); Jabim und Kai: nu (Grube, p. 128); Siassi: nui (Dempwolff); Neu-Hannover: nụ́să; Lĕmŭsmŭs-Dyāūl (Nord. Neu-Meckl.): nụ́să; Lāūăn: nụ́să; Kowamerára: mị‿nŭsă; Nayáma-Pánaras-Letátan-Kanós: ịnụ́să (letztere Papua-Sprache; alles Fried.).

Zu beachten ist, daß auch einige Papua-Sprachen dieses Wort für Insel besitzen.

37. ęrăgn̄, mein Name.

Reihen finden sich bei:

Brandes: „Proefschrift", p. 50—51, 135, 137; Kern: „Fidjitaal", p. 197; Kern: „Sawu", p. 541; Kern: „Aneityum", p. 126; Juynboll, p. 171.

Es braucht daher nur festgestellt zu werden:

Dajak: ara (Hardeland, p. 14—15); Jav.: aran (Brandes); Alfuren der Minahassa: n̄garan, aren (Niemann: „Alf. Taal", p. 438); Sangir: areng (Schwarz, p. 280 II); Keapara, Galoma, Kerepunu: arana (Lawes, p. 151; Thomson, p. 311).

38. ęrăpmătă oder ęrăpmătă, Weg, Pfad.

Während mit dem Mal. djalan (cf. u. a. Kern: „Fidjitaal", p. 167) verwandte Formen, wie z. B. Mapia: yal (Kubary, p. 112—113); Manăm: djalla (Werner, p. 113); Wogeo (Le Maire-Ins.): dyălă; Nayama-Panaras: lăn (beide Fr.), häufig sind, kenne ich als Verwandte von ęrăpmătă nur: Kobe: ęrăpụ (Weg); Feis (West-Karolinen); ĕlăp (Weg) und Nayama-Panaras: ă ịrăp, die Bootspassage im Riff (alle Fried.).

39. gāīă, das Schwein.

Dies scheint ein Lehnwort aus einer Papua Sprache zu sein.

Kelana-Kei: geia; Insel Rook: gai (Zöller, p. 504); Tuom (Siassi): gai; Mantok (Siassi): nāī (Dempwolff, loc. cit.).

40. găriāū, der Schild.

Ist bereits im Text behandelt, s. S. 133.

41. gĕlă, Caryota spec. oder Rumphiana.

Alfuren d. Minahassa: akel im bolai; nakel e wale; nakel im bolai (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 674); Nămătănāī; Lălīnāū: gęlăχ, gęlăh (Friederici); Gazelle-Halb. (Nordküste): n̄gĕlĕp (Fried.); Shortland Ins. (Salomon-Gruppe): eala (Guppy: „Sol. Isl.", p. 88, 91, 303). Für Ceram gibt Miklucho-Maclay (p. 376) das, soweit mir bekannt, für Sagopalme gänzlich allein stehende Wort kela an. Ich nehme an, daß dies die Caryota ist, die ja auch Sago liefert, den gĕlă(-Sago)-der Barriai.

42. tă‿gĕra, sehen.

Kern hat eine kleine Reihe:

Mal. und Jav.: gilang; Bisaya: gilagila; Sangir: kĕlla (Kern: „Fidjitaal", p. 145); Jabim: geli (Vetter, loc. cit.); Fidschi: kilā (gila), (Hazlewood, p. 55; Kern). Vielleicht ist auch Tontemboan: wĕrĕn (wĕlĕng) hiermit verwandt (Schwarz, p. 596 II).

43. gwăs, Tabak.

Astrolabe-Bai, N. G.: kăs (Hanke, p. 241, 251; Hagen, p. 295; Werner, p. 112; Dempwolff); Siassi: mboas (Dempwolff).

44. gụ́să, Tintenfisch, sepia.

Kern hat eine Reihe (s. auch năkŭltă, Nr. 88):

Mal: gurita; Bisaya: kugita; Fidschi: kuita (Kern: „Fidjitaal", p. 146; Kern: „Stamland", p. 278; Bijl. A.).

45. ịă, Fisch.

Allgemein M. P. Reihen u. a. bei Kern: „Mafoor", p. 225; Buschmann, p. 155.

46. ịmụ́gă ist das allgemein M. P. muka; es wird bei der Schiffahrt besonders zu erwähnen sein.

47. ịrọ̆, Speer; ist bereits im Text behandelt (s. Seite 106).

48. kāīăŭ, Megapodius.

Unter der Form kịāū oder ähnlich ist dieses Wort mit der Bedeutung „Buschhuhn" oder „Ei" in vielen Sprachen des Archipels vertreten. Das Buschhuhn legt ungewöhnlich große Eier, und daher ist auch kīāū für „Ei" in das Pidgin-Englisch übernommen.

Wir haben u. a.:

Gazelle-Halbinsel: kḭ͡au (Ei); kḭäkḭ͡au (Buschhuhn); Mölȍt (Neu-Lauenb.): kḭ͡au (Ei); käkḭ͡au (Buschhuhn); Neu-Hann: kḭ͡au (Buschh.); Kowamerára: kḛ͡äu (B.); Bḭsäpų, Punám: kḭ͡au (B.); Lalin͡au: kḭ͡au (B.); Bélik: kḭä (B.); Nokon: kā͡iau (B.); Lamassa: kḭ͡au; Bȕrüwẹ: pā͡iọ; Ĭápä: pā͡ü (alles Fried.)

Die von Westen in die Südsee mitgebrachte Form für Megapodius ist maleo, malau, malaùn oder ähnlich. So Graget: mälā͡u; Witu: mā͡lā͡i (Fried.). Aber auch kiā͡u ist von Westen nach Melanesien gekommen. In Galela heißt kiau: noch jung, gerade geboren, unreif. (Baarda, p. 209.)

49. kälȁñän, s. Nr. 34, vorstehend.

50. kȁlọ, der Frosch.

Alfuren der Minahassa: kara (Niemann: „Alf. Taal", p. 108); Tobelo (Halmaheira): kokaleda oder kokalada (Hueting, p. 204, 445).

51. kā͡uä, der Hund.

Dieses Wort stellt offenbar eine besondere und interessante Entwicklung des im M. P.-Sprachgebiet weitverbreiteten Worts asu dar. Über letzteres, von dem wir eingehende Reihen haben (Kern: „Stamland", Bijl. A.; Wallace, p. 614; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 30; Baer, p. 470), soll hier nichts weiter gesagt werden. Hingegen haben wir folgende Reihe:

Alt-Jav.: asu (Juynboll, p. 51); Sikka: ahu (Calon: „Bijdrage", p. 16; „Lijstje", p. 511); Ceram (Nordk.): ässu, jassu, jassua, wāsua, inu ānām (Boot, p, 1186); Galela: kasu (Baarda, p. 204); Tobelo: kaho (Hueting, p. 440); sonst noch auf Halmaheira: ạho, kaso, kauna, kauno (Hueting: „Halm.-Gr.", p. 378; v. d. Crab, p. 9); Arfak-Geb. (Geelvink-B.) kaua, kouwa (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 145; A. B. Meyer im „Globus", XCIV, 190; v. Rosenberg: „Geelvinkbaai", p. 132.) Der von Arthur Wichmann so gründlich entlarvte Fälscher A. B. Meyer ist immer eine trübe Quelle, aber er wird hier durch v. Rosenberg bestätigt. Ferner: Tobadi: kā͡unö; Ĭngrọ̆s: kȍnyẹ; Entsā͡u: kȍnyẹ (alle 3 Humboldt-Bai; Fried.); Sissano, Aróp: äų́n oder ā͡un (Friederici): Tumleo, Seleo: ā͡un (Erdweg im „Globus", LXXIX, 104); Paup, Yakomúl: ā͡uñ (Fried.); Graget: ṅgā͡un (Fried.); Langtab, Bilibili, Szeak-Bagili: gā͡un (Dempwolff. loc. cit. und Zöller, p. 476); Kelana. Rook: gábun (Zöller); Tami: kaua (Schellong, p. 112) u. koung (Bamler, p. 226); Siassi: gawun, gaon (Dempwolff); Kilenge: gā͡unẽ; Witu-Inseln: kā͡uä, kā͡uwä; Neu-Hannover: kā͡uwẹk; Nayama-Panaras: kā͡unä (alles Fried.); Manukolo (Hinterland Kerepunu); gone (Ray: „Vocab.", p. 15); Anudha: kau (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 145); Rotuma: kanua (Gardiner, p. 421).

52. kĕkätöl, Ei.

Eingehende Reihen finden sich bei:

Brandes: „Proefschrift", p. 44—45; Kern: „Fidjitaal", p. 199—200; Juynboll, p. 612; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 30; Wallace, p. 615. Es genügt daher ein kurzer Hinweis:

Buli (Halmaheira): tolo; Tobelo: totaleo (Hueting: „Halm.-Gr.", p. 411 und „Tobelo", p. 370, 428); Misol: tolo (Wallace); Ninigo: ätöli (Dempwolff); Tami: katol (Bamler, p. 226); Motu: katoi (Ray: „Vocab.", p. 15); Api (Neu-Hebr.): tolu (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 152); Efate: tole; Malo: toluna (Macdonald, S. S. L., p. 216).

53. kȅmḭ, gut, schön, süß usw.

Kern: „Fidjitaal", p. 143, hat hier eine Reihe, die von ĕmmis und ĕme in Nordost-Celebes bis nach kamikamiza von Fidschi führt.

54. kẹpẹ́rä, die Schulter.

Kòlo (Bima): bela (Jonker, p. 119): Menado; Ternate: kéfé (de Clercq: „Het Maleisch", p. 127).

55. kĕt, schneiden.

Dies ist offenbar das Maori koti, kotikoti, von dem Tregear („Dict.", p. 175) eine polynesische Reihe gibt.

56. kȍkäkö, Huhn.

Bima: kòko, krähen (Jonker, p. 40); Ambon: kokotoo, krähen (v. Ekris, p. 128); Alfur. d. Minahassa: kookop, kooko, ko'oko, koko (Riedel: „Bijdrage", p. 12, 15; Jansen, p. 529); Wandamen: kokore (Bink, p. 5); Poom (N. G.): kókole (Zöller, p. 475); Gazelle-Halbinsel (Kabakaul): käkȁrų; Iapa (Bougainville): kökörẹ́ų̈ (Fried.); Malaita: kokaroko; Narovo: kokeraku (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 154); Motu: kokorogu; Kabadi: kokoroo; Maiva: kokoro'u; Toaripi: kokoro (Lawes, p. 149). Auf Pororán bei Buka heißt körökó: die Ente.

57. kökörȍkö, Korallenkalk, Korallenstein.

M. P. karañ; Reihen finden sich bei: Marre: „Aperçu", p. 51; Brandes, p. 11; Kern: „Fidjitaal", p. 146; Juynboll, p. 107.

Zu bemerken ist:

Ternate: karo (de Clercq: „Ternate", p. 75); Galela: kàka, Korallenriff, Korallenstein; lòko, Felsen von Kalk (Baarda, p. 196, 240). Also: Galela: käkälȍkö = Barriai: kökörȍkö = Korallenkalkstein.

58. kȍrā͡i, wilder Mango.

Alfuren Minahassa; kawidei, kawilei, kombilei (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 2169); Jótafa: wai (v. d. Aa: „Reizen", p. 449); Bogadjim: juái (Hagen, p. 293); Tami: woawai (Bamler, p. 251). Gazelle-Halb.: koai (Costantini, p. 167).

59. kŭkŭl, Fell, Haut, Schale, Rinde.

Ob dies mit dem M. P. kulit, kuliq zusammenhängt, von dem wir u. a. Reihen haben bei Brandes (p. 12); Juynboll (p. 135); Marre („Aperçu", p. 44); Brandstetter („Prodromus", p. 46—47); Wallace (p. 626), erscheint mir nicht sicher. Ich möchte es zunächst mit Wokāū (Valman, Papua-Spr.) kắköl (Fried.) und Tami: gugul (Bamler, p. 221) zusammenbringen. Immerhin könnte es aber in ähnlicher Weise eine Reduplikation von kuli sein, wie guiguli in Florida und Bugotu (Codrington: „Languages", p. 49).

60. kụrẹ, Schlitztrommel.

Hier ergibt sich folgende Reihe:

Tjam: ganang (Niemann: „Tjam", p. 38); Mal.: gĕndang, gĕndĕrang, gĕndârang (Klinkert, p. 731; Badings, p. 352); Sundan: gĕndang, kĕndang (Coolsma, p. 107, 159); Madura: ghĕndhang (Kiliaan, II, 228); Dajak: gandang (Hardeland, p. 125); Bobongko: gandeang (Adriani: „Togian", p. 43); Makassar: gânrang (Matthes, p. 78); Bugi: gänrang (Matthes, p. 62); Galela: gurūànga (Baarda: „Galela", p. 160, 165); Loda: gurūòngo (Baarda: „Lòda" p. 341); Paup: kürụ̈ūm oder kărụ̈ūm; Yakomúl: kărĭām; Tumleo: kărím; Sēr: vägẹ̆r; Sissano: bägẹ́rẹ; Aróp: väkẹ́r (alles Friederici); Manám und Rumba: gerámo (Werner, p. 112); Bogadjim: guruma; Wenke: gérema (Hagen, p. 295, 297); Panim: gelắm; Mis: gĕrắm; Kemba: giram (Dempwolff); Kilenge: kụ́rẹ; Nakanai: ă‿ngălămụ; Gazelle-Halbinsel (Küste): gắrämūt; Lambóm und Lamassa: gärämụ́t; King und Kait: gắrämūt; Lalinau und Namaródu: gärämụ́t (das gewöhnliche große Garamut heißt im übrigen in Laur gewöhnlich: hĭ̆k); Lihir: gälämĭ̆t (alles Fried.).

Schließlich möchte ich noch die folgenden Worte in diese Reihe hineinbringen, obwohl ich mir bewußt bin, daß der Wechsel von k zu b einige Schwierigkeiten macht. Bongu und Wuoṅg: bărum (Hanke, p. 133; Hagen, p. 297); Vrinágol und Akur: vą́ră (Fried.).

Es muß nun ausdrücklich bemerkt werden, daß die Instrumente von Tjam bis einschließlich Galela fellbespannte Trommeln sind; dann folgt die große Lücke in meiner linguistischen Liste, während die nun folgenden Trommeln von Sēr einschließlich an die bekannten hölzernen Schlitztrommeln Melanesiens sind. Es ist aber ferner zu beachten, daß die Felltrommeln bis einschließlich Halmaheira durchweg ausdrücklich in Wort und Bild als sehr lange Instrumente beschrieben werden; Hardeland z. B. gibt ihre Länge auf 1,57 m an. In der Tat gleichen sie in ihren Abmessungen etwa den melanesischen Schlitztrommeln, während die melanesischen Felltrommeln — soweit meine Kenntnis reicht — durchweg klein sind und durchweg andere Namen haben. Es ist unfruchtbar, in billige Spekulationen einzutreten, wo noch so viele Lücken sind; wohin das führt, zeigt ein Aufsatz im „Globus" (Bd. LXXXII, 1902, p. 299 ff.). Ich muß mich damit begnügen, die melanesische Schlitztrommel, das garamut des Südsee-Pidgin-Englisch, linguistisch nach Indonesien und die Tjam-Lande zurückgeführt zu haben, und ich muß ausdrücklich bemerken, daß ich in ganz Polynesien auch nicht ein Wort gefunden habe, das mit irgendeinem Schein von Berechtigung linguistisch zur Garamut-Reihe in Beziehung gebracht werden könnte.

Es ist weiter darauf hinzuweisen, daß an meiner Liste Stämme mit melanesischen und Papua-Sprachen beteiligt sind und schließlich, daß dazwischen Stämme wohnen, die absolut andere und unter sich verschiedene Namen für die Schlitztrommel haben.

Die besten Garamut-Häuser habe ich auf den Nord-Salomonen und auf Nissan gesehen.

61. kụrụ̆kẹ, die Ratte.

Dies hängt entweder mit dem M. P. balavo oder kalavo zusammen, von dem wir Reihen bei Marre („Aperçu", p. 61); Kern („Fidjitaal", p. 143 und „Stamland", Bijl. A.); Brandstetter („Mata-Hari", p. 32) haben, oder aber es ist mit Makassar: balâwo-kalúku (Matthes, „Mak. Wdb.", p. 55 II), Wadjo: balâwo-kalúku und Bone: belêsu-kalúku (Matthes: „Boegi", p. 40 I), Eichhörnchen, in Zusammenhang zu bringen. Ersteres erscheint möglich, weil auch — wie bereits Kern bemerkt — in der dem Stamm lavo vorgesetzten Vorsilbe ba und ka mannigfach abwechseln. Zu bemerken ist noch, daß in Bŭ̆rŭwẹ und Ĭápä (Bougainville), kắrŭkụ bzw. kắrŭkŭ die Bedeutung von Opossum haben.

62. kwăṅkwắṅ, Paradiesvogel.

Dieses Wort für den in Neu-Pommern unbekannten Paradiesvogel ist ganz offenbar durch Vermittlung von Jabim und Tami von Neu-Guinea her aus der Kai-Sprache übernommen worden, in der kwang „weißer Kakadu", kwangkwang „weiß" heißt. (Grube, p. 124; Schellong, p. 80, 113—114.)

63. lắbĕ̆ră, die Hoden.

Das auch in den Neuen Hebriden und auf Tikopia wiederkehrende allgemeine Wort für Hoden ist auf den Molukken und in Ost-Indonesien: laso, lasu, lase, lahu. In Graget habe ich läbĕ̆k usw. gefunden.

64. tắ‿lă, gehen.

Alt-Jav.: laku (Juynboll, p. 451); Bugi: lâo (Matthes, p. 619 I); Bima: lao (Jonker, p. 44); Manắm: (tal) lá (le) (Werner, p. 113); Rook: la; Siassi: (yau na)la und (yau na)la(na) (Dempwolff);

Motu: lao; Keapara: hao; Galoma: lao; Süd-Kap: lau (Lawes, p. 149); Fidschi: lako (Gatschet, p. 270). Reihen geben Marre („Aperçu", p. 125) und Kern („Fidjitaal", p. 147).

65. lăṅọlắṅọ̆, die Fliege.

Reihen geben Kern („Stamland", Bijl. A.; „Aneityum", p. 109), und Churchill, p. 360—361. Wir haben:

Mal.: langau (Klinkert, p. 797); Sangir: langoh; Nordost-Celebes: lango, langou (Riedel: „Bijdrage", p. 17, 20, 23, 27); Gorontalo und Bunda: làngå (Schröder, p. 165); Philippinen: lango, langao, lángao (Baer, p. 474); Ninigo: lanlahán; Kaniet: lắṅo (Dempwolff); Tami: langolang (Bamler, p. 227); Lāūān: lăṅ; Lihir: ă‿lăṅ (Fried.); Motu: lao (Lawes, p. 115); Efate und Malo: laṅo (Macdonald, S. S. L., p. 214); Tangoa: laṅo (Ray, p. 710); Fidschi: laṅo (Hazlewood, p. 273; Gatschet, p. 271; Kern: „Fidjitaal", p. 213); Rotuma: laṅa (Gardiner, p. 521); Ponape: loṅ (Hahl-Girscher, p. 8).

66. lāūn, das Blatt; lāūnīră, das Haupthaar.

Es ist das M. P. daun, laun, raun, von dem wir Reihen besitzen bei:

Brandes: „Proefschrift", p. 91; Marre, p. 54; Kern: „Fidjitaal", p. 136, 213; Juynboll, p. 450; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 21; Baer, p. 472; Wallace, p. 621. Es ist daher hier nur festzustellen:

Ambon: lau, laune, launno, launjo, lauwel (v. Ekris, p. 106; v. Hoëvell: „Landtaal", p. 49); Tami: lau (Bamler, p. 227); Keapara, Bula'a, Kerepunu, Sinaugolo, Suau: lau (Ray: „Vocab.", p. 20).

67. lẹ́tŏ, Laportea spec. und Laportea amplissima.

Mal.: djelatang; Lampong: djalatong, djelatong; Minangkabau: djilatang; Battak: latong; Nias: lato; Java, Madura, Bali: lateng; Makassar, Bugi: lalatang; Alfuren Minahassa: kalating (de Clercq, „Pl. Wdb." Nr. 1987).

Es ist zu bemerken, daß in lẹ́tŏ, Barriai, das ẹ ein ä mit starker a-Annäherung ist.

68. lị́ṻgn̄ oder lịúgn̄, meine Schwester, findet sich genau in derselben Form als: lịúg, lịúm, lịú, meine, deine, seine Schwester, auf der Le Maire-Insel Wogeo.

69. lŏ́līāī, innen, drinnen.

Reihen und Untersuchungen haben: Brandes: „Proefschrift", p. 90; Kern: „Fidjitaal", p. 150; Brandstetter: „Tag. u. Madag.", p. 15. Wir haben:

Tag.: lalim (Noceda y Sanlucar, p. 167); Bugi: lâlĕng (Matthes, p. 591—592); Toumbulu: lalĕm (Kern); Tumleo: lŏl (Fr.); Tami: lo (Bamler, p. 228); Jabim: lelum̄ (Vetter, loc. cit.); Rook: lilēn (Dempwolff, p. 225); Malo (Neue Hebr.): lolona (Macdonald, S. S. L., p. 254); Fidschi: loma (Hazlewood, p. 70).

70. lụm, lụ́mă, Haus.

Es ist dies das M. P. rumah, von dem sich Reihen befinden bei: Brandes, loc. cit., p. 34, 50—51; Kern: „Jotafa", p. 146; Juynboll, p. 88. Es ist daher nur zu erwähnen: Ambon: ruma, luma (v. Ekris, p. 336; v. Hoëvell, p. 70); Ceram: rumah (Le Cocq, p. 371); Ceram (Nordküste): lumă, numă (Boot, p. 1188); Buru: huma (Hendriks, p. 121); Motu: ruma; Nala: luma (Lawes, p. 150; Ray: „Vocab.", p. 20); Ugi, Malaita (Salom.): luma (Ray in „Z. afr. Spr.", p. 59).

71. lụ́ră, der Zahn, die Zähne.

Dieses lu mit angehängtem Artikel ra ist offenbar eine besondere Entwicklung des M. P. nifo, niho usw., von dem wir Untersuchungen haben bei: Brandstetter: „Prodromus", p. 65; Kern: „Fidjitaal", p. 220, und „Jotafa", p. 152—153.

Im einzelnen ergibt sich:

Ambon: nio (v. Ekris, p. 316; v. Hoëvell, p. 111); Wuvulu und Aua: lívo (Hambruch, p. 53); Admiralit.-Inseln: luvo (Moseley, p. 389); Paluán, Admiralit.-Inseln: lị́vŏṅ, mein Zahn (Friederici); Graget: lịwŏ́k, mein Zahn (Friederici); Bilibili: luón; Jabim: luṅ; Rook: líwun (Zöller, p. 526; Schellong, p. 64); Siassi: livón, livṓn (Dempwolff); Bula'a, Kerepunu, Aroma: rua; Keapara: lua (Lawes, p. 156; Ray: „Vocab.", p. 28); Ugi (Salom.): liho (Ray: „Z. afr. Spr.", p. 59). Sehr hübsch erklärt sich auf diese Weise das seltsam erscheinende lua und rua inmitten der Motu-Gruppe.

72. māīră, die Zunge.

Eine kleine Reihe hat Kern: „Fidjitaal", p. 200.

Wir haben: Ambon: mee, mei, meka, maa, malea (v. Ekris, p. 311; v. Hoëvell, p. 112; v. d. Crab, p. 16); Buru: maan (Hendriks, p. 144); Ceram: meï, meën (Wallace, p. 609, 628). Wogeo u. Keule (Le Maire-Ins.): mĕmĕ́ (seine Z.) (Fr.). Im Archipel sind Formen auf me, mena, meka‿sehr häufig, so: Sambuári (Tatau) u. Vunapüts (Tabar): mị kắrămĕ; Mopúe (Tabar-Ins.): mị kắrămĕnă; Labúr: kărămẹ́nĕ; Lambóm: kărmẹắk (meine Z.); Pŏrŏrắn (Buka): mẹ́ĕ; Tóboroi (Bougainville): mẹāū, und ähnliches mehr (alles Fried.). Wir haben weiter: Keapara: mae; Maiva: maea; Motu, Galoma, Kabadi: mala; Süd-Kap: memena (Lawes, p. 156); Efate u. Bieri (Epi): mena; Malo: meme (n oft = m, cf. Ray: „Tangoa", p. 708); Vanikoro: mea; Tanema: mia (d'Urville: „Phil." II, 163, 169); Fidschi: yame, yami, yama (Hazlewood, p. 173; Gatschet, p. 269; Kern: „Fidjitaal", p. 200). Auch die Sprache der Tasmanier besitzt méné, Zunge; cf. Labillardière, II, voc. p. 39

73. māk, tatauieren.

Satawal (Karol.): mak (d'Urville: „Phil.“ II, 188); Dallmannhafen-Gegend (Papua-Spr.): māk; Neu-Hannover und Namarodu: māk. Das polynesische tata findet sich auch in Melanesien, so Nokon: tätă (alles Fried.).

74. málŏ, T-förmige Hüftbinde der Männer.

maro, malo, allgemein polynesisch und auch häufig melanesisch. Reihe bei Tregear, p. 217—218.

Waigeu: mar (d'Urville: „Phil.“ II, 153); Nufoor: maar (v. Hasselt, N.-H., p. 19); Sēr: māl; Sissano: māl; Aróp: māl (männl.), māū (weibl.); Malól: māl; Vrinágol: mālu; Wogeo: mālŏ; Keule: māl (alles Fried.); Manám: malo; Astrolabe-Bai: mal (Werner, p. 112; Hanke, p. 233); Siassi: mal (Dempwolff). Dieses Wort ist, wie bereits hier ersichtlich, vielfach von Papua-Sprachen übernommen worden. Vermutlich gingen also diese Leute vor Übernahme des M. P. malo ganz nackend.

75. măn, Vogel.

Allgemein M. P. manuk, cf. Brandes, p. 12.

76. mārŏn, der Häuptling.

Kelana: mālulu; Rook: máron (Zöller, p. 472); Mantok (Siassi): mārŏn (Dempwolff). Ich glaube, daß māron in irgendeiner Weise mit dem bekannten kolano, korano, bei den Alfuren der Minahassa auch korona, von Ost-Indonesien und West-Melanesien zusammenhängt (s. Jansen, p. 531).

77. mätāmālāī, die meisten Zingiberaceen.

Alfuren d. Minahassa: manglai, mangulai; Zingiber Zerumbet Rosc. (de Clercq: „Pl. Wdb.“, Nr. 3557).

78. mätārä, das Auge.

Allgemein M.P. mata. Reihen u. a. bei Brandes, p. 12; Juynboll, p. 390; Buschmann, p. 155.

79. mätäkílä, blind auf beiden Augen.

Bareë: bilo (Kruyt, p. 15); Halmaheira: pilo, pilok, piloko (Hueting: „Hal.-Gr.“, p. 400; Baarda, p. 322). Nun wechselt aber zuweilen in Galela p mit k (cf. z. B. Baarda, p. 311, parakara = karakara); also könnte auch aus pilo ein kilo und schließlich ein kila geworden sein.

80. mātę, tot.

Allgemein M. P. mati, matai. Reihen finden sich u. a. bei Brandes, p. 12; Kern: „Mafoor“, p. 248; Buschmann, p. 153—154. Auch die Sprache der Tasmanier besitzt mata, tot; cf. Labillardière, II. voc. p. 39.

81. mĕmĕ, urinieren, pissen;
mĕmĕrä, der Urin.

Reihen finden sich bei Kern: „Fidjitaal“, p. 154, 219; „Jotafa“, p. 155; „Aneityum“, p. 85; sowie bei Churchill, p. 375.

Wir haben: Bugi: teme (Matthes, p. 304 II); Timor: mi (Kleian, p. 268); Alfuren d. Minahassa: mipi (Niemann, p. 76); To Bungku: eme (Adriani, p. 270, 281); Onin di Bawa: kami; Tuburuasa: kamimi; Misol: tami (v. d. Aa: „Reizen“, p. 444); Bunáj (Mapia-Ins.): mim (Kubary, p. 112—113); Ninigo, Kaniet: mimi (Dempwolff); Luf: mímín; Siassi: memi (Dempwolff); Tami: ta mem (Bamler, p. 246); Motu: mei (Lawes, p. 120); Efate, Malikoló: meme; Futuna (Hebr.): mimi (Urin), (Macdonald, S. S. L., p. 226, 227); Tikopia: mimi; Vanikoro: kimimi (d'Urville, „Phil.“ II, 163, 171); Wagap: ime (p. 111); Fidschi: mi, mimi (Hazlewood, p. 82; Gatschet, p. 272); Kusaie: me (d'Urville, „Phil.“ II, 179); Marschall-Ins.: mim (Erdland, p. 30); Gilbert-Inseln: mim (Levêque, p. 107).

82. mŏĭ oder mŏĭ, Taro.

Neben dem durchgehenden talo, taro gibt es noch eine sehr große Zahl ganz verschiedenartiger Bezeichnungen, was seinen Grund besonders darin hat, daß die Eingeborenen die verschiedenen Varietäten des Taro mit verschiedenen Namen belegen. Dayak in Süd-Borneo: muhau; Alfuren v. Ambon: ina mahau (de Clercq: „Pl. Wdb.“, Nr. 847); Dallmannhafen-Gegend: māī; Muschu: māī; Wogeo: māū; Keule (Le Maire-Insel): māŏ (alle Fried.); Sărăn: mo (Dempwolff); Bilibili: mamo; Szeak-Bagili: mo; Jabim: mo (Zöller, p. 513; Vetter, p. 220 ff); Rook: mo, mog (Zöller, Dempwolff). Es ist schon lange bekannt, daß es auf Rook nach Paolo Reina zwei, nach Ambrosoli sogar drei verschiedene Sprachen (oder Dialekte) gibt. („Zeitschr. f. Allgem. Erdkuude“, IV, 358 [Berlin 1858] und „Ann. Prop. de la Foi“, XXVII, 363 [Lyon 1855].) Siassi-Inseln: mo, mao (Dempwolff): Ponape: moń (Hahl-Girschner, p. 8).

83. mōī, Pandanus spec.

Admiral.-Inseln: muoi (Moseley, p. 389); Kusaie: mai (d'Urville: „Phil.“ II, 179). Das voivoi von Fidschi gehört hier wahrscheinlich ebensowenig her, wie das tōī oder tšōī von Yap (Karolin.).

84. mŏkrųkn̄, grüner Laubfrosch.

Dies ist der rŏkrŏk der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel und mancher Sprachen von Neu-Meklenburg; rŏkrŏk ist ins Pidgin-Englisch übernommen worden. Für Nufoor haben die beiden van Hasselt kokro und krōkrō („Wdb.“ 2. Aufl., p. 18; „Fabelen“, p. 484). Kern hat eine kleine Reihe nebst Betrachtung. („Mafoor“, p. 247.)

85. mŏtä, Schlange.

Jótafa (Humboldt-Bai): mātę, māzę (Fried.); Ninigo: mat, ńat; Sarăn, Siar: mot (Dempwolff); Bilibili: mot; Jabim: moa (Dempwolff, Vetter);

Sigap (Siassi): mṓtā (Dempwolff); Galoma: ma; Süd-Kap: mota; Sinaugolo, Suau: mota; Sariba, Brumer Isl., Dobu: mata (Lawes, p. 154; Ray: „Vocab.", p. 26); Efate: mata; Malo: moata (Macdonald, S. S. L., p. 216); Tangoa: mata (Ray, p. 712); Sesake (Api): mata; Ambrym: mar (v. d. Gabelentz und Meyer, Nr. 158).

86. nā̃bĕr, Ficus spec.; Ficus variegata.

Ficus fulva: Jav.: weren kuse; Sund.: hamerang, hamberang (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 1465, 1466; Koorders, p. 118, 119); Ficus leucantatoma: Jav.: bar-abar (de Clercq, loc. cit., Nr. 1483); Ficus Minahassæ: Alfuren Minahassa: beren kuse (de Clercq, loc. cit., Nr. 1486). Beachtet man, daß na im Barriai wahrscheinlich der alte Artikel ist, so kann auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, das Untersuchungsobjekt bis zu den Alfuren von Nordost-Celebes verfolgt werden.

87. năkṹlŭñă, oder năkṹlnñă, Kopfstütze; Kilenge: nă‿kṹlŭñă.

Dies ist das an der Nordküste von Neu-Guinea so häufige kălṹk oder kălṹkĕ. G. A. Wilken („Geelvinkbaai", p. 638) hat bereits nachgewiesen, daß Mal.: kalang ulu; Jav.: karang ulu, und Batak: halang ulu Kopfstütze ist. Hierauf gehen karanulu, karanuru, karnuru und kananuru der Ambonschen Dialekte zurück (v. Hoëvell: „Landtaal", p. 69) und hierauf die von mir an der Nordküste von Neu-Guinea festgestellten Ausdrücke, von denen ich nenne:

Síssano und Aróp: kălų́k; Vrinágol, Tsinapä́li, Akur: kǫ̃lu (Papua-Sprache); Tumleo: ălṓk; Paup: kălṹk; Yakomúl: kălṹk; Dā̃kür, Püt, Kümenī̃m: kălų́k; Kaip: kălų́kĕ (Friederici). Ferner: Manā̃m: alúga (Werner, p. 112); Bogadjim: kalika (Hagen, p. 294; Biró, II, 65); Fidschi: kali (Hazlewood, p. 47); Rotuma: kuruga (Gardiner, p. 435). Zu bemerken ist, daß auch Papua-Sprachen dieses Wort entlehnt haben. Bei anderen aber, wie in der Angriffshafen-Gegend und im Mündungsgebiet des Augusta-Stroms, habe ich andere Ausdrücke festgestellt, so Wā̃nimo: sŭ́rǫpę; Lẽ́itę́rę: sįrǫ́pę; Kǫpā̃r (Augusta-Strom): kā̃mbį.

Die Reihe geht weiter: Nuguría: aruna (Thilenius, II, 89); Tonga: óluña od. ulúnga („Dict. Toga", p. 220; Mariner, II); Maori: úrunga (Williams, p. 193); Futuna u. Uvea: úluña (Grézel, p. 290; „Dict. Uvea", p. 143); Niué: úluña (Tregear and P. Smith, p. 25); Samoa: aluña (Violette, p. 15; Newell, p. 106); Rarotonga: urunga (Bibilia, Gen. XXVIII, 11, 18); Tahiti: urua (Davies, p. 304); Mangareva: uruña („Essai", p. 120); Marquesas: turua (Dordillon, F.-M. p. 144); Hawaii: uluna (Andrews, p. 123).

Tagalo: olon (Noceda y Sanlucar, p. 215).

88. năkŭltā̃ oder nā̃kŭltă, Octopus.

Auch hier ist Kern mit seinen mustergültigen Reihen der Bahnbrecher (s. auch Nr. 44). Mal.: gurita; Philip.: pugita, kugita; Bugi, Makassar: kurita; Sangir: kuhita; Fidschi: kuita (Kern: „Stamland", p. 278, Bijl. A.; „Fidjitaal", p. 146); Tami: gulit (Bamler, p. 222); King: wurī̃do; Lamassa: wŭ̃rit; Lambẽ̃l: urı́ta (alle drei in Süd-Neu-Meckl.; Stephan-Graebner, p. 220); Motu: urita (Lawes, p. 40). Da dieses Tier in Kilenge nă‿kṹltă heißt, ist hierdurch und die ganze Reihe bewiesen, daß sich auch hier, wie an mehreren anderen Stellen im Barriai, der ehemalige Artikel nă erhalten hat.

89. năm, nā̃mă, kommen.

Wenn auch in den meisten von mir niedergeschriebenen Sätzen nur von năm die Rede ist, seltener von nămă, so glaube ich doch, daß wir es mit dem M. P. mai̅, her, hin (zu mir), kommen, zu tun haben. Tregear, p. 195, und Kern: „Fidjitaal", p. 152, 216, geben eingehende Listen. Wir haben:

Tjam: mai (Niemann: „Tjam", p. 40); Bima: mai (Jonker, p. 49); Ambon und Uliassers: mai; Sula-Inseln: mái; Gani (Halmaheira): mai (Wallace, p. 614); Bareë: mai (Kruyt, p. 43); Alfuren Minahassa: mei, mai, maij, maai (Niemann: „Alf. Taal", p. 418, 419; Jansen, p. 542); Nufoor: ma (F. J. F. van Hasselt: „Spraakkunst", p. 14); Jotafa: mai (Kern: „Jotafa", p. 151); Motu, Kabadi, Maiva: mai (Lawes, p. 147); Tangoa: nai (Ray: „Tangoa", p. 709); Fidschi: mai (Kern).

90. nā̃nai̅, Eiter.

Ist M. P. nanah. Reihen haben u. a. Brandes, p. 12; Marre, p. 45, 46.

Daher nur zu erwähnen:

Ambon: nanno (v. Hoëvell, p. 59); Bareë: nana (Kruyt, p. 45); Alfuren d. Minahassa: nana (Niemann: „Alf. Taal", p. 242); Tobelo: nàna (Hueting, p. 257); Kǒndö (Lămbẽ̃l, Binnenland von Süd-Neu-Meckl.): nā̃nă. (Fried.)

91. nā̃ră, der Stern.

Bima: ntâra (Jonker, p. 70); Koor: nara; Kei-Inseln: nar (v. Rosenberg: „Zuidoostereil.", p. 110; „Archipel", p. 602; Forbes, p. 387); Tanimbar-Inseln: narra (Forbes, loc. cit.); Misol: náh (Wallace, p. 627). Ob Sikka: dala (Calon: „Lijstje", p. 523) und Philippinen: tála, tálao, dalan (Baer, p. 472) hierher gehören, erscheint zunächst zweifelhaft, obwohl das ntâra in Bima als Entwicklungsstadium betrachtet werden könnte. Aber das mŏtā̃lă, Stern, in Kóbe entscheidet die Frage.

92. nā̃tŭgn̄, mein Kind.

Ist die allgemein melanesische Form des M. P. anak; Reihe bei Brandes, p. 11. Motu: natuna (Lawes, p. 121).

93. nį́ŭ̦, Kokospalme.

Allgemein M. P.; Reihen bei Brandes, p. 35, 46, 47; Kern: „Stamland", Bijl. A.

94. nŭ̦nų́ra, die Nase.

Reihen finden sich bei Marre: „Aperçu", p. 42; Juynboll, p. 72, 628; Kern: „Fidjitaal", p. 187; Brandstetter: „Prodromus", p. 60, 61; Wallace, p. 608, 623.

Wir haben: Alt-Jav.: iruṅ (Juynboll); Madagaskar: uruna oder orona (Marre); Dajak: urong (uroṅ), (Hardeland, p. 636 II); Makass.: kamuru (Matthes, p. 18 I); Allor: niru; Kei-Inseln: nirun; Ambon: ninura (Wallace, p. 608); Ambonsche Dialekte: ili, iri, iru, hiru (v. Hoëvell, „Landtaal", p. 90; v. Ekris, p. 90); Ceram (Nordküste): niru (Boot, p. 1187); Alfuren Minahassa: irun, ngirung, ṅgilung (Niemann: „Alf. Taal", p. 440); Ternate: nunu (Wallace, p. 608); Halmaheira: ngunu, ngunung, ngunungu, ngununu, nununu (Baarda, p. 291; Hueting: „Tobelo", p. 460; ders.: „Halm.-Gr.", p. 376, 377); Wuvulu und Aua: núgi, núri (Hambruch, p. 55); Motu: udu; Keapara: iru; Galoma: iru; Doura: ururu (Lawes, p. 152; Ray: „Vocab.", p. 23). Siehe weiter unten Barriai: ṅŏṅŏ̋rā, der Nasenschmutz.

95. ṅā̋lų, die große Dünungswelle der See.

Marre hat eine Reihe („Aperçu", p. 70, 71). Madag.: aluna; Mal., Jav., Batak, Bisaya: alun (Marre); Sund: alun (Coolsma, p. 7 II); Tag.: álon (Noceda y Sanlucar, p. 10 I).

96. ṅĭ̋ṅ, lachen.

Wurzel ṅĭ̋s nach Brandstetter („Wurzel und Wort", p. 9).

Alt-Jav.: iṅis (Juynboll, p. 61); Alfuren Minahassa: ngumingi, ngumisi (Niemann: „Alf. Taal", p. 402, 403); To Bungku (Celebes): mengingisi (Adriani, p. 298, 317); Tobelo: gièto, ièto (Hueting, p. 99, 451).

97. ŏ̋rĕn, Ficus Benjamina; Waringin-Baum Indonesiens.

Alt-Jav.: wariṅin; Atjeh: beringin, bĕriṅen; Batak: baringin; Mal.: beringen, bĕriṅin; Madura: baringen; Bali: waringin, bahiṅin, uringin; Alfuren von Ternate und Halmaheira: waringi (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 1442; Juynboll, p. 489); Ambon, Menado: waringin (de Clercq: „Het Maleisch", p. 40).

98. öröṅā̋n, Nashornvogel.

Mal.: ĕnggang (Swettenham, I, 38); Bobongko (Togian-Ins.): angeang (Adriani: „Togian", p. 43).

99. pā̋lăm, Amomum longipes.

Amomum Cardamomum: Mal.: pelaga; Madura: palagha; Minangkabau: palago (de Clercq: „Pl. Wdb." Nr. 199).

100. pā̋nŭā, die Leute, das Volk, die Dorfbewohner, die Freunde.

Das allgemeine M. P. wanua oder wanwa (Juynboll, p. 486) ist in den verschiedenen Sprachen und Dialekten unter den Bedeutungen: Wohnung, Haus, Platz, Dorf, Landstrecke, Landschaft, Insel, Reich, Erde, Welt bekannt. Hierauf braucht des näheren nicht eingegangen zu werden. Bemerkt werden soll dagegen, daß wir in der Bedeutung „Volk, Menge" das Folgende haben:

Masarete (Buru): fèna oder fenna, Stamm; fèna lolen, eine Gruppe von Stämmen; gėba-fèna, die Eingeborenen (Hendriks, p. 46, 121; Wilken: „Boeroe", p. 3); Alfuren d. Minahassa: kawanua, Volk (Jansen, p. 531); Shortland-Inseln: fanua, Volkshaufe (Ribbe, p. 190); Futuna: fenua, Volk, Nation, Leute, Land; Samoa: uta-fanua ist das Pidgin-Englisch: men-im-bush, Inlandbewohner, Bergbewohner (Violette, p. 322 I; Brown: „Mel. a. Polyn.", p. 265).

Also auch hier führt uns die Sprachvergleichung von den Barriai zu den Alfuren der Minahassa.

In der Motu-Gegend haben wir dagegen die Bedeutung „Dorf", nämlich: Motu: hanua; Galoma: banua; Kabadi: vanua (Lawes, p. 156).

Aus meinen eigenen Aufnahmen führe ich noch auf: Feis (West-Karol.): fā̋lų (Dorf; M. P. n wird in Feis mehrfach zu l); Wokā̋ū (Valman): pŏn (Insel); Wogeo: vĕ̋nų (Insel, Platz); Kowamerára (Tabar): vā̋nŭā (Weiberhaus); Lihir: hā̋nǫ (Insel, Platz); Bisapų́: hā̋nŭ̦ŏ (Land); Kŏ̋ndŏ, Kămbăṅgęrį́ŭ̦ (Lambél): ă hā̋nŭā (Dorf); Lamassa: fā̋nŭ̦, ĕ fā̋nų́ (Ort); Sikăyā̋nă: fĕ̋nŭā (Insel, Dorf); Niwa (Neu-Hebr.): fā̋nŭā (Land), Sų́vā (Fidschi): vā̋nŭā (Land, Gegend).

Eine andere Feststellung, die im Vorübergehen bei dieser Gelegenheit gemacht werden kann, ist die, daß das hăn, das als Endsilbe im Landschaftsnamen eine so große Rolle auf der Insel Buka spielt — z. B. Hănăhā̋n —, genau dahin führt, wohin auch der hŏ̋sŭl-Bogen zeigt, nämlich nach den Molukken. Wir haben:

Buru: fĕna, fenna; Ambon: hena (Dorf); Ambon: hanan (kleine Insel), (s. Hendriks, p. 46; Jellesma: „Buru", p. 304, 309, 312; v. Hoëvell: „Landtaal", p. 55, 90); Hā̋mătănă (Buka): hăn, Ort, Dorf, Platz (Fried.).

101. pă̋răpā̋ră, Pandanus furcatus.

Das ist der fara, whara, fala, hala, ala der polynesischen Inseln (Tregear, p. 611, 612).

Im übrigen haben wir:

Nufoor: jar (v. Hasselt: „Fabelen", p. 553); Tobadi (Humboldt-Bai): aréti (v. der Aa: „Reizen", p. 449); Sēr: ăr; eine andere Art mit hohen Stelzen heißt dęrā̋ (Friederici); Síssano: ăr; Vrinagol und Akur (Valman): ăr (Fried.); Yakomŭ̋l: sărę̋k (Fried.);

Wuvulu und Aua: pau, para (Hambruch, p. 56); Luf: barē (Krämer, im „Globus", p. 255); Bongu: war (Hanke, p. 235); Gazelle-Halbinsel: mărĭtă; Nayama-Pánaras: ărărŭm, Pandanusblatt-Ößfaß (Fried.); Tanga-Inseln: ă‿mbĕl (Fried.); Ponape: kipar; Mortlock (Karol.): far (Christian, p. 336); Gilbert-Inseln: ara (Bingham, p. 7 ff.); Fidschi: fala, balawa (Kern: „Fidjitaal", p. 208; Seemann, p. 444 [1]); Reihen und Untersuchungen haben noch: Kern: „Stamland", Bijl Aff. und Guppy: „Solomon", p. 186 bis 189, 302, 303. — Graget hat pād; Witu: vǎndă; Lamassa: ǎndǎn (Fried.).

102. pǎrĭă, Voranus-Arten.

Ob dies mit der Benennung für Leguan in Galela, Tobelo usw.: kariànga (Baarda, p. 203; Hueting, p. 452) zusammenzubringen ist, erscheint zweifelhaft. Dagegen dürften einige Wahrscheinlichkeit haben: Magind: palas, palaas (Blumentritt, p. 29); Luf: wäré (Dempwolff) und Langtub (Papuasprache): färéi (Dempwolff). Es fehlt hier eben an Vergleichsmaterial.

103. pätū, Stein.

Allgemein M. P. watu. Reihen finden sich u. a. bei Juynboll, p. 483, 484; Kern: „Aneityum", p. 108.

104. pĕläkä, Blitz.

Ich glaube, daß pĕläkä durch Umsetzung aus dem kerap, ngerap, sangelap, langelap, kilap, kilapong der Dialekte der Alfuren der Minahassa entstanden ist. Das ist natürlich das kila, kilat usw. vieler M. P. Sprachen, das als kila, kira, kilat ebenfalls in den Dialekten von Nordost-Celebes vorkommt (Jansen, p. 527; Niemann: „Alf. Taal", p. 222), das wir auch als kila und kilat in Bareë haben (Kruyt, p. 33), als filat in Buru (Hendriks, p. 47) und von dem wir Reihen bei Marre („Aperçu", p. 67, 92), Junboyll (p. 127, 157) und Kern („Fidjitaal", p. 150) besitzen.

105. pịdä? wieviel? Es ist zu bemerken, daß das d in hohem Maße zu dem in der Lautlehre erläuterten d gehört, das kaum von r zu unterscheiden ist.

Reihen haben Kern („Fidjitaal", p. 191, 209; und Juynboll, p. 338).

Wir haben: Alt-Jav.: pira (Juynboll); Sasak (Lombok): pire (Vordermann); Flores: pira (Vordermann, p. 138); Sumba: pira (Alderwerelt, p. 273; Pos, p. 262); Buru: pila (Jellesma, p. 298, 319); Alfuren der Minahassa: pira (Niemann: „Alf. Taal", p. 242; Riedel: „Bijdrage", p. 3); Wuvulu und Aua: ä viga, a vira (Hambruch, p. 62); Motu: hida (Lawes, p. 102); Fidschi: viza (Kern; Gatschet, p. 275). Wann? wie lang noch? heißt in Bali: pidan? (v. Eck, p. 231 [1]).

106. pịsŏră, der Nabel.

Reihen geben: Marre („Aperçu", p. 42); Brandes („Proefschrift", p. 52, 53); Kern („Fidjitaal", p. 191, 223; „Aneityum", p. 131); Kruyt (p. 56); Buschmann (p. 159) und Tregear (p. 341, 342). Es ist daher in diesem Zusammenhang nur festzustellen:

Ambon: uso, use, huse (v. Hoëvell, p. 90; v. Ekris, p. 131); Alfuren der Minahassa: puser, pused, pusor, putod, puir (Niemann: „Alf. Taal", p. 438; Schwarz, p. 342); To Bungku und To Mori: puhe, puhoi (Adriani, p. 287, 293); Galela: wòti; Lòda: pŏtiti (Baarda: „Galela", p. 503; „Lòda", p. 340); Tumleo: pasuk (mein N.); Wuvulu und Aua: pùge (Hambruch, p. 57); Ninigo: púton; Siassi-Ins.: pisŏn (Dempwolff); Eluāue u. Emsāū (St. Matthias): pịtŏgụ (mein N.); Neu-Hann.: bịtök (mein Nabel); Kowamerara: bụtŏngụ (mein Nabel); Lalinau: bĭtŏgụ; Bisapú: bĭtógụ; Lamassa: bụtŏk; Carteret-Atoll: bŭsụ; Nissan: bụ́tŏn; Hamatana: bụ́sụ; Sikayana: dẹ ụ́sŏ (alles Fried.); Motu: udo; Süd-Kap: usona; Maiva: botoa (Lawes, p. 151); Fidschi: vizo (Kern). Auf den polynesischen Hauptinseln — abgesehen von Samoa: pute u. uso; Hawaii: piko; und Rapanui: veo neben pito — herrscht durchweg pito.

107. pọ̆āī, Djambu-Apfel, Eugenia malaccensis.

Bali: djambu bol; Makass.: djambu bolo; Bugi: djampu bolu (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 1337).

108. pŏn, Seeschildkröte.

Reihen finden sich bei Marre („Aperçu", p. 65), Kern („Fidjitaal", p. 192, 234; „Stamland", Bijl. A; „Aneityum", p. 118), Juynboll (p. 331, 368). Es ist daher nur festzustellen: Batak: ponu (Marre); Bima: fònu; Ambon: ponu-ponu (de Clercq: „Het Maleisch", p. 46) neben den allgemeinen Molukkenformen henu, wenu, enu; Feis: völ (Fried.); Wuvulu und Aua: bonu (Hambruch, p. 50); Ninigo: hŏn; Kaniet: fonė (Dempwolff); Tami: pon (Bamler, p. 237); Wogeo: fōīn; Năkănāī: bọ̆nụ̆; Neu-Hann.: ụn: Lemusmus-Dyaul: hŭn; Nayama-Panaras: fŭn; Kowamerara (Tabar): mị‿vọ̆; Belik: ă‿wŭn oder ă⁀ŭvŭn (spr. āūvŭn); Lihir: ă hŏn; Lalinau, Namarodu, Bisapu, Punam: hŭn; Molŏt (N. L.): pŭn; Kalangor, Lamassa, Ngolhon: pŭn; Bŭrŭwe: vŭnŭa; Ĭăpă: vŭm; Tangoa-Dial. (N. Hebr.): fŏnŭ; Niwa (N. H.): tā fónụ; Levuka (Fidschi): pŭn (alles Fried.); Motu: vonu (Lawes, p. 157); Bauro (Salom.): honu; Sesake: vonu (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 162); Efate, Futuna (Hebr.): fonu (Macdonald, p. 216—217); Wagap (Neu-Cal.) puin (Dict. Wagap, p. 136); Fidschi: vonu (Hazlewood, p. 280; Gatschet, p. 276).

109. pụdn̄, Banane, Musa sapientium.

Reihen haben: Kern („Fidjitaal", p. 193, 211; „Stamland", Bijl. A ff.; „Aneityum", p. 130), Brandstetter („Mata-Hari", p. 26) und v. d. Gabelentz u. Meyer (Nr. 127). Es ist daher nur festzustellen:

Bugi: uti (Matthes, p. 810 I); Buru: fuat (Jellesma, p. 308); Ceram: fudi, fud (Le Cocq, p. 308; Wallace, p. 610); Paup: vụt', vọt'; Yakomúl: vụt' (Friederici); Manám: udi (Werner, p. 112); Kelana: pundi; Tamì: pun (Bamler, p. 237); Rook: pun (Zöller, p. 447); Siassi-Inseln: pun, pūn (Dempwolff); Fidschi: vudi, vundi (Hazlewood, p. 183; Gatschet, p. 276).

110. pụ́rä, Weißer Mann, Europäer.

Dies ist pule, putih, weiß. S. Brandes: „Proefschrift", p. 12, sowie das vorstehend unter bụ́lẹ Gesagte. (s. Nr. 26.)

111. pụ́sḭ, Katze.

Dieses Wort ist als pụ́sḭ oder pŭsḭ allgemein im Archipel, gehört zum Wortschatz des Pidgin-Englisch und ist nach allgemeiner Ansicht nichts anderes, als das englische pussy-cat. Dieser Auffassung bin ich auch, zumal es weder bei den Barriai noch bei den meisten Melanesiern von Deutsch-Neu-Guinea Katzen gibt. Die ganz wenigen überhaupt vorhandenen sind neuerdings eingeführt.

Andererseits ist aber ein Wort, dessen Wurzel pis, pus oder bus ist, allgemein indonesisch und in Gegenden einheimisch, wo englische pussy-Einwirkung ausgeschlossen ist (s. Brandstetter: „Mata-Hari", p. 31, 40; Marre: „Mad. et Philip.", p. 8). Wir haben folgendes:

Solor: busan (Leemker, p. 429); Timor: busa (Forbes, p. 492); Philippinen: pusa, puha (Baer, p. 470); Bongu (Neu-Guinea): púsi (Hanke, p. 231); Gilbert-Inseln: puti (Levêque, p. 83); Fidschi: vusi (Gatschet, p. 276). Auf Rotti heißt busa „Hund" (Sal. Müller, p. 311), und als Gegenstück in Wagap kuli „Katze" (Dict. Wagap, p. 17).

112. rāī, Wind.

Alfuren d. Minahassa: reges, reger (Jansen, p. 526); Vrinágol: rā́ī; Paup: rāī; Yakomúl: rā́ḭ; Put, Kumením: lāī (alles Nordwestwind). Auch der entgegengesetzte Wind, der bekannte polynesische tokelau, fehlt in dieser Gegend nicht. Vrinágol: tālẹ́ŏ; Paup: tālẹ́ŏ; Yakomul: tālẹ́ọ̆; Put, Kumenim: tọ́ālāū (Südostwind) (alles Fried.). Weiter: Tami: lai (Südwestwind) (Bamler, p. 227); Motu: lāi (Lawes, p. 114); Samoa: lai, Westwind (Violette, p. 126); Niué: laki, nördlich. Wind (Tregear a. Smith, p. 70).

113. sāī? wer?

In der einen oder andern Form allgemein M. P. Rotti: sè (Kern, p. 22); Kòlo (Bima): seï (Jonker, p. 121); Ambon: sei (v. Ekris, p. 113); Alfuren d. Minahassa: sei (Schwarz, p. 683 I); Tami: sei (Bamler, p. 238). — sāūa? was? ist allgemein melanesisch să? — Tami: sau (Bamler, p. 238).

114. sīń, Blut.

In vielen M. P.-Sprachen als „Fleisch":

Buru: isin, isim (Hendriks, p. 150; Wallace, p. 617); Ambon: isi; Ceram: isin (Wallace); Calamianes (Phil.): ychi (Retana, II, 212); Neu-Hannover: sīnīnă (Fried.); — Siassi: siń, Blut (von Dempwolff mit ? versehen).

115. sŭl, die Milch.

Allgem. M. P. susu, Milch, weibliche Brust.

Reihen bei Brandes, p. 13; Juynboll, p. 599; Kern: „Mafoor", p. 264; Buschmann, p. 153.

116. tādn̄, Meer, See.

Allgem. M. P. tasik.

Reihen bei Brandes, p. 12; Marre: „Aperçu", p. 71—72; Juynboll, p. 216; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 16: Buschmann, p. 161.

117. tāīdn̄, Kot, Fäces.

Allgem. M. P. tahi, tai.

Reihen bei Brandes, p. 12; Marre, p. 39; Kern: „Aneityum", p. 137; Tregear, p. 439—40.

118. tā́īkọ̆ oder tā́īkŏ, Mond.

Bẹlīk: tẹ́gĕ; Lalinau, Bisapu, Punam: tẹ́kā (Fried.); Eromanga: tais (v. d. Gabelentz und Meyer, Nr. 48).

Angesichts der häufigen Entwicklung von p zu t (z. B. paine = taine, Weib) glaube ich, daß tā́īkọ̆ usw. gehören zu: Makian: pait (v. d. Crab, p. 11): Gani (Halmaheira): pai (Wallace, p. 622); Nufoor: paik (v. Hasselt: N.-H., 2. Aufl., p. 26; Kern: „Mafoor", p. 256).

119. tā́īnẹ, Weib.

M. P. wini oder winai.

Reihen u. a. bei Kern: „Mafoor", p. 232; Kern: „Fidjitaal", p. 208; Juynboll, p. 374.

Es braucht daher nur erwähnt zu werden: Makass.: baînne, bahîne (Matthes, p. 841); Alfuren d. Minahassa: tina, toina, Weibchen (Niemann: „Alf. Taal", p. 114); To Bungku und Pesasia: beine (Adriani: „To Bungku", p. 317); Talaut-I.: waineh (Jansen, p. 524); Poam (Adm. Inseln): pein; Siassi: pain (Dempwolff); Bilibili, Szeak-Bagili: pain (Zöller, p. 464). Wagap (Neu-Caled): tene (altes Weib) (Dict. Wagap, p. 141); Nuguria: tahine (Thilenius, I, 88); Samoa: teine (Mädchen) (Violette, p. 284—85).

Über Stephans Etymologie: „tāīne von ta tāīno, schlafen" ist natürlich kein Wort zu verlieren, ganz abgesehen davon, daß ta tāīno, schlafen, falsch ist (Stephan in „Globus", LXXXVIII, p. 208 I). Dieser Aufsatz, wie auch das die Barriai betreffende Sprach-

liche in der „Südseekunst" weisen eine erhebliche Zahl von Fehlern auf.

120. tămägn̄, mein Vater.

Allgem. M. P. ama.

Eine lehrreiche Reihe hat Kern: „Klangverwisseling", p. 338, 339, der nichts weiter hinzuzufügen ist.

„Wenn ein Neffe seinen Onkel anredet, so sagt er tama, welches Wort früher die Bedeutung von „Vater" gehabt hat," sagt Kruyt von den Toradja von Celebes (Kruyt: „Adoptie", p. 86). Also auch in diesem Punkt wie die Barriai.

121. tăn̄ǫ̆ oder tăn̄ǫ, Erde, Grund, Boden.

Allgemein M. P. tanah.

Reihen bringen Brandes, p. 92; Marre, p. 73. Wir haben: Ceram: tanah (Le Cocq, p. 361); Bareë: tana (Kruyt, p. 69); Alfuren d. Minahassa: tana (Niemann: „Alf. Taal", p. 424; Schwarz, p.482 I); Batan (Phil.): tana (Retana: II, p. XLVIII); Bilibili: tān (Zöller, p. 459); Sărān: tań; Siassi: tān (Dempwolff); Motu: tano (Lawes, p. 148); Efate, Malo: tano (Macdonald, p. 268); Tanna: tana (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 78).

122. tāń, weinen.

Allgemein M. P. tangis.

Reihe u. a. bei Brandes, p, 12.

123. tăńără, das Ohr.

Allgemein M. P. tălĭnă.

Reihe u. a. bei Juynboll, p. 214.

124. tărägāū, Pandion leucocephalus.

Es mag darauf hingewiesen sein, daß dieses für den Bismarck-Archipel wichtige Wort schon im Westen, in Vrinágol (Valman) als ńäl‿tärkāū, Fischreiher oder -adler, vorkommt; ńäl ist Vogel.

125. tări, tădĭgn̄, Bruder, mein Bruder.

Reihen finden sich bei Marre, p.92—93; Kern: „Fidjitaal", p. 175; Kern: „Klangverwisseling", p. 338, 339. Wir haben: Kowamerara: kăsĭn̄gu̥ (mein Bruder); Lihir: kăsĭń (meine Schwester); Lalinau: tăsĭgu̥ (mein Bruder); Bisapú: tăsĭgu̥ (mein Bruder); Lamassa: tăsi̥k (meine Schwester); Bŭrŭ̥we (Bougainville): kăsĭgŭ̥ (mein Bruder) (alles Fried.); Motu: tadina; Keapara: arina; Kabadi: kadina; Maiva: hatina (Lawes, p. 146); Tangoa: tasi (Ray, p. 709); Fidschi: tazi; Gilbert-Inseln: tari (Levêque, p. 91).

126. tĭnĭră. die Haut.

Auf Amblau: tinyan (Wallace, p. 626, hat aber tinyau) und Espiritu Santo: tinina hat schon Codrington hingewiesen („Languages", p. 90).

127. ti̥tĭāū, spielen.

Ist vielleicht Tahiti: totoie, Kinderspiel (Davies: „Dict.", p. 282).

128. tnägn̄, meine Mutter.

Allgemein M. P. ina, inang.

Reihen haben u. a.: Kern: „Klangverwisseling", p. 338, 339; Kern: „Mafoor", p. 263; Juynboll, p. 65; Wallace, p. 622; Baer, p. 474.

Es braucht daher nur festgestellt zu werden: Ninigo: tinan; Sărān, Siar: tinan (Dempwolff); Jabim: dena (Vetter, loc. cit.); Bukaua, Tami: dinang, meine Mutter (Zöller, p. 491); Fidschi: tina (Hazlewood, p. 132; Gatschet, p. 274).

129. tǫ̆ū oder tŏŭ̥, Zuckerrohr.

Allgemein M. P. tewu.

Reihen haben: Brandes, p. 90; Kern: „Fidjitaal", p. 135; Kern: „Mafoor", p. 247; Kern: „Stamland", Bijl. A ff.; Kern: „Aneityum", p. 126; Juynboll, p. 221; Brandstetter: „Charakterbild", p. 17. Wir haben: Ambon: tobu, tohu (v. Ekris, p. 123; v. Hoëvell, p. 35, 111); Bareë: towu (Kruyt, p. 77); To Bungku und To Mori: towu (Adriani, p. 286, 288); Makian: tob (de Clercq: „Ternate", p. 83); 4 Radja: tob (de Clercq: „Vier Radja", p. 1344); Namatotte: tobu, towu (Miklucho-Maclay, p. 376; Modera, p. 117); Tami: do (Bamler, p. 219); Siassi-Inseln: top, tou (Dempwolff); Motu: tohu (Lawes, p. 155); Malo (Neu-Hebr.): tou (Macdonald, S. S. L., p. 250); Fidschi: dovu (Hazlewood, p. 271).

Im übrigen ist das Wort für Zuckerrohr unter Formen wie tǫ, tō, tóū, tūχ und ähnlich, so allgemein in meinen Verzeichnissen, selbst der Papuasprachen, daß sich eine Aufzählung erübrigt.

130. tu̥ă, Derris uliginosa.

Sund: tuwa; tuwa areuj; tuwa awewe (Coolsma, p. 410; de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 1064).

131. tu̥ăńă, Dorf, Platz, Siedlung.

Alfuren der Minahassa: tuangolipu und tuangeripu (Jansen, p. 528, 531); Gorontalo und Bunda: tuwangâ lĭpu (Schröder, p. 49, 103), wobei zu bemerken ist, daß lipu und ripu auch an sich „Negorei" bedeuten.

132. tŭ̥ătŭ̥ără, Knochen, Rückgrat.

Galela: dudu (Baarda, p. 126); Siassi-Ins.: tuan, tua (Dempwolff); Neu-Hannover: tu̥ănĭk (mein Rücken); Lihir: tu̥ŏń, mein Rücken; tu̥ŏtu̥ŏń (meine Knochen).

133. tu̥mă, die Laus.

Es ist im M. P. ausdrücklich zu unterscheiden zwischen kutu, die Haarlaus, Körperlaus, und tuma, die Kleiderlaus. Brandes im allgemeinen (p. 11 und 12), Niemann für die Alfuren der Minahassa (p. 430) und Adriani für die Togian-Inseln (p. 11) weisen besonders darauf hin.

Wir haben: Rotti: tuma; Timor: tume (Kleian, p. 237; Kern, p. 23); Bugi: tuma (Matthes, p. 304 II);

Alfuren der Minahassa: tuma; Gorontalo: tumå (Schröder, p. 166); Bobongko (Togian): tuma; Tidore: tuma (Wallace, p. 621); Lòda: ătomo (Baarda: „Lòda", p. 331): Galela: àto (Baarda: „Galela", p. 48); Jabim: tum (Zöller, p. 485); Süd-Kap (Neu-Guinea): tuma (Lawes, p. 151).

Es ist beachtenswert, daß das Wort tuma, Kleiderlaus, erheblich viel seltener im Sprachschatz der Malaio-Polynesier auftritt als kutu, die Kopflaus. Unter den Polynesiern habe ich tuma überhaupt nur auf Samoa (Violette, p. 307 I) und Futuna (Grézel, p. 282) gefunden. Es ist klar, daß diese Völker vor ihrer europäischen Einkleidung weniger unter diesem Ungeziefer leiden mußten. Die Kopflaus, kutu, die sich in meinem Barriai-Verzeichnis nicht findet, habe ich jedoch in Nachbardialekten aufgezeichnet, z. B. in Graget: ụt; Kilenge: nă͡ŭs; Witu-Inseln: ụ́tŭ; Paluán (Adm. Inseln): tsụmĕ́ŏ; Lŏ́ŭ (Adm. Inseln): kŭt. Ferner in Feis (Karol.): hụs; Tobadi (Jótafa): ụ̄s, ụ́sẹ; Arŏ́p: ụt; Paup: wóŭt; Wogeo (Le Maire-Inseln): kụt; Lā͡ŭăn: ńụt; Lihir: ă‿wụ́t; Bisapu und Punam: ă͡ụt (spr. ā͡ŭt); Hắmătānă (Buka): ụt; Sikayana: kụ́tụ (alles Fr.).

134. tŭn, anzünden, brennen.

Reihen haben: Kern: „Mafoor", p. 246; Kruyt: „Bareë", p. 78; Tregear, p. 94, unter hunu.

Wir haben: Sawu: tunu (Kern, p. 549); Solor: tuno (Leemker, p. 458); Ambon: tunu, tutunu (v. Ekris, p. 122, 127); Bareë: tunu (Kruyt); Tontemboan: tu'tu' (Schwarz, p. 551 I); To Bungku und To Mori: tunu, sunu (Adriani, p. 286, 290); Galela und Lòda: tino (Baarda, p. 444 u. 331); Espiritu Santo: tutunu (Tregear); Fidschi, Samoa: tunu (Kern: „Fidjitaal", p. 230); Mangaia: tutungi.

135. tŭ́rụ̆ră, die männliche Brustwarze, die weibliche Brust.

Allgemein M. P. susu; siehe unter sul. (Nr. 115.)

Gorontalo u. Bunda: tutu (Schröder, p. 60, 162); Kai: susu (Grube, p. 129; Papua-Sprache); Siassi-Inseln: tüsŭn (Dempwolff).

136. ụ̆ă, Inocarpus edulis.

Mal.-Menado; Ternate: bosua; Ternate auch: hate bosua (de Clercq: „Pl. Wdb.", Nr. 1889).

137. ụ̆ị, der Schwanz.

Reihen finden sich bei:

Brandes, p. 44—45; Juynboll, p. 58; Brandstetter: „Mata-Hari", p. 28; Kruyt: „Bareë", p. 26; Adriani: „To Bungku", p. 293.

Wir haben:

Madag.: ohi, uhi (Brandstetter: „Tag. u. Mad.", p. 23); Bareë: iku (Kruyt, p. 26); Alfuren d. Minahassa: ipus, uri (Niemann, p. 90); To Bungku: ukui (Adriani, p. 293); Buru: ikun (Jellesma, p. 227); Tami: jui (Bamler, p. 223); Motu, Kabadi: iuna (Lawes, p. 155); Mahaga (Salom.): iuigu, mein Schwanz (v. der Gabelentz und Meyer, Nr. 235); Efate: bui na (Macdonald: O. L. II, 154); Fidschi: bui, mbui (Hazlewood, p. 15 II; Gatschet, p. 268).

138. ụ́lŏ, Topf.

Kleine Reihen hat: Kern: „Fidjitaal", p. 147; Kern: „Jotafa", p. 156.

Wir haben: Bareë: kura (Kruyt, p. 37); Alfuren d. Minahassa: kuré, kure (Kruyt; Schwarz, p. 200); Sangir: kuring; Moro: kuro (Schwarz); Tiruray (Philip.): kurreng (Blumentritt, p. 8); Nufoor: uren (v. Hasselt, N.-H. 2. Aufl., p. 25); Jotafa: ur (Kern: „Jotafa", p. 156); Síssano: ọl (Fried.); Kai: kudsi; Jabim: ku; Tami: kul (Grube, p. 124; Vetter); Kelana: ulo; Rook: ur (Zöller, p. 515); Motu: uro; Galoma: ulo; Maiva: uro (Lawes, p. 147); Tangoa: kuro (Ray, p. 709); Fidschi: kuro (Kern: „Fidjitaal", p. 147; Gatschet, p. 270).

139. ụ́mă, pflanzen, Boden bestellen.

Allgemein M. P. uma.

Die Pflanzung heißt bei:

Alfuren der Minahassa: uma, numa (Niemann, „Alf. Taal", p. 80; Jansen, p. 528; Schwarz, p. 558 bis 559); Síssano: vŭm; Aróp: bụm (Fried.); Motu, Maiva: uma (Lawes, p. 149); Wagap: um, pflanzen (Dict. Wagap, p. 151).

140. ŭn, trinken.

Allgemein M. P. inum.

Reihen geben u. a. Marre: „Aperçu", p. 110; Juynboll, p. 65; Kern: „Mafoor", p. 240; Buschmann, p. 154. Auch dieser weitverbreitete allgemein M. P. Ausdruck findet sich als laina im Sprachschatz der Tasmanier (Labillardière, II, voc. p. 38).

141. ụn, Brotfruchtbaum.

Lombok: pulur (Vordermann, p. 429); Sumba: kulu (Alderwerelt, p. 261); Nufoor: ur, Frucht; urknam, Baum (v. Hasselt, N.-H., p. 25); Ninigo: ul; Ago, Pon (Papuasprachen): únu; Siassi-Inseln: un (Dempwolff); Tami: gun (Bamler, p. 222); Admiralitäts-Inseln: un (Moseley, p. 389); Motu, Galoma: unu (Lawes, p. 146); Futuna (Hebrid.): kuru (Macdonald, S. S. L., p. 250); Rotuma: ulu (Gardiner, p. 521); Samoa: ulu (Newell, p. 23); Tahiti: uru (Davies, p. 303); Hawaii: uru (Ellis: „Tour", p. 24).

142. ụ́rụ, Luft, Atem, und

143. ụ́sŏ, blasen.

Ambon: husa, husae, hulo, hule (van Ekris, p. 92; van Hoëvell: „Landtaal", p. 49); Nufoor: juf, uf Kern: „Mafoor", p. 242) Fidschi: uvuza (Kern: „Fidjitaal", p. 187).

144. ụtḯra, der Penis.

Reihen geben: Marrẹ: „Aperçu", p. 45; Kern:

„Fidjitaal“, p. 187; v. der Gabelentz und Meyer, Nr. 236.

Wir haben:

Lombok: butu (Vordermann, p. 414); Sawu: wota, wuta (Kern: „Sawu“, p. 552; Wijngaarden, p. 119); Sumba: wota, woäta (Pos, p. 232, 280; Alderwerelt, p. 280); Rotti, Timor: uti (Kleian, p. 225; Kern, p. 25); Ambon: uti (v. Ekris, p. 131; v. Hoëvell, p. 99, 101); Ceram: uti (Le Cocq, p. 383); Gorontalo u. Bunda: wutī, das auch als wutī! (Gor.) und utī! (B.) genau so als Schimpfwort gebraucht wird, wie bei den Barriai (Schröder, p. 38, 129, 148); Tagalo: otin (Noceda y Sanlucar, p. 221); Tuburuasa, Onin di Bawa: utien; Karas: us (v. der Aa: „Reizen“, p. 344); Ninigo: ótik (ótima, otina; mein, dein, sein Penis); Sărăn: otin: Siassi-Inseln: witin, utid (Dempwolff); Bongu: ū (Hanke, p. 236); Tami: gudin (Bamler, p. 221); Eluāūe und Emsāū (Št. Matthias): ụtīgị, mein Penis; Lemusmus-Dyaul: ụt; Lihir: ụ́tīṅ (mein Penis); Lalinau: ŭsŭgụ (mein Penis) (alles Fried.); Motu: usi; Kabadi: usina (Lawes, p. 152); Efate: uti (Macdonald, S. S. L., p. 212); Fidschi: uti (Kern: „Fidjitaal“, p. 187; Gatschet, p. 275).

145. wăgă, Octomelis spec., wahrscheinlich moluccana.

Octomelis moluccana: Alfuren der Minahassa: benoang; binoang; wenoang (de Clercq: „Pl. Wdb.“, Nr. 2478).

Octomelis sumatrana: Mal.: benuwang; Battak, Minangk: binuwang; Mal. von Südost-Borneo: benuwang (de Clercq, loc. cit.: Nr. 2479).

Es ist dies unter den vielen interessanten Übereinstimmungen in den Pflanzennamen vielleicht die allermerkwürdigste.

Ich nehme an, daß der itiṅg der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel — von ihnen schlechthin a oáṅga genannt — auch eine Octomelis ist (cf. O. Meyer im „Baessler-Archiv“, I, 259; und Costantini, p. 160).

146. wărwăr, Wurzel, Schlagader.

a) Wurzel.

Reihen finden sich bei Marre: „Aperçu“, p. 61; Kern: „Fidjitaal: p. 196, 203; Wallace, p. 625. Es ist daher nur festzustellen: Ambon: waar, waal, aiwaar, waalo, wakoo, aiwaku, aat, aiaat (v. Ekris, p. 70); Vier Radja: kawat (de Clercq: „Nieuw Guinea“, p. 215); Wuvulu und Aua: wagána, warána (Hambruch, p. 63); Wagap: ua (p. 149); Rotuma: vaa (Gardiner, p. 523).

b) Ader, Sehne.

Reihen geben: Brandes, p. 35, 44—45; Marre, p. 41—42; Juynboll, p. 89; Kern: „Mafoor“, p. 267; Kern: „Fidjitaal“, p. 186; Kern: „Negritos“, p. 260; Brandstetter: „Mata-Hari“, p. 19; Kruyt, p. 80.

Es ergibt sich aus ihnen, daß wir u. a. haben in Makas.: ura; Bareë: uwa; Bauro (Sal.): wawaroi (v. der Gabelentz und Meyer, Nr. 258); Fidschi ua.

Daß dieselbe M. P. Wurzel neben „Wurzel“ auch „Ader“, „Sehne“ bedeutet, hat schon Brandstetter festgestellt; es braucht daher nur auf die Erscheinung hingewiesen zu werden, daß sich auch im Barriai wărwăr beide Bedeutungen vereinigen.

Durch die Untersuchung der Barriai-Sprache ist folgendes erwiesen worden:

1. Wenn diese Sprache auch einen nicht unerheblichen Teil fremden Lehngutes in sich aufgenommen hat, so ist sie doch in ihrer Grammatik und in den wesentlichen Bestandteilen ihres Wortschatzes eine rein melanesische Sprache geblieben.

2. Eine Prüfung der Sprachbestandteile erweist mit Sicherheit, daß die Barriai in einer ethnologisch nicht fern zurückliegenden Zeit aus einer Gegend ausgewandert sind, die durch die Linie Süd-Philippinen, Nordost-Celebes, Molukken bezeichnet wird. Ein erheblicher und wichtiger Bestandteil des bekannten Wortschatzes bringt sie den Alfuren der Minahassa nahe.

3. Während die Barriai und verwandten Stämme ihre Wanderung durch die Besiedelung der Küsten von West-Neu-Pommern abschlossen, gingen sprachlich ihnen nahestehende Abteilungen durch die Vitiaz-Straße, um sich schließlich am großen Südosthorn von Neu-Guinea anzusiedeln, während noch andere verwandte Teile Inseln der Salomonen- und Neu-Hebriden-Gruppen erreicht zu haben scheinen.

Kŏ̤be.

lāūnịră — das Haar
lāūnĭgụ, lāūnĭmụ, ĕ̤ịlāūni

mătără — das Auge
mătăgụ, mătămụ, ĕ̤ịmătă

tălĭṅără — das Ohr
tălĭṅăgụ, tălĭṅămụ, ĕ̤ịtălĭṅă

păpără — die Wange
păpăgụ, păpămụ, ĕ̤ịpăpă

lịmără — Arm, Hand
lịmăgụ, lịmămụ, ĕ̤ịlịmă

ăhĕră — das Bein
ăhĕgụ, ăhĕmụ, ĕ̤ịăhĕ (sprich ẹyăhĕ)

nụnụră — die Nase

nŭọ̈ră — die Zähne

mā͡irā	die Zunge
tămā́gụ, tămā́mụ, ẹ̄́ịtămă,	mein, dein, sein Vater
lĕ́gụ lụ́mă	mein Haus
lĕ́mụ lụ́mă	dein Haus
ĕ́lĕ lụ́mă	sein Haus
tăhụ́ă lĕdă gā͡iă	unser beider (einschl.) Schwein
yā͡ihụ́ă lĕ́măĭ gā͡iă	unser beider (ausschl.) Schwein

usw. Dual, Trial und Plural in derselben Vollständigkeit wie im Barriai vorhanden.

yā͡u‿ṅā́‿lă	ich gehe
ẹ̄͡au‿lắ	du gehst
ẹ̄́ị͡‿i‿lă oder ị́‿lă	er geht
tăhụ́ă tắ‿lă	wir beide (einschl.) gehen
yā͡ihụ́ă ā́‿la	wir beide (ausschl.) gehen
ămī̦hụ́a ā́‿lă	ihr beide geht
ăsī̦hụ́ă tị́‿lă	sie beide gehen
tā͡itătọ̄lụ tắ‿lă	wir drei (einschl.) gehen
yā͡itọ̄lụ ā́‿lă	wir drei (ausschl.) gehen
ămī̦tọ̄lụ ā́‿lă	ihr drei geht
ăsī̦rị̄tọ̄lụ tị́‿lă	sie drei gehen
tā͡ită tắ‿lă	wir (einschl.) gehen
yā͡i ā́‿lă	wir (ausschl.) gehen
ămī̦ ā́‿lă	ihr geht
ăsị́rị tị́‿lă	sie gehen

Zahlen:

1 tạ́ră, 2 ịrụ́ă, 3 ịtŏ́l. Das weitere war bei meinen Gewährsmännern ganz unsicher.

wā́rŏ	Sonne
dā͡ikŏ	Mond
mŏtā́lă	Stern
hā́ī̦	Landwind (am Tage); Wind
pā́lọ̆kă	Abend-Landwind
săhī́ăwă	starker Seewind
mărā́ŭ	Wind längs der Küste (von beiden Seiten)
ā͡ŭăhă	Regen
ẹ̄͡au	Wasser
tā́rị	Salzwasser, Meer
mā́rọ̆wăn	Ozean, hohe See
ĭā͡i	Feuer
nū̦	Insel
tụ́ăṅă	Platz, Dorf
lā́bụ	Strand
tsị́ă	Riff
ā͡iyăwă	Passage im Riff
lū́sị	Berg
pā́tụ	Stein
tụ́bụ̆hụ̆	Wald, Busch
ăwẹ́	Baum, Holz
ẹ́răpụ	Weg

ẹ́răpụ‿ị̆‿lă tụbụ́hụ‿ĭā͡i, der Weg geht nach dem Wald

tāmŏ́nẹ	Mann
tā́mĭnẹ	Weib
kĕkḗlẹ	Kind
mā́lọ̆	Malo
ŏróă	langer Arbeitsschurz der Weiber
bū́lŭlụ	kurzer Tanzschurz der Weiber
lụ́mă	Weiberhaus
lū́mŭ	Männerhaus
māhŏ́n	Häuptling
pụ́ŏ	Fischnetz
ilā͡ilăṅ	Angelhaken
ị́rŏ	Speer
pō͡ipō͡i	Oberarmring mit Nassa-Schmuck
dā́ră	Nassa-Schnecke
mā́sẹ	Trochus-Armring
ăbā́m (klingt fast wie ăbā́mŭ)	Felltrommel
mäkmā́kĭṅă	Tatauierung
mäk, mā́kmāk	tatauieren
gā͡iă	Schwein
kā͡uwă	Hund
kŏkŏăkọ̆	Huhn
kĕkătọ̄lụ (ẹkĕkătọ̄lụ)	Ei
kŏkŏăkọ̆ ĭ‿kĕkătọ̄lụ	Hühnerei
gẹnḗŏ	Megapodius, Buschhuhn
mbálụ	Taube
mbẹ́ă	Nashornvogel (?), richtiger vielleicht fliegender Hund
mā́nụ	Vogel
sŏ́kŏ	Kasuar
kụ́tă	Känguruh
kụ́rụ́kẹ	Ratte
pọ́nụ	Schildkröte
băgḗlẹ	Krokodil
kā́lŏ	Frosch
mọ́tă	Schlange
ị́hă	Fisch
tsị́ŏă	Haifisch
ụlụ̆ā͡i	Schwertfisch
ị́hă kăsŏ́kă	eine Art von schwarzen Chaetodon
lụā́ṅẹ	fliegender Fisch
rā́ṅŏrā́ṅŏ	eine Art Seeteufel (petor filamentosum)
gụ́să	Octopus
năkŭltā́	große Tintenfische } Sepia-Arten
mŏ́kăwẹ	kleine Tintenfische } Sepia-Arten
kụrẹ́rẹ	Palinurus- und Hummer-Arten
wăwā́lămă, ndăndnā́n	Art von Seekrebs
bụ́lụpă	Wespe
wụwū́wụ	Libellenart

sųsų́į	Schrecke. Acridium-Art
măgǫ̈ăgóă	Mantis
hăhắgį, gųmĭ́mį	Arten von Tausendfuß
tų́mă	Laus
măkĭ́nkĭ́n	Moskito
pų́rį	Banane
nį́ų	Kokospalme
pŏ́gălų	Kulau
mĭ́sį	Kopranuß
ų́nų	Brotfruchtbaum und Frucht
bį́dį	Yams
mǫ́į	Taro
bų́ă	Arekanuß
ę̆a͡ŭă	Betelkalk
tǫ́ŭ	Zuckerrohr
mŏ́mŏ	Sagopalme, Sago
mŏ́ṅă	Pflanzung
ą́lă	Zaun um Pflanzung
ăṅăhį́	Canarium commune
yį́tsų	dicke Bambusart
ga͡ŭhă	dünne Bambusart
lābŏ́tŏ	Crinum spec. (oder asiaticum)
mắtę	tot
rįbắlį	krank
ắų̆tŏ	gut
sắtsį	schlecht
nę!	ja!
wắgă	Auslegerboot
sắmăn	Auslegerbalken
ắrŏnį	Auslegerstangen

lŏ́kį, die gebogene Molukkenverbindung zwischen sắmăn und ắrŏnį

ăhį́lă	Kandas zum Binden
wắhŏ	Schnur zum Binden
a͡īdămŏ	Vorsteven
a͡īmŭhį	Achtersteven
pŏ́rę	Pagaje
năpa͡īlă	Mast
mo͡īę	Mattensegel (aus Pandanus)

Die kleinen Unterschiede zwischen dem Kobe- und Barriai-Dialekt sind selbst aus diesen unvollkommenen Daten leicht zu erkennen.

Nakanai.

ă͡ivŭ́ṅgŭ, ă͡ivŭ́m, ă͡ivŭ́nă, mein, dein, sein Haar, auch Barthaar

mătắgŭ, mătắm, mătắnă, Auge

lįmắgŭ, lįmắm, lįmắnă, Arm, Hand

tŭlĭ́ṅgŭ	mein Ohr
lįvŏ́ṅgŭ	meine Zähne
tămbŭ́ṅgkŭ	meine Nase
pămbĕ́lĕṅgŭ	meine Zunge
lętḗgŭ	mein Kopf
ŏbŭ́ṅgŭ	mein Bein
păŏ́ṅgŭ	mein Oberschenkel
pātŭlŭ́gŭ	mein Knie
sūlăbḗgŭ	mein Unterschenkel
pūlĭ́gŭ	mein Fuß

nătŭ́ṅgŭ, nătŭ́m, nătŭ́nă, mein, dein, sein Kind

ĭ́a͡ŭ, ich; ǫ. du; į, er

Zahlen: eins, tắsă; zwei, lų́ă; drei, tǫ́lŭ; vier, į́vă; fünf, lį́mă; sechs, pĕntắs; sieben, pādĭ́lų́ă; acht, păntǫ́lŭ; neun, į̆văsų́ę; zehn, săhų́lų̆; zwanzig, săhų́lų̆ lų́ă; dreißig, săhų́lų̆ tǫ́lų̆; hundert, săhų́lų̆ săhų́lų̆

ă lų́mă	das Haus
ă bįgŏ́m	Torbefestigung, Palisadenzaun
ă‿ṅgắlămų	Schlitztrommel
ă‿ṅgălĭ́a͡ŭ	der Schild
ă‿ṅgắtă	der Speer
ă ŏbḗnĕ	das Fischnetz
ă lăpḗs	die Unterschenkelmanschette
ă mį́dį	das Stirnband, mit Nassa-Schnecken besetzt
ă măkḗlę	Trochus-Armring
ă tǫ́gŏ	das Ohrgehänge aus Opossumzähnen
ă tŏtŏ́k	Kette aus Kasuarknochen
ă bį́ĕ	geflochtenes Armtäschchen
ă bų́sę	der Hund
ă‿mbŏ́lŏ	das Schwein
ă mĕlḗkę	der Kasuar
bǫ́nų	Seeschildkröte
ă nį́ų	die Kokospalme
ă lăbį́ă	die Sagopalme
ă ĭ́ắlă	die Kasuarine
mắtę	tot
tắṅi	weinen
ă wắṅgă	das Auslegerboot
ă ka͡īka͡ī	Auslegerstangen
băŭlŏ	Auslegerbalken
kḗmę	gebogene Molukkenbefestigung zwischen băŭlŏ und ka͡īka͡ī
ma͡īma͡ī	Brücke auf Kanu
vǫ́lę	Pagaje
ĭ́nḗlį	Staken
kăkắbĭ́	Schöpfgefäß aus Kokosnußschale

Wenn die Năkana͡ī-Sprache auch ihren Verwandtschaftscharakter zum Kobe und Barriai offensichtlich bewahrt hat, so läßt doch selbst dieses, leider nur sehr kurze Verzeichnis erkennen, daß sie eine starke Beeinflussung durch die Sprachen von Ost-Neu-Pommern erfahren hat.

Kilenge.

kụ́rı̆ră la͡ula͡uă — das Kopfhaar
kụ́rı̆k la͡ula͡uă, kụ́rı̆m la͡ula͡uă, kụ́rı̆ă la͡ula͡uă, mein, dein, sein Haar; la͡ula͡uă, Barthaare
a͡īrŭ́ră — das Auge
a͡īrŭ́k, a͡īrŭ́m, a͡īrŭ́ă
tắṅắră — das Ohr
tắṅắk, tắṅắm, tắṅẹ
băndrắ — die Nase
bănı̆́k, bănı̆́m, bắnı̆ă
a͡ūră — der Mund
a͡ūk, a͡ūm, a͡ūă
rŏ́ṅără — der Zahn
rŏ́ṅăk, rŏ́ṅăm, rŏ́ṅĕ
ma͡īră — die Zunge
ma͡īk, ma͡īm, ma͡īa
păpắră — die Wange
păpắk, păpắm, pắpẹ
bŏlăbŏlắră — die Stirn, der Kopf
bŏlăbŏlắk, bŏlăbŏlắm, bŏlăbŏ́lẹ
gŏ́lrắ — der Hals, die Kehle
gŏ́lı̆́k, gŏ́lı̆́m, gŏ́lı̆ă
ắtẹră pŏpŏ́kı̆ă — die Brust
ắtı̆́k pŏpŏ́kı̆ă, ắtı̆́m pŏpŏ́kı̆ă, ắtı̆ă pŏpŏ́kı̆ă
sụ́ră — die Brustwarze, weibl. Brust
sụk, sụm, sụ́ă
pẹgŏ́ră — die Schulter
pẹgŏ́k, pẹgŏ́m, pẹ́gŏă
bắgĕră oder bāgẹ́ră — der Arm, die Hand
bắgĕ́k, bắgĕ́m, bắgẹ̆ă
āpŭ́ră — der Bauch
āpŭ́k, āpŭ́m, ắpŭă
pŭsŭ́ră — der Nabel
pŭsŭ́k, pŭsŭ́m, pŭ́sŭă
a͡īră — das Bein, der Fuß
a͡īk, a͡īm, a͡īă
tı̆ndrắ — die Haut
tı̆nı̆́k, tı̆nı̆́m, tı̆nı̆ă
bŏlbŏlrắ — der Knochen
bŏlbŏlı̆́k, bŏlbŏlı̆́m, bŏlbŏ́lı̆ă
tipŏ́ră (ịtịpó) — das Blut
ya͡ū tı̆pŏ́k, yŏm tı̆pŏ́m, yị tı̆pŏ́ă
mŏ́rẹră — das Gesäß
mŏrı̆́k, mŏrı̆́m, mŏ́rı̆ă
kụtịrä — der Penis
kụtı̆́k, kụtı̆́m, kụtịă
lắbẹră — die Hoden
lắbĕ́k, lắbĕ́m, lắbẹ̆ă
pụ́ı̆rẹ — die weiblichen Geschlechtsteile
ya͡ū pụ́ı̆k, yŏm pụ́ı̆m, yi pụ́ı̆ă (spr. pụ́yă)
tămắgẹ — mein Vater
tămắm, tắmẹ
nắgẹ — meine Mutter
năm, nı̆ĕtnẹ́ — deine, seine Mutter
nắ‿pŭr kı̣a͡ū — meine Banane
nắ‿pŭr kı̣ŏ́m — deine Banane
nắ‿pŭr kı̣ẹ — seine Banane
nă‿pắnăṅă kı̣a͡ū — mein Bogen
nă‿mắlọ̆ kı̣a͡ū — mein Malo
ắbŏl kı̣a͡ū — meine Taube
ya͡ū‿lĕg ga͡ūnẹ — mein Hund
yŏ́m‿lĕm ga͡ūnẹ — dein Hund
yị‿lĕ‿gắ — sein Schwein
ya͡ū‿nă gắlẹ — ich tanze
yŏm‿kụ gắlẹ
yị͡ị gắlẹ
ịtắlụ̆ă‿tă gắlẹ
yămı̣lụ̆ă‿ă gắlẹ — usw.
ı̣́tătŏl‿tă gắlẹ — usw.
ı̣́tă‿tă gắlẹ — usw.
Vollständiger Dual, Trial und Plural analog dem Barriai
ya͡ū‿nă kắn — ich esse
ya͡ū‿nă wắ — ich trinke
ya͡ū‿nă bŭ́l — ich spreche
ya͡ū‿nă͡wọ̆tắı̆ẹ — ich weiß
(spr. ya͡ū na͡ūtắyẹ)
yŏm‿kụ̆͡wọ̆tắı̆ẹ
(spr. yŏm kọtắyẹ)
yị͡ị wọ̆tắı̆ẹ
ya͡ū‿nă mŏta͡ūwẹ — ich fürchte
ya͡ū‿nă kŏ́nọ̆ — ich schlafe
ya͡ū‿nă lẹı̆ẹ́ (spr. lẹyẹ́) — ich sehe
ya͡ū‿nă lŏ́ṅŏ — ich höre
ya͡ū‿nắ‿lă — ich gehe
yŏm‿kụ̆‿lắ; yị͡ị‿lắ
ya͡ū‿nă‿ma͡ī — ich komme
yŏm‿kụ̆ ma͡ī‿lă! — komme her!

Zahlen:

eins, tẹ́ă; zwei, lụ́ă; drei, tŏl; vier, pắṅẹ̆ (das p ist sehr weich); fünf, mắsā; sechs, tẹ́ă; sieben, lụ́ă; acht, tŏl; neun, pắṅẹ̆; zehn, mắsā oder săṅa͡ūl.
nă͡ị wắlọ mắtẹ̆, die Sonne (d. i. das der Sonne Auge, mata-hari.) (Satzbau höchst merkwürdig.)

nă‿tŏ́p — der Mond
nắ‿tŏtŏ oder nắ‿ltŏtŏ — der Stern
nắ‿la͡ī — der Wind
nă‿sắwă — der Regen
nă‿pănọ̆ta͡īă — die Regenwolke
nắ‿lŏlŏ — der Berg
nā‿tătắnọ̆ — die Erde, der Boden
nā‿mŭtmŭ́t — die Insel
nă‿pŏ́t — der Stein
nā‿rı̆ṅă, nắ‿rı̆ṅă — das Feuer
nắ‿rı̆ṅă ị‿bŭ́n — der Rauch
nă͡ı̆ắkọ — das Süßwasser

nă‿tāī das Salzwasser, die See
nā̆‿nĭă der Platz, das Dorf, das Weiberhaus
nă‿ú͡lŭm das Männerhaus
Die Männerhäuser von Pŏ̄tnẹ: 1. bú̧nŏm; 2. mā̆lĕụ; 3. bónäpŭ̄ă; 4. kịtŭ̄ṅgäpŭ̄ă.
nă‿tā̆bŏ̄lọ̆ der Häuptling
nă‿tā̆mtă der Mann
nă‿ī̆wā̆rẹ̆ das Weib
nă‿mā̆lọ̆ das Malo
nă‿mŭ̄l, nă‿sī̆r der Weiberschurz
nā̆‿ĭọ (spr. nā̆yọ) der Speer
nă‿pā̆nănă der Bogen
nă‿tŭ̄n, der Pfeil; beide nicht selbst hergestellt, sondern von den Inseln Tú̧ŏm und Mā̆lāī gekauft; aber auch im Gefecht benutzt.
nă‿kú̧rẹ die Schlitztrommel
nă‿pā̆rú̧ă die Felltrommel
nă‿kŭ̄lọ der Topf (von Tú̧ŏm u. Mā̆lāī gekauft)
nă‿kī̆lă, nā̆‿kī̆lă Steindeißel, Steinaxt
nă‿tăkălāū der vielzackige Fischspeer
nă‿pú̧ọ kleines Fischnetz
nă‿mătā̆ Querholz zum Aufspannen beim Netzmachen
nă‿sí̧ụ Art von Weberschiffchen hierbei
nā̆‿lẹ geflochtenes Armkörbchen aus Palmblattwedel
nă‿mŭlmŭ̄l, Abschluß aus Bambusstücken hinter dem Haus; für Schweine.
nă‿rā̆mọ die Tür
nă‿kŭ̄lŭṅă die Kopfbank
nă͡ụ̆rătă die Pflanzung
nă‿sī̆ră der Zaun um Pflanzung
nā̆‿ṅīṅĕ die rote Farbe zum Bemalen
nā̆‿gī̆ụ, nā̆‿gī̆ụ der geschnitzte Bambuskamm
nă‿mú̧ĭmụĭ der Kopfschmuck aus Kasuarfedern
nā̆‿rără das Halsband aus Nassa-Schnecken
nă‿gŏnănā̆ṅă das Weiberhalsband
nă‿gŏ̄mẹ das Trochusarmband
nă‿kú̧ẹ, der enggeflochtene (gelbe) Armring, geflochtene Enkelstrümpfe.
nă‿ĕ̄r das weitgeflochtene (schwarze) Armband
nā̆‿lẹbă das Hundezahn-Stirnband
nă‿tẹpọ́ die Krätze, Kaskas; Hautkrankheit
nă‿pĕlpĕ̄lṅă der Ringwurm; Hautkrankheit
nā̆‿gă das Schwein
nă‿bălāūtă das Buschschwein
nă‿gāūnẹ der Hund
nă‿kwā̆kọ das Huhn

nă‿kāīāū Megapodius, Buschhuhn
ạ́bŏl Taube
nă‿rŭrŭ̄m der Kasuar
nă‿rụărú̧ă das Känguruh
nă‿pălŏ die Voranus-Eidechse
nă‿pú̧ă das Krokodil
nă‿kị́wị oder nă‿kị́wẹ die Ratte
nă‿mŏ̄n der Vogel
nă‿pŭ̄n die Seeschildkröte
nā̆‿ĭă (spr. năyā oder nāīyă), der Fisch
nă‿pú̧ọ Fischart
nă‿kạlụ der fliegende Fisch
nă sī̆kĭọ́ă (spr. sī̆kyọ́ă) der Haifisch
nă‿mụtạ́ die Schlange
nă‿tsụbŏgĕbŏ̄gĕ der Seestern
nă‿păl der Limulus
nă‿kụlāūlẹ Seekrebs. Palinurus-Art
nā̆‿kŭkă Landkrabbe, Kuka
nă‿lmā̆ṅŏ Art See-Taschenkrebs
nă‿gī̆lsā̆ṅĕ Gelasimus bellator
nă‿mŭ̄s Art von Kokosnußkrebs
nă‿pŭ̄sọ der Skorpion
nă‿kŭkŭ̄n Cteniza fodiens
nā̆‿ṅgă der Tausendfuß
nă‿gụlī̆s Springer, Schrecke; Acridium-Art
nă͡ŭrămpī̆s die Libelle
nă‿hú̧să Tintenfisch; Sepia-Art
nă‿kŭ̄ltă Oktopus
nă‿mụgī̆ngī̆n der Moskito
nă‿lā̆ṅọ die Fliege
nā̆‿lbŏbŏ oder nā̆l‿bŏbŏ der Schmetterling
nă͡ŭs die Laus; Kopflaus, Haarlaus
nā̆‿nī̆ụ̆ die Kokospalme
nā̆‿bŏīlă die Areca-Palme
nā̆‿bụ̆ă die Areca-Nuß
nă͡ụ Betelkalkgefäß und -Kalk
nă‿pŭ̄r die Banane
nā̆‿mŏ der Taro
nă‿bī̆r (nă‿vī̆r) langer Yams
nă‿kí̧ụ runder Yams
nā̆‿mŏmŏ, die Sagopalme und Sago. Die Kilenge-Leute haben keinen Sago in ihrem Lande; kaufen ihn bei den Bárriai.
nă‿rŏ̄p der Bambus
nă‿kŭ̄n der Brotfruchtbaum
nă‿tọ́ das Zuckerrohr
nă‿gwā̆s der Tabak
nă͡āī der Baum, das Holz
nă͡āī‿ị lāūlāūă das Baumblatt
nă‿ŭwị die Frucht
năbāīṅẹ groß

tütüắlẹkă — klein
pāpụ́ẹ — gut
sĭắṅẽ — schlecht
mŏlŏklŏ́knẹ — lang
mŏ́gụlă — kurz
bŏrẽbŏ́rẽă — weiß
kĭlkĭlụ̆ắṅẹ — rot
kăsŏ́ṅẹ — schwarz
tăsắmịmị — kalt
nămünümǘṅă — schweißig, schwitzig, warm
yẹ́kŏkŏ? — dies hier?
nă wăgă (spr. năūgă) — das Auslegerboot
nă‿sắmă — der Auslegerbalken
nă‿kĕ́rọ — die (2) Auslegerstangen
nă‿lŭ́kị, die gebogenen Molukken-Verbindungen zwischen sắmă und kĕ́rọ.
nă‿tẽ — Brücke quer über Kanu
nă pŭlọpŭ́lŏ — die beiden Schlitten unter der Brücke
nắ‿rĭụ — untere Planke des Kanus
nă‿săsāūră — obere Planke
nă‿wăwắr — Leiste zwischen den beiden aufgesetzten Planken
nă‿kāītụ́kā — Rundhölzer, Spanten, durch das ganze Boot hin
nă‿mắlĭlẹ, die aus nă ŭlọ hergestellte Naht; mit nă ŭlọ genäht.
năˆăsăpŭ́lă — die Querbretter des Kastens, vorn und hinten
nă‿pünrịpĭă — das Sitzbrett im Kanu
nă‿băbắbā — die Bordleiste
nắ‿lọ̆ă — der Feuerherd auf den großen Kanus
nă‿rāīlọ — der Kitt zum Kalfatern
nă‿pẹ́lă oder nă‿pāīlălă — die (beiden) Masten im Kanu
nă‿kụ́ĭl oder nă‿kụ́ẹ — das Mastseil; Seil
nắ‿lẹ — das Matten-Segel
nắ‿pẹ — die Pagaje
nắ‿tọ — der Staken
nắ‿lịmă — Wasserschöpfer aus Holz, in der polynesischen Form
rắmọ̆ă, nă wăgă rắmọ̆ă — Vorsteven des Kanus
mụ́lĭă, nă wăgă mụ́lĭă, pụ́ă — Achtersteven des Kanus
nă wăgă nă‿răṅrắṅ, kanuartiges Fahrzeug, das aus einem breiten alten sắmă besteht
nă‿bătọ̆tọ̆, gekreuzte Verbindungsstöcke zwischen sắmă und kĕ́rọ dieses Fahrzeugs.

Diese Sprache von Kilenge ist ganz offenbar dieselbe, wie die, welche Dempwolff bei einem Manne von Maleu festgestellt hat (Dempwolff, p. 223 bis 224). Zum wenigsten ist sie nur ganz gering dialektisch von ihr verschieden. Auch die geographischen Angaben bestätigen dies. Nach Dempwolff (der nicht an Ort und Stelle war) wohnen die Maleu auf der nach Westen zeigenden Küste von West-Neu-Pommern; nach den mir an der Nordküste gemachten Angaben wohnen die Máriau im Hinterland (von Norden gesehen) der Kilenge. Name, Lokalität und Sprache decken sich also: Dempwolffs Maleu sind meine Máriau, die Nachbarn und Verwandten der Kilenge. Eines der vier Männerhäuser von Potne, in dem ich war, heißt mắlĕụ̆.

Die nahe Verwandtschaft des Kilenge mit dem Barriai ergibt sich auf den ersten Blick, ebenso wie die z. T. höchst interessanten Verschiedenheiten. Es soll daher an dieser Stelle um so weniger in eine vergleichende Untersuchung eingetreten werden, als doch über kurz oder lang eine vermehrte Kenntnis aller Sprachen dieser Gegend eine eingehendere Prüfung zulassen wird.

Lona

im Hinterland, in den Bergen der Landschaft Barriai, Neu-Pommern. Aus zweiter Hand durch einen Barriai-Mann erhalten.

Zahlen:

eins, kắpŭk (kắpŭkṅ); zwei, rụ́ŏ; drei, ẽtlụ; vier, ắpămắl; fünf, ẽlmĕ; sechs, lụ́mĕ kăpŭ́k; sieben, lụ́mĕ rụ́ŏ; acht, lụmẹ̆tlụ́; neun, lụmẹtnắl (lụ́mĕ pắṅ); zehn sŏṅŏtnŏ́.

ăkāī (ă‿kāī) — der Baum
ŏ īāū — das Feuer
ắ‿mă — der Taro
ŏ‿ṅgúpṅ — die Kokosnuß
ŏ‿ŭṅă — der Fisch
ŏ‿tọ́ŭ — das Zuckerrohr
lắpsẹ kăbịmẹ! bring her! gib mir! (beim Grenzhandel; z. B. eine Kokosnuß)

Ăbutŭmĕte (Liebliche Inseln)

Ăwelen gubo, **Ăwelen rua** — Roos-Inseln

Ămge und Ăyo.

Die kurzen, auf der Südseite von West-Neu-Pommern aufgenommenen Verzeichnisse lassen doch soviel erkennen, daß es sich an den besuchten Orten um eine, dialektisch etwas differenzierte Sprache handelt, die keine melanesische Sprache zu sein scheint oder die wenigstens stark mit Papua-Sprachelementen durchsetzt ist.

Zahlen:	Ăbütúmętę	Ắwęlĕn̉	Ămgĕ́
eins	nĕkĕ́	năkĕ́	năkĕ́
zwei	kĭ́b	gį́ęb	gį́ĕ́b
drei	măyŏ́k	mŭŏ́k	mŭŏ́k
vier	pĕn̉	pĕn̉	pĕn̉
fünf	lŭį́m	lį́ęm	lį́ęm
sechs	ęlmŏkĕ́	ęlmŏkĕ́	kęsŏ̈lŏ
sieben	ęlmkį́b	ęlmŏgį́ęb	gį́ębsŏ̈lŏ
acht	ęlmĕyŏ́k	ęlmŭŏ́k	mŭŏksŏ̈lŏ
neun	ęlmŏpĕ́n̉	ęlmŏpĕ́n̉	pĕn̉sŏ̈lŏ
zehn	ęsŭn̉ŭ́l	sŭn̉ŭ́l	lŏ́kŏn̉ắ
Männerhaus	ĕ‿ų́m	ĕ‿nų́m	ĕ ų́m
Weiberhaus	ĕ‿vį́n	ĕ vį́n	ĕ vį́n
Männerschurz	ĕ‿mắl	(ă) ĕ‿mắl	ĕ‿mắl
Weiberschurz	ĕ‿yĕ́l	ĕ‿nĕ́l	ĕ‿vĕ́l
Ohr	lŏn̉ŏ́m	lŏn̉ŏgrų́	lŏn̉ŏgrų́
Zunge	mŏmŏ́lŏ	mămĕ́lŏ	mŏmŏglŏ́
Kokosnuß	ĕ‿yĕ́m		ĕ‿yŏ́m
Trinknuß	ĕ‿yĕ́m blųblų́	—	ĕ‿bŏblŏ́
Pansflöte	—	ĕ‿brĕ́	ĕ‿brę́
Schild	—	—	ĕ‿yįlŏ́
Auslegerboot	ĕ‿hą́k	ĕ‿nąk	ĕ‿vắk
Auslegerbalken	ĕ‿sŭį́n	ĕ‿sŭį́n	ĕ‿sŭį́n
Auslegerstangen	kărŏgŏ́	kărŏ́ŏ	kărŏ́ŏ
Verbindungs-stöcke zwischen sŭį́n und kărŏgŏ́	ĕ‿bŏtętĕ́t	bŏdędĕ́t	—
Brücke auf Kanu	ĕ‿rĕ́s	ĕ‿rĕ́s	—
Schirm auf der Brücke nach dem sŭį́n zu	—	nųgăgĕ́	—
Bast zum Binden d. Auslegerteile	ĕ‿mlắl	ălį́k	—
die beiden wagerechten Stäbchen unter Brücke	ŭlŭlŭ́l		—
Pagaje	tăpų́i	ŏbóį	
Staken	ŏtŏ́	ŏdŏ́	
Ößfaß aus Kokosblattscheide	ĕ‿nmắn̉kę	—	—

Vitu-Inseln (Witu-, Pitu-, Französische Inseln).

vųlųkŭ́n̉gų — mein Haar
vųlų́kų, vųlų́kă, dein, sein Haar
mătắn̉gų — mein Auge
mătắ, mătắnă
tălį́n̉ắn̉gų — mein Ohr
tălį́n̉á, tălį́n̉ắnă
įrŭ́n̉gų — meine Nase
įrų́, įrų́nă
tųlį́n̉gų — meine Wange
tųlį́, tųlį́nă
gădĕ́n̉gų — meine Zähne
gădę́, gădę́nă
lăvĕ́n̉gų — meine Zunge
lăvę́, lăvę́nă
bălbălŭ́n̉gų — mein Kinn
bălbắlų, bălbălų́nă
băkắn̉gų — mein Kopf
băkắ, băkắnă
dămắn̉gų — meine Stirn
dămắ, dămắnă
bŏgŏrŏ́n̉gų — mein Hals
bŏgŏrŏ́, bŏgǫ́ră
pärpärį́n̉gų — meine Kehle
pärpärį́, pärpärį́nă
bŏlęmbŏlĕ́n̉gų — meine Schulter
bŏlęmbŏlę́, bŏlęmbŏlę́nă
lįmắn̉gų — mein Arm
lį́mắ, lį́mắnă
kųkŭ́n̉gų — mein Finger
kųkų́, kųkų́nă
kųkŭ́n̉gų tǫ́ — mein Fingernagel
bŏlămbŏlắb lį́mắn̉gų — meine innere Handfläche
lį́vŭăn lį́mắ — deine äußere Handfläche
zųzŭ́n̉gų — m. Brustwarze. weibliche Brust
zųzų́, zųzų́nă
măn̉ălį́n̉gų — mein Bauch
măn̉ălį́, măn̉ălį́nă
pųrŏ́n̉gų — mein Nabel
pųrŏ́, pųrǫ́nă
bŭn̉gŭ́n̉gų — mein Rücken
bŭn̉gų́, bŭn̉gų́nă
kămbĕ́n̉gų — mein Bein
kămbĕ́, kămbę́nă
bŏlămbŏlắb kămbĕ́n̉gų, meine Fußsohle
ŭndų́nă kămbĕ́n̉gų — meine obere Fußfläche
gnępĕ́n kămbĕ́n̉gų — meine Wade
tŭtųrŭ́n̉gų — mein Knie
tŭtų́rų, tŭtų́ră
tŏn̉ắn̉gų — meine Knochen
tŏn̉ắ, tŏn̉ắnă
lįvųgắn̉gų — meine Haut
lįvųgắ, lįvųgắnă
mį́ndắn̉gų — mein Fleisch
mį́ndắ, mį́ndắnă
tŏpŏ́n̉gų — mein Blut
tŏpŏ́, tŏpǫ́nă
pųpųrŭ́n̉gų — mein Gesäß
pųpų́rų, pųpų́ră
kăpŭ́n̉gų — mein Penis
kăpų́, kăpų́nă
kęlĕ́n̉gų — meine Hoden
kęlĕ́, kęlę́nă

töndŏnắgụ	meine (weibliche) Scheide
kă‿tŏ́ndŏ, töndǫ́nă	
kā͡ū‿kúkụ	meine Brust
kā‿kúkụ, kănă‿kúkụ,	deine, seine Brust
kắṅgụ‿vụ́ră	meine Ader
kă‿vụ́ră, kănă‿vụ́ră	
pŭrpŭ́rụ	Bart (ohne persönliche Endung)
tămắṅgụ	mein Vater
kă‿mắmă, tămắnă	
tsịtsịnắṅgụ	meine Mutter
kă‿tsítsị, tsịtsịnắnă	
tāzĭ́ṅgụ	mein Bruder
tāzí, tāzínă	
lịvŭ̆kŭ́ṅgụ	meine Schwester
lịvúkụ, lịvụ́kă	
tụ́ṅgụ	mein Sohn
tụ, tụ́nă	
tụ́ṅgụ tăvínẹ	meine Tochter
kắṅgụ rụ́mă	mein Haus
kă‿mbŏ́rŏ	dein Schwein
kă‿rụ́mă	dein Haus
kănă‿wắṅgă	sein Kanu
kăndŏ́rŏ kā͡ūwă	unser beider (inkl.) Hund
kămírŏ	unser beider (exkl.)
kămŏ́rŏ	euer beider
kāyírŏ oder kăndírŏ	ihrer beider
kăndǫ́lụ usw.	unser drei . . . .
kāyí.ă, kămíụ, kămǫ́ụ, kăndíă,	unser usw.
ắṅgụ od. kắṅgụ gănĭ́ṅă	mein Essen
kă kắmŏ	dein Taro
kắnă pā͡īndŏ	meine Trinknuß

kăndŏ́rŏ, kămírŏ, kămŏ́rŏ, kăndírŏ, kăndǫ́lụ usw. kăyítă usw.

gā͡ū‿tă gănĭắnị	ich esse
gā͡ū‿tă / kắ‿tă } vărụ́lă	ich pagaje
wŏ́‿tŭ gā͡ūgā͡ū	du steuerst ein Kanu
wŏ́‿tŭ‿vúrụ / wŏ́ vúrụ	du schwimmst
ẹ‿mătmắtụ	er badet
kắ‿tă‿mĕ́mĕ	ich pisse
gā͡ū‿kă‿tă pǫ́lẹ / kắ‿tă pǫ́lẹ	ich rede
wŏ́‿tŭ pǫ́lẹ / wŏ́ pǫ́lẹ	du redest
kắ‿tẹ pǫ́lẹ / ẹ pǫ́lẹ	er redet
tŏ́rọ‿tă pǫ́lẹ / tŏ́‿tă pǫ́lẹ	wir beide (inkl.) . . .

mírŏ‿tă . . .; mŏ́rŏ‿tă . . .; írŏ‿tă . . .; tǫ́lụ‿tă usw.
yítă‿tă . . .; míŭ‿tă . . .; mǫ́ŭ‿tă . . .: ndíă‿tă . . .

gā͡ū‿tă yínụ	ich trinke
gā͡ū‿kă‿tă gămbịgắmbị	ich tanze
gā͡ū‿kă‿tă vārịvụ́mbị	ich kämpfe
gā͡ū‿kă tă‿ṅǫ́rọ	ich schlafe
kắ‿tă mắtẹ	ich sterbe
kă‿tă pụ́nĭă vắtụ	ich werfe einen Stein
kă‿tă‿kọ́ĭ	ich rufe
kă‿tă‿mā͡ī	ich komme
kắ‿tă vănăvắnă	ich gehe
gā͡ū‿tă găndắyă	ich sehe
wŏ́‿tŭ găndă	du siehst
ẹ́‿găndă	er sieht
gā͡ū tă‿tắră	ich höre
wŏ́‿tŭ‿bălắ	du weißt
mórŏ‿mā͡ī!	kommt zu mir, ihr zwei!
míụ mā͡ī!	kommt zu mir!
míụ‿nă gănịgắnị!	esset ihr!
gā͡ū pǫ́lẹ!	ich nicht!

vātŭmtŭ́m ĭắ kāpụ́nă, an seinem Penis die incisio vornehmen

kắṅgụ‿mbŏ́rọ kāpóụ̆, mein Schwein ist dick

kắṅgụ‿mbŏ́rọ rụ́ă kāpóụ̆, meine beiden Schweine sind dick

Zahlen:

I. für gewöhnlichen Gebrauch:
eins, kătsíụ; zwei, rụ́ă; drei, tǫ́lụ; vier, vắtă; fünf, límă; sechs, bŏ́lŏ kătsíụ; sieben, bŏ́lŏ rụ́ă; acht, bŏ́lŏ tǫ́lụ; neun, bŏ́lŏ vắtă; zehn, zăṅăvụ́lụ.

II. beim Zählen der Pagajen und der Kanu-Besatzung:
eins, tsítsị; zwei, ā͡īnŏ; drei, mŏ́rẹ; vier, kắpŏ; fünf, kắpŏ pórị; sechs, tăvụlóị; sieben, tăvụlẹrŏ́kạ; acht, rŏ́kā pẹ́lẹ; neun ínĭŏ; zehn, ănā͡ī; elf, ănăyítsĭ, die fehlende oder Reserve-Pagaje.

wǫ́rŏ	Sonne
liṅắmbŏ	Mond
vítŏvítŏ	Stern
ụ́pụ	Sirius
rắgị	Wind
ụ́ră	Regen
nắrụ	Süßwasser
ndắdị	Salzwasser
ndắdị oder mắndŏrŏ‿ndắdị	die See
măṅămắṅă	Strand
măgắtị oder măgắtị	Riff
mắtă	Bootspassage durch Riff
ndắlă	Weg
ṅgărṅgắrị	Boden, Erde
pọtụ́nă	Berg
vắtụ	Stein
gărịgắrị	Obsidian
ā͡ī	Baum, Holz

mŭṅŏmŭ̋ṅŏ	Wald
bărĭ̆tụ́nŏ	Feuer
mărị̋ṅgŏ	Nacht
dẹ́mă	Tag
bǫ̋tŏ kătsị́u	1. Tag } als Zeitrechnung
bǫ̋tŏ rụ́ă	2. Tag } als Zeitrechnung
bǫ̋ndụ	Insel
vă̋nụ̆ă	Dorf, Platz
rụ́mă	Weiberhaus
rǫ̋vŏ	Männerhaus
părắgă	Häuptling
tắmănę̆ } tămọ́gănĕ	der Mann
tắmănę̆ părắgă	der Mann ist alt
tăvị́nẹ	das Weib
tăvị́nẹ‿bǫ̋tŏ	das Weib ist klein
kăpị́rụ	das Kind
kăpị́rụ măgŏndăgǫ̋ndă	das Kind ist jung
kămâ̆ĭ	vordere } Hüftschürze der Weiber
vŏvọ́ị	hintere } Hüftschürze der Weiber
mắkị	tatauieren
răkărắkă	Krätze (Hautkrankheit)
tsịlẹ̋ụ	Ringwurm (Hautkrankheit)
pẹlẹ̋ṅă	Kamm
pắṅă	Enkelstrumpf
mătắmbụ	breites, -förmiges Armband mit Nassaschmuck
gắzẹ nă‿kâ̆ụ̆ă	Hundezahn-Stirnband
ndắră	Gürtel aus Nassa-Schnecken
kẹ́pẹ	Büchse für kắvụ, Kabang
ndắmụ	Kabang-Spatel, Betel-Spatel
ndị̆ărǫ̆ (ndyắrŏ)	Speer
vị́ndị	Fischspeer
mbắtẹ	Schild
tămắṅă	Schleuder
kẹ́ndŏ	Schleuderstein
mắṅị	Angelhaken
vụ́gŏ	Fischnetz
vụ́mă	Pflanzung
vụ́mă nă kắmọ	Taropflanzung
vụ́ma nă‿mbẹ́tị	Bananen-Pflanzung
bŭrŭmbŭ̋rụ̆	Zaun um Pflanzung
nịtắmbă	Tür
kâ̆ụ̆ă, kâ̆ụ̆wă	Hund
mbǫ̋rŏ	Schwein
mbǫ̋rŏ vănăvănăvẹ́tă	verwildertes Schwein, Buschschwein
tǫ́gă	Huhn
mắlâ̆ĭ	Megapodius, Buschhuhn
kŏrụ́nă	Ei
mắnụ	Vogel
mbắlụ	Taube
kụ́rŭvẹ	Ratte

ăndǫ̋rā	Opossum
mbǫ́nụ } bị́ŏ	Seeschildkröten
kălụ́gă	Haifisch
ị́gă	Fisch
ịgă‿mbĕ̋mbĕ	fliegender Fisch
bịbị́kẹ	Periophthalmus
mātămbŭ̋nụ	Schlange
mắṅŏ	Kasuar
kụ́tă	kleines Känguruh
bẹ́gă	fliegender Hund
ndǫ̋gŏ	Frosch
vụ́gă	Krokodil
yị́lă	Seestern
sị́kụ	Limulus
ụ́ră‿pẹrẹ́ĭ	Hummer-Art
kụ́mă	Seekrebs, Palinurus-Art
kărǫ̋kị	Landkrabbe, Kuka
pịndǫ̋ṅŏ	großer Springbock, Acridium-Art
vụvụ́tę̆	Libelle
nị́kị	Moskito
ụ́tŭ	Laus
kămbĕ̋mbę̆	Schmetterling
mbẹ́tị	Banane
kụ́lụ	Brotfruchtbaum
mbắkị	Brotfrucht
ụ́vị	Yams
kắmọ	Taro
tǫ̋vụ	Zuckerrohr
măgâ̆ĭ	Pangium edule
vắndă	Pandanus
măṅŏrụ́pă	Sagopalme
tắkị	Sago
bărị́tă	Kopranuß
pâ̆ĭndŏ	Trinknuß
mbụ́ă	Arekanuß
kạ́vụ	Betelkalk
tăṅắrị	Kanaribaum
rắvọ	Bambus
lăṅĕlắṅă	Alang-Alang, Kunei
râ̆ụ̆râ̆ụ̆	Blatt
vụắkă	Frucht
tĭ̋mbụ́ră	reif
mắtẹ	tot
măgăị́tĭă	krank
kĕ̋mị	gut, schön
sắgă	schlecht
mălắkụ	lang, groß
bǫ̋tŏ	klein, kurz
gălăkǫ̋tẹ	klein
kăpọ́ụ	dick, groß
kămkăvụ́a	weiß

bärĭtüntųnüä rot
ălọắlộă schwarz
mäṅắră kalt
rŏrŏṅŏ warm
rųä heute
vāīlä morgen
vāīlă tāūwān dắmā übermorgen
méṇį gestern
vārįră vorgestern
nă‿ndắmă morgens
nă‿wŏrŏrắgẹ mittags
nă‿ṅgrắvį abends
vălvălävălă mitten in der Nacht
wăṅgă das Auslegerboot
zắmă der Auslegerbalken
gắndŏ die (2) Auslegerstangen
ṅgŭāų, Verbindung zwischen zắmă und gắndŏ in Molukken-Form
nŭṅgănă wăṅgă Vorsteven
mụrįnă wăṅgă Achtersteven
kärįgă Kandas zum Verbinden der Teile des Auslegergeschirrs
mộtă andere Art Bast
vốzẹ Pagaje
tóă Staken
ṅgắză Ößfaß aus Scheide vom Kokospalmenwedel
nẹ́kẹ das Floß.

Dempwolff (loc. cit. p. 211—214) hat kurze Wörterverzeichnisse zweier Dialekte der Witu-Inseln; sie gehören mit dem hier gegebenen zu einer melanesischen Sprache, sind aber scheinbar alle drei dialektisch unter sich verschieden.

Es ist klar ersichtlich, daß der hier behandelte Dialekt zu dem der Barriai verwandschaftliche Beziehungen hat, daß aber der Wortschatz in großem Umfange abweicht. Aber auch unter diesen abweichenden Bestandteilen des Wortschatzes von Witu sind nicht wenige, die sich unmittelbar nach Indonesien und in die Linie zurückführen lassen, die mir für die Barriai von so großem Interesse zu sein scheint.

Lĕut (Laut)

auf Insel Pălŭắn, Admiralitäts-Inseln. Usíāī (von den Moanus auf Mouk Pẽlŭăn genannt).

mắrŏṅ mein Auge
mắrŏm, mărăn
lāīṅŏṅ oder lắlṅŏṅ mein Ohr
lāīṅŏm, lāīṅăn
pắrŭṅ mein Haar
pắrŭm, pắrŭn
pųīsŭṅ meine Nase
pųīsŭm, pųīsŭn
lįvŏṅ meine Zähne
lįvŏm, lįvăn
kāīmĭṅ meine Zunge
kāīmĭm, kāīmĭn
lắbŏṅ meine Wange
lắbŏm, lắbăn
kắlŭṅ mein Arm
kắlŭm, kắlŭn
kĕṅ mein Bein
kĕm, kĕn
tắmŏṅ mein Vater
tắmŏm, tắmăn
tįnăṅ meine Mutter
tįnŏm, tįnăn
nāīĭṅ mein Bruder
nāīĭm, nāīĭn
pắtnĭṅ meine Schwester
pắtnĭm, pắtnĭn
ŭm dắṅ mein Haus
ŭm dắŏ dein Haus
pó dāī sein Schwein
pó‿dărāū, unser beider Schwein usw.; besitzt vollständigen Dual, Trial und Plural.
kă‿ṅă‿ṅắn ich esse
ŭ‿ṅă‿ṅắn, du ißt; ṅă‿ṅắn, er ißt
ĭnyŏ́n trinken
sắṅăn zählen

Zahlen:

eins, ĭsįb; zwei, yųīb; drei, tųlĭb; vier, tắlŏt; fünf, nŭnăn; sechs, nųnĭb; sieben, ṅắnụtųlĭb; acht, ṅắnụyųīb; neun, ṅănōīsĭb (ṅănuīsĭb); zehn, sắṅăn.

tsĭn Sonne
pŭl Mond
păṅ Regen
yŏn Wasser
kĕm Salzwasser
năsĭbwẽn See
āūį Wind
pŭlį Berg
yōī Stein
pųtįdẹn bāīlọ Obsidian
įĕb Feuer
săl Pfad, Weg
kŏ́nẹ Strand
bŏ́rŏwāī Bootspassage
lắbăn Häuptling
yắmăt Mann
pẹ́ĭn Weib
nŏt Kind
wāī Malo, Männerhüftschurz

ı̆ắnụ	Insel, Platz
kāūkāū	Zaun um Pflanzung
lốlŏb	Schlitztrommel
bălāīắ	kleine Kinderbogen (vielleicht P. E. bonára?)
kị̆kĭrĭn bāīlọ	Kinderpfeil zum Bogen
kāū	Angelhaken
lắŭ	Fischnetz
pắrŭn	Haarbinde aus Rindenzeug
pụ́yụt	gerader Nasenpflock
lāūlāū	tatauieren
lắlāīẹb	Hautnarben machen
pó	Schwein
mụ́ị	Hund
kăkắrụ	Huhn
mṓnmŏn	Vogel
pŏl	Taube
nĭk	Fisch
bụ́āī	Krokodil
pŭn	Schildkröte
pắlẹsăm	Haifisch
ṅōīāī	Opossum
kṓmāū	Frosch
yắŭm	Landkrabbe, Kuka
kărḗṅ	blauroter Papagei
tsụmḗŏ	Laus, Kleiderlaus
mŭn	Banane
pŏl	Kokosnuß, junge
kāī	Baum
kŭl	Brotfruchtbaum
māīẹn	Yams
äntḗnẹn	reif; mŭn‿äntḗnẹn
käl	Taro
sụ́āī	Süßkartoffel, Batate
pắmẹ	Arekanuß
tị́ŏk	Betelblatt
kŏb	Betelkalk
kắnāī	Canarium commune
ắbị	Sago
ị‿mắt	(er) tot
pị́ăn	gut
pắläk	schlecht
ı̆ébı̆éb	Krätze, Hautkrankheit
mắkŭă	Ringwurm, Hautkrankheit
kĕl	Auslegerboot
săm	Auslegerbalken
kị́ăt	Auslegerstangen
pụḗp	Stäbchen zur Verbindung von säm und kị́ät
pāī	aufgesetzte Planke
pāīĕb, pāīḗb	Bordleiste
nụró, pätắngĕl	Brücke auf dem Auslegerboot
sāīsāī	Schirmlehne auf Brücke
nāūnāū	(3 geschnitzte, durchbrochene) Querstangen zum kị́ät
năr̆ịbŭ́t	Sitzbank
nāīẹt, Ovulum ovum	zum Schmuck an den pụḗp
tsōīăṅgḗl	Vorsteven d. Kanus
älbḗk	Achtersteven
ösökāī	Schnur zum Befestigen der einzelnen Bootsteile
pắụ (p weich)	Pagaje
bắrāī	Staken
kāīŏb	Ößfaß aus Holz in der polynesischen Form.

Umrẹ́ und Ụ́mbŏă auf Insel Lóŭ oder Lo̱, Admiralitäts-Inseln (Mătắṅkŏr)

mắrŏ́ṅ (klingt fast wie mṓrŏṅ (m. Auge) mắrṓm, mắrắn

tälı̆̇ṅṓṅ tälı̆̇ṅṓm, tälı̆̇ṅắn	mein Ohr
pŏṓṅ pŏṓm, pöắn	meine Wange
tắmŏṅ, tắmŏm, tắmăn	mein Vater
tị̆nŏṅ tị̆nŏm, tị̆năn	meine Mutter
tị́yṓṅ tị́yṓm, tị́yṹn	mein Bruder
ăbnḗṅ ăbnḗm, ăbnḗn	meine Schwester

Zahlen:

eins, sŏm; zwei, rụmṓ; drei, tụlụmṓ; vier, āmṓ; fünf, nụdắn; sechs, nị̆nị́ŭb; sieben, ănĕsẹlḗb; acht, ănẹrụ́ẹb; neun, ănẹsị́b; zehn, săṅāūl.

sị́nsịn	Sonne
pŭl	Mond
păṅ	Regen
āūr	Wind
ŭẹ́	Wasser
sĕt	Salzwasser
bṓnăt	Erde, Grund
mŏn	Feuer
säl	Weg, Straße
kṹnẹ	Strand
mĕrẹsắ	Bootspassage
χrŭẹ́	Obsidian
mŏẹ́n	Mann
pẹ́ı̆n	Weib
nŏt	Kind
ụm	Weiberhaus
lị́ŏl	Männerhaus
rắlŏ	Insel
bṓnụ	Platz, Ort

kọkọ	Zaun um Pflanzung
wă	Hüftbinde des Mannes
sụ	Kamm
bẹ́lŏ	Speer mit Obsidianspitze
lă	Fischnetz
kŏ́ü, ka͞u	Angelhaken
ṅŏmṅŏ́m	tatauieren
kül	Ziernarben machen, impfen
pụ́ŏ	Schwein
kắmŏ	Hund
ọ́a, á͞uä	Huhn
mŏ́nmŏn	Vogel
pŏl	Taube
ṅŏ́ră	Opossum
nĭ́k	Fisch
pẹ̆́lẹsäm	Haifisch
pụ́ŏn	Schildkröte
küt	Haarlaus
mụn	Banane
mŏ́ṅün	Kopranuß
kắnĭ́n	Trinknuß
kĕ	Baum
kül	Brotfruchtbaum
käl	Taro
mŏrĕ́n	Yams
pắmẹ	Arekanuß
kŏb	Betelkalk
kĕ́nĕ	Canarium commune
ĕbị́	Sago, Sagopalme
ṅĕrị́ụ̆	Alang-Alang; Kunei
ăndĭ́nĕ́n	reif
ị‿mắt	(er) tot
ị‿pŏdŏ́k	(er) krank
kĕl	Auslegerboot
săm	Auslegerbalken
kịắs	Auslegerstangen (5 oder 4)
pụ̆ẹ́p	gekreuzte Stäbchen als Verbindung zwischen säm und kịắs
kẹlẹ́sị	(3) Querstangen zu den kịắs
rụ́ị	aufgesetzte Planke
mŏlŏ́t	Versteifung zwischen aufgesetzten Planken
pắla͞u	aufgesetzte Bordleisten
nŏdŭmbŭ́t	Sitzbänke (12)
tắlgị	Bastschnur
săsá͞u	Brücke auf Kanu
ărá͞u	Schirm der Brücke
pụ́rsa͞u	Matte über Brücke
pụlĕṅgĕ́l	Vorsteven
kĕlmŏlŏ́k	Achtersteven
părămpắlẹ̆ (zweites p weich)	Mast
rắnsŭk	Maststütze
pắlẹ	Segel
ắü	Pagaje
bắọ	große Pagaje; Riemen
tŏṅ	Staken
kĕ́rĭŏb	Holzschöpfer in der polynesischen Form

Mắγăra, Lịrĭá͞u, Lĕṅ auf Insel **Pāk**, Admiralitäts-Inseln (Mătắṅkŏr)

mắtăk, mắtăm, mắtăn	m., d., s. Auge
tắlĭṅăk, tắlĭṅăm, tắlĭṅăn	Ohr
lắrŭk, lắrŭm, lắrŭn	Haar
pŭ́ṅăk, pŭ́ṅăm, pŭ́ṅăn	Wange
mĕ́nĕk, mĕ́nĕm, mĕ́nĕn	Arm
kĕk, kĕm, kĕn	Bein
pắlăk, pắlăm, pắlăn,	Penis
tắmăk, tắmăm, tắmăn	Vater
hĭ́rmăk, hĭ́rmăm, hĭ́rmăn	Mutter
tăhĭ́k, tăhĭ́m, tăhĭ́n	Bruder
pịsĭ́k, pịsĭ́m, pịsĭ́n	Schwester

Zahlen:

eins, tị; zwei, hụ́ŏ; drei, tŏ́lụ; vier tắlẹ; fünf, mụ́rŏn; sechs, wŏ́nŏ; sieben, tắrlụ́; acht, tărhụ́ŏ; neun, tărtị́ oder tărĭtị́; zehn, sŏ́ṅŏ.

sịn	Sonne
bŏl	Mond
păṅ	Regen
a͞uχ	Wind
ị	Feuer
lĕṅ	Strand
bür	Strandriff
kăbắ	Bootspassage
dắmără	Weg
pụ́dŏ	Insel
pắnụ	Dorf, Platz
lăbắn	Häuptling
mọ́ăn	Mann
pịhĭ́n	Weib
wa͞i	Malo; Hüftband des Mannes
nĕ́nẹ̆	Weiberschurz
ụm	Weiberhaus
lŭχ	Männerhaus
kŏ	Zaun um Pflanzung
kụ	Kochtopf
kŏ̆rmŏ́n	amphoraartiger Topf
bẹ́lĭụ̆	Speer mit Obsidianspitze
pălăṅắr	kleiner Pfeil zum Knabenbogen (für den ich keinen einheimischen Namen habe)
nă	Fischspeer
ĭá͞i	Fischhaken
kụ́ŏ	Panflöte

hu̯χ	Nasenflöte
hĭn	geflochtene Tasche
ku̯bĕn	Fischnetz
läl	Trochusarmring
părăṅgį	Nasenpflock

hŏnĭu̯, grüne Blattspirale im aufgeschlitzten Ohr (zuweilen mit je vier weiteren Spiralen in sich)

kănĭn tălĭṅăn	das Ohr schlitzen
āmăm	tatauieren
kül	Ziernarben machen
tyu̯	Kamm
mŏl	Oberarmband (Perlen)

sŭlŭṅ, Armband aus Gras und Licuala geflochten (vgl. sŏ̆lŏχ = Licuala, in Lamassa).

lu̯klŭk	auf einem Beine stehen (wie es die Knaben tun)
kútĭn pălăn	die incisio ausüben
múį	Hund
bu̯	Schwein
kọhă	Huhn
lau̅ăr	Opossum
bül	Taube
mănu̯wai̅	Fischadler
büẹ́	fliegender Hund
nį	Fisch
büai̅	Krokodil
bẹ́u̯	Haifisch
tĕṅau̅	Frosch
kọ́hŏ	grüner Grashüpfer
bŏbŏdį	gelber Grashüpfer
mĕnį	Moskito
mămăk	Tintenfisch
tĕtăkẹrįu̯ / kẹmŭm	Tausendfuß-Arten
ku̯lĭtămú̯	Seekrebs, Palinurus-Art
sai̅lau̅	Art Seekrebs
mār	Schlange
mọẹ̆	Landkrabbe, Kuka
bün	Banane
nįu̯	Kopranuß, Kokosnuß
părămănăn	Trinknuß
kẹ	Baum
u̯χ	Yams
mă	Taro
bămĕ	Arekanuß
băndyŏ	Betelpfeffer
íχ	Betelkalk
tú̯ŏ	Zuckerrohr
ăbį	Sagopalme, Sago
gẹnŏr	Alang-Alang, Kunei
lămŏn	reif
gį‿măr	tot
kănai̅r	krank
găṅ	essen
kĕl; gĕl	Auslegerboot
dăm	Ausleger (das d klingt an z an, ohne z͡ zu sein)
kai̅ăt	Auslegerstangen (5)
bu̯χ	kreuzweise Stäbchen zwischen dăm und kai̅ăt
wai̅	Kandas; Bast zur Befestigung einzelner Teile
bă	die drei Latten quer zu den kai̅ăt
pălă	aufgesetzte Planke
tĕrẹ	Bordplanken am Steven und Achtersteven
kărŭṅ	geschnitzte Streben zwischen aufgesetzten Planken
mărăbú̯r	Sitzbretter (12) im Kanu
părlăṅgĕl	Brücke (aus dicht nebeneinander liegenden Stangen)
kătĭlĕb	Art Schirm auf der linken Seite
nŏṅgĕl	Vorsteven auch Vorstevenschmuck
mọhĭṅgĕl	Achtersteven
ăhįr	Kalfater-Kitt
părămbĕlẹ	Mast
bĕlẹ	Segel
hău̯	Pagaje
drŏ	Staken
kai̅ŏ	Holzschöpfer in polynesischer Form
pu̯χ	Holzfloß.

Insel Mo̱u̯k, Admiralitäts-Inseln.
(Mọ̆ănüs.)

lįmai̅, lįmăm, lįmăn, m., d., s. Arm,
ŏndro lįmai̅, mein Unterarmstrumpf
kĕkŏ oder kĕkai̅, kĕkăm, kĕkan, Bein,
ŏndro kĕkai̅ mein Enkelstrumpf
mătai̅, mătăm, mătăn Auge
kărămẹ́, kărămĕm, kărămĕn, Zunge
ndrĭlĭṅgŏ oder ndrĭlĭṅgai̅, ndrĭlĭṅgăm, ndrĭlĭṅgăn, Ohr.

Zahlen:

eins, ĕsį; zwei, ĕlú̯ĕ; drei, ĕtălŏ; vier, ĕă; fünf, ĕlĭmă; sechs, ĕwŏnŏ; sieben, ndrătălŏ; acht, ndrălú̯ĕ; neun, ndrăsį; zehn, ăkau̅.

mălai̅	Sonne
mbŭlă	Regen
tọ́lau̅	Nordwind
üai̅	Wasser
ĕ‿ndrăs	das Meer

prụtyŏn	Insel
ĕ‿köl	das Land
pät	Stein
möăn	Feuer
lĕṅ	Strand
mät	Ebbe, freistehendes Strandriff
ú̦lụ	Brandung, kommende Welle, Flut
pę̆ĭn	Weib
nät	Knabe, Kind
kŏlau͡	männliche Hüftbinde
ĕ‿üm	das Weiberhaus
ĕ‿kämăl	das Männerhaus
ĕ‿ndrụ	Zaun um Pflanzung
pĭtịlau͡	Obsidianspeer
mbŭtüt	Fischspeer
mbrŭnau͡	Nasenflöte
ĕ‿lăl	Trochusarmring
pa͡ipụ̆ĭl	krummer Nasenpflock aus Kokosnußschale
kau͡ä	Krätze, Hautkrankheit
mụ́ị̆	Hund
pọ́ü oder pọ	Schwein
mänụ́a͡ī	Vogel
ĕ‿nị́	der Fisch
pĕụ	Haifisch
ĕ‿mbụ́a͡ī, ĕ‿mbrụ́a͡ī	das Krokodil
pălịmät	fliegender Fisch
mbür	Banane
nị́ụ	Kokospalme, Kopranuß
tyụ́ị	Trinknuß
ĕ‿mă	der Taro
ĕ‿mbụ́ę	die Arekanuß
kül	Brotfruchtbaum
ăpị	Sagopalme, Sago
prŏṅgăn	Süßkartoffel
gän	Yams
ĕ‿păl	das Alang-Alang-Gras, Kunei
ĕ‿ndrŏl	ein Kanu
tyäm	Auslegerbalken
ka͡īăt	Auslegerstangen (5)
pụ́lĭä	kreuzweise Stäbchen zwischen tyäm und ka͡īăt
ndrị́ụ	aufgesetzte Planke
pălä	Bordplanke
kătüṅ	Versteifung der aufgesetzten Planken
pütümbrŭt	Sitzbank im Kanu
näpälăkę̆ọ̆	Brücke
käka͡ītyau͡	Schirm der Brücke
ĕ‿üm	die Hütte auf Kanu
wăsị̆ụ̆	Bast zum Binden
möndrŏl	Vorsteven
mụ̆lĭndrŏl	Achtersteven
lăgülöndrŏl	Mittschiff
löndrŏl	Inneres des Kanus
pọ́ändröl	oberer Teil des Kanus
kŭlụ̆ä	Feuerplatz am vorderen Teil größerer Kanus, an der Backbordseite
rămpälę	Mast (bis zu drei)
pălę	Segel
hös	Pagaje
ĕpŏs	pagajen
ĕ‿ndrŏ	der Staken
ĕ‿kănyā	der hölzerne Wasserschöpfer in polynesischer Form
sä‿ndrŏl	ein Kanu machen

Diese drei Dialekte von Páluan (Usiai), Lóu und Pāk (Matánkor), und Móuk (Moanus) sind nahe Verwandte einer melanesischen Sprache. Die der Usiai und Matánkor stehen sich sogar so nahe, daß ich sie für nur einen halten möchte. Auch sonst habe ich bis auf den verschiedenartigen Haustypus so wenig Unterschied zwischen Usiai und Matánkor entdecken können, daß mir die übliche Unterscheidung in der Tat mehr künstlich als wirklich zu sein scheint. Das kurze Wörterverzeichnis z. B., das Dempwolff (p. 208—210) von den gewöhnlich als Matánkor bezeichneten Poam-Leuten gibt, ist in seinen entsprechenden Teilen fast völlig übereinstimmend mit meinem Pälüăn-Verzeichnis, das nach der allgemeinen Auffassung der Usiai-Sprache angehört. Somatisch bilden alle von mir gesehenen Bewohner der Admiralitäts-Inseln offenbar nur einen einzigen Typus.

Wenn sie mit den Bewohnern der Nordküste von West-Neu-Pommern und der Witu-Inseln auch manche sprachlichen und kulturellen Züge gemeinsam haben, so sind doch wieder auch die Unterschiede so groß, daß sie einem anderen, wenn auch verwandten Wanderzuge zugeteilt werden müssen. Vergl. Stellung der Pron. possessiv. und die Subtraktion in den Zahlen.

Grāgĕt (Neu-Guinea, Astrolabe-Bai).

mälăk	mein Auge
mälă, mälăn,	dein, sein Auge
mäläd, unser (inkl.); mälămä, unser (exkl.)	
mälămị, euer; mälădĭn, ihrer	
mälăk bŭn	meine Augenbrauen, Augenwimpern
gäsękşau͡k	mein Haar
gäsękşau͡, gäsękşau͡n	
tĭlĭṅăk, tĭlĭṅă, tĭlĭṅăn	Ohr
wịk, wị, wịn	Nase

lịwŏ̃k, lịwŏ̃, lịwŏ̃n — Zähne
āwắk, āwắ, āwắn — Mund
fīsĭṅŏ̃k, fīsĭṅŏ̃, fīsĭṅŏ̃n — Lippe
wŏlắk, wŏlắ, wŏlắn — Wange
kälăgŭ̃k, kälăgŭ̃, kälăgŭ̃n — Hals
lịmắk, lịmắ, lịmắn — Arm
sŭksŭ̃k (oder sŭkŭsŭ̃k, sŭkẹsŭ̃k), sŭksŭ̃, sŭksŭ̃n, Ellenbogen
kŭkŭ̃k, kŭkŭ̃, kŭkŭ̃n — Fingernagel
yăsŏ̃k, yăsŏ̃, yăsŏ̃n — Schulter
pŏtăsẽ̆k, pŏtăsẽ̆, pŏtăsẽ̆n — Brust
mĕsāpẽ̆k, mĕsāpẽ̆, mĕsāpẽ̆n — Rücken
lụ́ăk, lụ́ă, lụ́ăn — Bauch
nĕk, nĕ, nĕn — Bein
nĕk‿lắbẽ̆n — meine Wade
nĕ‿dắmŏ̃n — dein Schienbein
dắgŭ̃k, dắgŭ̃, dắgŭ̃n — Knie
tĩnĩk, tĩnị, tĩnĩn — Haut
mụ́dắk, mụ́dắ, mụ́dắn — Fleisch
lắbẽ̆k, lắbẽ̆, lắbẽ̆n — Hoden
ṅa͡īnăk sụ́ — meine Brustwarze
o͡īnă od. wo͡īnă sụ́ — deine weibliche Brust
ị́năn sụ́ — ihre Brust
dăs — (ohne persönliche Endung) Blut
tāmắk, tāmắ, tāmắn — Vater
tịnắk, tịnắ, tịnắn — Mutter
ta͡īk, ta͡ī, ta͡īn — Bruder
lị́ŭ̃k, lị́ŭ̃, lị́ŭ̃n — Schwester
ṅa͡īnăk‿ắb — mein Haus
o͡īnă ắb — dein Haus
ị́năn ắb — sein Haus
ịda͡ūsŭn‿ị́năd ắb — unser beider (inkl.) Haus
ăma͡ūsun‿nắmă ắb — unser beider (exkl.) Haus
ăṅa͡ūsŭn‿nắmị̆ ắb — euer beider Haus
ị̆a͡ūsŭn‿nădĩn ắb — ihrer beider Haus
ịtŏ̃ltŏl‿ị́năd ắb — unser dreier (inkl.) Haus
ămtŏ̃ltŏl‿nắmă ắb — unser dreier (exkl.) Haus
ăṅtŏ̃ltŏl‿nắmị ắb — euer dreier Haus
ịtŏ̃ltŏl‿nădĩn ắb — ihrer dreier Haus
ịd‿ị́năd‿ắb — unser (inkl.) Haus
ắm‿nămă ắb — unser (exkl.) Haus
ắṅ‿nămị̆‿ắb / ăṅ‿dắṅăn‿nămị̆ ắb — euer Haus (aller)
ị‿nădĩn‿ắb / ị‿dắṅăn‿nădĩn‿ắb — ihr Haus (aller)
ṅă‿ṅă wŏ̃k — ich rufe
o͡ ŭ‿wŏ̃k — du rufst
ị͡ ị‿wŏ̃k — er ruft
ịda͡ūsŭn tă‿wŏ̃k — (inkl.)
ăma͡ūsŭn ă‿wŏ̃k — (exkl.)
ăṅa͡ūsŭn ă‿wŏ̃k
ịa͡ūsŭn dị‿wŏ̃k
ịtŏ̃lpă / ịtŏ̃ltŏl / ịtŏ̃lgẹ — tă‿wŏ̃k — (inkl.)
ămtŏ̃ltŏl ă‿wŏk — (exkl.)
ăṅtŏ̃lgẹ ă‿wŏk
ịtŏ̃lgẹ dị‿wŏ̃k
ịd‿tă‿wŏ̃k
ắm‿ă‿wŏ̃k
ăṅ‿ă‿wŏ̃k
ị‿dị‿wŏ̃k
ṅă‿ṅă͡ ĕn (spr. ṅăṅa͡īn) — ich schlafe
o͡ ŭ‿ẽ̆n — du schläfst
ị͡ ị‿ẽ̆n (spr. ịyẽ̆n) — er schläft
ịda͡ūsŭn tă͡ ĕn (spr. ta͡īn)
ăma͡ūsŭn ắ͡ ĕn (spr. a͡īn) usw.
ịa͡ūsŭn dị‿ẽ̆n, (spr. dịyẽ̆n) usw.
ịd‿dắṅăn tắ͡ ĕn — wir alle usw.
ṅă‿ṅa‿mắt — ich sterbe
o͡ ŭ‿măt; ị͡ ị‿măt; ịda͡ūsŭn tă‿mắt
ṅă‿ṅă năsị́ (spr. ṅă‿ṅăsị́) ich sehe
o͡ ŭ‿năsị́; ị͡ ị‿năsí;
ṅă‿nị‿mĩlị́ — ich trinke
o͡ ŭ‿mĩlị́; ị͡ ị‿mĩlị́
ịda͡ūsŭn‿tị‿mĩlị́; ăma͡ūsŭn‿ị‿mĩlị́; ăṅa͡ūsŭn‿ị‿mĩlị́; ị̆a͡ūsŭn‿dị‿mĩlị́; ịtŏ̃lpă (ịdtŏ̃lpă) tị‿mĩlị́ usw.
ịd‿tị‿mĩlị́ (ịd‿dắṅăn‿tị‿mĩlị́)
ắm‿ị‿mĩlị́ (ām‿dắṅăn‿ị‿mĩlị́)
ăṅ‿ị‿mĩlị́ (ăṅ‿dắṅăn‿ị‿mĩlị́; ăṅ‿mŏ̃n‿ị‿mĩlị́)
ị‿dị mĩlị́ (ị‿ndắṅăn dị‿mĩlị́; ị‿mŏ̃n‿dị‿mĩlị́)
ṅă ắla͡ū ṅa͡ū — ich steuere
o͡ ŭ ắla͡ū ṅa͡ū; ị͡ ị ắla͡ū ṅa͡ū;
ṅă ụsắt ṅă‿na͡ū — ich arbeite auf der Pflanzung, im Feld
o͡ ŭ ụsắt na͡ū — du arbeitest usw.
ị͡ ị ụsắt ị‿na͡ū — er arbeitet usw.
ịda͡ūsŭn ụsắt tă‿na͡ū
ăma͡ūsŭn ụsắt ă‿na͡ū usw.

Hieraus scheint hervorzugehen, daß auch im Graget, ebenso wie im Barriai, die Verbalpartikel ŭ der 2. pers. sing. auf dem Wege ist, verloren zu gehen.

Zahlen:

eins, dắĩmŏn; zwei, ăsụ́ (ăsụ́gñ); drei, tŏl (tŏlgñ); vier, pāl (pālgñ); fünf, nịmägẽ̆sa͡ū oder nịmăgắntă; sechs, tị́kŭn dắĩmŏn; sieben, tị́kŭn ăsụ́gñ; acht, tị́kŭn tŏlgñ; neun, tị́kŭn pắlgñ; zehn, nịmăgăsụ́; fünfzehn, nịmăgăsụ́ nịmăgắntă (dăṅắn); zwanzig, nịmăgăsụ́ nĕgăsụ́.

āt — Sonne
fūlẹ́ — Mond
pātụ́ị — Stern

ṷĭ	Regen
tĭm	Wind
nās	Süßwasser
măs	Salzwasser, Meer
tăn	Erde, Boden
núĭ	Insel
núį kįtăk	kleine Insel
núį‿uyăn (sp. yuyăn)	große Insel
ĭă (a͡ĭ)	Feuer
tįdŏm	Nacht
sęsăli	Tag
dĭt	Berg
pä	Stein
găsaṅ	Wald, Busch
däl	Weg
pŭguṗŏk	großer Strand
kįlįlo͡ĭ	kleiner Strand
măl	Riff
äwăn	Passage durch Riff (Mund)
făṅŭ	Dorf, Platz
tāmŏl	Mann
fa͡ĭn (pa͡ĭn)	Weib
a͡ĭ	Kind
āb oder hāb	Weiberhaus
dăsĕm	Männerhaus
a͡s	Umzäunung einer Pflanzung
ma͡ăl	Männer-Hüfttuch
na͡ĭ	Weiber Hüftschurz
fį	Bogen
tṷ	Pfeil; Fischspeer
yṷ	Speer (im allgemeinen)
kābṷ	Speer mit gereifeltem Ende
fa͡ĭ	glatter, langer Speer
gįdĭgŭt	Speer mit Verzierung in der Mitte
kįdĭa͡ĭ	Speer mit zwei Spitzen für Kampf und Schweinejagd
sa͡ŭvăs	Speer mit schönen Verzierungen an der Spitze
pä‿tănį	Schleuder
tănį	werfen, schleudern
pä	Schleuderstein
gōbįs	runder Holzschild
dōkŭăg	Felltrommel
sį	Kamm aus Bambus
măk	tatauieren
tāb	Ziernarben machen
tăṅ	gehäkeltes Täschchen
dās	Nassa - Schnecke, zu Verzierungen
kăkăṅ	Fischnetz
dŏp	Schweinenetz
bŏt	Kochtopf
ănăṅ‿wănį	essen (Yams)
ănăṅ ṅa͡ĭ	im Kochtopf kochen
ănăṅ măsį	am Feuer rösten
mįsĭăp	Geist eines Verstorbenen
da͡ĭ	Krätze, Kaskas; Hautkrankheit
tăbŭyăm	Ringwurm; Hautkrankheit
kăfĕk	Husten
bŏs	Schwein
ṅga͡ŭn	Hund
bŏs da͡ŭa͡ĭ	Eber
ṅga͡ŭn pa͡ĭat	Hündin
kăkăsĕk	Huhn
măla͡ŭ	Megapodius, Buschhuhn
pātŭn	Ei
mă	Vogel
bŭn	Taube
wo͡ĭ	Känguruh
kĭŭwăs	Kasuar
dāmo͡ĭ	Opossum
sŏa͡ĭ	Ratte
ŭgĕl	Krontaube
gāsŏk	Frosch
mănăk, mādăŭ	Schildkröten
da͡ŭr	Fregattenvogel
wăga͡ĭ	Krokodil
tsĭlĭbŏb, kĭlĭbŏb	Schmetterling
ĭyę	Fisch
săsăm	Haifisch
kăsăk	Landkrabbe, Kuka
ṷt	Laus
nă	Moskito
ĭă (a͡ĭ)	Baum
ĭă pătŭn	Frucht
ĭă sa͡ŭn	Baumblatt
nĭṷ	Kokospalme; Nuß
nĭṷ măkăs	Kopranuß
ṅĭṷ gĭlgă	Trinknuß
fṷd	Banane
ănăṅ	Yams
ma͡ŭ (măŭ, măŏ)	Taro
ŭsăt	Anpflanzung
ănăṅ ŭsăt	Yams-Pflanzung
ma͡ŭ ŭsăt	Taro-Pflanzung
fṷd ŭsăt	Bananen-Pflanzung
nĭṷ ŭsăt (spr. nĭṷsăt)	Kokospalmen-Pflanzung
a͡ŭs	Bambus
sĕ	Alang-Alang; Kunei
pād	Pandanus
wōp	Calophyllum inophyllum
fŭṅgăfŭṅ	Rhizophore; Mangrove
ĭĕb	Arekanuß

kăŏ	Betelkalk
bŏm (mbŏm)	Sagopalme; Sago
gắṅäs	Canarium commune
ül	Brotfruchtbaum
tŏű	Zuckerrohr
mịlāūn od. mẹlāūn	reif
fụd mịlāūn	die Banane ist reif
gẹgāūn	stark
sămōī	alt
fāūn	jung; neu
mălắs	kalt
wŏṅẹṅắn	warm
māīāī	krank
kịtăk	klein
ụyắn	groß
gāūāī	gut
sălắn	schlecht
i͜mắt	tot
mălāīn	lang
wăsị	vorgestern
nŏs	gestern
gắsŏ	heute
bŏṅīp (bŏṅnīp)	morgen
sābŏp	übermorgen
tịdŏmŏn	morgens in der Frühe
ădmătị	mittags
yụsắ	abends
wāk	großes Auslegerboot mit zwei Masten
wắkŏs	kleines Auslegerboot
tsăm	Auslegerbalken
äyắd	Auslegerstangen
bătŏt	Verbindungsstöcke zwischen tsăm und äyắd
sắfŏs	Aufsatz, vorn und achtern
bịdắl	Brücke in zwei Etagen, unten große für Waren (Töpfe usw.), oben kleinere für Personen
blăṅụt	die beiden Masten
lāī	das Segel
pīt	Dach über dem bịdắl
sŭkĕt	Kandas, Bast zum Befestigen der Kanuteile
vịsụ́s	Ziertroddeln
dắmŏn	geschnitzter Stevenkopf
fẹ	Pagaje.

Der melanesische Dialekt von Gragét scheint unter den hier herangezogenen dem der Witu-Inseln am nächsten zu stehen.

Von den zahlreichen interessanten Worten, welche diese Verzeichnisse enthalten, können nur noch einige ganz wenige kurz berührt werden.

147. Gragét: āūs, Bambus, ist allgemein M. P. als au, aur, haur usw. Kern gibt Reihen in „Stamland“, p. 275, Bijl. A ff., und in „Aneityum“, p. 122.

148. Sagopalme. Năkănāī: lăbịă; Pălŭắn: ắbị; Lọ̆ŭ: ĕbị; Pāk: ắbi; Mọ̆ŭk: ắpị.

Auf die Sagopalme hat schon Guppy ganz kurz hingewiesen („Solomon. Isl.“, p. 189, 303).

Wir haben in: Mal.: rĕmbîa (Swettenham, p. 118) und rúmbia (Shellabear, p. 99); Sangir: humbia (Adriani: „Spraakkunst“, p. 56): Bareë: labia (Kruyt, p. 37); Gorontalo: lābīā (Sago); bīå (Sagobrei); Bunda: bêå (Sagobrei) (Schröder, p. 147); Buru: bia; bia-pun (Jellesma, p. 305; Hendriks, p. 139); Ambon: lepia, lapia, lepial, ripial (v. Ekris, p. 108; v. Hoëvell: „Landtaal“, p. 101); Vier Radja: bi (de Clercq: „Vier Radja“, p. 1337); Wuvula und Aua: piapia (Hambruch, p. 57); Ninigo: ápi (Thilenius, II, 354); Sēr und Sīssano (Nord-Neu-Guinea): lĕpị; Arŏp und Malŏl (ebenda): läpị; Paup: răpị́χ; Yakomŭl: răpị. Diese ganze Strecke von Sēr bis Yakomŭl ist eine der wichtigsten mir bekannten Sago-Zonen; die Leute leben hauptsächlich von ihm (alles Fried.); Jabim: labi (Zöller, p. 500); Neu-Hannover: ṅọ̆vịă; Belik: bịă; Namatanai, Lalinau: ă͜mbịă; Bisapu, Punam: bịă (alles Fried.); Motu: rabia; Galoma: lapia; Keapara, Kabadi: rapia (Lawes, p. 153).

149. Witu-Inseln: lăṅĕlắṅă, Alang-Alang. Das ist ganz offenbar das mal.-jav.: ắlăṅ-ắlăṅ (Klinkert, p. 619; Badings, p. 314 II). Ein häufiger Bestandteil dessen, was man in Deutsch-Neu-Guinea mit dem allgemeinen Namen Kunēī — dem Äquivalent des indonesischen Alang-Alang — bezeichnet, sind Zingiber-, Alpinia- und Nicolaia-Arten. Zingiber officinale und marginatum heißen nun in der Minahassa, in Ternate und bei den Alfuren von Nordost-Halmaheira: goràkà (de Clercq: „Ternate“, p. 300; „Plantk. Wdb.“ Nr. 3555, 3556), die hiervon äußerlich kaum unterscheidbaren Alpinia-Arten in Lălinā̄ū, Mittl. Neu-Mecklb., aber gŏrăgŏ́ră (Fried.).

150. Kilenge: nă͜mŭtmŭt, Insel. Das ist das allgemein polynesische motu: kleine, niedrige Insel; Koralleninsel; Atoll (cf. Tregear, p. 255).

151. Kilenge: pụ́ĭk, pụ́ĭm, pụ́ĭă, weibliche Scheide; vagina.

Reihen hat Kern: „Fidjitaal“, p. 210, und „Sawu“, p. 550, 552. Wir haben: Mal., Dajak, Tag., Bisaya, Jav.: púki (Kern); Ceram: fuki (Le Cocq, p. 383); Ambon: ui, hui (v. Ekris, p. 128; v. Hoëvell, p. 101); Bobongko: piki (Adriani: „Togian“, p. 10).

152. Witu-Inseln: vịtŏvịtŏ, Stern. Hắmătănă (Insel Buka): pŭ̆tọ̆pŭ̆tọ̆ (Fried.).

Das ist Ibanag: bitun; Sangir: witun; Tami: biti (Bamler, p. 218); Mangaia: ętụ, und ähnlich vielfach in M. P.-Sprachen, worüber Reihen bei Brandes, p. 92, und Kern: „Fidjitaal", p. 209, Näheres geben.

153. Kilenge: pāpụ́ę, gut.

Dieses Wort klingt interessant, hat aber sicherlich nichts mit dem Wort Papua zu tun, über das so viele Hypothesen aufgestellt worden sind.

Als bezeichnend für die sprachlichen Beziehungen, die zwischen Neu-Pommern und Ost-Indonesien bestehen, soll noch zum Schluß auf das jedem Kolonisten und Reisenden im Archipel bekannte Wort málangan hingewiesen werden, das in der Bedeutung „Tanzmaske" vom Pidgin-Englisch übernommen worden ist. In der Sprache der To-Leute heißt aber mălängĕn: Tanz, während in Gorontalo und Bunda (Nordost-Celebes) målånggå bedeutet: einen Kriegstanz aufführen. (Schröder, p. 113.)

Verzeichnis der für die Sprachvergleichung verwendeten Quellen.

van der Aa: „Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea" ('s-Gravenhage 1879).

Adriani: „De Talen der To Boengkoe en To Mori" in „Mededel. v. w. h. Nederl. Zendelingsgen." (1900), XLIV, 249 ff.

Adriani: „Sangireesche Spraakkunst" (Leiden 1893).

Adriani: „Sangireesche Teksten" ('s-Gravenhage 1894).

Adriani: „Een en Ander over het Talaoetsch" in „Verh. Bat. Genootsch. v. Kunst. en Wetensch." (Batavia 1911), deel LIX, eerste stuk.

Andrews: „A Dictionary of the Hawaiian Language" (Honolulu 1865).

van Baarda: „Woordenlijst. Galélareesch-Hollandsch" ('s-Gravenhage 1895).

van Baarda: „Het Lòda'sch," in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instituut" (1904) 7e volgr. II (317—493).

Baer: „Contribution à l'étude des langues des indigènes aux îles Philippines" in „Anthropos" (1907), II, 467 ff.

Bamler: „Bemerkungen zur Grammatik der Tamisprache", in „Zeitschr. f. afrik. u. ocean. Sprachen" (Berlin 1900), V, 198 ff.

Bingham: „A Gilbertese-English Dictionary" (Boston 1908).

Bink: „Lijstje etc. van Wandammen" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." (Batavia 1890), XXXIV, 62 ff.

Biró: „Beschreibender Catalog" (Astrolabe-Bai), (Budapest 1901).

Blumentritt: „Verzeichnis philippinischer Sachwörter aus dem Gebiete der Ethnographie und Zoologie" (Berlin 1899).

Boot: „Korte Schets der Noord-Kust van Ceram", „Tijdschr. Koninkl. Nederl. Aaardrijksk. Genootsch." (Leiden 1893), Tweede ser., deel X, p. 650 ff., 885 ff., 1163 ff.

Brandes: „Bijdrage tot de vergelijkende Klankleer der Westersche Afdeeling van de Maleisch-Polynesische Taalfamilie", Academisch Proefschrift (Utrecht 1884).

Brandstetter: „Tagalen und Madagassen" (Luzern 1902).

Brandstetter: „Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malaio-polynesischen Sprachen" (Luzern 1906).

Brandstetter: „Mata-Hari" (Luzern 1908).

Brandstetter: „Wurzel und Wort in den Indonesischen Sprachen" (Luzern 1910).

Brandstetter: „Sprachvergleichendes Charakterbild eines Indonesischen Idiomes" (Luzern 1911).

Brown: „Melanesians and Polynesians" (London 1910).

Brumund: „Proeve over de Aroe-Taal" in „Tijdschr. v. Nederl. Indië", 6e jaarg., 2e stuk, p. 321 ff. (Batavia 1844).

Burney: „A Chronological History of the Discoveries in the South Sea" Bd. I und II (London 1803—1806).

Buschmann: „Aperçu de la Langue des Iles Marquises et de la Langue Taïtienne" (Berlin 1843).

Calon: „Woordenlijstje van het Dialect van Sikka" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXIII, 501 ff., XXXIV, 283 ff.

Calon: „Bijdrage tot de Kennis van het Dialekt van Sikka" in „Verh. Batav. Genootsch.", deel L, p. 1 ff.

Christian: „The Caroline Islands" (London 1899).

Churchill: „The Polynesian Wanderings" (Washington 1911).

de Clercq: „Het Maleisch der Molukken" (Batavia 1876).

de Clercq: „Het gebied der Kalana fat of vier Radja's in Westelijk Nieuw-Guinea" in „De Indische Gids", Jaarg. XI, deel II, p. 1297 ff. (Leiden 1889).

de Clercq: „Bijdragen tot de Kennis van de Residentie Ternate" (Leiden 1890).

de Clercq: „De West- en Noordkust van Nederlandsch-Nieuw-Guinea" in „Tijdschr. Nederl. Aardrijksk. Genootsch." (1893), Rks. 2, deel X, p. 151 ff.

de Clercq: „Nieuw Plantkundig Woordenboek voor Nederlandsch Indië" (Amsterdam 1909).

Codrington: „The Melanesian Languages" (Oxford 1885).

Codrington: „The Melanesians" (Oxford 1891).

Coolsma: „Soendaneesch-Hollandsch Woordenboek" (Leiden s. D.)

Costantini: „Theoretisch-praktischer Lehrgang der Neu-Pommerschen Sprache" (Berlin 1907).

van der Crab: „De Moluksche Eilanden" (Batavia 1862).

[Davies]: „A Tahitian and English Dictionary" (Tahiti 1851).

Dempwolff: „Beiträge zur Kenntnis der Sprachen von Deutsch-Neuguinea" in „Mitt. Seminar f. Oriental. Sprachen" (Berlin 1905), VIII, 182 ff.

„Dictionnaire Latin-Uvea" (Paris 1886).

„Dictionnaire Toga-Français" (Paris 1890).

Dumont d'Urville: „Voyage de Découvertes de l'Astrolabe", Philologie, vol. II (Paris 1884).

van Eck: „Eerste Proeve van een Balineesch-Hollandsch Woordenboek" (Utrecht 1876).

van Ekris: „Woordenlijst van eenige Dialecten der Landtaal op de Ambonsche Eilanden" in „Med. Nederl. Zendelingsg." VIII, 61 ff., 301 ff. (1864); IX, 109 ff.; 204: (1865).

Ellis: „Narrative of a Tour through Hawaii" (London 1828).

Erdland: „Wörterbuch und Grammatik der Marshall-Sprache" (Berlin 1906).

Erdweg: „Ein Besuch bei den Varópu" im „Globus" (1901), LXXIX, 101 ff.

„Essai de Grammaire de la Langue des Iles Gambier ou Mangaréva" (Paris 1908).

Forbes: „A Naturalist's Wanderings in the Eastern Archipelago" (London 1885).

Fornander: „An Account of the Polynesian Race" (London 1878—1885).

v. d. Gabelentz u. Meyer: „Beiträge zur Kenntnis der Melanesischen, Mikronesischen und Papuanischen Sprachen" (Leipzig 1882).

Galvão: „The Discoveries of the New World" (London 1862, Hakluyt Soc.).

Gardiner: „The Natives of Rotuma", in „Journ. Anthrop. Inst." (1898), XXVII, 396 ff, 457 ff.

Gatschet: „Wörterverzeichniss eines Viti-Dialectes" in „Zeitschr. f. Ethnol." (1882), p. 263 ff.

„The Voyage of Captain Felipe Gonzalez etc. to Easter Island in 1770—1" (Cambridge 1908).

Goudswaard: „De Papoewa's van de Geelvinksbaai" (Schiedam 1863).

Grézel: „Dictionnaire Futunien-Français" (Paris 1878).

Grube: „Ein Beitrag zur Kenntniss der Kai-Dialekte" in „Zeitschr. f. afrik. u. oceanisch. Sprachen" (Berlin 1895), I, 83 ff.; 118 ff.

Guppy: „The Solomon Islands and their Natives" (London 1887).

Hagen: „Unter den Papua's" (Wiesbaden 1899).

Hahl: „Ein Beitrag zur Kenntnis der Umgangssprache von Ponape" in „Mittl. Seminar f. Orient. Spr." (1904), VII, p. 1—30. (Mit Beiträgen von Girschner.)

Hambruch: „Wuvulu und Aua" (Hamburg 1908).

J. L. van Hasselt: „Hollandsch-Noefoorsch en Noefoorsch-Hollandsch Woordenboek" (Utrecht 1876).

J. L. van Hasselt: „Noefoorsch-Hollandsch Woordenboek", 2[de] uitgaaf (Utrecht 1893),

F. J. F. van Hasselt: „Nog iets over Vermonde Taal in het Nufoorsch" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." (Batavia 1902), XLV, 557 ff.

F. J. F. van Hasselt: „Nufoorsche Fabelen en Vertellingen" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", volgr. 7, deel VII, 477 ff.

F. J. F. van Hasselt: „Spraakkunst der Nufoorsche Taal" (Den Haag 1905).

Hazlewood: „A Fijian and English and an English and Fijian Dictionary", 2[nd] edit. (London s. D.)

Hendriks: „Het Burusch van Màsàreté" ('s-Gravenhage 1897).

van Hoëvell: „Iets over de Fijf voornaamste Dialecten der Ambonsche Landtaal" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instit." Rks. 4, deel I, p. 1 ff.

Hueting: „Tobèloreesch-Hollandsch Woordenboek" ('s-Gravenhage 1908).

Hueting: „Iets over de »Ternataansch-Halmahèrasche« Taalgroep" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", volgr. 7, deel VI, p. 370 ff.

Jansen: „Vergelijkende Woordenlijst van Talen en Dialekten in de Residentie Menado" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", IV, N. S. I, 5, p. 521 ff (1855).

Jellesma: „Bijdragen tot de Kennis van het Tompakewasch" in „Verh. v. h. Batav. Genootsch." (Batavia 1892), deel XLVII, 1. stuk.

Jellesma: „Woordenlijst van de Taal der Alfoeren op het Eiland Boeroe" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXI, 295 ff.

Jonker: „Bimaneesch-Hollandsch Woordenboek" (Batavia 1893).

Juynboll: „Kawi-Balineesch-Nederlandsch Glossarium" ('s-Gravenhage 1902).

Kern: „Klankverwisseling in de Maleisch-Polynesische Talen" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instit.", 5[e] volgr. II, 333 ff.; 560 ff.

Kern: „Over de Verhouding van het Mafoorsch tot de Maleisch-Polynesische Talen" in „Actes 6[ème] Congrès Intern. Orientalistes" (1883), IV, p. 215 ff.

Kern: „Taalkundige Gegevens ter Bepaling van het Stamland der Maleisch-Polynesischen Volken" in „Versl. en Mededeel. der Koninkl. Akad. v. Wetensch.". Afd. Letterkunde, Rks. 3, VI, 270 ff.

Kern: „De Fidjitaal" (Amsterdam 1886).

Kern: „Rottineesch-Maleische Woordenlijst", in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instit.", 5 volgr., deel V, p. 1 ff.

Kern: „Sawuneesche Bijdragen" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst." 5[e] volgr., deel VII, 157 ff.

Kern: „Over de Taal der Philippijnsche Negrito's" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", 4 volgr., VI, 243 ff.

Kern: „Over de Taal der Jotafa's aan de Humboldtbaai" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", Rks. 6, VII, 139 ff. (1900).

Kern: „Taalvergelijkende Verhandeling over het Aneityumsch" (Amsterdam 1906).

Kleian: „Lijst van Woorden in het Maleisch, Hollandsch, Rottineesch en Timoreesch" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXVII, 209 ff.

Klinkert: „Nieuw Nederlandsch-Maleisch Woordenboek", 2[de] druk (Leiden 1901).

Seijne Kok: „Het Halifoersch" in „Verh. Batav. Genootschap", deel LVI, 4[e] stuk. (Batavia 1906).

Koorders: „Plantkundig Woordenboek voor de Boomen van Java" (Batavia 1894).

Krämer: „Vuvulu und Aua" in „Globus" (1908), XCIII, 254 ff.

Krueger-Kelmar: „Beiträge zur vergleichenden Ethnologie und Anthropologie der Neuholländer, Polynesier und Melanesier" (Göttingen 1905).

Kruyt: „Woordenlijst van de Bareë-Taal" ('s-Gravenhage 1894).

Kruyt: „De Adoptie etc. bij de Toradja's van Midden-Celebes" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", deel XLI, 80 ff.

Kubary: „Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels" (Leiden 1889).

Labillardière: „Relation du Voyage à la Recherche de La Pérouse" (Paris, An VIII).

Lawes: „Grammar and Vocabulary of Language spoken by Motu Tribe", 3[d] edit. (Sydney 1896).

Le Cocq d'Armandville: „Vergelijkende Woordenlijst in het Hollandsch, Ceramsch en Alfoersch (Bonfia)" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." (1901), XLIII, 349 ff.

Leemker: „Woordenlijstje van de Soloreesche Taal" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", deel XXXVI, p. 421 ff.

„Lettres Édifiantes et Curieuses" (Lyon 1819).

Levêque: „Vocabulaire Arorai (Iles Gilbert)".

Lewin: „Ueber Areca Catechu, Chavica Betle und das Betelkauen" (Stuttgart 1889).

Macdonald: „South Sea Languages", vol. II (Melbourne 1891).

Macdonald: „The Oceanic Languages" (London 1907).

Mariner: „An Account of the Natives of the Tonga Islands", vol. II (London 1817).

Marre: „Aperçu Philologique sur les Affinités de la Langue Malgache etc." (Leiden 1884).

Marre: „Madagascar et les Philippines" in „Atti R. Academ. delle Scienze di Torino", vol. XXXVI (1900).

Matthes: „Makassaarsch-Hollandsch Woordenboek" (Amsterdam 1859).

Matthes: „Boegineesch-Hollandsch Woordenboek" (Amsterdam 1874).

A. B. Meyer: „Über die Namen Papúa, Dajak und Alfuren" (Wien 1882).

A. B. Meyer: „Die Papuasprache in Niederländisch-Neuguinea" in „Globus", XCIV, 189 ff (1908).

O. Meyer: „Die Schiffahrt bei den Bewohnern von Vuatom", im „Baessler Archiv" (1911), I, 257 ff.

Middendorf: „Das Muchik oder die Chimu-Sprache" (Leipzig 1892).

Miklucho-Maclay: „Verzeichniss einiger Worte der Dialekte der Papuas der Küste Papua-Kowiay" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." (1876), XXIII, 372 ff.

Modera: „Verhaal van eene Reize naar en langs de Zuid-Westkust van Nieuw-Guinea" (Haarlem 1830).

de Morga: „Sucesos de las Islas Filipinas", edic. Retana (Madrid 1910).

Mosblech: „Vocabulaire Océanien-Français et Français-Océanien" (Paris 1843).

Moseley: „On the Inhabitants of the Admiralty Islands" in „Journ. Anthrop. Inst.", vol. VI, 379 ff. (London 1877).

Sal. Müller: „Reizen en Onderzoekingen in den Indischen Archipel" (Amsterdam 1857).

Newell: „English and Samoan Vocabulary", 4th edit. (Malua 1905).

Niemann: „Mededeelingen omtrent de Alfoersche Taal van Noord-Oost Celebes" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Instit.", 3e volgr., IV, 205, 399; V, 69, 195.

Niemann: „Bijdrage tot de Kennis der Verhouding van het Tjam tot de Talen van Indonesie" in „Bijdr. Koninkl. Inst.", Rks. 5, VI, 27 ff.

Noceda y Sanlucar: „Vocabulario de la Lengua Tagala" (Manila 1860).

Parkinson: „Dreißig Jahre in der Südsee" (Stuttgart 1907).

Pigafetta in Ramusio: „Delle Navigationi et Viaggi Raccolta", vol. I, fol. 352 ff. (Venetia 1563).

Pleyte: „A Vocabulary of Ulia" in „Journ. Anthrop. Instit." (1890), XIX, 494 ff.

Pöch: „Reisen an der Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland" in „Globus", Bd. XCIII, 139 ff. (1908).

Pos: „Soembaneesche Woordenlijst" in „Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", Rks. 6, deel IX, 184 ff. (1901).

Quatrefages: „Les Polynésiens et leurs Migrations" (Paris s. d.)

S. H. Ray: „A Comparative Vocabulary of the Dialects of British New Guinea" (London 1895).

S. H. Ray: „Vocabulary of the Tangoa Dialect. Espiritu Santo. New Hebrides" (1892).

S. H. Ray: „Mittheilungen über drei Dialekte der Salomon-Inseln" in „Zeitschr. f. afrik. u. oceanische Spr." (1896), II, 54 ff.

Retana: „Archivo del Bibliófilo Filipino", vol. I und II (Madrid 1895, 1896).

Ribbe: „Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomon-Inseln" (Dresden 1903).

Riedel: „Bijdrage tot de Kennis der Talen en Dialekten etc. of Noord- en Midden-Celebes" in „Verh. Batav. Gen." XXXIII, 1 ff. (1868).

Rinnooy: „Maleisch-Kissersche Woordenlijst", uitgeg. d. J. Brandes, in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXI, 149 ff.

Roo van Alderwerelt: „Soembaneesch-Hollandsche Woordenlijst" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXIV, 234 ff.

v. Rosenberg: „Reis naar de Zuidoostereilanden" ('s-Gravenhage 1867).

v. Rosenberg: „Reistochten naar de Geelvinkbaai op Nieuw-Guinea" ('s-Gravenhage 1875).

v. Rosenberg: „Der Malayische Archipel" (Leipzig 1878).

Rumphius: „De Ambonsche Historie" ('s-Gravenhage 1910).

Schellong: „Die Jabim-Sprache" (Leipzig 1890).

Schwarz: „Tontemboansch - Nederlandsch Woordenboek" (Leiden 1908).

Seemann: „Viti: An Account of the Government Mission to the Vitian or Fijian Islands" (Cambridge 1862).

Semper: „Die Palau-Inseln im Stillen Ocean" (Leipzig 1873).

Semper im „Corresp.-Blatt d. deutsch. Gesell. f. Anthrop." Jan. 1871.

Shellabear: „A Malay-English Vocabulary" (Singapore 1902).

Percy Smith: „Hawaiki", 3d edit. (Wellington, N. Z, 1910).

Stephan: „Beiträge zur Psychologie der Bewohner von Neu-Pommern" in „Globus" (1905), LXXXVIII, 205 ff., 216 ff.

Stephan: „Südseekunst" (Berlin 1907).

Stephan und Graebner: „Neu-Mecklenburg" (Berlin 1907).

Swettenham: „Vocabulary of the English and Malay Languages", vol. II, Malay-English. (Singapore 1908.)

„Te Bibilia Tapu Ra" (Rarotonga-Bibel), 2. edit. (Lonedona 1855).

Teijsmann: „Verslag eener Reis naar Nieuw Guinea" in „Natuurk. Tijdschr. v. Nederl.-Indië", XL, 193 ff.

Thilenius: „Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien" (Halle 1902—1903).

Thomson: „British New Guinea" (London 1892).

Tregear: „The Maori-Polynesian Comparative Dictionary" (Wellington, N. Z., 1891).

Verguet: „Arossi ou San-Christoval" in „Revue d'Ethnographie", IV, 193 ff. (Paris 1885).

Vetter: „Einige Erzählungen usw." in „Zeitschr. f. afrik. u. ocean. Sprachen", II, 220 ff. (1896).

Violette: „Dictionnaire Samoa-Français-Anglais et Français-Samoa-Anglais" (Paris 1879).

„Vocabulaire de la Langue de Wagap", in „Actes de la Société Philologique" (Paris 1892), XXI, p. 1 ff.

Vorderman: „Sasaksche Woordenlijst" in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXVIII, p. 404 ff.

Vorderman: „Het Journaal van Albert Colfs" (Batavia 1888).

Wallace: „The Malay Archipelago", 3d edit. (London and New York 1872).

Wilken: „Iets over de Papoewas van de Geelvinksbaai" in „Bijdr. v. het Koninkl. Inst.", 5. volgr., II, 605 ff.

Wilken: „Bijdrage tot de Kennis der Alfoeren van het Eiland Boeroe", in „Verh. v. h. Batav. Genootsch." (Batavia 1875), XXXVIII, p. 1 ff.

Williams: „A Dictionary of the New Zealand Language" 2d edit. (London 1852).

Williams: „A Narrative of Missionary Enterprises" (London 1837).

Werner: „Im westlichen Finisterregebirge und an der Nordküste von Deutsch-Neuguinea" in „Peterm. Mittl." (1909), Bd. 55, p. 73 ff.; 107 ff.

Wijngaarden: „Sawuneesche Woordenlijst" ('s-Gravenhage 1896).

Zöller: „Deutsch-Neuguinea" (Stuttgart und Berlin 1891).

Zollinger: „Verslag van eene Reis naar Bima en Soembawa", in „Verh. v. h. Batav. Genootsch." (Batavia 1850), XXIII, p. 1 ff.

Ein Beitrag zur Kenntnis der malaio-polynesischen Schiffahrt, vornehmlich innerhalb der deutschen Schutzgebiete.

Der Reisende, der, von Europa kommend, sich auf dem großen Schiffahrtswege der ostasiatischen Inselwelt nähert, sieht die ersten Auslegerboote in Colombo, Ceylon. Hier, wie auf den Andamanen und Nikobaren, ist das Auslegerboot unter der einheimischen Bevölkerung noch in voller Herrschaft. Aber weiter im Osten, auf der Malaiischen Halbinsel, in der Singapore-, Banka- und Biliton-Gegend, an den Küsten Javas, ist der Ausleger so gut wie verschwunden. An der Nordküste von Java, zwischen Pekalongan und Tegal, beobachtete und zählte ich in hinreichender Nähe 67 Fischerboote, aber keines von ihnen hatte einen Ausleger. Erst in Buleleng, Insel Bali, traf ich wieder Auslegerboote, aber hier gleich in zwei verschiedenen Formen.

Beide sind Doppelausleger, aber während die erste, leichtere Form die beiden Ausleger einfach unter den Enden der durchgehenden Auslegerstangen gebunden trägt (Fig. 1), zeigt die zweite, schwerere Form ein Zwischenstück, das sĕdĕ́k. Dieses



Fig. 1. **Auslegergeschirr von Bali.**

ist unter die Enden der auch hier durchgehenden Auslegerstangen gebunden und mit seiner Spitze in den Auslegerbalken hineingesteckt. Eine an letzterem und an einem Knopf der Auslegerstange befestigte Schnur verhindert ein mögliches Abrutschen des Auslegerbalkens (Fig. 2).

Fig. 2. **Auslegergeschirr von Bali.**

Es heißen im Bali (festgestellt in Buleleng):

dyụ́kŭṅ, sắmpăn, mal.	Auslegerboot
kătẹ́r oder kătị́r	Auslegerbalken
brăyŭṅắn	(2) Auslegerstangen
sĕdĕ́k	Verbindungsstück zwischen kătẹ́r und brăyŭṅắn
sụmpẹ́	Band (Art Rohr oder Liane) zum Befestigen
dịăpắn	Vorsteven
dịdụrị́	Achtersteven
o̱lắ	Pagaje.

In Makassar, Celebes, habe ich bei einem zweimaligen kurzen Aufenthalt kein Auslegerboot, lẹpălẹpă, zu sehen bekommen. Nach Modellen im Museum zu Weltevreden hatten oder haben auch sie Doppelausleger. Auch in Bugi heißt ein solches Boot lẹpălẹpă (M a t t h e s: „Boegi", p. 544).

In Buton sah ich drei Arten von Fahrzeugen: einmal Boote ohne Ausleger und dann Auslegerboote mit Doppelausleger von zweifacher Befestigungsform. Die erste ist die Molukken-Form mit einem aus drei verbundenen Bambusrohren bestehenden Auslegerbalken. Auslegerstangen gewöhnlich drei (Fig. 3). Die zweite Form erinnert

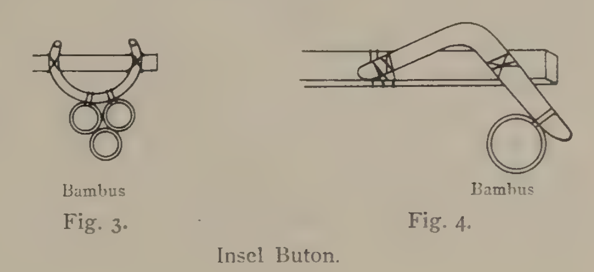


Fig. 3. Fig. 4.

Insel Buton.

an die von Halmaheira (Fig. 4). Es mag an dieser Stelle bemerkt sein, daß Boote mit Doppelausleger bereits an der Suaheli-Küste, Ost-Afrika, vorkommen.

Auf Banda und Amboina sind in der Hauptsache drei Arten von Eingeborenen-Fahrzeugen vorhanden: das Plankenboot, das Auslegerboot und der Einbaum. Die schönen großen Plankenboote werden vornehmlich auf den Kei-Inseln hergestellt, worüber wir durch W a l l a c e (p. 419 bis 421) und L a n g e n („Die Key- oder Kii-Inseln" [Wien 1902], p. 43 ff.) einige Nachricht haben. Ihren Namen ŏrĕmbắĭ oder ŏrĕmbắĭ, auch wohl

öräñbāĭ oder öräñbāĭk ausgesprochen, haben diese Boote aber nicht von den Kei-Inseln mitgebracht. Er hängt vielmehr mit dem malaiischen rĕmbaja zusammen, (de Clercq: „Het Maleisch", p. 41 II), während die Kei-Inseln nichts Ähnliches haben. Sonst findet sich in der Ambon schen „Landtaal" noch: arobail, arubai, arubaillo, arumbai (v. Hoëvell: p. 54). Als arumbae findet er sich auch auf Gèsir (Riedel: „Sluïk- en Kroesh.", p. 479, Tafel XIX).

Die besten örĕmbāĭ habe ich auf Banda Neira gesehen. Die Vorsteven sind, von der Seite gesehen, breit und niedriger als die Achtersteven; letztere sind schlanker und erheblich höher. Sie haben durch diese beiden Formen große Ähnlichkeit mit den Auslegerbooten der Cook-Inseln. Die Kanu-Form von Atiu, Mitiaro und Mauki könnte sich sehr gut aus einem solchen Boot entwickelt haben. Der Unterschied im Baumaterial und in der Technik, der Unterschied im Bootstyp — hier Plankenboot, dort Kanu mit Ausleger — muß dabei abgezogen werden.

Die Ambon- und Banda-Orembai sind in der Hauptsache mit den Hilfsmitteln der europäischen Kultur hergestellt, mit eisernen Werkzeugen erbaut, mit bunten Ölfarben bestrichen. Diese Boote lassen nur noch in der allgemeinen äußeren Form den indonesischen Urtyp erkennen. Dieser ist aber auch noch unter dem Besitz der Fischereibevölkerung vorhanden und zeigt hier in seiner Form und Konstruktion den Buka-Mon. Die Rundhölzer an Stelle von Spanten, ihre Befestigung vermittelst von stehengebliebenen durchlöcherten Leistchen (panatí), die Konstruktionsweise — erst Aufeinandernähen der Plankenwände, dann Einsetzen der Rundholz-Spanten —, die Bambuslängsstangen unten im Boot, die Pagajer-Sitze, Steuermannssitz und die hohen Steven, alles erinnert lebhaft an den Buka-Mon. Die Bambusstangen am Boden des örĕmbāĭ gehen gewöhnlich nicht ganz durch die ganze Schiffslänge hindurch; einige hören auf, andere werden dadurch verlängert, daß ein dünnes Stück in den hohlen Endteil eines dickeren eingeführt wird.

Auf die Art der Technik bei der Konstruktion muß ganz besonderer Wert gelegt werden. Beim Bauen der orembai-artigen Fahrzeuge geht man in den Molukken — im Gegensatz zu dem Verfahren unserer Schiffszimmerleute — genau so zu Werk, wie in Süd-Neu-Mecklenburg und in den Salomonen beim Mon-Bau: erst werden die Planken vom Kiel aus aufgeführt und dann das Gerippe, die Spanten, in die fertig stehende Haut hineingesetzt (s. a. C. M. Pleyte, in „Tijdschr. Kon. Nederl. Aardrijksk. Gen." [1893], 2. serie, X, 582—83).

Die Auslegerboote bestehen aus einfachen Einbäumen mit mäßig spitzen, annähernd einander gleichen Vor- und Achtersteven. Zuweilen haben sie Stevenaufsatz, in Banda vielfach Plankenerhöhung der Seitenwände, in Ambon aber höchstens eine Bambus-Bordleiste. Wenn die Auslegerboote von Banda die hohen Schnäbel der örĕmbāĭ als Stevenaufsätze haben, dann erinnern auch sie in ihrer

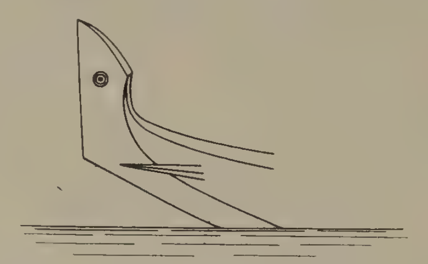


Fig. 5. **Vorsteven,** Orembai; Banda.

Figur an die Auslegerboote der Cook-Inseln, nur daß hier ja die Vorsteven niedrig sind, etwa die Form der Vorsteven der örĕmbāĭ haben. Alle Auslegerboote haben zwei Auslegerbalken, die sich an den Enden von je zwei quer über das Boot gelegten Auslegerstangen befinden. Die Verbindung zwi-

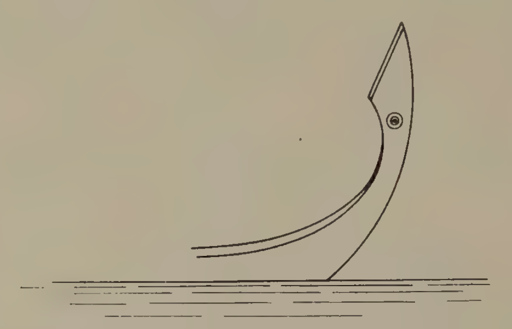


Fig. 6. **Achtersteven** (in etwas verjüngtem Maßstabe). Banda.

schen Auslegerstangen und Balken findet in den Molukken durch rund gebogene, daumendicke Rottang-Stücke (Kletterpalme) statt, die durch gesplißte Liane oder dünnen Rottang, Kokos- oder Arenga-Schnur befestigt werden. Diese Verbindung durch solche gebogenen Zwischenstücke (Fig. 7, 7a und b) ist die charakteristische Molukken-Verbindung, die wir in West-Neu-Pommern bis zu den Nakanai wiederfinden werden. Auf Ambon ist dieses Rottangstück gewöhnlich ganz rundgebogen und an den Enden zusammengebunden, auf Banda hat es meistens die Form der arabischen Zahl 6.

Die Auslegerbalken bestehen in Banda aus Bambusrohr, in Ambon aus einer oder zwei nebeneinander gelegten Latten gabbagabba (Sagopalmen-Blattrippen, Latten oder Stiele). Beide Arten sind vorn schlittenkufenförmig nach oben gebogen. Die Molukken-Auslegerboote besitzen also ausgesprochene Vor- und Achtersteven. Die hintere Auslegerstange ist gewöhnlich ganz nahe am hinteren

Ende des Auslegerbalkens befestigt, das vordere Ende des letzteren steht jedoch ein erhebliches Stück nach vorn über die vordere Auslegerstange heraus. Diese Anordnung stimmt vollständig mit Tahiti, zum Teil mit den Admiralitäts-Inseln überein.

Die quer über den Rand des Bootes gelegten beiden Auslegerstangen sind aus leichtem Holz her-

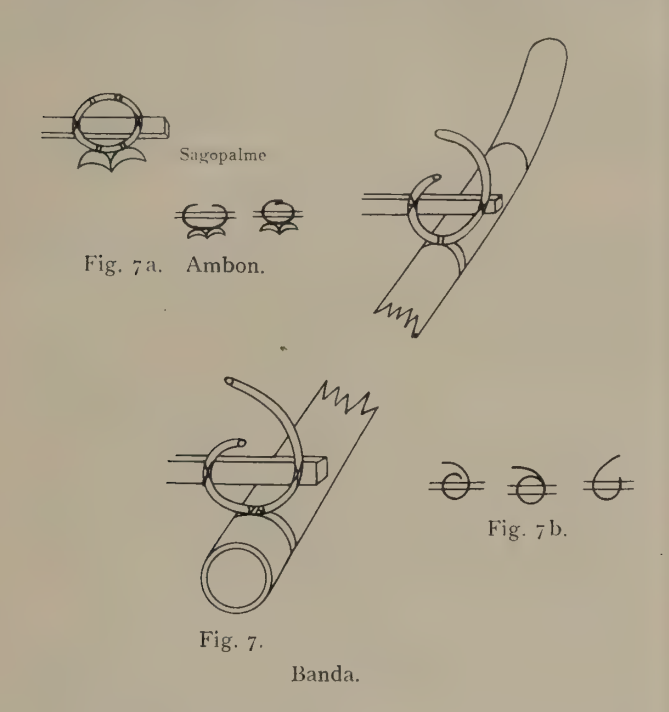


Fig. 7a. Ambon.

Fig. 7b.

Fig. 7. Banda.

gestellt und haben zuweilen unter sich, als Strebe zwischen den Einbaumwänden, eine Verstärkung, mit der sie durch Verschnürung mit Arenga-Schnur verbunden sind. Diese Streben und auch die Stangen selbst sind dann noch vermittels Rottang- oder Arenga-Schlingen an stehengebliebenen Leisten (patnatí) der Kiel- und Seitenplanken befestigt, durch deren Ösen die Schlingen gezogen sind. Für diese kleinen durchlöcherten Ösenleisten habe ich in den Molukken und auch sonst verschiedentlich keinen Namen finden können; ich nenne sie daher mit dem melanesischen Wort patnatí. Sie befinden sich in ähnlicher Form und zu demselben Zweck an den Booten der Wikinger und den Mons der Salomonier.

Fig. 8. **Gabel.** Banda.

An den Auslegerstangen sind zuweilen noch Astgabeln angebunden zum Auflegen von Fischspeer, Staken oder Pagaje mit Krückengriff. Sie entsprechen ähnlichen Vorrichtungen in Nord-Neu-Guinea und über die ganze Südsee hin.

Ursprünglich, und bei den primitiven Fischern von Banda und Ambon noch heute, sind alle Boots- und Auslegerteile zusammengenäht und -gebunden gewesen.

Die üblichsten Namen für Auslegerboot in Banda, Ambon und Nachbarschaft sind prāū (prắhū) und hắkä; aber auch tala, tálalo, talo, alal, sapu und sapou sind in der Landtaal von Ambon und den Uliassers zu finden (v. Ekris, p. 119; v. Hoëvell: „Landtaal", p. 50, 97, 104).

Außerdem gibt es auf Banda und Ambon noch eine dritte Art von Fahrzeugen, ganz rohe, zum Teil trogartige Einbäume, die kṓlękṓlę heißen, die aber auch den stolzen Namen prāū erhalten, wenn ihnen ein plumper Doppelausleger zugefügt wird.

Kölękṓ!ę ist offenbar dasselbe Wort wie kṓrä-kṓrä; ob dieses aber vom portugiesischen carraca herkommt, wie Veth in einer gelehrten Untersuchung beweisen will, ist immerhin anzuzweifeln. Denn kólĕk ist ein kleines Fischerboot der Malaiischen Halbinsel, so daß korokora=kolekole=kolek auch auf ein Eingeborenenwort zurückzuführen wäre.[1])

Die Korra-Korra ist ein Fahrzeug von der Konstruktion eines großen Orembai, aber mit Doppelausleger versehen. Die ersten und besten Nachrichten und Abbildungen von diesen Fahrzeugen hat der vortreffliche Forrest gegeben. Ich selbst habe eine Korra-Korra in der Galewo-Straße gesehen. Sie sind in der Geschichte der Molukken und von West-Neu-Guinea besonders bekannt als Bestandteile der berüchtigten Hongi-Flotten. Der Name, der auch schon in Makassar als kôrra-kôrra feststeht und der in den ganzen Molukken, in Halmaheira und West-Neu-Guinea geläufig ist, geht auch über dieses Gebiet hinaus und findet sich z. B. auch auf Flores.[2])

Abel Tasman, wahrscheinlich der erste

---

[1]) Veth: „Uit Oost en West" (Arnhem 1889), p. 277—280; — Shellabear, p. 60; — Swettenham, p. 66; — s. auch Kern: „Sawu", p. 532. — Im übrigen sagt de Morga, der bald nach der Eroberung der Philippinen durch die Spanier schrieb, daß bei den Tagalen caracoa ein einheimisches Wort von altersher sei: „Destos nauios, se vsa comunmente en todas las islas, desde su antiguedad, y de otros mayores, que llaman caracoas, y lapes y de tapaques" (de Morga: p. 46, 176, 494); — de Clercq: „Ternate", p. 264, tritt Veths Auffassung bei.

[2]) Über korra-korra siehe Rumphius: loc. cit. p. 38, 42, 47, 81, 93, 95, 99, 158, 159, 167, 226, 284, 288; er spricht von corcorren, corre corren, concorren, kleen corcorretje; es ist also in der Tat ganz offenbar kŏlĕkŏle. — Ferner Forrest: p. 23, 83; pl. 4, 5, 10, 12, 15: — Matthes: „Makassar", p. 43[1]; — v. Hoëvell: „Landtaal", p. 79; — Calon: „Sikka", p. 319. — Korkor haben wir noch auf Letti (Riedel, loc. cit., p. 484) und kole auf Bima (Jonker, p. 40). — Über Hongi-Züge siehe u. a. Rumphius, p. 95, 157; — v. Hoëvell: „Vocabularium van vreemde woorden voorkomende in het Ambonsch-Maleisch" (Dordrecht 1876), p. 13; — Baarda: „Galela", p. 132; — v. d. Aa: „Reizen", p. 255, 259, 277; — Wichmann: „Nova Guinea", I, 104—105.

Europäer, der eine Korra-Korra gesehen hatte, bevor ihm ein Südsee-Mon zu Gesicht kam, vergleicht die Mons von Süd-Neu-Mecklenburg mit einer „corre-corre" von Ternate.[3]) Der Vergleich ist vollkommen zutreffend. Als ich die ersten modern gebauten Orembais in Amboina sah, mußte ich sofort an die Salomonen-Mons denken, und als ich dann in Banda die primitiven Orembais der Fischer von Neira sah, konnte ich mich dem Eindruck nicht entziehen, daß beide im Grunde dieselben Fahrzeuge sind. Sie würden es auch nicht allein sein, die Ost-Indonesien unmittelbar mit den Salomonen in Verbindung bringen.

Auf Banda wie in Ambon benutzt man in der Hauptsache den Triangel-Mast mit viereckigem schräg gestelltem Segel. Ößfaß oder Wasserschöpfer bestehen aus dem konkaven Stück einer großen Seemuschel oder aus Palmblattscheiden, denen die polynesische Form des Ößfasses gegeben ist (Fig. 9).

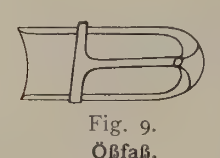


Fig. 9.
Ößfaß.
Ambon.

Die von mir auf Banda und Ambon gesammelten technischen Ausdrücke sind die folgenden:

Banda.

ŏrĕmbā̂ĩ — Plankenboot; Mon

gā̆dịṅ, Rundholz als Ersatz für Spanten (vielleicht sind die Ösenleisten, patnatí, in diesem Wort mit einbegriffen); gā̆dı̆ṅ ist in Menado auch das Holz der Murraya sumatrana Hook; dies kommt hier aber wohl kaum in Betracht.

kā̆răt, Sitzbank unten, in der Höhe der Naht zwischen erster und zweiter Planke von oben angebracht.

mā̆sbăṅ (mā̆slăn), Sitzbank oben, mit Bordleiste ausgeglichen. Dieses Wort mā̆sbăṅ sieht verdächtig aus; sollte es aus dem Portugiesischen stammen?

mā̆sbăṅ măndẹ̆rā — Steuermannssitz

pā̆păṅ — Planke

lụnā̆s / lụnā̆s ŏrĕmbā̂ĩ — Kiel des Orembai

lólŏṅ — Bambus-Längsstangen unten im Orembai

tā̆lị gămụ́tụ, Schnur aus Arenga saccharifera zum Zusammenbinden von Schiffsteilen

mụ́kă — Vorsteven

blā̆kăṅ — Achtersteven

sărụ́ị̄ / ịkăn sărụ́ị̄ — Fisch en relief zu beiden Seiten des mụ́kă

ŏrĕmbā̂ĩ bẹ́lăṅ, großer Orembai mit 18 Rudersitzen; sieht aus wie ein Kopfjäger-Mon der mittleren Salomonen und ähnlich einem Wikinger-Schiff.

[3]) Tasman's Journal, p. 44.

prāū (prạ́hu), Auslegerboot (mit 2 Auslegern), mit und ohne Plankenaufsatz, mit und ohne erhöhten Steven

sẹ́măṅ, Auslegerbalken (2) aus je einer glattgeschabten und vorn etwas nach oben gebogenen dünnen Bambusstange

ŭrā̆mŏṅ (ŏrā̆mŭṅ) — Auslegerstange

ŭṅgẹ́rụ (ŭṅgẹ̆rụ) — Molukken-Verbindung zwischen sẹ́măṅ und ŭrā̆mŏṅ

bā̆ntăl ŭrā̆mŏṅ — Strebe unmittelbar unter Auslegerstange

lŭmụlŭ́mụ — aufgesetzte Planke

lŏ́ṅăn — Seitenwand des Einbaums, der prāū

lăt — die Bordleiste

bụ́lụ sịgịsị́gị / bụ́lụ ăndā̆răt — die (abnehmbar) auf die lăt gelegten Bambusbordleisten

pā̆păn / pā̆păn sā̆ndăr — Sitzbrett

pă̆ṅkā̆ntsịn — Querstreben im Kanu (zugleich mit Leisten, patnatí)

pă̆ṅgā̆yŏṅ — Pagaje

sị́pụ kụ́lị, Schöpfer aus Muschelschale (d. i. das malaiische sị́pŭt kụ́lı̆t, Austernschale)

sănŭ́sŭṅ mụ́kă — Vorsteven

sănŭ́sŭṅ blā̆kăṅ — Achtersteven

kŏlẹ̆kŏ́lẹ — Einbaum

Es ist ersichtlich, daß diese Worte aus der Sprache der Fischer von Banda nahezu alle malaiisch oder malaiisiert sind. Die entsprechenden Ausdrücke aus der Sprache der alten Banda-Bewohner findet man vielleicht noch in einem einzigen Dorf der Kei-Inseln, deren Bewohner die Nachkommen ausgewanderter Banda-Leute sind.

Ambon.

ŏrĕmbā̆i / părụ́tụ — Orembai

nụ́năs — Kiel des Orembai

sẹ̆măgẹ̆rā — Verzierungen am Steven eines Orembai

prāū (prā̆hŭ) / hā̆kă — Auslegerboot, auch prā̆hŭ sẹ́măṅ

prā̆hŭ pā̆păn — Plankenboot mit Ausleger

prā̆hŭ bẹ́lăṅ — große Prau

sẹ́măṅ — Auslegerbalken

nā̆dyụ / nā̆dyŭn, nā̆dyŭṅ / ṅā̆dyụ-ṅā̆dyụ — Auslegerstangen

păgụpā̆gụ — Molukkenverbindung zwischen sẹ́măṅ und nā̆dyụ

sị́kụ-sị́kụ, Verbindungsholz im Halmaheira-Stil zwischen sẹ́măṅ und nā̆dyụ

tĭgịtĭgị — aufgesetzte Bambusbordleiste
rŏtăn — Rottang; Flagellaria indica L
tắlị gămụ́tụ — Arengaschnur
tịnópẹ, Querstreben im Boot, unter patnatí (für patnatí selbst kein Wort)
tắmpăt dụ́dụ / óhăn — Sitzbrett, Sitzbank
yăgăyắgă — Mast-, Segelhalter
ómăn-ómăn — Wasserloch im Boot
tĭmbăt, Wasserschöpfer, aus halber Kokosschale oder Baumrinde; in polynesischer Form
tĭmbăt rụ́ăn — das Sodwasser ausschöpfen
hălụ́ăn / ălụ́ăn / hălụ́ălăn — Vorsteven
kămụ́dị — Achtersteven (eigentlich Steuerruder)
păngắyụ — Pagaje
gắlă — Bambusstaken
kölẹkŏlẹ — plumper, trogartiger Einbaum

Es ist bekannt und auch aus den beiden kleinen Verzeichnissen ohne weiteres klar, daß in den Dialekten von Banda und Amboina mit Umgebung große Mengen malaiischer Bestandteile enthalten sind. Die alten, echten Alfuren-Bezeichnungen für Teile der Fahrzeuge und des Auslegergeschirrs dürften zum Teil nur bei der abgelegenen und wenig berührten Fischerbevölkerung von Ambon und Nachbarinseln erhältlich sein.

Während auf Banda und Ambon kaum eine andere Verbindung zwischen Auslegerbalken und -Stangen zu sehen ist, als die charakteristische runde Molukken-Verbindung, tritt schon nördlich Ceram, auf Ombi, die Halmaheira-Verbindung etwas mehr hervor, von der eine Abart schon in Buton auftrat und die gleich erläutert werden wird. Auf Batjan herrscht noch dasselbe Verhältnis: die Molukken-Verbindung überwiegt, von der Halmaheira-Verbindung sind nur wenige Exemplare zu sehen. Der Auslegerbalken besteht in Batjan fast immer aus einer Bambusstange, wie in Banda, nur ist zuweilen je eine zweite neben die erste gebunden.

Batjan.

Die in Batjan festgestellten technischen Ausdrücke sind folgende:

nyŏn — Auslegerboot
sọ́măn, Auslegerbalken (die Nasalierung der Endsilbe ăn ist häufig in der Umgangssprache der Molukken).
baĩrŭ́năn — die (zwei) Auslegerstangen
tụ́dătụ́dă — Molukken-Verbindung in der Form von Fig. 11 und 16
tăntĭ́năl — Querstreben im Kanu
pắpăn — aufgesetzte schmale Planke oder Bordleiste
tĭmpụtĭmpụ, Rottang- oder Lianenschlinge, um Querstreben und Auslegerstangen mit Hilfe der Ösenleisten (patnatí) zusammenzuhalten.
tămbụ́kụ — Ösenleiste (patnatí)
ịdyŭ́k — Kokosfaserschnur (zum Binden)
kắtọrẹ̆, Mastholz, zum Befestigen zweier Füße des Triangelmastes (Fig. 19).
pắmpăn — Mast-, Segelhalter (Fig. 10)
mắndă — Vorsteven
kămụ́dị — Achtersteven
mănănănắnă — Mitte des Fahrzeugs
bịrŏ́răn, abnehm- und zusammenrollbares Bambustrellis, als Matte über Mitte des Schiffshohlraums.
hịắn — Masttriangel
lọ́yă — Segel
bŏ́sẹ̆ — Pagaje
băbọ́sẹ̆ — pagajen.

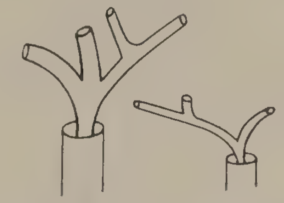


Fig. 10. **Unregelmäßiger Segelhalter von Batjan.**

Ternate.

Auch hier überwiegt bei weitem die Molukken-Verbindung in der Form der Fig. 11 und 16.

ŏtị oder ŏ́tị — das Auslegerboot
ŏ́tị mă-hẹ́ră — Ausleger-Einbaum (ohne jeden Plankenaufsatz)
ŏ́tị bắnkụ — ein größeres Boot
rörẹ́hẹ — große Prau
kăgụ́ngă — das große Boot des Sultans von Ternate
rụ́mbaĩ, Plankenboot (ohne Ausleger); hieraus ist das ŏrĕmbaĩ der Molukken entstanden.
rụ́mbaĩ sắyă — ein Rumbai mit eingeschnitzten Ornamenten
sắmă — Auslegerbalken
ṅădyụṅắdyụ — Auslegerstangen
pắgụ — Molukkenverbindung (Fig. 11)
lịmắrụ / mărụmắrụ — Ösenleisten (patnatí)
gĭlụ / lŏ́gị — auf lịmắrụ aufliegende Spantenrundhölzer (Fig. 12); auch Querstreben im Kanu heißen so.
gắndị, flach aufliegende Spantenrundhölzer in den Steven (nur bei Plankenprau und Rumbai).
hẹ́ră — der Kiel
gụmụ́tụ — Arengafaserschnur

hẹ́mă	die Ducht, Sitzbank
ŏ́tị mă-hẹ́mă ṅgărụ́ră, Auslegerboot mit sechs Duchten für die Pagajer	
dụ́sụ oder lụ́sụ	Längsstangen, unten im Boot
lụ́sụ mălắṅ	Querstangen, Streben innen
sắră	Mastholz für Triangelmast (Fig. 19)
yắrọ	Triangelmast
sị́dị	Segel
sắdu, Trellissitz aus Bambus, innen über der Mitte des Bootshohlraums.	
ŏ́tị măhẹ́mă (măhẹ́mă), Vorsteven	
ŏ́tị măsọ́ă (măsọ́ă)	mittschiffs
ŏ́tị măụ́dị (măụ́dị)	Achtersteven
sịbụ́ă	Sonnendach, Attapdach eines Boots
sắrị	Pagaje
ṅgŏṅgụ́dị	Steuerpagaje
hŏ́rụ	pagajen
bẹ́lŏ	Staken; Stange als Ankerstock
tắpụ	Holzanker
sịăsị́ă	Blattkorbschöpfer, aus einer Art Licuala

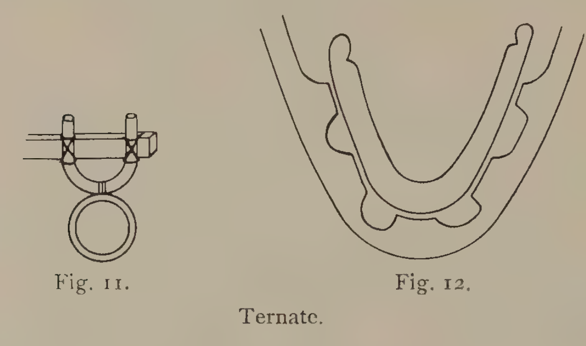


Fig. 11. Fig. 12.
Ternate.

Tobelo und Galela.

Charakteristisch für Halmaheira ist die Befestigung zwischen Auslegerbalken und Auslegerstangen durch ein Kniestück, das ich — wenn es auch schon mehr westlich in der Minahassa vor-

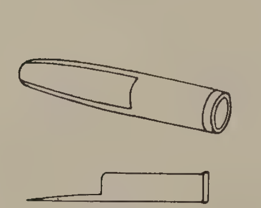


Fig. 13. **Bambus-Ößfaß.**

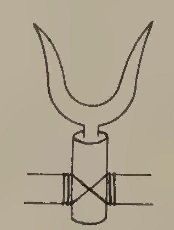


Fig. 14. **Gabel.**

Tobelo.

kommt (D u m o n t d' U r v i l l e : „L'Astrolabe", Atlas, pl. 192, 204) — als Halmaheira-Verbindung bezeichne. Zwar finden sich hin und wieder auch einige Molukken - Verbindungen, aber die Halmaheira-Befestigung überwiegt bei weitem. Wir finden sie in verschiedenen Varianten bis zur Nordküste von West-Neu-Guinea (Fig. 17, 22, 23, 27, 28, 29, 30).

Zu bemerken ist weiter, daß in Halmaheira die kleinen Leisten (patnatí) keine Ösenlöcher haben, sondern daß die Befestigung in folgender Weise geschieht: Querstreben liegen unter den vorsprin-

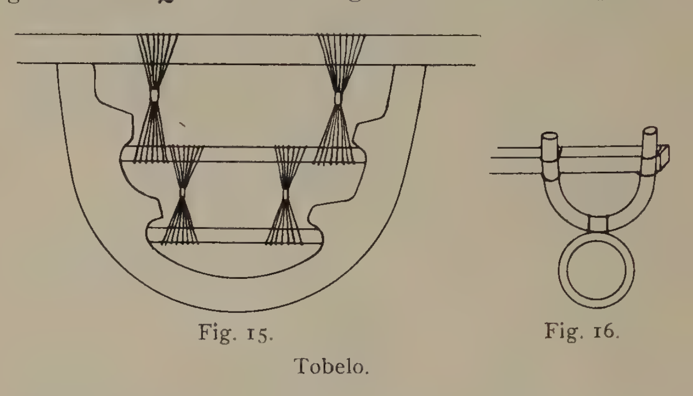


Fig. 15. Fig. 16.
Tobelo.

genden Leisten und halten durch festangezogene Schlingen von Arenga- oder Kokosfaser die dem Bordrand aufliegenden Teile des Auslegergeschirrs und sich untereinander fest (Fig. 15).

Zur Befestigung des Mast-Triangels dienen hier nicht wie anderwärts Masthölzer, auf deren nach seitwärts vorstehende Spitzen zwei durch-

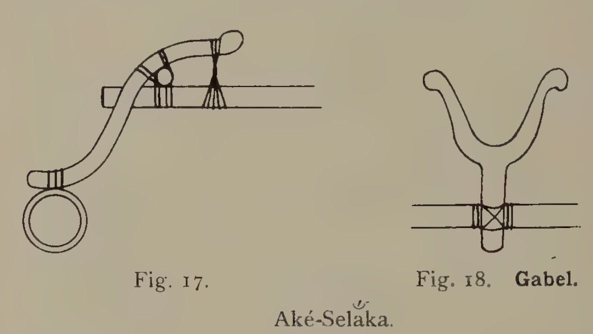


Fig. 17. Fig. 18. **Gabel.**
Aké-Selăka.

löcherte Füße des Triangels aufgesteckt werden (Fig. 19, 32), sondern Dorne, die an Querstreben festgebunden sind und auf welche je ein Fuß des Triangels aufgesteckt wird (Fig. 19a). Den in der Tat sehr praktischen Dreifuß- oder Triangel-Mast hat zuerst F o r r e s t gelobt (p. 9, 18). Die drei

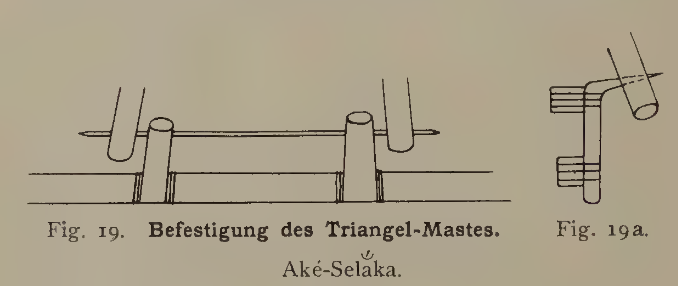


Fig. 19. **Befestigung des Triangel-Mastes.** Fig. 19a.
Aké-Selăka.

Bambusstöcke dieses sehr leichten Mastes sind oben scharnierartig nebeneinander so befestigt, daß nur die zur Aufnahme und Befestigung des Mastseils bestimmte Stange etwas mehr nach oben herausragt. Unten dagegen ist der mittlere Fuß der län-

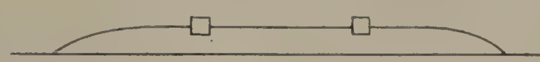


Fig. 20. **Aufgesetzte Planke mit eingelegten Auslegerstangen.** Aké-Selăka.

gere, der je nach Bedarf irgendwo gegengelehnt wird, während die anderen beiden auf das Mastholz oder die Dorne aufgesteckt oder vermittelst kleiner Schlingen aufgehängt werden (Fig. 32). Die Ausleger sind hier wie in Galela und Kau aus vorn leicht hochgebogenen Bambusstangen oder aus Holzlatten in der Schlittenkufenform hergestellt (Fig. 24). Die Gabeln zum Auflegen von Mast, Segel und Staken sind teils ein natürlicher Ast oder eine geschnitzte Gabel, die an einem Auslegerbalken festgebunden sind, teils auch Astgabeln, die in eine festgebundene Bambusröhre gesteckt sind (Fig. 10, 14, 18, 31). Die Pagajen haben hier, wie in der ganzen Gegend, Krückengriff. Der Wasserschöpfer besteht auf Halmaheira und Ternate aus einem aus Licuala-Blatt gefertigten eimerartigen Körbchen oder aus Bambusstücken, die in geeigneter Weise zurechtgeschnitten sind (Fig. 13). Holzanker mit eingebundenen Steinen zur Beschwerung sind überall in Galela und Tobelo im Gebrauch; Eisen findet bei ihnen noch keine Verwendung (Fig. 36).

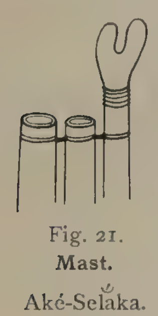


Fig. 21. **Mast.** Aké-Selăka.

Galela.

dẹrụ	Auslegerboot
sụ́mă	Auslegerbalken
sẹ́să	Auslegerstangen (zwei)
sĕkĕ (sĕkă)	Knie-(Halmaheira-)Verbindung
găgọ	Arengaschnur zum Binden
dụ́sụ	Längsstangen unten im Boot
tụ́dụ	Querstreben im Boot
märụmărụ	Leisten (patnatí)
tölätŏlă	aufgesetzte halbe Planke (siehe Fig. 20)
ịvị	Rottang zur Befestigung von Streben usw.
bọbĕṅă	Längsstangen unter und über Verbindungsknie (sĕkĕ)
sịdĕmätịtị	Mastholz zum Befestigen von zwei Füßen des Masttriangels

sără	Mast- und Segelhalter, Gabel
(mă) nọ̆nă	Vorsteven
(mă) dụdụ́rụ	Achtersteven
kẹmụ́dị	Steuerruder
sărị	Pagaje
hŏrụ	pagajen
sịdẹ́	Segel
tăpụ	Anker (mit Steinen belastet)
ăkịmă gụ̆gụ́ị	Bambusschöpfer.

Tobelo.

ṅgŏtịrị	Auslegerboot
rörẹ́ẹ	Plankenboot ohne Ausleger
lẹpălẹ́pă	Einbaum ohne Ausleger
hămănă	Auslegerbalken
dịădökü (dịădükü)	Auslegerstangen (zwei)
täịntẹ́nẹ	Halmaheira-Verbindung zwischen hămănă und dịă-dökü
lĕhă	Kiel, Einbaum
ịhăṅgă	aufgesetzte Planke
dọgăgă	die oberste, nicht ganz durchgehende Planke, in der die dịădökü ruhen (Fig. 20)
märụmărụ	Leisten (patnatí)
(mă) vătă	Querstreben unten im Einbaum
bụrịhị	Längsstangen unten im Einbaum
hämbărị	Längsstangen unter Knie von täịntẹ́nẹ und über dịădökü; bărö ist Hibiscus tiliaceus, aus dessen Holz Teile des leichten Auslegergeschirrs gemacht werden.
hără	Bänkchen mit Mastholz für zwei Beine des Triangels
kụdŏfü (kụdŏfö)	Arengaschnur
lĕbị	Segel- und Mastschnur aus Kokosfaser
bărụ	Kalfaterstoff
tọtăṅgọ	Mattenhaus mitten im ṅgŏtịrị
rịrịmị	Steuerruder
dịhịră / ṅgŏtịrị mă dịhịră	Vorsteven
dụ́rụ / ṅgtŏtịrị mă dụ́rụ	Achtersteven
görŏnă / ṅgŏtịrị mă görŏnă	Mitte des Bootes
lịăro	Mast-Triangel
hịdĕtẹ	Segel
dyăgădyăgă	Mast- und Segelhalter (Fig. 14)
hărịmị	die Pagaje
hö hărịmị	pagajen

tắpu̯	Holzanker
hi̯ähi̯ä	Licuala-Schöpfer
ti̯bä	Schöpfer aus Bambusrohr (Fig. 13).

An den übrigen von mir besuchten Plätzen von Halmaheira liegen die Verhältnisse ganz ähnlich wie in Galela und Tobelo. In Weeda-Bai, in Patani und in Buli besitzen die Boote zwei oder drei Auslegerstangen. Im ersteren Falle sind beide durch die knieförmige Halmaheira-Verbindung mit den Auslegerbalken verbunden, im zweiten Falle tritt eine Variante ein. Während die Längsstangen in den Kniekehlen der beiden Kniestücke nur gerade bis zu den beiden äußeren reicht, geht die äußere, über den Kniestücken liegende Längsstange über sie hinaus. Mit den Enden dieser Stange werden die beiden Enden des Auslegerbalkens durch eine Arenga- oder Rottang-Schlinge straff verbunden, während eine dritte solche Schlinge von dem Schnittpunkt dieser Längsstange und der mittleren Auslegerstange direkt zur Mitte des Auslegerbalkens führt. Diese mittlere Stange besitzt also kein Verbindungs-Kniestück, wie die beiden äußeren. Plankenaufsatz habe ich in diesen Orten nicht gesehen, jedoch hier und da eine aufgesetzte Gabbagabba-Bordleiste mittschiffs. Die Attap-Schutzhütte in der Mitte des Fahrzeugs ist auch nach den Seiten hin geschlossen, was mehr im Osten, an der Neu-Guinea-Küste, nicht der Fall ist. Die inneren Knieenden der Halmaheira-Verbindung sind durchweg

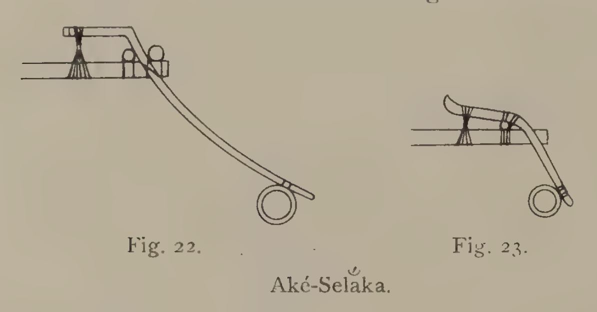


Fig. 22. Fig. 23.
Aké-Selắka.

schwebend (Fig. 22, 23, 27, 30), wenn auch vielfach die haltenden Rottang- oder Arenga-Schlingen nur sehr kurz sind; direkt an den Auslegerstangen angebunden, wie weiter im Osten, scheinen hier keine



Fig. 24. **Auslegerbalken.**
Galela.

zu sein. Hier, wie überall in diesen Gegenden, haben die Fahrzeuge entweder zwei Auslegerbalken oder gar keinen. In Weeda-Bei und Patani sind sie in der Hauptsache aus etwas hochgekrümmtem Bambus, in Buli wiegt der hölzerne, schlittenkufenförmige Auslegerbalken vor. Kein Boot hat mehr als drei Auslegerstangen. In Weeda-Bai und Patani habe ich keine gabelförmigen Mast- und Segelhalter bemerkt, wohl aber in Buli (Fig. 31). Der Triangel-Mast ist vorhanden, die Pagajen haben Krückengriff, zum Teil hübsch geschnitzt (Fig. 26). Sie

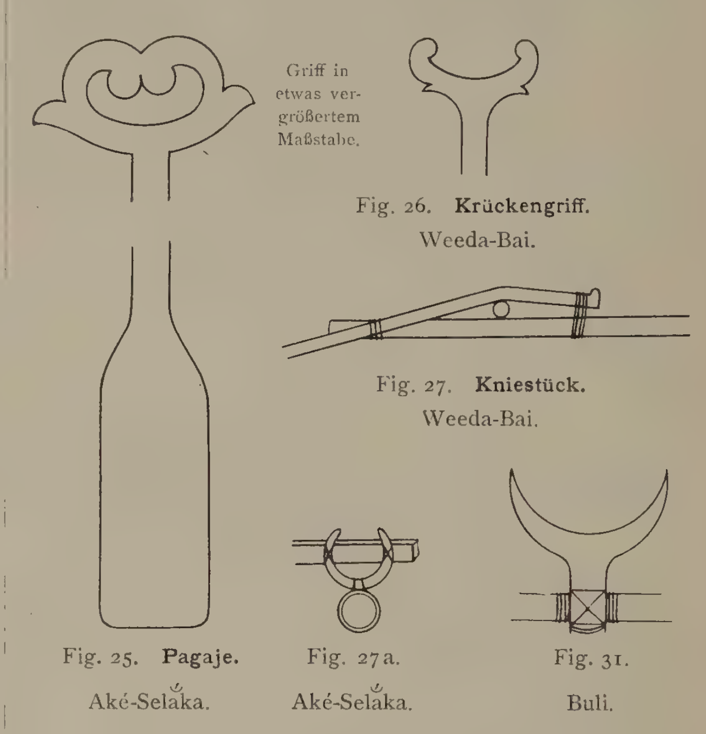


Fig. 26. **Krückengriff.** Weeda-Bai.

Fig. 27. **Kniestück.** Weeda-Bai.

Fig. 25. **Pagaje.** Aké-Selắka. Fig. 27a. Aké-Selắka. Fig. 31. Buli.

benutzen das Tritonhorn, haben Staken und einen Bambus-Wasserbehälter in jedem Boot. Die Einbäume ohne Ausleger sind einfach, manchmal roh.

In Aké-Sĕlắkä trifft man auch eine kürzere und stumpfere Form der Halmaheira-Verbindung (Fig. 17, 23) und hier und da auch die runde Mo-

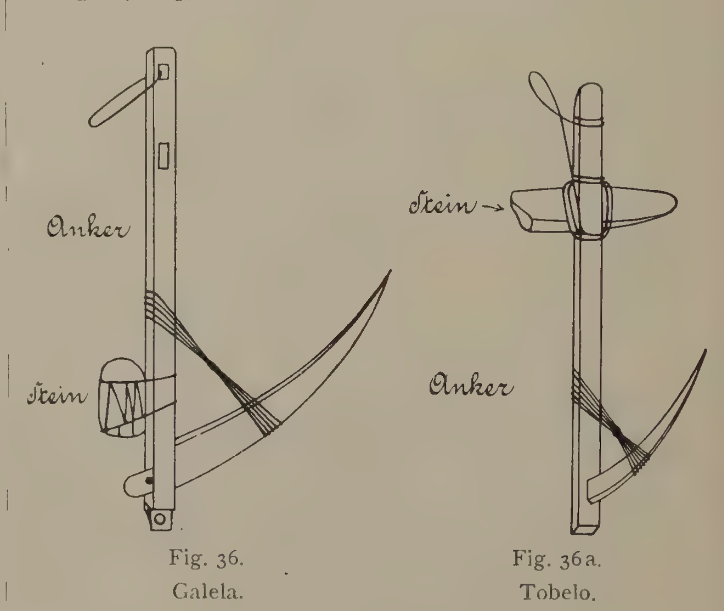


Fig. 36. Galela. Fig. 36a. Tobelo.

lukken-Verbindung. Die Auslegerbalken haben hier meistens die Schlittenkufenform, aber auch die vorn ein wenig hochgebogene Bambusform ist vorhanden. Wo in dieser Gegend die Mast- und Segelgabeln vorhanden sind, haben sie meist die Halbmondform (Fig. 18, 31). Das Segel ist, wie überall hier, das schräggestellte Vierecksegel. Sonst ist in Aké-Sĕlắkă alles so, wie in den genannten Halmaheira-Plätzen.

Weeda-Bai (und **Patani**), **Buli**; Insel Halmaheira.

Drei verschiedene Sprachen oder wenigstens stark differenzierende Dialekte, aber nur eine Art Kanu.

yĕl (Weeda) / pĕlăn (Buli)	Auslegerboot
zọmăn / sọmăn (Weeda); bắră (Buli)	Auslegerbalken

Das Folgende ist durchweg Buli.

ĕrị (ắrị)	die (zwei) Auslegerstangen
tĕtĕ	Halmaheira-Verbindung zwischen bắră und ĕrị
wắlă	Schnur, Liane, Rottang
wắlă nắụ	Schnur aus Arengafasern
sắmbăl	Längsstangen auf und unter Knie des tĕtĕ
pọpụ̆lắ	Leiste (patnatí)
wắŭwăt	Querstreben innen
lụsị	Längsstangen innen
sĕsẹ̆lắ	Vorsteven
fămụ̆lẹ́	Achtersteven
yiχĕlẹ	Pagaje.

Róni, Ăke Sĕlăkă, Halmaheira.

ọ̆tị	Auslegerboot
mă-hẹ̆ră	Kanuholz, Kielholz
sắmă / sẹ̆măsẹ̆mă, mal.	Auslegerbalken
ṅădyụṅădyụ	Auslegerstangen (zwei)
sĕkĕ oder sĕkẹ	Halmaheira-Verbindung
pắgụ	Molukken-Verbindung
tắlị	Bast, Liane, Bindeschnur
tắlị gụmụ̆tụ̆	Arengaschnur
mărụ̆mărụ̆	Leisten (patnatí)
bọbĕṅă	Längsstange im sĕkĕ-Knie
hẹ̆mă	Vorsteven
γụγụ́dị	Achtersteven
sắrị	Pagaje.

Es dürfte nützlich sein, nach Erledigung des indonesischen Teils dieser Abhandlung einen kurzen Überblick über das Gewonnene zu gewinnen. Denn bei der Masse des einströmenden Materials gehen anderenfalls Zusammenhang und Übersicht schnell verloren. Der schiffstechnische Wortschatz der malaio-polynesischen Völker ist ungeheuer groß. Ein Blick in die Zusammenstellungen bei Shellabear (p. 139 ff.) und Badings (p. 265 ff.) muß selbst einem Uneingeweihten diese Tatsache scharf vor Augen führen; Badings hat über 1000 malaiische schiffstechnische Ausdrücke. Selbst die kurzen von mir aufgenommenen Wörterverzeichnisse können nur zum kleinen Teil zum Vergleich untereinander herangezogen werden. Was nicht verwendet wird, ist vielleicht für eine spätere Zeit von Wert, wenn eine vermehrte Kenntnis dem Untersucher weiteres Material zum Vergleich zur Verfügung stellt.

Bei Betrachtung der materiellen, der technischen Ergebnisse tritt zunächst hervor, daß alle Auslegerboote dieses Teils von Indonesien Doppelausleger haben. Dies setzt sich nach den Philippinen fort, wo ich an der Südküste von Mindanao nur solche Fahrzeuge sah. Die Grenze von Doppelausleger und einfachem Ausleger in West-Neu-Guinea wird nachher festgelegt werden, hier aber soll gleich gesagt werden, daß auch in der Südsee der Doppelausleger sporadisch zu finden ist.

Labillardière spricht von einem contre-balancier der Auslegerboote der Admiralitäts-Inseln, der nicht ins Wasser taucht. Das ist die Längsstange am äußeren Ende der weit über den Bordrand auch nach dieser Seite überragenden Brücke und könnte in der Tat als ein verkümmerter zweiter Ausleger angesehen werden.[4]) Auf die Doppelauslegerboote der Insel Nissan komme ich im Laufe dieses Beitrags noch besonders. Doppelausleger gab es ferner auf Samoa,[5]) nach Kapitän Fraser auf Ruk, Karolinen,[6]) und zweifellos zur Zeit des Mendaña-Zuges auf den Marquesas.[7])

[4]) Labillardière: I, 265; Atlas, pl. 2.

[5]) Brown: „Melanesians", p. 350.

[6]) Fraser in „The Nautical Magazine" (for 1834; London), vol. III, 74—75. Sonst ist mir nichts über Doppelausleger auf Ruk bekannt geworden. Siehe besonders: Dumont d'Urville: „Pôle Sud", V, 134, 308; — v. Kittlitz: „Denkwürdigkeiten" (Gotha 1858), II, 119; — Schmeltz und Krause: p. 351 fl.; — Domeny de Rienzi: „Océanie" (Paris 1862—63), II, 115 bis 116; eingehende Beschreibung, allerdings nach dem unzuverlässigen Benjamin Morrell.

[7]) Zaragoza: „Historia", I, 36; — Figueroa: „Hechos", p. 152, 157 (die zweite Stelle als Gegensatz); — Langsdorff: Atlas; Kupfer, XIII, zeigt auch nicht einmal einen Rest von Gegenausleger.

Schließlich haben wir auch noch den Doppelausleger im nördlichen Australien,[8]) in derselben Gegend, in der wir auch das indonesische Wort lĭpịlĭpị für Auslegerboot haben (s. später).

Eine weitere Beachtung verdienen die Verbindungen zwischen Auslegerbalken und Auslegerstangen. Die Molukken-Verbindung findet sich, so weit mir bekannt, im Osten nur bei den Kilenge, Barriai, Kobe, Nakanai und auf den Witu-Inseln wieder, die Halmaheira-Verbindung östlich der Geelvink-Bai überhaupt nicht. Allerdings könnten die gebogenen (die „fliegenden") Auslegerstangen, wie wir sie z. B. von Tahiti, Tuamotu und Marquesas kennen, eine Weiterentwicklung der Halmaheira-Verbindung darstellen.

Die große Ähnlichkeit zwischen dem Molukken-Orembai und dem Buka-Mon ist schon gewürdigt worden.

Der Triangel-Mast ist, abgesehen von Ähnlichkeiten an anderen Stellen, für die Teste-Insel, Ost-Neu-Guinea, belegt,[9]) während auf den Krückengriff der Pagajen, den wir ja auch auf den Salomonen und anderswo haben, nicht allzuviel gegeben werden soll. Er kann sich, wie an anderer Stelle gezeigt werden soll, aus sich heraus entwickeln. Immerhin deutet ein Teil dieses materiellen Besitzes direkt nach Neu-Pommern und den Salomonen.

Gehe ich zum Wortschatz über, so scheint sich zu zeigen, daß das 1. dyụ́kŭṅ von Bali in keiner Form östlich der Philippinen vorkommt. Es ist das Mal.: djokong; Jav.: djukung, djungkung; Tontemboan: rungku (Schwarz, p. 392; Veth: „Uit Oost en West", p. 289); Bisaya und Bikol: adyong (Blumentritt, p. 18 I; Márcos de Lisboa, p. 11 I); Tag.: dawong (Blumentritt, p. 19 I); Iloko: daóṅ (Carro, p. 102); Batjan: nyŏṅ (Fried.). Formen wie oṅ und uoṅ auf Neu-Caledonien („Voc. Wagap", p. 68, 123, 152) gehören sicherlich zum M. P. wangka (s. die folgende Nr. 4).

2. Bugi, Makassar: lẹpälẹpä.

Dieses Wort findet sich auf der Malaiischen Halbinsel als: lopēh, lupek, lopek, lôpek; im Mal. als lopek (Skeat and Blagden: „Pagan Races" [1906], II, 540), Saleier: lopi (Wallace, p. 611); Bima und Sangar: lopie oder lopi (Zollinger, p. 200; Jonker, p. 48); Ambon: lépa, prahu lépalépa (de Clercq: „Het Maleisch", p. 33); Tobelo: lẹpälẹpä (Fried.); Philippinen: lapis, lapes (de Morga, p. 42, 176, 503); Tumleo: läpị́l; Selíu (Seléo): lepị́l (Klaffl, in „Mitteil. Sem. Orient. Spr.", VIII, 2 ff.; Erdweg, in „Globus", LXXIX, 104); Aṅgĕ̄l: lẹpị́l (lẹpị́ẹl); Paup.: lĭpị́ẹl; Yăkomŭ̄l: lĕpị́ẹl (die letzten drei: Fried.); Limba Karadja (Port Essington), Nord-Australien: lĭpị-lĭpị („Journ. Anthrop. Inst." [1905], XXXV, 74).

3. Banda, Ambon: prắhŭ (prau̅).

Das bekannte Mal.: prâhu, pẹrahu, p-ráhu, prau (Badings, Klinkert, Shellabear, Swettenham), das schon auf der Malaiischen Halbinsel als prăhû, praoh und ähnlich bekannt ist (Skeat and Blagden, II, 540, 541). Auf den Philippinen haben wir bei den Tag.: parao (Noceda y Sanlucar, p. 244), während in der Südsee hierher gehören: Malaita: baru; Ndai (Gower-Ins.): bắrŭ, Mon; bĕ̄rŏkŏ, kleine Art Mon; pọrụ́ä (oder fọrụ́ä), Einbaum (Fried.); Futuna (Hebriden): boruku (Macdonald: „South Sea Languages", II, 259); Efate: borau oder barau, Seereise; i barau Schiff (Macdonald: „Oceania" [Melbourne 1889], p. 155); Sesake (Api): rarua (v. der Gabelentz und Meyer, Nr. 294); Efate und Tángoa: rắrŭä; Fidschi: ndrụ́ä (Fried.); Tonga: folau, Flotille, Seemann, zur See fahren (Dict. Toga, p. 111); Futuna, Uvea: folau, seefahren, navigieren (Grézel, p. 132; Dict. Uvea, p. 112); Samoa: folau, Seereise (Violette, p. 104). Dem rắrŭä der Hebriden möchte ich ganz besonders nachdrücklich das aruer von Gébé, Molukken, entgegenstellen (Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Phil. II, 159 I). Zeigt es doch wieder, daß sich schiffstechnische Ausdrücke nicht selten in genau oder fast genau derselben Form bis zur Südsee erhalten haben, in der sie Indonesien verließen.

4. Ambon: hắkä. Dies ist das allgemeine M. P. wangka, über das wir u. a. Reihen besitzen bei Kern („Stamland", p. 279, und Bijl, Aff.; „Mafoor", p. 268, 269; „Fidjitaal", p. 196, 233), Codrington (p. 40, 59), Wallace (p. 611), Buschmann (p. 152, 153), Tregear (p. 592, 593), und v. der Gabelentz und Meyer (Nr. 294), und das in der Südsee derartig verbreitet ist, daß es in seiner Allgemeinheit nicht weiter berührt zu werden braucht. Nur die Verfolgung der einzelnen Varianten, wie hier hắkä, erscheint nicht ohne Wert. Wir haben:

Abutúmete (Liebliche Inseln): hāk (Fried.); Neu-Lauenburg: aka; Mŏlŏ̄t: ắgẹ (Fried.); Pŏ̄pŏkọ (Kieta): vākắs; Tŏ̄bŏrō̄ī: vākắs; Kŏrŏmị́rä: bäkắtị (diese drei Ost-Bougainville); Bŭ̄rŭwẹ und Ĭ́ápä: bäkắsị (West-Bougainville); Bụ́ị́n (Süd-Bougainville): băkắtị, häkắs; Ắlụ, Ắwä (Shortland-Inseln): häkắs (alles Fried.); Ulawa, San Christoval, Malaita:

[8]) Thomas: „Australian Canoes and Rafts" in „Journ. Anthrop. Inst." (1905), XXXV, p. 57 ff., 67, 73; — „Man", 1908, Nr. 88.

[9]) Powell: „Wanderings", p. 10.

haka; Mota: aka; Banks-Inseln: ak; Aurora, Tangoa, Malo: aka (Codrington: „Languages", p. 40; „Melanesians", p. 292; Ray: „Tangoa", p. 708; Macdonald: „S. S. L.", p. 258).

5. Ternate und Ronį, Akę Sĕlākä (Halmaheira): ŏtį oder ŏtį; Tobẹlọ: ńgŏtįrį.

Wir haben:

Tidore, Isam, Tololiku, Waioli (alles auf Halmaheira): ŏti; Madole, Tabaru: ngöŏtili; Ibu: nŏtili (Hueting: „Taalgroep", p. 378, 379; v. d. Aa: „Reizen", p. 448); Tobelo: neben ńgŏtįrį noch ŏtili und otil (Hueting: „Tobelo", p. 472; „Taalgroep", p. 411). Dieses Wort wäre, soweit meine Kenntnis reicht, auf Halmaheira und nächste Umgebung beschränkt, wenn nicht von der Insel Manăm, an der Nordküste von Neu-Guinea, das Wort áti für Boot überliefert wäre (Werner, p. 113). Letzteres möchte ich aber mit kāt zusammenbringen, das ich auf den Le Maire-Inseln Wogeo und Keule für Auslegerboot festgestellt habe, und mit hāt der Insel Yŭŏ. Die letzteren beiden Worte scheinen mir aber Verwandte von kįātä (letztes a kaum hörbar) des benachbarten Kaip auf dem Festland von Neu Guinea zu sein; kįātä ist aber wohl kįātŏ, das weitverbreitete Wort für Auslegerstangen, Auslegergeschirr. Bei der Mischung von melanesischen und Papua-Elementen, die in diesen Gegenden unzweifelhaft vor sich gegangen ist, wäre die Übertragung der Bezeichnung für das wichtige Auslegergeschirr auf das ganze Boot nichts unnatürliches. Das áti von Manăm würde also nicht von ŏtį der Halmaheira-Sprachgruppe, sondern vom melano-polynesischen kįato herzuleiten sein.

Demgegenüber ist nun aber zu bemerken, daß wir genau dasselbe Wort, wie das kāt der Le Maire-Inseln und hāt von Yúo, in Nord-Neu-Mecklenburg finden. Schmiele hat für Kapsu: kati, und für Bägāīl: kate (Zöller, p. 454). Nun habe ich selbst in Bagāīl und im sprachverwandten Māīt je ein Wörterverzeichnis aufgenommen, habe aber in beiden bụl für Boot, nichts von kate gefunden. Aus Kăpsụ direkt habe ich leider kein Verzeichnis, wohl aber aus den benachbarten Mŏngāī und Lāūān, und in beiden heißt in der Tat das Auslegerboot: kātį. Mögen nun die seit Schmiele in der Bagail-Gegend vor sich gegangenen Verschiebungen — die Kẹvĭĕń-(Käwiëng-)Leute z. B. sind nach der Gründung von Herrn Boluminskis Station dahin abgewandert — für das Wort kate verantwortlich sein, oder mag Schmiele in Bagail besuchende Kapsuleute vernommen haben —, sicher ist, daß durch ihn und mich die Bezeichnung kati für Boot einwandfrei für Nord-Neu-Mecklenburg festgestellt ist. Ich glaube daher auch in hāt, kāt, āti, kātį eine Entwicklung des von Indonesien nach Melanesien mitgebrachten ŏtį oder ńgŏtį sehen zu müssen. Eine vermehrte Kenntnis wird zeigen, ob meine Auffassung richtig ist.

6. Galéla: dẹrụ.

Loda: déru (Baarda: „Loda", p. 331).

v. d. Aa („Reizen", p. 116, 448) gibt nach v. d. Crab für Tobadi, Humboldt-Bai, déro, Boot, an. Weder habe ich dieses Wort sonst irgendwo für die Humboldt-Bai gefunden, noch habe ich es selbst festgestellt, obwohl ich für die drei Innen- und die beiden Außendörfer der Bai das Wort für Boot festgestellt habe. Ich zweifele daher die Angabe von v. d. Crab an und glaube zunächst, daß dẹrụ auf Galela und Loda beschränkt ist.

7. Weeda (Halmaheira): yĕl.

Hierher scheinen zu gehören:

Insel Wälįs, Nord-Neu-Guinea: yĕlā (Fried.); Pälŭăn und Lŏŭ (Adm.-Ins.): kĕl; Pāk (Adm.-Ins.): kĕl oder gĕl (Friederici); Anudha (Sal.): kelakela (v. d. Gabelentz und Meyer, Nr. 294).

8. Buli (Halmaheira): pĕlăń.

Kern hat hier eine kleine Reihe, indem er zum velo-velo von Fidschi das Mal.: biduq und Tag.: biluq nimmt („Fidjitaal", p. 190).

Hierher gehören offenbar noch: Timor: bèlo, bẹrok, prahu bẹrok (Kleian, p. 260; de Clercq: „Het Maleisch", p. 10); Tanimbar und Wetar: bero (Riedel: „Sluik-en Kroesh. Rassen", p. 481, 485); Solor: bēro (Leemker, p. 427); Ambon: prăhŭ bẹlăń, großes Boot (Fried.) oder bélang (de Clercq, loc. cit., p. 10); Namatote: beri-beri (Miklucho-Maclay, p. 377); Tag.: balańay (de Morga, p. 112, 191, 489; Noceda y Sanlucar, p. 28; Blumentritt: „Ethnogr.", p. 13; ders.: „Verzeichnis", p. 18); Iloko: barańay (Carro, p. 48). v. d. Gabelentz, (loc. cit., Nr. 294) hat auch das baru von Malaita in diese Reihe genommen, während es Macdonald zu prăhŭ setzt (s. vorher unter 3). Das bĕrökö von Ndai scheint v. d. Gabelentz Recht zu geben.

Die Untersuchung dieser acht Punkte zeigt, daß die Mehrzahl der in Ost-Indonesien für Boot gefundenen Worte bis nach Melanesien hinein verfolgt werden kann. Ich nehme noch vier weitere hinzu, denen ich selbst in Indonesien nicht begegnet bin.

9. Sumba: tena, tèneh (Roo van Alderwerelt, p. 277; Colfs, p. 145); Sikka (Mitt. Flores): tena (Calon: „Lijstje", p. 356); Mauméri (Ost-Flores): tenah (Colfs, p. 145); Solor: tenna (Leemker, p. 457; Sal. Müller, II, 316); Pŏrŏrăn, Hĭtāū, Pĕtăt (Westküste Insel Buka), Nissan,

Sóa (Gogobĕ, Ostküste von Buka): tsĭnẹ; Tiŏb (Bougainville): tsĭnị, tsĭnĭŭ. (Alles F r i e d.) Ob auch St. Christoval: etea (V e r g u e t, p. 230) hierher gehört, lasse ich dahingestellt sein.

10. Sulu-Archipel: guban (B l u m e n t r i t t: „Verzeichnis", p. 19); Sawu: kowa (K e r n: „Sawu", in „Bijdr. T., L. en Vk. Nederl. Indië", 5. volgr. VII, p. 532; W i j n g a a r d e n, p. 59; S a l. M ü l l e r, II, 316); Rotti: ofa, ofak (K e r n: „Sawu", loc. cit., und „Rotti", p. 19; K l e i a n, p. 260); Bongu: gŏbuṅ; Suṅgumana: kubuṅ (H a n k e, p. 223, 251); Bogadjim: χubung; Wuong: kubung (H a g e n, p. 294, 297); Kadda: kobung (Z ö l l e r, p. 454); Gazelle-Halbinsel: kụbẹ̆ oder kụ́bă. Das Kanu an sich ist wohl ă͡ŏắgă oder ă͡wắgă im Kabakaul-Dialekt und ă͡ŏắṅgă oder ă͡wắṅgă an der Nordküste; aber besonders verbunden mit dem Pron. poss. wird fast stets gesagt: Kabakā͡ŭl: ă kŭbắgụ, ă kŭbắm, ă kŭbắnă, mein, dein, sein Boot; ă kụbẹ̆ Tọ Bĭrụ̆ă, T's Boot; ă kụbĕ͜dätäl, unser dreier Boot, usw. An der Nordküste entsprechend: ă kŭmbắṅgụ, usw.

Wir haben ferner: Bougainville-Straße (genaue Ortsbezeichnung fehlt leider): obuna (G u p p y, p. 181); Nayáma-Pánaras (Neu-Meckl.): ọ̄bĭnĕm (F r i e d.); Nengone: koe (C o d r i n g t o n: „Languages", p. 40); Nékété und Thyo (Neu-Caled.): kouan (kuaṅ); korbâ (korpā); („Vocabulaire Mariste", p. 14, 17, 36). Der Auslegerbalken heißt in dieser selben Sprache: ouanghé (uaṅhe) (loc. cit., p. 4, 43), während anderseits auf den Marshall-Inseln der Auslegerbalken kūbāk heißt (E r d l a n d, p. 7, 34).

Die in dieser Liste gegebenen Worte sehen auf den ersten Blick z. T. recht verschieden aus, aber ich glaube nicht nur, daß für einen Sprachforscher über ihre linguistische Zusammengehörigkeit wenig Zweifel bestehen können, sondern ich glaube auch bestimmt, daß auch noch in diese Reihe gehören: Nokon: tăkŭb; Súralil: tắkŭp; Lihir: tắkŭb: Mahŭr: tākŭb; Massā͡it: tā̰χŭb; Mălĭ: tākŏb. (Alles F r i e d.), und schließlich, was sehr wichtig ist, Nissan: köp. Denn köp ist auf Nissan das Wort für das hier so merkwürdige Boot mit Doppelausleger, während das Boot mit einem Ausleger die Buka-Bezeichnung tsĭnẹ führt. Dagegen wird wohl Luf: úχe (T h i l e n i u s, II, 358), wie die Formen der Nachbarinseln andeuten, eine merkwürdige Entwicklung von wangka sein.

11. Ambon und die Uliassers: alal, tala, talo, talal, tálalo (v. H o ë v e l l: „Landtaal", p. 50, 97, 104; v. E k r i s, p. 119; W a l l a c e, p. 611); Kŏfi (am Strand), Kŏtā͡ĭ, Pā͡tŏgă und Mụgĕn (Hinterland), der Dallmannhafengegend (Neu-Guinea): ălắ; Insel Muschu: vălắ (F r i e d.).

Es ist möglich, daß die Worte der Klasse 7, wenigstens yĕl und yĕlă, auch hierher gehören.

12. C o d r i n g t o n („Languages", p. 60) hat das loju von Santa Cruz gleich dem lotu der Sula-Inseln gesetzt. Wenn das stimmt, dann steht es auch wohl gleich Gèsir: loije (R i n n o o y, p. 196) und Aru-Inseln: leté'ie oder lettej (B r u m u n d, p. 337; v. R o s e n b e r g: „Zuidoostereil.", p. 111).

Nachdem so durch den Nachweis, daß die Mehrzahl, nämlich neun von zwölf, der ostindonesischen Bezeichnungen für Boot in den östlich gelegenen Strichen wiederzufinden sind, eine gesicherte Grundlage gewonnen ist, sollen die übrigen schiffstechnischen Ausdrücke jetzt nur mit ein paar Worten berührt werden, um später an ihren Stellen im einzelnen Beleuchtung zu finden.

Das Wort sắmăn für den Auslegerbalken der malaio-polynesischen Völker ist in einer oder der anderen Form so allgemein verbreitet, daß es jedesmal auffällt und vom Untersucher bemerkt werden muß, wenn dieses Wort fehlt. Wie im Falle von wangka können daher nur die Varianten für sich zu einem nützlichen Vergleich herangezogen werden. Daß diese Varianten in großem Umfange vorhanden sind, ohne jedoch im allgemeinen das Wort unkenntlich zu machen, zeigen die wenigen bisher gegebenen Formen: Banda und Ambon: sẹ́măṅ; Batjan und Weeda: sọ́măṅ; Galela: sụ́mă; Ternate: sắmă und Tobelo: hắmănă. Dazu Formen wie in Sangir: sahĕmmang (A d r i a n i: „Spraakkunst", p. 57).

Obgleich K e r n, der im übrigen eine kleine Reihe gibt („Aneityum", p. 128), anderer Ansicht zu sein scheint („Fidjitaal", p. 138), glaube ich doch, daß das allgemeine Wort für Auslegerbalken vom Alt-Jav. sama, „gleich"; Bali: sama, samasama, herstammt (J u y n b o l l, p. 559; v. E c k, p. 135[1]; s. a. Sumba: sama = „te gelijk, tevens, met, gelijk als, warmede"; Pos., p. 266—267). Denn der Auslegerbalken ist in der Tat das Boot en miniature, ist der verkleinerte Gegenpart des Bootes, das er begleitet, in so hohem Maße, daß schon die ethnologische Auffassung geäußert worden ist, das Auslegerboot habe sich aus dem Doppelboot entwickelt. So haben wir denn auch im Mal: sama, gleich, ähnlich; sama-sama, zusammen (K l i n k e r t, p. 238; S h e l l a b e a r, p. 102 bis 103), und im Tag.: sama, Begleiter, begleiten; Diener („compañero, como el criado"); samaco, ein Boot herrichten („aderezar, componer la banca") (N o c e d a y S a n l u r a r, p. 281—282). Es scheint mir nicht zweifelhaft zu sein, daß der sáman der Südsee von hier abstammt.

Von den andern beiden bereits vorgekommenen Ausdrücken für Auslegerbalken weiß ich über bără des Buli nichts zu sagen; das kătír von Bali ist aber ganz offenbar: Tara (Bareë): katigi (Kruyt, p. 31); Bisaya: katig; Magindanao: katik (Blumentritt: „Verzeichnis", p. 19 I) und Bikol: katig (Márcos de Lisboa, p. 96).

Angesichts der so allgemeinen Verbreitung des Wortes sáman im malaio-polynesischen Sprachgebiet sind die Ausdrücke für den zweiten Hauptteil des Auslegergeschirrs, für die Auslegerstangen, von ganz erheblich größerer Wichtigkeit, wenn es sich um Fragen nach der Richtung der Wanderzüge von Malaio-Polynesiern handelt. Denn selbst unter der sehr geringen Zahl der in den Wörterverzeichnissen zu findenden Ausdrücke herrscht die größte Mannigfaltigkeit. Nur ein Wort ist durch die ganze Südsee, von Indonesien bis zu den östlichsten Gruppen der Polynesier, durchzuverfolgen: das ist kíato oder íato. Wo sich dieses Wort findet, muß der Stamm, oder Teile oder Verwandte von ihm, gewandert sein, dessen Sprache das Wort kíato angehörte; sắman ist nahezu allgegenwärtig in der Südsee, kíato ist durchzuverfolgen, kommt aber nur auf gewissen Linien und in beschränktem Umfange vor. Wie dieses Wort auch sonst hochinteressant ist, mag ein Beispiel zeigen. Wie bekannt, waren die Bewohner von Mangareva (Gambier-Inseln) nur im Besitz von Flößen, als Beechey sie entdeckte. Alle ihre benachbarten polynesischen Verwandten besaßen dagegen Auslegerboote, selbst die Insulaner von Rapanui. Dieses Floß heißt nun in der Sprache von Mangareva kiatu („Essai de Grammaire", p. 42 II). Es ist dadurch der vollgültige Beweis geliefert, daß das Auslegergeschirr mit seinem Gittergerüst von Stangen bei sinkender Technik auf diesen abgelegenen Inseln allmählich zum Floß herabgesunken ist und den durchgehenden polynesischen Namen für Auslegerstangen, kiato, übernommen hat. Könnten wir das Wort kiato oder ein sprachlich abgewandeltes Äquivalent bei einem der Küstenstämme von Chile, Peru oder Equador entdecken, so wäre damit der Beweis geliefert, daß die Balkenbalsas der Inkaperuaner mit ihren nebeneinanderstehenden Doppelmasten sich von Mangareva und den Tuamotus herleiten.

In Indonesien und auf den Philippinen ist mir nur ein einziges Wort bekannt geworden, das zu kíato sprachlich in Beziehung gebracht werden kann: das ist das bei Tobelo genannte dĭắdökü, sowie diăduku von Loda (Baarda: „Loda", p. 341). Denn t und k sind in den M. P. Sprachen nicht selten auswechselbar. Beispiele finden sich bei Juynboll z. B. (p. 128) Alt-Jav. kukań ≐ Jav. tukań. Von „zeer gewone verwisseling van t met k" spricht Kern beim Nufoor („Mafoor" p. 244, unter kianes) und F. J. F. van Hasselt stellt fest, daß das Nufoor regelmäßig das t aus anderen Sprachen und Dialekten (Ternate, Tidore, also auch Tobelo) in k verwandelt (v. Hasselt: „Fabelen", p. 536; „Spraakkunst", p. 58—59). Da nun Mediae und Tenues im Munde von Malaio-Polynesiern häufig genug schwer voneinander zu unterscheiden sind, so könnte ein Nufoor-Mann aus dem Tobelo dĭắdökü ohne weiteres kĭắtökü machen. Daß er es in diesem Falle in der Tat nicht tut, ist eine Sache für sich; das Beispiel sollte nur die Möglichkeit beweisen.

Weiter im Osten habe ich selbst bei Sprachaufnahmen auf Samoa empfunden, daß im Samoanischen das t zuweilen erheblich an k anzuklingen scheint, obwohl es letzteren Laut selbst in jener Sprache gar nicht gibt. Schließlich sollen noch aus dem äußersten Osten die Leute der Insel Tauai der Hawaii-Gruppe angeführt werden, die in ihrer Sprache „employ the t in all those words in which the k would be used by the natives of the other islands" (Ellis: „Tour", p. 20).

Es macht also sprachlich keine Schwierigkeit, das melano-polynesische kiato vom Tobelo dĭắdökü herzuleiten. Im übrigen glaube ich bestimmt, daß eine vermehrte Kenntnis uns noch weitere Spuren dieses so wichtigen Wortes in Ost-Indonesien und vielleicht in den Süd-Philippinen nachweisen wird.

Die Verbindung zwischen saman und kíato tritt diesen beiden gegenüber an Wichtigkeit stark zurück. Sie ist technisch recht verschieden, wie schon an einigen Beispielen gezeigt worden ist, und weist linguistisch noch größere Verschiedenheiten auf. In den Quellen und Wörterverzeichnissen ist so gut wie gar kein sprachliches Material über diesen Teil des Auslegergeschirrs vorhanden. Bei den vergleichenden Untersuchungen, die an ihrer Stelle einsetzen werden, muß ich mich nahezu ganz auf meine eigenen Aufnahmen stützen. Unter den übrigen technischen Bestand- und Zubehörteilen eines Eingeborenen-Boots spielen für eine vergleichende Untersuchung noch die sprachlichen Ausdrücke für Vorsteven, Achtersteven, Pagaje, Schöpfgefäß eine nicht unerhebliche Rolle. Das Segel muß in dieser Hinsicht zurücktreten, weil eine Reihe der wichtigsten melanesischen Stämme Segel und Mast nicht gekannt haben. Von den übrigen schiffstechnischen Ausdrücken, die ab und zu herangezogen werden können, kann das Wort für Seil, Strick, tali, das schon mehrfach auftrat, gleich erledigt werden; denn es ist allgemein M. P., wie be-

reits die Reihen bei Brandes („Proefschrift", p. 13), Marre („Aperçu", p. 78) und Tregear („Dictionary", p. 480) erwiesen haben. Im einzelnen mögen noch erwähnt sein: Flores, Rotti, Ceram, Alfuren der Minahassa: tali (Calon, p. 355; Kern: „Rotti", p. 23; Kleian, p. 229; Le Cocq d'Armandville (Bonfia), p. 374, 387; Niemann: „Alf. Taal", p. 420, 428); Solor: talē (Leemker, p. 456); Sawu: dari (Kern, p. 519); Gèsir: kali (Rinnooy, p. 206); Aru-Inseln: tel (Brumund, p. 338); Ninigo: tal (Thilenius, II, 358); Lóu (Admiral.-Inseln): tălgį (Fried.); Mota: tali (Codrington: „Melanesians", p. 292); Vella Lavella (Salom.): tălį, Angelschnur (Fried.); Tangoa: tali (Ray: „Tangoa", p. 712); Fidschi: dáli (Gatschet, p. 268); Tonga: tali mahána, Öse am Ende einer Schnur (Dict. Toga, p. 186, 187, 250); Tahiti: tarî, aufhängen (Davies, p. 227, 256); Hawaii: kali, gürten (Tregear).

Ich kehre nunmehr zur Betrachtung der Eingeborenen-Fahrzeuge zurück.

Der von Osten längs der Neu-Guinea-Küste kommende Reisende trifft zuerst in Saonek und Sorong auf Auslegerboote mit der Halmaheira-Verbindung. Den Rumpf des Fahrzeugs stellen Einbäume oder Plankenboote dar, die alle mit Doppelausleger und je vier Auslegerstangen versehen sind. Letztere liegen quer über dem Dollbord des Boots und sind an diesem vermittels seiner Leisten (patnatí), Querstreben und Längsstangen ganz ähnlich befestigt, wie auf Halmaheira und östlich in Manukwari und Japen. Die aufgesetzten Planken sind aus Holz, nicht aus Gabbagabba, wie weiter im Osten. Die größeren Fahrzeuge besitzen eine Brücke mit Seitenlehnen und Attap-Hausdach. Mast- und Segelhalter in Halbmond- oder verwandter Form sind gewöhnlich an den Auslegerstangen zu beiden Bootsseiten angebracht; auf der einen liegt der Triangel-Mast, auf der anderen das Segel. Die Fig. 28, 29 und 30 erläutern die ja bereits hinreichend erklärte Halmaheira-Verbindung. In beiden Orten sah ich durchweg vier Auslegerstangen. In Sorong stehen die schlittenkufenförmigen Auslegerbalken in Tahiti-Art nach vorn weit heraus, während sie gleich hinter der vierten Auslegerstange kurz abgeschnitten sind. (Fig. 28.)

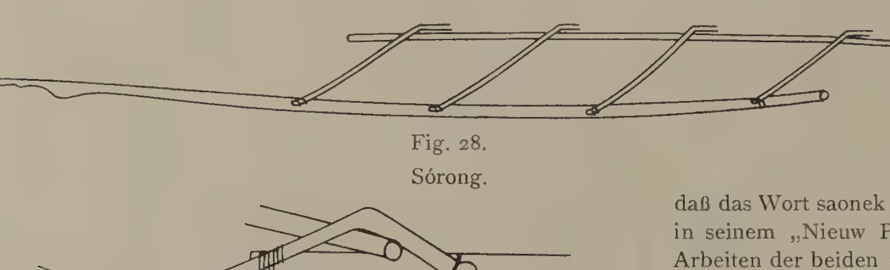


Fig. 28.
Sórong.

Fig. 29.
Sáonek.

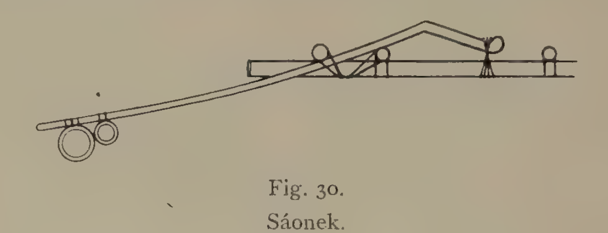


Fig. 30.
Sáonek.

Sáonek und Sóron.[10])

Wörterverzeichnis:

wắį	Auslegerboot
mőrĕf	Holz zum Einbaumbau
ădį́	Auslegerbalken
yăs	(vier) Auslegerstangen

[10]) Das Dorf Sắọnĕk (das S etwas weich) liegt auf dem Inselchen Sắọnĕk, nahe der Südküste von Waigéŭ. Nach de Clercq ist Wéëm der Name in der Sprache der „Radja ampat", also eigentlich wohl der einheimische Name, obwohl in diesem Gebiet von vielen Leuten die Nufoor-Sprache verstanden und gesprochen wird, in der ween ein „Riff Korallen" bedeutet. (cf. F. J. F. van Hasselt: „Spraakkunst", p. 3; J. L. van Hasselt: „Woordenboek", 2. Aufl., p. 371; „ris koralen" ist natürlich ein Druckfehler.) — Arthur Wichmann schreibt im 1. Teil des 2. Bandes seines ganz ausgezeichneten „Nova Guinea" (p. 215), Saúnèk, höchstwahrscheinlich auf Grund eigener Erkundigungen an Ort und Stelle; denn mir wenigstens ist diese Schreibweise sonst nirgends entgegengetreten. Ich war nur kurze Zeit im Ort, aber damals ist mir keine andere Aussprache begegnet als Sắọnĕk. Das mag ja auf einem Hörfehler meinerseits beruhen, aber die mir zur Verfügung stehenden amtlichen Karten, die Karte von van Musschenbroek zu Bernsteins Tagebuch („Bijdr. v. h. Koninkl. Inst.", Rks. 4, VII, hinter p. 258), die Daten bei v. d. Aa („Reizen", p. 287) und Horst („Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXII, p. 218), die Angaben von de Clercq („De Indische Gids", Jaarg. XI, deel II, p. 1302; in „Tijdschr. Nederl. Aardrijksk. Genootsch.", Rks. 2, deel X, p. 175—176, und „Tijdschr. Ind. Taal-, L. en Vk.", XXXIV, p. 132, 133), und schließlich auch Karte und Fahrplan der Niederländischen Dampferlinie — alles spricht nur von Saonek. Es scheint mir daher entweder Wéëm oder Saonek der alte historische Name zu sein. de Clercq meint, daß das Wort saonek eine Baumart bedeuten müsse, aber weder in seinem „Nieuw Plantkundig Woordenboek", noch in den Arbeiten der beiden van Hasselt ist darüber etwas zu finden.

Sorong (Sórŏn) lag früher auf dem Festland von Neu-Guinea; erst um 1865 sind die Bewohner auf ihren jetzigen Platz, das Inselchen Dom, übergesiedelt (v. d. Aa: „Reizen", p. 221—222).

săbăkǫ̆ (Saonek), săbăkŏi̅ (Sorong)	Halmaheira-Verbindung
ămāi̅au̅ (Saonek), kăbrā́ (Sorong)	gespaltene Liane oder Rottang zum Binden
ăpĭăṅkę́	Längsstange in der Kniekehle von săbăkǫ̆
ăpĭănsărụ́rụ	Mast-, Segelhalter
făfṓr	Leisten im Boot (patnatí)
pămā́į̆	die Querstreben im Boot
āsĕrpā́r, a̅i̅sĕrpā́r	Längsstangen im Boot
pădārḗn	Triangel-Mast
sărụ́rę	Segel
wā́ĭ rāwḗn	Achtersteven
wā́ĭ‿ăụrḗn	Vorsteven
ā́tăm	Attap-Sonnensegel in Dachform
kăbǫrḗs	Pagaje
ămbṓvĕ	Staken aus Bambus
ā́mĕn	Bambuswasserbehälter; überhaupt Wort für Bambus
kănā́rĕm	Schneckenhorn

NB. Das a oder a̅i̅ im Anlaut ist „Holz“, „Baum“.

Mănŭkwā́rị.

Mit dem Erreichen der Geelvink-Bai treffen wir auf eine andere Art der Verbindung zwischen Auslegerbalken und Auslegerstange. Nägelartige Holzpflöcke gehen von oben durch die Enden der Auslegerstangen und sind senkrecht in den Holzbalken eingetrieben. Diese Pflöcke sind so ausgewählt, daß sie etwa in ihrer Mitte einen natürlichen dünnen Ast besitzen. Dieser wird oben auf die Auslegerstange gelegt und durch vielfache Umschnürung fest mit ihr verbunden (Fig. 42).

Die Boote von Manukwari (früher das durch Wallace bekannt gewordene Doreh) unterscheiden sich nur in Kleinigkeiten von denen der Inseln Wiak und Japen. Hier, im Zentrum des Distrikts, werden sie näher beschrieben werden. An Stelle des Plankenaufsatzes haben sie vier Schichten aufeinander gesetzter Gabba-Gabba (Fig. 32). Dicht neben den Verbindungsstöcken, über dem aufgebundenen Seitenast, tragen sie noch aufgebunden je eine Längsstange über alle Auslegerstangen hinweg. Diese fehlt auf Japen und im südlichen Wiak, Schouten-Inseln. Gleichfalls befindet sich in Manukwari zwischen den oberen Querstreben (pā́mpŭmbę) und den Auslegerstangen noch eine Art Geländerlängsstange dazwischengebunden, und von den oben erwähnten Längsstangen über dem Ästchen der Verbindungspflöcke gehen zwischen je zwei der letzteren noch direkt Rottang- oder Lianenschlingen zum Auslegerbalken. Zum Ausgleiche dieses Mehr fehlen den Manukwari-Booten — wenigstens soweit meine Beobachtung geht — die charakteristischen Wellenbrecher der Japen-

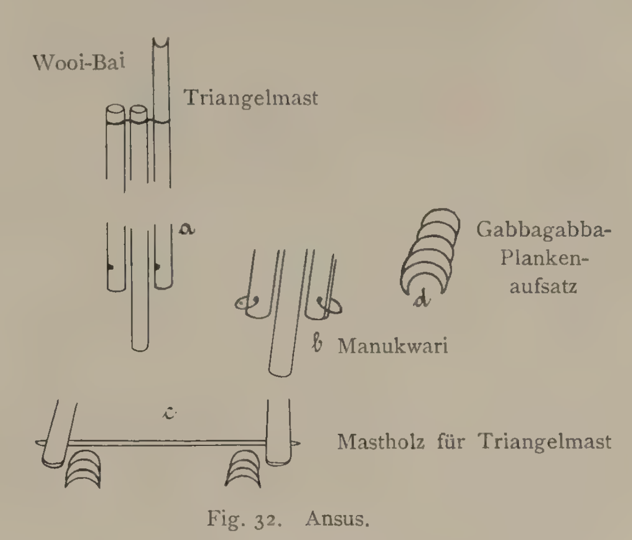


Fig. 32. Ansus.

Boote. Sie besitzen nur durchweg den Stevenaufsatz vorn und achtern, den ich die sā́ră-Form nennen will (Fig. 33). Die beiden feststehenden Füße des Masttriangels sind vermittels kleiner

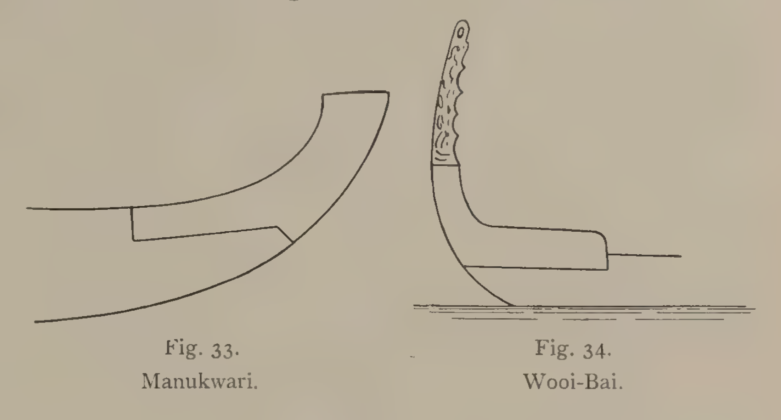


Fig. 33. Manukwari. Fig. 34. Wooi-Bai.

Schlingen über Dorne aufgehängt (Fig. 32b). Das Mastholz befindet sich unmittelbar vor der zweiten Auslegerstange. Die Vorsteven-Sara-Aufsätze größerer Boote tragen als Ornament eine eingeschnitzte Schlange (įkăk), die einen Menschenkopf verschlingen will. In Manukwari, wie in der später zu nennenden Wooi-Bai, sah ich einige schön geschnitzte Krückengriffe von Pagajen.

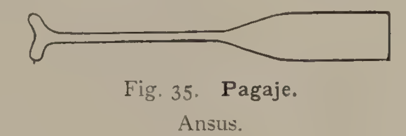


Fig. 35. **Pagaje.** Ansus.

Wörterverzeichnis von Manukwari:

wā (wa̅i̅)	Auslegerboot
tăbăbḗrį	sehr großes Auslegerboot
wa̅i̅ bębā́	großes Boot

wa͡i käpi̯rärę́	kleines Boot
ắdi̯	Auslegerbalken
yäs, yắäs	Auslegerstange
fắkök	Verbindungspflock zwischen ắdi̯ und yäs
ắbrä	Rottang, Liane zum Binden von Bootsteilen
mắsmäk	Arenga-Schnur
ắmpe̤ oder ắmpĕr	Gabba-Gabba-Borderhöhung
sắrä	Vor- und Achtersteven-Aufsatz
tĕn	Kiel
a͡isṳ́yĕ, äsṳ́yĕ	Längsstangen über Auslegerstangen und auch über Seitenäste der Verbindungspflöcke
fắrfŏ́r, fắfŏ́r	Leisten im Boot (patnatí)
pắmä	untere Querstreben
pắmpümbe̤, pắmpümbĕr	obere Querstreben, direkt unter Auslegerstangen
päse̤rĕ́f, päsrĭ́f	die kleinen senkrechten Stöcke durch Bordleiste
äsna͡ím, a͡isna͡ím	die gebogenen, spantenartigen Querstreben
pắkön	Bordleiste
pắndär	Längsstangen im Boot und in Geländerform
făndŏ́r	Holzstrebe oder Stock unmittelbar unter yäs
fŏ́sbän	Platz auf den Auslegerbalken großer Boote, wo bei gutem Wetter Pagajer sitzen (cf. Forrest, pl. 4 und 10).
sắnĕ̤nĭ́m, sắnäne̤m	Attap-Schutzdach
ắtäm	Blätter-Sonnensegel
kna͡ín, ke̤na͡ín	Bambussitzbretter; die beiden Seiten-Lehnsitze unter Mitte vom Schutzdach
ắmbäfĕn	Sitzbrett
rä͡úndi̯, wa͡i rä͡úndi̯, wärä͡úndi̯	Vorsteven, Vorderteil des Boots
ṳ́rndi̯, wa͡i ṳ́rndi̯, kṳ́rün	Achtersteven, Achterteil des Boots
snṓwĕr	geschnitzte Verzierung am Vorsteven
i̯käk	Schlange en relief auf sắrä
pắdärĕ̤n	Mast-Triangel
a͡isχṳ́m pắdärĕ̤n	zugespitztes Mastholz vor zweiter Auslegerstange
sắrüĕr, sa͡úrĕr	Mattensegel
sắrüĭn, äyṳ́ye̤n	segeln
bo̤rĕ́s	Pagaje
börĕ́s	pagajen
ŏ́bĕk	Kokosschalen-Schöpfer
ắmĭn	Bambus-Wasserbehälter
kṳbŭ́r, ko̤bŭ́r	Tritonhorn
a͡ike̤m, ắke̤m	Kalfaterstoff; eine Art pulverisierten Holzes.

Der von Westen kommende Reisende trifft in Manukwari, am Eingang zur Geelvink-Bai, die ersten Eingeborenen-Boote mit nur einem Ausleger. Forrest, Dumont d'Urville und Raffray sprechen nur vom Doppelausleger in Manukwari, de Clercq sagt, daß die großen Boote zwei, die kleinen nur einen Ausleger führen. So wird es auch wohl im allgemeinen sein, mit der Einschränkung, daß die einfachen Ausleger sehr selten sind. Ich selbst habe in Manukwari nur Boote mit Doppelausleger gesehen. Ausgesprochen finden wir dieses Verhältnis auf den nahegelegenen Schouten-Inseln nach den Beobachtungen von de Clercq, Horst und mir, nur daß hier umgekehrt der einfache Ausleger überwiegt. Noch ausgeprägter ist dieses Verhältnis auf der Insel Japen; de Bruijn Kops sah hier auf der Südseite nur einen Ausleger, Horst in Ansus meist einen, ich in Pŏm, Si̯rĕ̤wĕn (Härĕ̤wäñ), Wooi-Bai und Ansus nur ganz wenige Doppelausleger. Im Innern der Geelvink-Bai, auf dem Festland, so in Wandamèn, Waropèn, ist nach de Clercq das Verhältnis ähnlich, nur daß auch hier der einfache Ausleger überwiegt. Das östlichste mir bekannte Boot mit Doppelausleger hat Dumont d'Urville in der Gegend der Mamberomno-Mündung gesehen, wobei es zweifelhaft bleibt, wo dieses Fahrzeug eigentlich hingehörte. Tatsächlich scheint östlich Kap d'Urville ein Boot mit Doppelausleger nirgends mehr einheimisch zu sein.[11])

Es ist hiernach klar, daß der doppelte Ausleger Indonesiens nur bis etwa zum Westeingang der Geelvink-Bai geschlossen vorgedrungen ist, während der einfache Südsee-Ausleger bis zum Kap

[11]) Forrest: p. 96; — Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", IV, 2, p. 569; Philolog. II, 149; — Belcher: „Voyage", II, 90; — v. d. Aa: in „Bijdr. v. het Koninkl. Instituut", 4ᵉ reeks, X, 88; — Horst in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXXII, p. 225, 227, 236, 242; — de Clercq in „De Indische Gids" (1888), X, deel I, p. 302; — derselbe in „Tijdschr. Nederl. Aardr. Genootsch.", Reeks 2, deel X, 611, 870, 995; — de Bruijn Kops in „Natuurk. Tijdschr. voor Nederl. Indië" (Batavia 1850), I, 178, 202, 226; — Raffray in „Bull. Soc. Géogr. Paris" (1878), XV, 395; — de Clercq und Schmeltz: p. 92; — Dampier: II, 516.

d'Urville herrscht. Die dazwischenliegende Geelvink-Bai ist ein Mischgebiet, in deren Westteil der Doppelausleger, in deren Ostteil der einfache Ausleger überwiegt.

Von der Molukken- oder Halmaheira-Verbindung habe ich auch nicht einen Fall in der Geelvink-Bai gesehen; überall herrscht die Pflockverbindung. Diese scheint auch wenigstens der mehr komplizierten Halmaheira-Verbindung insofern vorzuziehen zu sein, als sie ein leichteres Auseinandernehmen gestattet. Dieser Punkt ist aber für die Papuas der Geelvink-Bai von Wichtigkeit, da sie die nicht gebrauchten Kanukörper an der Decke der langen Zwischengänge ihrer Schildkrötendach-Häuser aufzuhängen pflegen.

Mŏkmĕr, Südküste der Insel Wiak, Schouten-Inseln.[12]

Die großen Boote haben Doppelausleger, die kleineren nur einen, an Steuerbordseite; Pflockverbindung. Bei zwei Auslegerbalken liegen die Stangen (4 bis 10) quer über den Bootsrändern, bei einem immer nur bis zum äußeren Bootsrand, nicht darüber hinaus. Die Holzauslegerbalken sind vorn zugespitzt, hinten stumpf abgeschnitten. Die kleineren Kanus haben vorn eine Art Stevenaufsatz (Fig. 49), achtern nicht; bei den größeren Booten wird dieser zum Wellenbrecher, vor dem und unter dem hinaus ein aufgesetzter, meist geschnitzter Stevenkopf direkt vom Kanukörper in elegantem Schwunge nach vorn und oben geht (Fig. 45). Als Gegenstück zum Wellenbrecher findet sich bei großen Booten hinten ein Steuermannssitz (Fig 44). Zwischen beiden sind an Stelle aufgesetzter Planken wasserdichte Wandungen dadurch hergestellt, daß Stiele von Sagopalmenwedeln (gabba-gabba) in Schichten übereinander gelegt sind (Fig. 32c u. d, 40, 43). Von mir gemessene Boote waren bis zu 12 bis 13 m lang und 4 bis 5 m in dem Auslegergeschirr breit. Zwischen Auslegerbalken und Bootskörper liegen noch Längsstangen quer zu den Auslegerstangen und auf ihnen, auf denen bei gutem Wetter auch einzelne Pagajer sitzen. Im Boot erfolgt die Befestigung durch gerade und gebogene Spantenstreben (Fig. 37). Ösenleisten (patnatʃ) finden sich innen am oberen Rand des Einbaums und unten auf dem Boden in Längsrichtung des Kanus (Fig. 50). Von diesen Ösen aus gehen nach oben Rottang-, Lianen- oder Arenga-Schlingen, die ähnlich, wie bei den Salomonen-Mons, Streben und aufgelegte

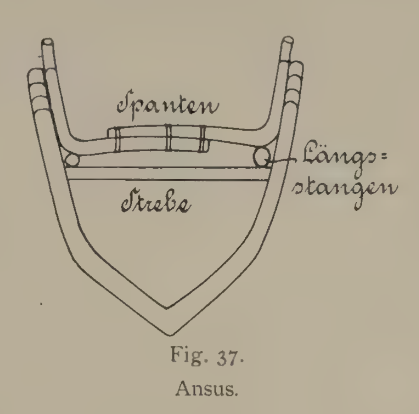


Fig. 37.
Ansus.

Auslegerstangen von unten aus festhalten. Auch die Längsstangen unten im Boot erinnern stark an dieselbe Einrichtung im Mon und im Orembai. Der ganze Apparat aber, besonders das Auslegergeschirr, besteht aus viel zu vielen zusammengebundenen einzelnen Stöcken und Stücken, um dem an die einfachen, aber festen Konstruktionen der Südsee gewöhnten Auge einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck zu machen.

Die Pagajen haben Krückengriff; das Blatt ist am Ende abgerundet, breit oder stumpfwinklig

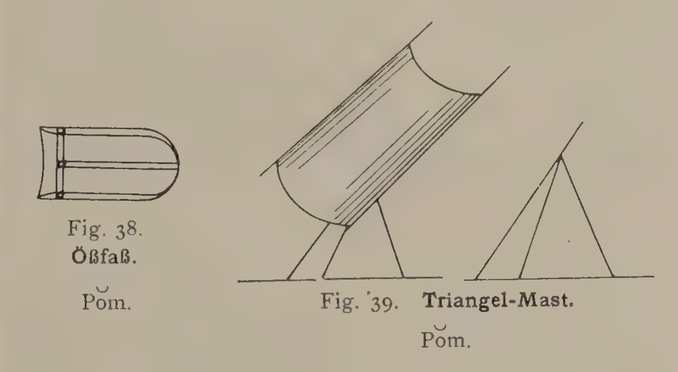


Fig. 38. **Ößfaß.** Pŏm.

Fig. 39. **Triangel-Mast.** Pŏm.

(Fig. 47, 47a). Sie gebrauchen Staken, Triangel-Mast und viereckiges Mattensegel. Ein Attap-Mattendach als Sonnensegel geht bei den größeren Fahrzeugen über die ganze Mitte hinweg. Die

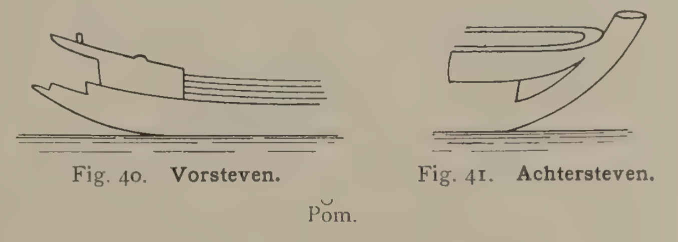


Fig. 40. **Vorsteven.** Fig. 41. **Achtersteven.**
Pŏm.

Schöpfgefäße haben entweder die polynesische Form (Fig. 38, 48) oder bestehen aus einer großen Muschelschale.

[12]) Es ist ganz unbedingt notwendig, die sogenannten „Schouten-Inseln" der Nordküste von Deutsch-Neu-Guinea die „Le Maire-Inseln" zu nennen, wie ich das auch durchgeführt habe. Denn die holländischen sind die richtigen Schouten-Inseln, und die Beibehaltung dieses Namens für die ganz nahen deutschen Inseln würde allein in dieser meiner Arbeit eine durchgehende Veranlassung zu grober Verwirrung sein. Denn beide Gruppen sind von mir besucht worden.

Wörterverzeichnis.

wā, wā̆ḭ	Auslegerboot
ăd̆ḭ	Auslegerbalken
yäs (ĭyā̆s)	Auslegerstangen
fäkŏ̄k	Verbindungspflock
käbrā̆, kabrā̆ĭ	Rottang oder Liane zum Binden
ämpę́	der Gabba-gabba-Seitenaufsatz (Borderhöhung)

pā̆mä, die einfachen Querstreben im Boot; auch einfach ā̆ĭ, Hölzer, genannt

fāfŏ̄r (fāvŏ̄r)	Leisten (patnatí) zum Befestigen der Streben

fändā̆r, Holzstrebe oder Stock unmittelbar unter yäs, zu dessen Verstärkung

äpīā̆ĭkḭr	Bordleiste über ämpę́
ämbäfę́n	Sitzbrett
pā̆ndā̆r	Längsstangen unten im Boot
sā̆rä	Stevenaufsatz vorn und auch achtern

räbęfī́ęt, der unter dem sā̆rä, der nun Wellenbrecher wird, hervorspringende Schmucksteven

ā̆täm	Attap-Sonnensegel über großen Fahrzeugen
wā̆ḭ räū̆ndḭ	Vorsteven des Kanus
wā̆ḭ ū̆rndḭ	Achtersteven des Kanus
ọmā̆r	Mast
ā̆yün	Segel
kāb̈ōrę́s (kāvōrę́s)	Pagaje
änārī̆m	Schöpfer in polynesischer Form
sŏbĕ́k	Kokosschalen-Schöpfer
küsŭ͜wā̆! küsŭ͜wāī!	laßt uns (das) Kanu ins Wasser schieben!

(Rufe beim Flottmachen des für mich bestimmten Kanus.)

Zu den vorstehenden drei Verzeichnissen ist zu dem, was schon bemerkt worden ist, und zu dem, was Kern bereits ausgeführt hat, nur noch zu sagen, daß wir in dem Worte yäs, Auslegerstange, ganz offenbar das wichtige iato, kiato haben; t und s wechseln leicht im M. P., und daß das y in yäs sogar mehr wie ein Halbvokal ist und einen kleinen i-Vorschlag zu haben scheint, ist von mir regelmäßig bemerkt und notiert worden. Aber auch ohne dem macht es keine Schwierigkeit, in yäs das melano-polynesische iato zu erblicken.

Pŏm und Sirĕwĕn an der Nordküste der Insel Japen.

Die Fahrzeuge haben hier die allgemeine Form der Boote von Wiak, nur treten der Charakter des Wellenbrechers und die zum Teil prachtvoll geschnitzten, durchbrochenen Schmucksteven mehr hervor (Fig. 45, 46). Wie schon erwähnt, haben nur ganz wenige Boote in beiden Ortschaften den Doppelausleger; auch Attap-Sonnensegel, wie in Manukwari und Mokmer, habe ich nicht gesehen. Auch sie gehören der indonesischen Kultur an und sind in Melanesien unbekannt. Auch Bootsgesang hörte ich hier mehrfach, den man wohl in Indonesien, auf den Philippinen[13]) und in Polynesien, z. B. Maori, Cook-Inseln, Samoa, Tahiti kennt,[14]) aber wenig in Melanesien. Dort habe ich nur den Gesang gehört, oder vielmehr taktmäßiges Schreien und Kreischen, bei Aufziehen und Abbringen der Boote am Strand, wobei noch zweifelhaft ist, ob dies einheimisch bei ihnen ist — wie in Polynesien[15]) — oder erst auf unseren Schiffen gelernt.

Die Wellenbrecher sind in Pom und Sirewen sehr charakteristisch ausgebaut, der entsprechende Steuermannssitz hinten hat häufig einen Henkel (Fig. 40, 41, 43 bis 46). Ovulum-Schnecken hängen vielfach an den Stevenköpfen und an den Hörnern der Wellenbrecher zur Verzierung. Wenn der abnehmbare Schmuckstevenkopf fehlt, dann sieht es von weitem aus, als habe das Boot zwei Stevenspitzen übereinander (Fig. 40). Die Plankenerhöhung besteht hier nur aus zwei, höchstens drei Lagen Gabba-gabba;

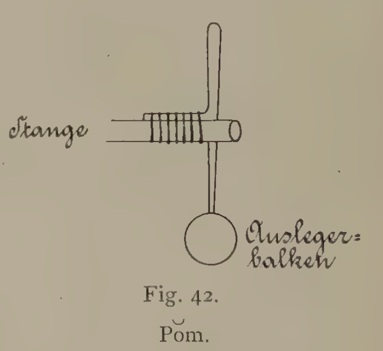


Fig. 42.
Pŏm.

[13]) de Morga, p. 175—176, 456, 464, 477.

[14]) Hawkesworth: III, 232 (Maori). Die Beschreibungen dieses ganzen Abschnitts, die zu den besten in Cooks erster Reise gehören, stammen zum größten Teile aus Banks' Tagebuch; s. dort p. 246—247; — Nicholas: I, 243 (Maori); — „Rovings in the Pacific", I, 72, 91 (Maori); — Williams: „Enterprises", p. 97 (Atiu); — Ellis: „Polynesian Researches", I, 419 (Tahiti); — Joachim Graf Pfeil („Studien und Beobachtungen aus der Südsee", p. 67) behauptet, daß die „Neu-Mecklenburger" sich beim Pagajen mit Gesang begleiteten. Genaue Angabe fehlt, wie er denn überhaupt selten angibt, von welchen Leuten im besonderen er spricht. Wenn ich zusammenzähle, wie lange ich während der zwei Jahre in der Südsee in einem Auslegerboot, Mon oder Ruder- und Segelboot gesessen habe, dann kommen mehrere Wochen heraus, Tage und Nächte. Ich habe wohl auf Samoa und Tahiti Bootsgesang von weitem gehört, aber der erste Bootsgesang, den ich auf meinem eigenen Boot auf dieser ganzen Reise vernahm, war der der Nubier, die mich am ersten Nil-Katarakt von Philae zum Damm von Assuân ruderten. Immerhin ist aber sehr wohl möglich, daß Bootsgesang bei den Melanesiern meiner Bekanntschaft früher im Gebrauch war und nur jetzt bei dem allgemeinen Niedergang der Eingeborenenschiffahrt im Archipel außer Übung kommt. In West-Neu-Pommern sind mir auch die Namen von Bootsgesängen genannt worden, aber nie habe ich einen gehört.

[15]) Zaragoza: „Historia", II, 96.

falls darüber noch eine Bordleiste, ein Dollbord, vorhanden ist, so besteht sie aus Holz.

Die Verbindungspflöcke besitzen durchweg den schon erwähnten kleinen Seitenast (Fig. 42), der in

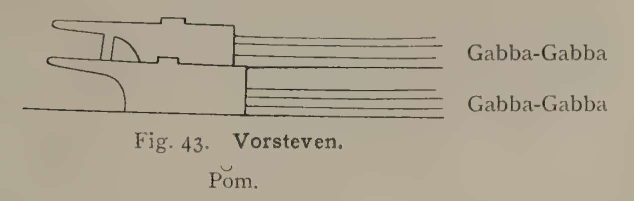


Fig. 43. **Vorsteven.**
Pŏm.

Mokmer fehlt. Im übrigen gehen hier wie dort die Pflöcke gleich einem großen Nagel durch die Enden der Auslegerstangen hindurch.

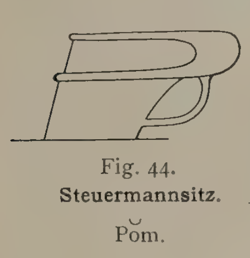


Fig. 44. **Steuermannsitz.**
Pŏm.

Die Kanus werden in Pom und Siréwen selbst hergestellt, und zwar auf den großen Vorbauten der Männerseite der langen Schildkrötendach-Häuser. Bei allen ihren Nachteilen sind diese Boote übrigens leicht und nicht unelegant gebaut, sie wogen gut und schienen mir, alles in allem, besser als die von Wiak zu sein.

Die Pagajen besitzen durchweg Krückengriff. Das Ößfaß (Fig. 38, 48) ist im polynesischen Stil.

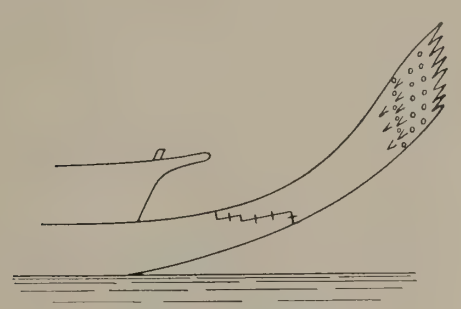


Fig. 45. **Schmucksteven.**
Pŏm.

Der Triangel-Mast mit dem viereckigen Segel ist hier durchweg in Gebrauch; die Aufstellung ist bereits beschrieben worden. Das zusammengerollte

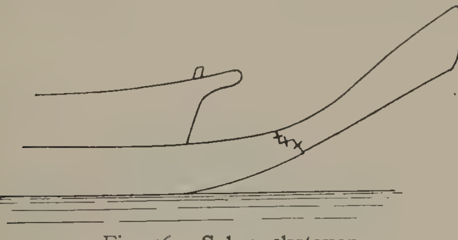


Fig. 46. **Schmucksteven.**
Pŏm.

Segel wird mit einer an der einen der beiden Segelstangen befindlichen Schlinge über die überragende Spitze des Mastgestells gestülpt (Fig. 21, 32 a) und das Segel dann nach unten aufgerollt (Fig. 39). Wie schon Forrest bemerkt hat, ist dieses Manöver ebenso einfach und schnell ausgeführt, wie das Ergebnis wirksam ist.

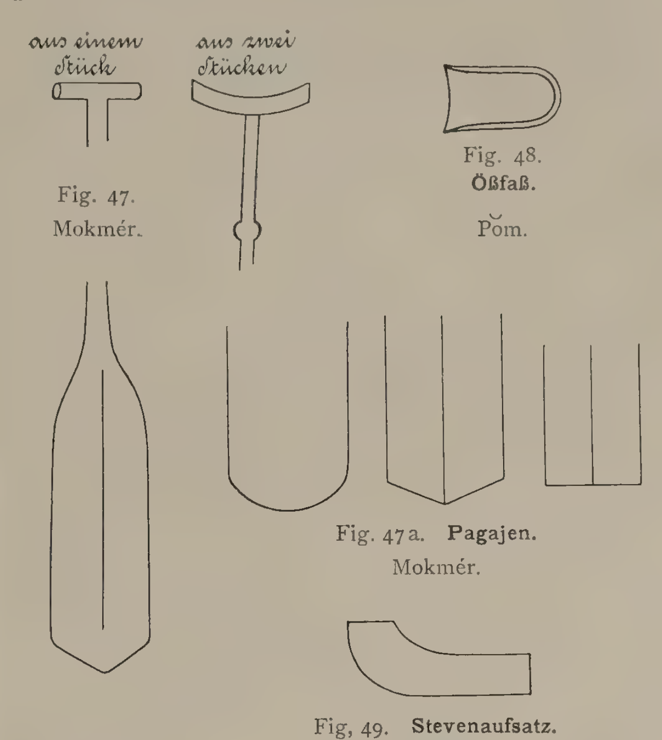


Fig. 47. Mokmér.

Fig. 48. **Ößfaß.**
Pŏm.

Fig. 47 a. **Pagajen.**
Mokmér.

Fig. 49. **Stevenaufsatz.**
Mokmér.

Fig. 50. **Leiste** (patnati).
Mokmér.

Wörterverzeichnis von Pŏm und Sịrẹwĕn.

wă	Auslegerboot
họ́măn	Auslegerbalken
dịấhị	Auslegerstangen
hĕndẹ́	Verbindungspflöcke
ărọ́ră	Rottang oder Liane zum Binden
ămpẹ́	Gabba-gabba-Borderhöhung
ăpịa͡ĭkị́r	Bordleiste; Dollbord
kĭẹ́rụ	Ösenleiste (patnatí)
păndắr	Längsstangen im Boot
păsĭrẹ́t	kleine senkrechte Stöckchen durch Bordleiste, die ein Verschieben der Auslegerstangen verhindern.
ăyăhẹ́	Wellenbrecher
vŏnĭṅkịấn	Sitzbrett
ărpẹ́k	aufgesetzte, zuweilen geschnitzte Vorsteven-Spitze

pŏn wā́pŏn	Vorsteven
pṳ́ĭ wā́pṳ̆ĭ	Achtersteven
pădā́răn	Triangel-Mast
hărā́ūwį	Matten-Segel
bō̤	Pagaje
ădŭẹ̆	Staken
ā́närẹm zā́rụ	Wasserschöpfer nach polynesischer Art

Ánsŭs.

Ansus, an der Südküste der Insel Japen, besitzt eine große Zahl von Auslegerbooten. Mehr wie 50 von ihnen kamen entgegengefahren, als der Dampfer „van Noort" auf der Reede einlief. Fast alle diese, den von Pom völlig gleichen Fahrzeuge hatten nur einen Ausleger; alle hatten vom Achtersteven aus ein 3 bis 4 m langes Rottangseil nachschleifen. Ein schnelles Tempo der Pagajer fiel mir mehrfach auf; das ist eine mehr polynesische als melanesische Gepflogenheit.

Die Streben- und Spanten-Konstruktion in den Booten zeigt Fig. 37. Die Längsstangen an den Innenseiten gehen nicht durch die ganze Länge des Fahrzeugs hindurch; in der Mitte und noch einmal weiter hinten ist je eine Abteilung zwischen zwei Auslegerstangen von ihnen frei. Das Mastholz ist dicht hinter der zweiten Auslegerstange von vorn aufgebunden (Fig. 32 c). Die drei Mastfüße bestehen aus Bambusstangen. Bei vielen Booten sind als Schmuck je drei weiße Ovulum-Schnecken dort an den Auslegerstangen angebunden, wo die kleinen Seitenäste der Verbindungspflöcke über sie greifen. Bei den besseren Fahrzeugen, aber nur bei ganz wenigen, sind die über die Pflöcke nach außen hinausreichenden Köpfe der Auslegerstangen durch einfache Schnitzerei ein wenig verziert. Das Blatt der Krückenstiel-Pagajen ist vielfach unten glatt abgeschnitten (Fig. 35).

Wooi-Bai,

Südküste von Insel Japen.

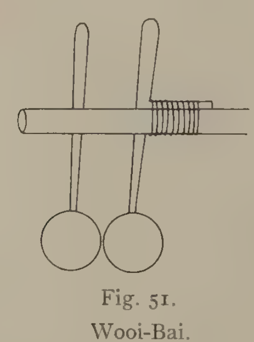


Fig. 51.
Wooi-Bai.

In Wooi-Bai liegen die Verhältnisse wie in Ansus, nur daß das Mast-Triangel aus Holz, nicht aus Bambus, wie in Ansus, besteht (Fig. 32a). Schutzdach, wie in Mokmer, trugen zwei Kanus, aber ganz besonders fielen mir zwei große Fahrzeuge mit Doppelausleger und schön geschnitzten Stevenköpfen (Fig. 34) auf. Eines von ihnen besaß 12 Auslegerstangen und 4 Auslegerbalken, d. h. zwei nebeneinander an jeder Seite (Fig. 51) in der Form, wie sie bereits Bruijn Kops, allerdings in etwas unklarer Weise, hat beschreiben wollen. Diese beiden großen Boote besaßen auch 4 Schichten Gabba-Gabba als Borderhöhung übereinander und darüber noch eine Bordleiste (Fig. 32 d). Alle anderen Fahrzeuge hatten weniger.

Wörterverzeichnisse.

Ansus:

wā	Auslegerboot
wṓ̤mă	Auslegerbalken
yĕ́ndẹ	Auslegerstange
yĕ́ndẹrẹ	Verbindungspflock
kärpį́āpă	Rottang oder Liane zum Binden
ămpẹ́	Gabba-Gabba-Borderhöhung
kẹ́rụ	Ösenleisten (patnatí)
wöndō̤wā́wă	Querstreben unten im Boot
ăpį́āpă	Querstreben oben
pā́ndạ	Längsstangen
ẹkįkā́ū	die kleinen senkrechten Stäbchen durch Dollbord, um Rutschen der Auslegerstangen zu verhindern
āĭ	Wellenbrecher
vŏṅkį́ā	Sitzbrett
vŏmpā́	kleiner Vorsteven-Aufsatz (Fig. 49)
wā́pṳ̆ĭ	Achtersteven
wā́pọ	Vorsteven
kävṳ́vụ	die zwei am Mastholz befestigten Füße des Mast-Triangels
mămṳ́ră	der mittelste Fuß des Mast-Triangels
ărā́wṳ̆ĭ	Mattensegel
bŏ	Pagaje
āĭkẹ́nă	Staken
pärā́ĭ	Staken mit geschnitztem Kopf
rā́rụ	Schöpfer in polynesischer Form

Wooi-Bai.

wā́	Auslegerboot
hṓ̤mă hā́mă	Auslegerbalken
hĕndĕ	Auslegerstange
hĕ́ndẹrĕ	Verbindungspflock
pădā́r	Mast-Triangel
hărā́wŭĭ	Mattensegel
bō̱	Pagaje

Der sprachliche Vergleich der Gruppe von Sorong—Saonek bis Japen beansprucht nur wenige Bemerkungen. Durch die vortrefflichen Arbeiten

der beiden van Hasselt und durch die bekannte Abhandlung von H. Kern über das „Mafoorsch“ sind die Stellung der Nufoor-Sprache zu der malaio-polynesischen Sprachfamilie und ihr Ausbreitungsgebiet festgestellt worden. Wir wissen, daß sie sich von ihrem Zentrum Wiak auf die benachbarten Inseln und das naheliegende Festland ausgedehnt hat und auch bis Saonek—Sorong im Westen und Insel Japen im Südosten einen starken Einfluß ausübt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß wir in dieser Gruppe neben sehr vielen übereinstimmenden Ausdrücken das allgemeine M. P. bos für Pagaje, und das allgemeine M. P. wangka, Boot, in Gestalt von wa, wai, finden. Die Dialekte der Insel Japen, die im Grunde von dem Nufoor verschieden sind, zeigen in dem hier in Betracht kommenden Punkte mehr Hinneigung zum M. P., als letzteres. Denn das Wort sámän finden wir in Pom und Siréwen in Gestalt von homan, in Ansus als woma und in Wooi-Bai, mit seiner neuerdings sehr gemischten Bevölkerung, als homa und hama. Endlich scheint mir das diahi von Pom und Siréwen mit dem diadoku von Tobelo, also nach meiner Auffassung mit dem melano-polynesischen kiato, iato, verwandt zu sein.

Insel Jămnă. Obwohl Jamna oder nächste Umgebung auch von Tasman, Belcher, van der Crab und van Braam Morris besucht worden ist, besitzen wir eine leidliche Beschreibung doch nur von de Clercq.[16]) Ich selbst konnte es an einem üblen Sturm- und Regentage nur dadurch erreichen, daß ich völlig durchnäßt eine Viertelstunde an Land sein konnte, daß ich mich der Fahrt des 1. Offiziers des Dampfers anschloß. Dieser hatte den Bewohnern nur die Mitteilung des Kapitäns zu überbringen, daß es ihm bei diesem Wetter unmöglich sei, ihnen ihre Ladungen abzunehmen, sondern daß er weiterfahren müsse.

Die Art der Verbindung zwischen Ausleger und Auslegerstangen zeigt sofort, daß wir mit Jamna das Gebiet der Geelvink-Bai verlassen haben und uns dem Kulturbezirk der Humboldt-Bai nähern. Die Verbindungsstäbchen sind wohl etwas höher und schlanker, zeigen aber im Grunde genau die Form und Anordnung, die bei den Jótafa berührt werden wird (Fig. 55). Auch da, wo Geländer sind, haben sie eine etwas größere Höhe als an der Humboldt-Bai. Die Kanus der Jamna-Leute sind sauber hergestellt und machen einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck. Im Dorf sah ich einige riesige Fahrzeuge, wie sie mir in dem Stil bisher noch kaum vorgekommen waren. Die meisten Boote haben Brückenbelag; nur einige ganz kleine Fahrzeuge müssen ihn entbehren. Zwischen Brücke und Auslegerbalken liegen noch eine, zuweilen auch zwei Längsstangen quer über den Auslegerstangen. Über diese Längsstangen reichen von der Brücke aus die drei Speerhalter herüber. Wo keine Brücke vorhanden ist, da liegen die drei Speerhalter über zwei bis drei Längsstangen. Letztere liegen beim Fehlen der Brücke so, daß sich eine in der Mitte, und 1 bis 2 dicht nebeneinander, etwa 40 cm vom Kanurand entfernt, befinden. Die Streben im Boot haben die Stockform der Jótafa. Vor- und Achtersteven tragen Bugfiguren. Die der Vorsteven stellt einen Vogel dar, aber in etwas anderer Form als an der Humboldt-Bai. Auch sind sie nicht alle nach demselben Schema wie dort, sondern variieren ein wenig. Der Vorsteven macht vielfach dadurch einen stumpfen Eindruck, daß die Bugfigur in kleinem Bogen nach rückwärts geht (Fig. 52).

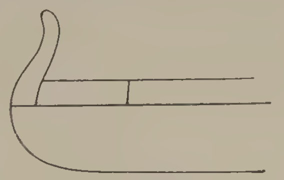


Fig. 52. **Vorsteven.** Jámna.

Wie in Jótafa sind als Bemalung Fischornamente (Fig. 53) beliebt. Die Pagajen ohne Krückengriff gleichen denen von Jótafa, nur fehlt die kleine Nase am Blattende.



Fig. 53. **Fisch-Ornament.** Jamna.

Wörterverzeichnis.

wắgă	Auslegerboot
sắmọ	Auslegerbalken
ka͡idă	(2) Auslegerstangen
fétọ	Verbindungsstöcke zwischen sắmọ und ka͡idă
lắbọ	aufgesetzte Planke
mắldi̧	Stevenhölzer in Verlängerung der aufgesetzten Planken
bŭnbụ́ni̧	Streben, innere
kắtsgụ	geschnitzter Stevenkopf, vorn und achtern
mắni̧	Stevenfigur, als Vogel
mắni̧ rắnyọ	Rosette am Vorsteven
ka͡iyắnyă	(3) Speerhalter
kĕra͡u	geschnitzte Ornamente an den Außenwänden
fắsọ	Pagaje

[16]) „Tijdschr. Aardr. Genootsch.“ (1893), Reeks 2, deel X, p. 993, 998—1002

Dieses kleine Wörterverzeichnis bestätigt den Eindruck, den die schönen großen Figuren der Jamna-Leute hinterlassen haben, daß sie nämlich somatisch einen erheblich stärkeren polynesischen Einschlag besitzen als die Geelvink-Leute, und selbst auch die melanesischen Anwohner der Humboldt-Bai. Wir haben waga, samo, kaida; über faso, Pagaje, wird an seiner Stelle gesprochen werden.

Jótafa (Humboldt-Bai). Über die Fahrzeuge der Jótafa ist außer dem Wörterverzeichnis nicht viel zu dem hinzuzufügen, was in den vortrefflichen Arbeiten von de Clercq und Schmeltz und van der Sande (Expedition A. Wichmann) in Wort und Bild gegeben worden ist. Auch sonst ist ja die Humboldt-Bai oft besucht, und ihre Anwohner sind häufig beschrieben worden.

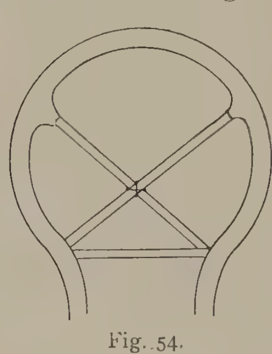


Fig. 54.
Jótafa.

Die Auslegerboote haben nur einen Ausleger, der, wie schon in Jamna, auf der Steuerbordseite liegt. Der Stil dieser Fahrzeuge geht ohne wesentliche Änderung nach Osten die ganze Nordküste von Neu-Guinea bis einschließlich Leitere entlang. Von den Pagajen kann dasselbe gesagt werden. Die Verbindung von Auslegerbalken und Auslegerstangen durch zwei dünne Stöcke ist aus Fig. 55 ersichtlich. Die Auslegerstangen sind nach polynesischer Art an beiden Enden leicht gebogen. Diese elegante Biegung, die, wie in Tahiti, dem Ganzen etwas Leichtes gibt, fehlt bei guten Stangen nie. Die starke Verstrebung im Innern ist aus Fig. 54 zu ersehen. Der Ausleger ist stets kürzer als das

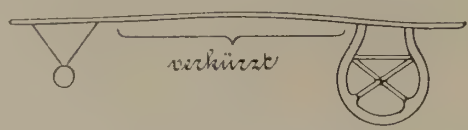


Fig. 55.
Jótafa.

Boot; bei einem 5½ m langen Fahrzeug waren die Auslegerstangen 3,30 m lang. Die Seitenbemalung, über deren Bedeutung gestritten worden ist, stellt ganz zweifellos nach meinen Erkundigungen fliegende Fische dar. Die Pagajen haben keinen Krückengriff. Die fünf Dörfer, von denen ich im folgenden kurze Wörterverzeichnisse gebe, sind:

In der Innenbai:

Tǫbădį, Ĭṅgrāū (man hört: ṅgrấŭ) und Ĭṅgrǫs (man hört: ṅgrǫ́s).

In der Außenbai:

Ĕntsāū (ĕnχ́āū) und Jẹnbį́ (ĭmbį́). Alle werden unter dem Namen Jótĕfă (Jótăfă) zusammengefaßt, obwohl mir die Bewohner der drei Innendörfer allein die eigentlichen Jótefa zu sein scheinen.

Die gewählte Schreibweise ist die von A. Wichmann und van der Sande („Nova Guinea"). Die in Klammern gesetzten Worte geben die Varianten an, die ich selbst habe aussprechen hören.

	Tobắdi	Ingrǫ́s	Ingrāū	Entsāū	Jenbí
Auslegerboot	wắkă	wắgẹ (vắgẹ)	wắkă	wắkă	wắgă
Auslegerbalken	săm	wắgẹ săm	săm	săm	sắmă
Auslegerstangen	wăχẹ̆ắrẹ̆	wăgẹ̆ắr	wăkẹ̆ắr	wŏyắrẹ	tǫ́yă
Verbindungsstöcke	ăzǫ́zẹ	wắgẹtŏt	ātŏ́t	ătǫ́tẹ	ătǫ́tŏ
Liane oder Rottang zum Binden	nǫ́gẹ	nǫ́gẹ	nǭk	nǫ́gẹ	nǫ́kẹ
Brücke	kǫ́bẹ	kǫ́bẹ / wăkǫ́bẹ	kǫ́p / wăkǫ́p	kǫ́bẹ	kǫ́bụ̆
kleines Geländer auf Brücke	ăzį́	—	ătį́	—	—
kleiner transportabler Feuerherd auf dem Boot, auf der Brücke (große flache Topfscherbe)	săṅgấį̆	săṅgấĭ	săṅgấį̆	—	nẹméhį̆
die zwei gekreuzten Streben innen	tǫ́rẹ	tǫ́rẹ	tǫ́rẹ	tǫ́rẹ	tǫ́ră
die (3) Speerhalter	ănĭắ	įtsįrắgụ	sắmbụ̆į̆	ănĭắ	sămŏ͡ĭă
Ornament außen auf Kanuwand; fliegende Fische	măkấŭ	măkấŭ pắgụ	măkấụ̆ / ígẹ măkấụ̆	măkāŏ / măgấọ̆	ǫ́nă
geschnitzter Stevenkopf (Fischmuster)	mẹzį́	—	—	mẹtį́	mẹtį́
Pagaje	ĭ̦χ́ấọ̆	tχ́ấŭ	tχ́ấŭ	tχ́ấụ̆	ǫ́hẹ
Kokosscheiden-Wasserschöpfer	kẹ́i	kẹ́i	kẹ́i	—	tāūkwẹ́ụ̆

	Tobắdi	Ingrṓs	Ingrāu͡	Entsāu͡	Jenbí
aufgesetzte Planke	—	pęrębårę	pęrępårę	pärępårę	pęrępåră
Vorsteven	—	wắgă mędí	—	wắkă mętí	sṓrų
Achtersteven	—	mųrígi / wắgă mųrígi	mų́ri	mų́ri / wắkă mų́ri	mųdĭ́dyă
Außenwand mit dem Fliegenden-Fisch-Ornament	—	wākṓn / wāχṓn	—	—	—
Vorstevenspitze	—	—	tāvṓr	—	—
Rottang-Rosette, vorn	—	—	kăbŭắ	—	—
die in Verlängerung von pęrępårę aufgesetzten Stevenrandbretter	—	—	pęrępårę tāu͡ĭ	—	—
Mast	—	—	ăbĭāĭ	—	—
Segel	—	—	ăbĭắ	—	—
Kalfaterstoff	—	—	—	sų́i	—

Linguistisch ist zu Vorstehendem kurz zu bemerken: Die fünf Dörfer gehören einer Sprache an, mit zum Teil geringen dialektischen Unterschieden. Ganz besonders ist dies bei dem am weitesten nach Norden und dem Außenrand zu gelegenen Dorfe Jenbí der Fall. Dies zeigt sich nicht nur in den hier gegebenen Worten für Auslegerstange und Pagaje, sondern auch in anderen Beständen eines kleinen, von mir aufgenommenen Verzeichnisses. Im einzelnen ist weiter zu sagen, daß w fast gleich v ist, jedenfalls bei waka usw. kein ausgesprochenes w darzustellen scheint. Meine Dolmetscher in Tobadi, in dessen Männerhaus ich eine Nacht geschlafen habe, sagten vielfach für t im Innern eines Wortes z; g, k und χ sind ganz nahverwandte Konsonanten. Einige kleine Verschiedenheiten werden auf Hörfehler meinerseits beruhen, an einer oder zwei Stellen mag anstatt des Gegenstandes, nach dem ich fragte, das Holz genannt sein, aus dem er geschnitzt war. Ethnologisch sind neben dem in dieser kleinen Gruppe alleinstehenden ṓhę, Pagaje, des Außendorfes Jenbí, ganz besonders das är oder årę für Auslegerstangen festzuhalten. Denn årę ist nichts anderes als: Buli (Halmaheira): ërí (ärí); Barriai: ắrŏn; Kobe: ắrŏnĭ. Dies ist um so mehr zu beachten, als das Wort für Verbindung zwischen säm und årę, nämlich tŏt, tṓtę, ebenfalls nach Buli führt, wo wir tĕtĕ́ haben.

Wie schon erwähnt, setzt sich der Boots-Typus der Humboldt-Bai an der Neu-Guinea-Küste nach Osten bis einschließlich Leitere fort. Es brauchen daher nur kleine Besonderheiten an ihrer Stelle erwähnt zu werden. Linguistisch findet diese Fortsetzung aber keineswegs statt, sondern es bestätigt sich hier die Tatsache, daß Sprachen viel beständiger und viel weniger leicht übertragbar und ausgleichbar sind als Kulturgüter. Es bleibt daher in der Hauptsache kurz das Linguistische zu besprechen.

Sekṓ-Dörfer, westlich der Tami-Mündung.

In dem Sękṓ-Dorf Thaē habe ich nach dem Überschreiten der deutsch-niederländischen Grenze und des Tami eine Nacht zugebracht, an Mắbų und Jắmbüę bin ich dicht vorbeimarschiert.

Wörterverzeichnis.

tyā	Auslegerboot
tyähắ (tyĕhắ)	Auslegerbalken
täntyắ	(2) Auslegerstangen
tyambų́	die (je 2) Verbindungsstöcke zwischen tyähắ und täntyắ
tyäṅkṓ	Brücke
tyäṅlō̧	Streben innen
mō̧	Speerhalter
nähṓ	Pagaje
ätämbṓ	Kokosscheiden-Schöpfer

Es handelt sich im Sękṓ um eine Papua-Sprache mit merkwürdig vielen einsilbigen Worten und auffallend häufiger Verwendung von ä, ö und ü. In einem von mir aufgenommenen Wörterverzeichnis von rund 90 Worten findet sich kaum eines, das ich zu einer melanesischen Sprache in Beziehung bringen kann. Ausgenommen sind natürlich offenbare Lehnworte, wie täbắkă, Tabak, und mäkḗ, fliegender Fisch.

Es mag bemerkt sein, daß in der Papua-Sprache, die im Hinterland der Kapaur-Sękar-Gegend, Südwest-Neu-Guinea, gesprochen wird, das Boot ebenfalls dya oder ndya heißt (Le Cocq, in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XLVI, 7, 63).

Wútung.

tiṅ	Auslegerboot
sắmä	Auslegerbalken
tęntắ	(2) Auslegerstangen
tęrų́ä	die (je 2) Verbindungsstöcke
tęflḗ	aufgesetzte Planke

ófau̅	Brücke
tẹnó	Streben innen
téhụ	geschnitzter Stevenkopf
ẹténọ̄ä	Rottang, Liane, zum Binden
nẹ	Pagaje
hätíṅ	Kokosscheiden-Schöpfer

Das Wutung (Vṷtüṅ) ist eine wohl im Grunde mit dem Sẹkọ̄ verwandte Papua-Sprache, aber sicherlich ist es eine andere Sprache, nicht etwa ein Dialekt derselben Sprache. Die Einsilbigkeit der Worte fällt hier nicht so sehr auf, wie im Sẹkọ̄. Unter den rund 125 Worten meines Verzeichnisses sind nur ganz wenige, die man zu melanesischen Sprachen in Beziehung bringen könnte. Zu ihnen gehört sā̆mă, der Auslegerbalken. In dem tẹn und tẹ mehrerer Worte erblicke ich das Wort tiṅ in demselben Verhältnis, wie tyā in den parallelen Ausdrücken der Sẹkọ̄-Sprache.

Es gibt nun Stämme in Ost-Indonesien, die ganz ähnliche Worte für Boot haben, wie die Wutung-Leute, so daß sie angesichts des vorhandenen sama nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. Bei Besprechung des linguistischen Boots Nr. 9 ist schon einiges gesagt worden; wir haben:

Sumba: tena oder tèneh; Ost-Flores: tenah (Roos in „Verh. Batav. Genootsch.“ [1872] XXXV, 130, 144; Roo van Alderwerelt in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.“, XXXIV, 277; Vorderman: „Het Journaal van Albert Colfs“ [Batavia 1888] p. 145).

Sikka (Mittel-Flores): tena (Calon in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.“, XXXIV, 356).

Solor: tena, tenna (Sal. Müller: „Reizen en Onderzoekingen“, p. 316; Leemker in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.“, XXXVI, 457).

Wanimo, Waremo, Yako, in der Angriffshafen-Gegend, sowie Leitere.

Selten habe ich so viele und gute Eingeborenen-Fahrzeuge an einem Platz zusammen gesehen, wie in Wanimo. An den beiden Strandseiten des Dorfes lagen sie, Boot an Boot. Bootswerften befinden sich nicht nur am Strand, sondern auch in jedem der großen Tempel, die eine Art von Männer-Versammlungshaus darstellen. Auf dem Außenstrand, dem Dorfstrand nach Waremo zu, lagen fünf Boote in allen Stadien des Bootsbaus. Die aufgesetzten Bordleisten (Fig. 56) werden erst auf den Kanurand aufgesetzt und dann erst bearbeitet. Die Fahrzeuge haben den Auslegerbalken durchweg an der Steuerbordseite und besitzen durchweg zwei Auslegerstangen; jede Stange hat zwei Verbindungsstöcke. Die beiden Auslegerstangen stehen nach der anderen Seite des Boots auch immer über und sind durch ein enges Gitterwerk zu einer Brücke verbunden. An der Außenseite einer jeden Kanubrücke befindet sich eine Rückenlehne, die ich mir bei meiner Fahrt quer über den Angriffshafen

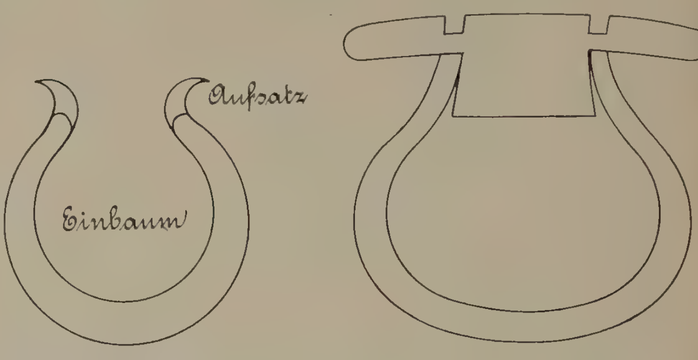


Fig. 56. Fig. 57. **Boot mit Strebholz.**
Wánimo.

mit Vergnügen zunutze gemacht habe. An der Innenseite der Brücke befinden sich regelmäßig drei speerartig vorstehende hölzerne Schwertfischköpfe als Speerhalter zum Aufnehmen von Harpunen, Fischspeeren, Pagajen. Die Boote sind stark und doch elegant gebaut und können unter einem viereckigen langen Pandanus-Mattensegel mit 4 bis 5 Bambusquerstangen gehen. Die vorn eingesetzte Stevenfigur erinnert in ihrer Linienführung und ihrem Schwung merkwürdig an das gleiche Stück an den Auslegerbooten der West-Karolinen (Fig. 58). In Leitere, wo ich diese Bootsform zum ersten Male sah, kam mir lebhaft die Erinnerung an die Fahrzeuge der Lemusmus-Gegend von Nord-Neu-Mecklenburg, denen sie in der Tat in der Form des Rumpfes sehr ähnlich sind.

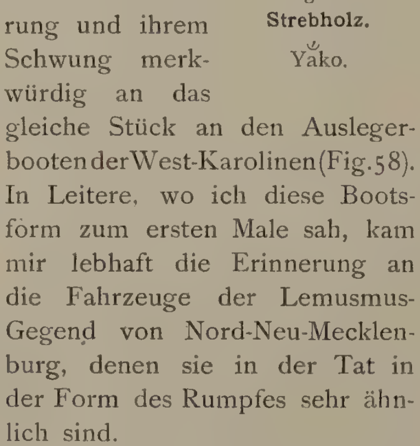


Fig. 58. **Stevenfigur.** Wanimo.

Fig. 60. **Strebholz.** Yako.

Fig. 59. **Pagaje.** Wáremo.

Das Pfahldorf Leitere besitzt im übrigen nur wenige dieser Seeboote; die Masse seiner Fahrzeuge besteht aus den trogartigen auslegerlosen Ein-

bäumen der Lagune. Die das Boot breitmachenden Ausleger haben hier nur Nachteile. Dieselben Verhältnisse finden wir auf der ganzen langen Nordküste von Neu-Guinea überall dort, wo dieselben geographischen Vorbedingungen herrschen.

Die Leute von Wutung einschließlich bis Leitere einschließlich sprechen Dialekte ein und derselben Papua-Sprache. Daß es sich um eine solche handelt, beweist besonders mein kleines Verzeichnis von Leitere mit rund 180 Worten. Am meisten differenziert ist der Dialekt von Wutung, den ich deswegen auch besonders behandelt habe. Abgesehen davon, daß k, g und ṅ im Wánimo bei ihm meistens fortfällt, enthält er auch eine erhebliche Zahl ganz fremder Bestandteile. Zu den wenigen melanesischen Lehnworten dieser Sprache gehören tọ̄ (Zuckerrohr) in Leitere und Wánimo, und sắmăn in Waremo. Es folgt das Wörterverzeichnis:

	Wánimo	Wáremo	Yáko	Lḗitere
Auslegerboot	pị	dị (pị)	dị (pị)	pḛ́sāū / pḛ́sŏ } pḛ
Auslegerbalken	pị́ā	sắmăn	dịắ	pḛ́ă
Auslegerstangen (2)	pị́dā	dị̆ndắ	dị̆ndắ	pḛ́dă
Verbindungsstöcke (je 2)	pị́rụ	dịrụ́	dịrụ́	pḛ́rụ̆
Liane oder Rottang zum Binden	pị́nō̤	—	ĕbŏnŏ́	pḛ́nŏ
aufgesetzte plankenartige Bordleiste	pị́plḛ	dịplẹ́	dịprḛ́	pḛ́pị
die beiden Strebhölzer dicht unter pị́dā	pịkẹnọ́	dịhẹnụ́	dịχẹnụ́	pḛ́kŏṅ
Brücke	pị́χụ	dịgụ́	dịhṓī dịχṓī	pḛ́kāū pḛ́kŏ tị́dụ̆
Lehne an der Außenseite der Brücke	pịkāūdḛ́	—	—	—
die (3) Speerhalter	pịkŭwắ	digŏḗṅ	—	—
das als verstärkende Leiste innen an den Bootwandungen stehengebliebene Holz dort, wo Streben sind	pị́χḛrĕṅ	—	—	—
Geschnitzter (Vogel-) Stevenkopf	pị́ụ	dị́ŭn	dịụ́	dḛ́ụ
Mast	mắtị	wắsị	—	mắtị
viereckiges Pandanus-Segel	wā	wā	—	wā
Troddeln daran, aus Bast und Kasuarfedern	wắkẹnị̆	—	—	—
Pagaje	nẹ̄ od. nẹ́ị̆	ọ́ẹ	nị	—
Schlange; Schlangenornament auf Pagajenblatt	yăpắ / nyăpắ	—	—	—
Fischart; Fischornament auf Pagajenblatt	vắkẹ̆bị̆	—	—	—
Kokosscheidenschöpfer, oben zusammengenäht	pịṅ	dị̆ṅ	dịṅ	dḛ́kụ
fliegende Fische als Ornamente an Außenseite von Kanu	—	mŭfị́	mụ	pḛ́nĕ
Vorsteven	—	—	—	pāī́rụ
Achtersteven	—	—	—	pāī́pŏṅ
Staken	—	—	—	āī́tăbụ̆
Einbaum (ohne Ausleger)	—	—	—	pḛ́kă

Selbst diese kurzen Wörterverzeichnisse der fünf Ortschaften zeigen in interessanten Formen die dialektische Entwicklung; den Wechsel der Vokale i, ẹ, ḛ, der Konsonanten p, t, d, und k, g, χ; die Naselierung von d und ähnliches mehr. Zu bemerken ist ferner noch, daß Wáremo mit seinen sắmăn und ọ́ẹ genau dieselbe Stellung in dieser Fünfgruppe Wutung—Leitere einnimmt, wie Jenbí in der Fünfgruppe der Humboldt-Bai.

So, wie die Verhältnisse in Leitere liegen, sind sie charakteristisch für den ganzen Küstenstrich von Wánimo ausschließlich bis östlich Eitapé. Nachdem ich bei den Wánimo-Leuten die größte und schönste Flottille von Auslegerbooten gesehen hatte, die mir auf dieser ganzen langen Küste von Humboldt-Bai bis zur Mündung des Augusta-Stroms zu Gesichte gekommen war, fand ich bei ihren Stammes- und Sprachgenossen in Leitere, ferner in Nori, Sēr, Sissano, Arop und Malol nur ganz vereinzelte seefahrende Auslegerboote, im übrigen aber nur auslegerlose Einbäume für die Lagunenfahrt vor. Erst östlich von Eitapé bei den

Valman, wo der Lagunencharakter der Küste weniger ausgeprägt und wo die Meeresbrandung wegen der vorgelagerten Inseln und Bänke weniger gefährlich ist, trifft man wieder seegehende Fahrzeuge in etwas größerer Zahl an. Aber diese werden nicht von den Valman selbst gebaut, sondern von den Melanesiern der vorliegenden Inseln, besonders von den Alí-Leuten.

Es zeigt sich hier wieder an einem Beispiel mehr, wie sehr die geographische Umgebung die primitive Schiffahrt beeinflußt. Wie sich das für die Indianer Amerikas in so vielen Fällen nachweisen läßt,[17]) verhält es sich auch hier: Die Art und Form des Fahrzeuges ist innerhalb gewisser Grenzen eine Funktion der es umgebenden Natur. Die freie Fläche von Angriffshafen mit der brandungslosen Ausfahrt in die offene See; die durch das vorliegende Barriere-Riff gesicherten Wasserstraßen der Küste entlang bis Yako und weiter, verlangen ebenso nach seetüchtigen Fahrzeugen wie die Humboldt- und Jótafa-Bai. Daher die Masse der Auslegerboote und die Schiffsbau-Industrie in diesen Plätzen. Ein Marsch von wenigen Stunden aber führt uns von Tobadi, Jótafa, an den landumschlossenen Sentani-See, dessen Bewohner nur in schmalen Einbäumen fahren, und während dem Wánimo-Mann ein auslegerloser Einbaum unbekannt ist, fährt der benachbarte stammverwandte Leitere-Mann nur in solchen auf seiner Lagune. Man muß die entsetzliche Brandung kennen, die auf der Neu-Guinea-Küste von der Nake-Halbinsel, östlich Wánimo, bis nach Eitapé hin steht, und man muß andererseits die Lagunen und Lagunenverbindungen gesehen haben, die hinter dieser gefährlichen Küste für schmale Eingeborenen-Fahrzeuge eine gesicherte Schiffahrt gestatten. Dann hat man keinen Zweifel, daß alles so sein muß, wie es ist; daß der Wánimo-Mann mit seiner Papua-Sprache im melanesisch-polynesischen Auslegerboot fahren muß, und der melanesische Sissano-, Aróp- oder Malol-Mann in einem Einbaum nach der Art von Ost-Queensland.[18])

Nori, Sēr, Sisano, Arop, Malol.

Bei den Nori-Leuten zwischen Leitere und Sēr, die leider bei meinem Kommen sämtlich ausgerissen waren, sah ich ein Auslegerboot im Sēr-Stil, ein zweites sah ich in Sēr selbst und ein drittes, ein großes Boot, hatte ich im Jahre vorher in Aigrán, Malol, gesehen; hierzu kommen noch zwei Auslegerboote von Leitere. Das ist alles, was ich während eines dreimaligen Aufenthaltes an einer Küste gesehen habe, die ich ihrer ganzen Länge nach einmal, von Sissano bis Eitapé sogar zweimal entlanggewandert bin. Es werden natürlich noch einige mehr da sein, die mir entgangen sind, aber gering kann ihre Zahl nur sein. Dagegen sind Einbäume in großer Menge vorhanden.

Im einzelnen ist zu sagen, daß die beiden Leitere-Boote die Form der von Wánimo hatten, während das Malol-Boot aus Alí gekauft war und natürlich auch die allgemeine Form jener Fahrzeuge zeigte. Der Auslegerbalken war an drei Auslegerstangen vermittels je eines Paares kreuzweiser Stöcke (also im ganzen sechs Stöcke) befestigt. Vor- und Achtersteven trugen einen kleinen Aufsatz in der Art des sara-Aufsatzes der Geelvink-Bai.

Die beiden Auslegerboote von Nori und Sēr endlich scheinen mir die ursprüngliche Form der Fahrzeuge jener verwandten Stämme von Sēr bis Malol darzustellen, die bei den übrigen drei Stämmen durch ihre Binnenschiffahrt ganz zurückgedrängt oder vielleicht schon völlig in Vergessenheit geraten ist. Diese Fahrzeuge werden charakterisiert durch eine knopfartige Stevenkopfnase, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe (Fig. 61). Sie hatten nur zwei Auslegerstangen, aber mit derselben Stöckchenbefestigung wie die Ali-Boote und wie dort mit einer Brücke. Zwischen beiden Stangen findet sich aber noch eine dritte — man möchte sie für die verkümmerte mittlere Stange der Ali-Boote halten —, die genau so wie die beiden anderen Auslegerstangen befestigt ist, aber nicht als solche ausläuft;

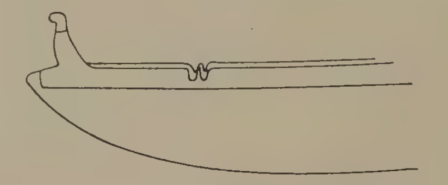


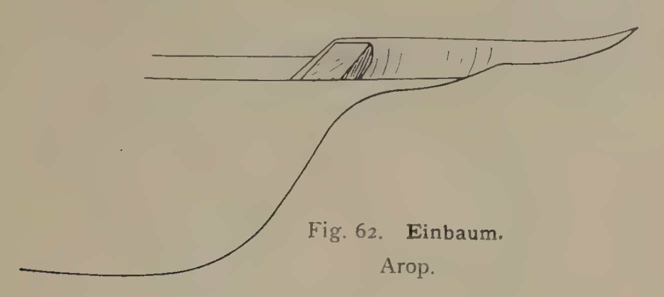
Fig. 61. **Vorsteven.**
Nori.

sie ist nur Hilfsstange. Die Einbäume dieser Gegend sind trogartig und plump, aber geräumig und stabiler als die Einbäume weiter östlich in der Augusta-Strom-Gegend. Ich brauchte daher in ihnen auch nicht immer auf dem Boden zu sitzen, wie bei letzteren, sondern auf einer Latte oder einem Stock, den man für mich quer über die Dollborde legte. Denn im übrigen sind Duchten oder andere Sitzgelegenheiten nicht vorhanden, weil die Eingeborenen

[17]) Friederici: „Die Schiffahrt der Indianer“, p. 59ff. und passim.

[18]) Im Museum von Frankfurt a. M. findet sich ein trogartiger Einbaum von Ost-Queensland, allerdings als Auslegerboot frisiert, der stark an die Einbäume von Sissano-Arop-Malol erinnert.

immer im Stehen pagajen oder staken. Bei einer Fahrt über die Lagune von Aróp-Sissano geschah nur das letztere, bei Fahrten über die Lagune von Leitere wurde jedoch pagajet. So plump nun diese Einbäume an sich auch aussehen, so besitzen sie doch hübsch geschnitzte Steven (Fig. 62) und Or-


Fig. 62. **Einbaum.** Arop.

nament-Schnitzereien an den Außenwänden. Ein großer von mir in Arop gemessener Einbaum zeigte folgende Maße:

Länge: 14,10 m.
Breite der oberen Öffnung 0,445 m.
Größte Breite, etwa Mitte der Aufbauchung 0,79 m.
Höhe 0,85 m.

Man sieht, die obere Öffnung ist nur gerade so breit, daß eine militärische Mannsbreite hineinkann. Für europäische Männer und Frauen mit starker Gesäßentwicklung sind diese Einbäume also keine geeigneten Fahrzeuge: hinein können sie nicht, um sich auf den Boden zu setzen, und wenn sie oben auf dem Rand Platz nehmen, dann bringen sie das Gefährt durch ihr Gewicht zum Umschlagen, falls sie nicht etwas von dem Balanciergefühl eines Seiltänzers besitzen. Denn der Boden eines Einbaums ist rund und glatt, wie ein Zylinder; etwas Kielartiges besitzt keiner.

Viele Einbäume konnte ich im Bau beobachten. Um die Wände des frischausgehauenen Trogs am Zusammentrocknen zu verhindern, bringt man innen Querstöcke vorübergehend an, genau wie im Archipel.

Es folgen die Wörterverzeichnisse der Leute von Sēr bis Malol, welche die wenig voneinander verschiedenen Dialekte einer melanesischen Sprache reden. Allerdings ist diese Sprache stark mit Papua-Elementen durchsetzt. Die durch die bekannte Wasserkatastrophe aus ihren Pfahldörfern in der Lagune von Aróp-Sissano vertriebenen Waropu reden dagegen eine Papua-Sprache. Während meiner Fahrt über die Lagune trafen wir ein Waropu-Boot, aber wegen der Feindschaft, die zwischen Aróp- und Waropu-Leuten herrscht, drängte ich auf keine Zusammenkunft, die meine Aróp-Pagajer nicht wünschten. Denn das erste, was bei einem etwa ausbrechenden Streit geschehen wäre, wäre gewesen, daß ich und mein einzigster Begleiter bei unserer Unkenntnis im Balancieren unfehlbar unser Boot zum Kentern gebracht hätten. So begnügte ich mich denn mit einer Begrüßung von weitem und mit der Feststellung, daß sich der Waropu-Einbaum offenbar äußerlich in nichts von dem Aróp-Fahrzeug unterschied, in dem ich saß. Auch die Waropu-Leute arbeiteten, so weit ich sah, nur mit langen Staken.

Wörterverzeichnis.

	Sēr	Síssano	Aróp	Malŏ́l
Auslegerboot	bŭ̦ắk	vŭŏ́k	—	vụ́ăk
Einbaum	pọr	bŭr, bŏr	bŭr	pŏr
Auslegerbalken	sām	—	—	hām
die (2) Auslegerstangen	a͡īyĕ́k	—	—	răyị́k
die eine in der Mitte liegende unvollkommene Auslegerstange	vŏrpŏ́r	—	—	—
die (2) Verbindungsstöcke	pa͡ū pa͡ū‿văt‿sắm	—	—	kărtăltăvắ (je 3 gekreuzte)
Liane, Rottang zum Binden	nẹk	—	—	vŭbra͡ī́n
aufgesetzte Planke	pĭ̆r	—	—	bŭrlẹ́n
Stevenkopfaufsatz (Knopf: Fig. 61)	a͡īvĕtắṅ	—	—	—
Vorsteven	bătắṅ	—	kărụ́ăn	kărụ́ĕn
Achtersteven	pị́ẹn	—	rămị́ẹn	rămị́ẹn
Pagaje	bị̆ĕ́k	—	vị́ẹs	vị́ẹs
Staken	sị́ẹl od. sị́l	—	—	—
die Mittelleiste innerhalb des Vor- und Achterstevens des Einbaums (Fig. 62)	—	măṅgăntŏ́n	bās	—

	Sēr	Síssano	Aróp	Malŏ̈l
Zierleisten mit je 5 Löchern unter Vor- und Achtersteven-Spitzen (zum Aufhängen von Zierpflanzen)	—	—	āų́n	—
Brücke	—	—	—	vŭǫ́k pärẹ́äs
Längsstangen über Auslegerstangen . . .	—	—	—	tărǫ́öl
Vorsteven-Aufsatz (sara-Form)	—	—	—	vŏk a͡ī kărų́ĕn
Achtersteven-Aufsatz (sara-Form)	—	—	—	vŏk a͡ī vătăn

Die nicht unwesentlichen Unterschiede in diesen kleinen Verzeichnissen werden daher rühren, daß das Auslegerboot bei diesen Stämmen im Laufe der Zeiten ganz gegen den Einbaum zurücktrat und seine Erhaltung zum Teil überhaupt nur durch Import von außen, vielleicht von verschiedenen Stellen her, verdankt. Immerhin beweisen aber das M. P. wangka in Gestalt von buak, vuak, vuok, vok und das M. P. sām, hām, die westliche Herkunft des Auslegerboots und ihrer melanesisch sprechenden Besitzer.

Gegend östlich von Eitapé, Hinterland und vorgelagerte Inseln.

Über die nun folgenden Fahrzeuge des langen Küstenstrichs von Eitapé bis nach Osten über Yakomúl hinaus, sowie der vorgelagerten küstennahen Inseln brauchen nur wenige Worte gesagt zu werden; denn die Auslegerboote besitzen hier durchweg den Typus der Fahrzeuge der Inselbewohner, weil von ihnen, und zwar vornehmlich von den Alí- und Angél-Leuten, die Valman-, die Paup- und Yakomúl-Leute ihre Boote kaufen. Über diese Fahrzeuge der Inselbewohner und ihre Technik hat sich aber bereits P. Erdweg in Wort und Bild sehr eingehend geäußert.[19])

Die von mir in Vokau und Vrinagol gesehenen Auslegerboote waren sämtlich aus Alí und Angél

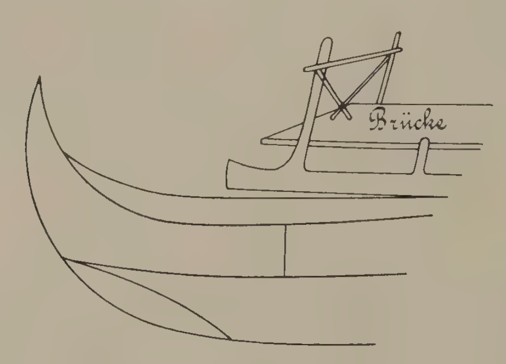


Fig. 63. **Vorsteven.**
Paup.

bezogen. Der Ausleger liegt bei diesen Booten an der Backbordseite. Bemerkenswert erschien mir bei zwei Vokau-Booten die Form der Streben im Boot unterhalb der Auslegerstangen (Fig. 64). Die schon bei Sēr erwähnte dritte Stange zwischen den beiden

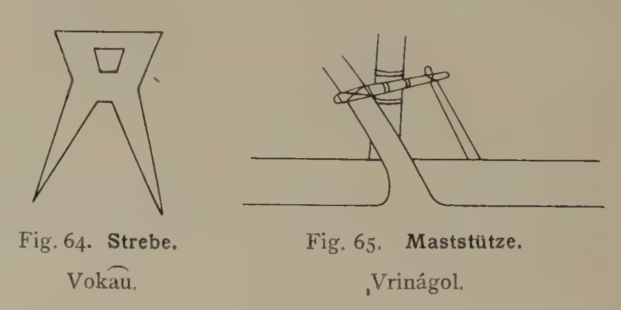


Fig. 64. **Strebe.** Vokau. Fig. 65. **Maststütze.** Vrinágol.

Auslegerstangen geht hier bis zum Auslegerbalken heran, ohne jedoch unmittelbar mit ihm verbunden zu sein. Sie ist vielmehr nur an der Mitte eines

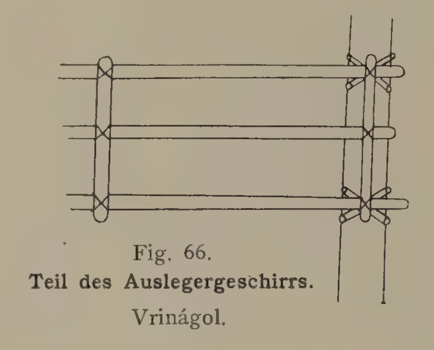


Fig. 66. **Teil des Auslegergeschirrs.**
Vrinágol.

Knüppels befestigt, der quer über die gekreuzten Verbindungsstöcke von Auslegerstange zu Auslegerstange geht (Fig. 66). Die Brücken besitzen keine

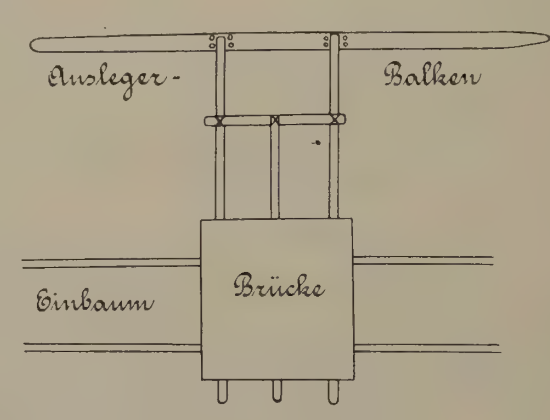


Fig. 66a. **Auslegergeschirr.**
Yakomúl.

Sitzbank, sondern nur eine Lehne. Der Mast wird auf die aufgesetzte Planke der Backbordseite ge-

[19]) Erdweg: „Die Bewohner der Insel Tumleo", in „Mitt. Anthrop. Gesellsch., Wien" (1902), XXXII, 363 ff.

stellt und von der Brücke aus durch eine Art Reck (Fig. 65) gestützt.

Die Verstrebungen innerhalb des Einbaumes unter je einer Auslegerstange sind häufig verschieden und geben, wie die Fig. 64, 67 und 68 zeigen, dem Kunstsinn Gelegenheit, sich zu betätigen. Sie haben hier, wie überall, wo sie auftreten, den doppelten Zweck, die Auslegerstangen fester mit dem Kanukörper zu verbinden und die Bootswände auseinander zu halten. Der Auslegerbalken, der auch

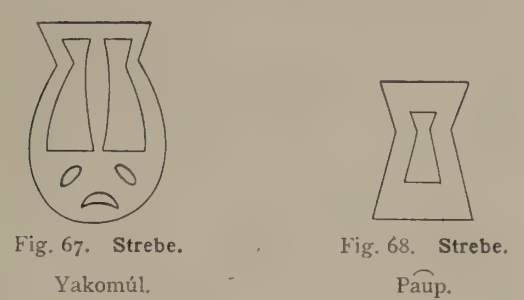


Fig. 67. **Strebe.** Yakomúl.   Fig. 68. **Strebe.** Pa͡up.

in Paup und Yakomúl auf der Backbordseite liegt, ist vorn und hinten angespitzt. Die Zahl der Auslegerboote in Paup und Yakomúl war sehr gering, und diese wenigen befanden sich zum Teil in einer sehr schlechten Verfassung. Die folgenden Zahlen geben die von mir festgestellten Abmessungen eines Paup-Bootes (Fig. 63):

Länge des Einbaums	6,45	m
Höhe (höchste Stelle, einschl. Aufsatz) . .	0,565	„
Breite	0,31	„
Länge des Auslegerbalkens	4,52	„
Länge der Auslegerstangen, also ganze Breite des Fahrzeugs	4,34	„
Größte Breite der Brücke (quer zum Einbaum)	2,20	„
Kleinste Breite der Brücke (in der Längsrichtung des Einbaums gemessen) . .	0,91	„
Höhe der Brücke über den Auslegerstangen	0,26	„

Es folgen die Wörterlisten:

	Aṅgḗl	Alí	Pa͡up	Yakomúl	Vokā͡ū	Vrinágol
Auslegerboot	lĕpi̯e̯l	—	lĭpi̯e̯l	lĕpi̯e̯l	vắgọ (vắkọ)	vắgŏ
Auslegerbalken	sḗe̯m	—	sḗe̯m	hḗe̯m	săm	săm
Auslegerstangen (2) . . .	wu̯yụ́ts	—	fa͡ĭnie̯t	wu̯yi̯e̯t	vụ́e̯tχ	vụ́ĕtχ
Verbindungsstöcke . . .	sĕmāwi̯e̯ṅ	—	sĕmăwā͡ĭṅ	hĕ́măwā͡ĭ	săräni̯ki̯	săränyi̯ki̯
Schnur zum Binden . . .	wăr nyŏk	—	nĭnyā͡ūk	nĭniắk nĭnĭé̯k	ĕtχā͡ĭ	ĕtχā͡ĭ
Vorsteven	lĕpi̯e̯l mătḗṅ	—	—	{	vḗpĭn	nyămā͡ĭki̯
Achtersteven	lĕpi̯e̯l i̯mṹr od. ne̯mṹr	—	—	lĕpi̯e̯l hĕwi̯e̯ṅ	vŏkắn	vọkắn
aufgesetzte Planke . . .	tri̯pătri̯e̯b	tyĭpătyụ́ŏp	tri̯pătri̯e̯b	rĕpătri̯ăb	tχŏbtχŏ́b	tĕpōtχŏ́b
aufgesetzter Steven . . .	kălse̯wi̯e̯ṅ	—	kălse̯wi̯e̯ṅ	kắliwi̯r	—	—
Brücke	vărắ	—	fărắ	hărắ lĕpi̯e̯l hărắ	kărtsā͡ĭgi̯ kărtsā͡ĭki̯	āpắr
Sitz auf Brücke	vărắ nātṹṅ	—	fărắ nātṹṅ	—	—	—
Streben unter Auslegerstangen im Einbaum .	rătrụ́ŏ	rătrḗŏ	tŏ̆te̯rā͡ū	rătšḗŏ	rŏpŏ́r	rŏpŏ́r
eingenähte Leiste von Arekaholz auf Naht an aufgesetzter Planke . .	tχăpụ́ĭtχ	—	tyăpō͡ĭtχ	ti̯rănĭĕṅ	pŏ́tu̯	pe̯tyi̯pḗtyi̯
Fischzierleiste an den Steven	ā͡ĭ‿rămắt	—	ā͡ĭ rămắt	—	—	—
Kalfaterstoff	răl	—	rāl	rāl	rāl	rāl
Mast	rāmi̯ăk	—	rāmi̯ăk	rāmi̯ăk	rămăṅk‿ā͡ĭn rămăṅg‿ā͡ĭn	rāmắṅk‿ā͡ĭn
Mastspitze	rāmi̯ăk rămḗṅ	—	—	—	—	—
Segel	rŭṅ (drŭṅ)	rŭṅ	drŭṅ (drụ́ŭṅ)	rŭṅ (drŭṅ)	vụ́kŭl vụ́gŭl	vụ́kŭl vụ́gŭl
Pagaje	ā͡ūs	ā͡ĭs	ā͡ĭĭs	ā͡ĭ	vḗsi̯	vḗsi̯; vḗsi̯
Staken	kătχĭ́m	ā͡ĭ‿ătŭn	kătyi̯m	kătsi̯m	ā͡ĭ‿kắdyĭm	kătyi̯m
Kokosblattscheide als Schöpfer	tsăli̯ăk	—	sălḗăk	sălḗăk	sắlĭăk	sắlḗăk

	Angĕl	Alí	Pa͡up	Yakomúl	Voka͡u	Vrinágol
die stehengebliebenen Verstärkungen, Leisten, an den inneren Einbaumwandungen, gegenüber rätrų́ŏ	—	—	rāpų́r	—	—	—
Verstrebungen im Boot, dicht vor und hinter Auslegerstangen (Lamassa: kĕkĕtăm)	—	—	a͡intęnįęn	—	—	—

Die vielen gleichen Formen in diesen Verzeichnissen bestätigen die gemeinsame Abhängigkeit der Besitzer in bezug auf ihr Bootmaterial. Aber die Gemeinsamkeit beschränkt sich auf Nebensächlichkeiten, denn die ausschlaggebenden Worte lassen scharf zwei Gruppen unterscheiden: einmal die melanesischen Angél-, Alí-, Paup- und Yakomúl-Leute, zu denen sich noch die von Tumleo und Seliu gesellen, mit der lepalepa-Form für Boot und der sema-Form für Auslegerbalken; und andererseits die eine Papua-Sprache redenden Valman (Vokau und Vrinagol) mit der wangka-Form für Boot, der saman-Form für Auslegerbalken und dem nahezu unverfälschten indonesischen vęsį für Pagaje. Diese Papuas haben also ihre Auslegerschiffahrt ursprünglich nicht von den melanesischen Alí und Angél-Leuten erhalten, von denen sie heute ihr Bootmaterial beziehen, sondern von M. P. Wanderern oder Kolonisten, die nicht eine Ableitung von lepalepa, sondern von wangka für Auslegerboot benutzten, die nicht sema oder semasema, sondern saman sagten, und die für Pagaje eine Form wie Makassar: bìse (M a t t h e s, p. 228); Bugi: wise (M a t t h e s, p. 658); Sikka (Flores): behe oder wehe (C a l o n: „Woordenlijstje", p. 288, 361); Bima: wèse (J o n k e r, p. 115); Endeh: wèsah, pagajen (R o o s: „Iets over Endeh", in „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk.", XXIV, S.-A. p. 78), hatten.

Auch im Hinterland der Valman, bei den Kopoám- und Kabine-Leuten, die eine Papua-Sprache reden, habe ich die Form ų́wäk für Boot gefunden, obwohl sie keine Fahrzeuge besitzen.

Küstenstrich und vorgelagerte Inseln von Pŭt bis Insel Muschu.

Die Form der Auslegerboote stimmt im allgemeinen mit der der früheren überein; wenigstens habe ich nirgends charakteristische Unterschiede gemerkt. Die Wörterverzeichnisse sind das Wichtigste. Die Dialekte von Pŭt (an der Küste) und Kŭmĕnı̆m (im Hinterland), von Dắkŭr (an der Küste) und Văta͡i (im Hinterland), sowie von Kavu (bei K l a f f l in „Mitteil. Sem. f. Orient. Spr." [1905] VIII, 136—137), gehören offenbar einer Sprache an. Dies ist eine Papua-Sprache, die aber vom Valman gänzlich verschieden ist. Die Dialekte von Kốfį (Küste) und Kŏta͡i, Pa͡iŏgă, Mųgĕn (im Hinterland), von Muschu (Mų́šų), Tắrăwa͡i und Välı́s gehören einer anderen Papua-Sprache an, während die Dialekte von Jų́o (Yų́o) und Ka͡irı́rų davon verschieden sind. Die von mir aufgenommenen Wörterverzeichnisse sind leider zum Teil sehr lückenhaft, da mein Aufenthalt auf Tárawai und Valís, in Pŭt, auf Jų́o und Muschu durchweg nur sehr kurz war und dabei zum Teil durch andere Pflichten fast ganz ausgefüllt wurde. Die Werte für Kavu sind dem kurzen Verzeichnis von K l a f f l entnommen.

	Pŭt usw.	Dắkŭr	Kavu (Klaffl)	Kốfi usw.	Múschu	Välı́s	Júo
Auslegerboot	kăla͡ŭk	kắrăhų́	karakok	ălắ	vắlắ	yḗlā	hăt
Auslegerbalken	săm	sām	—	sắmă	sămắ	sămắ	săm
Auslegerstangen . . .	sa͡ŭwįu (2)	so͡irę̆	—	kį̆ắntyę	hĕắnχi / sĕắnχḗ	hŭắntyę	vı̆ắs
Verbindungsstöcke . .	găpétχ	bŭrăbŭ́r	—	păgắnyę	pa͡irĕ / pa͡irŭ	ba͡irę	pa͡irę
Steven	bắǫ̆	—	—	—	—	—	—
Mast	įbắ	ăbắ	ı̆mbań	kắndį̆ų	—	—	—
Segel	gắrų́į	kădų́į̆	kadui	—	—	—	—
Pagaje	tχęlı́s	sĕrı́b	t' arip	—	yắrę	ăr	wa͡i
Kokosnußschalen-Schöpfer	nágŭ́l	lįm	—	—	lı́mă (Kokosblattscheide)	—	lı́mă (Kokosblattscheide)

	Pŭt usw.	Dá̆kür	Kavu (Klaffl)	Kő̆fi usw.	Múschu	Vălį̆s	Júo
Brücke	—	ărį́tsẹ	—	—	įnămbá̆	įnămbá̆	tămő̆r
aufgesetzte Planke . .	—	bĕbẹbâ̄is	—	—	pá̆pá̆	băbá̆	vụlăgḗŏ
Liane oder Rottang zum Binden	—	ävụräsį́rĭp	—	ĭămbō̂i (Schnur)	{ vâ̄ińgẹ { lĭ́ńgŭă	wâ̄ińkẹ	wār
Vorsteven	—	įtĭhį́kwăm	—	—	—	—	—
Achtersteven	—	bâ̄ugẹ	—	—	—	—	—
Staken	—	kädyį́m	—	—	—	—	—
Querholz (mittleres) unter Brücke . . .	—	—	—	—	įvā̂iăvá̆	—	rẹ́â̄u
Kalfaterstoff (geschabte Rinde)	—	—	—	—	šĭm	tĭmį́	šĭm
eingenähter Streifen auf Naht der aufgesetzten Planke	—	—	—	—	—	vá̆sį	—

Zu diesem Verzeichnisse ist folgendes zu bemerken:

Von den Papua-Dialekten von Pŭt, Dákur und Kavu zeigen Pŭt und Dákur — und wahrscheinlich auch das verwandte Kavu — durch die Anwesenheit von sam, und Dákur außerdem durch lįm (Ößfaß), daß sie in einer noch nicht näher zu bestimmenden Weise ein wenig M. P. beeinflußt worden sind. Dagegen sind die Papua-Dialekte von Kofi, Muschu und Valis, und ebenfalls der Dialekt von Juo stark mit M. P.-Elementen durchsetzt, soweit die Schiffahrt in Frage kommt. Daß die drei verschiedenen Worte für Boot direkt nach Ost-Indonesien zeigen, ist schon früher ausgeführt worden; dazu kommt durchweg eine Form von saman, und zum erstenmal in dieser Gegend auf dem Wege nach Osten tritt hier ein verstümmeltes kiato für Auslegerstangen auf. Dazu kommt Muschu: yá̆rẹ, und Valís: är = Bali: ō̤lá̆; Tompakewa: wole (J e l l e s m a, p. 51); Ternate und Galela: hő̆rụ, pagajen. Ferner sind M. P.: Muschu: lį́mä, und Júo: lį́mä (Ößfaß); Muschu: pá̆pá̆, und Valís: băbá̆ (Planke). Das wār von Júo, über das bereits bei den Barriai gelegentlich ihrer Quipu-Knotenschnüre gesprochen wurde, ist gleichfalls M. P. Wir fanden es noch in Kobe als wá̆hŏ und in Angél als wär, in Wogeo als wá̆rọ, in Keule als wār (beides Le-Maire-Inseln), in Emirau als ọ̆́ălă (alles F r i e d.). Es ist ferner das Maori (W i l l i a m s, p. 2) und Tahiti: á̆ho; das Tonga, Samoa und Niué: afo; usw. in Polynesien (s. S. 50).

Eine so weitgehende Durchsetzung von Papua-Sprachen durch M. P.-Elemente, die die Schiffahrt betreffen, sind nicht durch Entlehnung zu erklären. M. P.-Wanderer und Kolonisten, welche ihre Auslegerstangen kiato oder ähnlich nannten, welche für Planke, Pagaje und Öẞfaß Worte wie pá̆pan, ọre und lįma hatten, müssen hier gewesen und bleibende Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen haben.

Es erscheint angebracht, an dieser Stelle einen Blick auf die M. P.-Ausdrücke für Planke, Pagaje und Wasserschöpfer zu werfen.

1. P l a n k e. Reihen des M. P. papan haben J u y n b o l l (p. 316), K e r n („Fidjitaal", p. 127, 222, und „Mafoor", p. 228) und M a r r e („Aperçu", p. 85). Wir fanden es schon in Banda als pá̆păn, in Batjan als pá̆păń. Es ist ferner auf unserem Wege belegt in Kapaur: päben (L e C o c q, p. 26); Radja Ampat: fafan, (d e C l e r c q: „Vier Radja", p. 1337) und wird uns noch mehrfach in Melanesien entgegentreten.

2. P a g a j e. Reihen dieses allgemein M. P. Wortes finden sich bei B r a n d e s („Proefschrift", p. 34, 48—49), K e r n („Fidjitaal", p. 191, 210), v. d. G a b e l e n t z u. M e y e r (No. 296) und B u s c h m a n n (p. 159).

Die für Melanesien wichtigsten Formen Indonesiens sind außer den bereits gelegentlich genannten noch folgende:

Sunda: boseh (C o o l s m a, p. 58); Sumba: busi (P o s, p. 195); Sawu: wohe (K e r n, p. 552); Bareë: wòse (K r u y t, p. 85); Ceram: fossa (L e C o c q: „Bonfia", p. 382); Radja Ampat: pos (d e C l e r c q: „Nieuw Guinea", p. 218); Ambon und Uliassers: sai, pagajen, saillo, sailjo, sali-ísii, Papaje (v. H o ë v e l l: „Landtaal", p. 95); Buru: sahi, pagajen; sahen, Pagaje (H e n d r i k s, p. 138); Ternate, Galela: sári, Pagaje; hóru, pagajen.

3. W a s s e r s c h ö p f e r, Ö ß f a ß.

Über M. P. timba, dima, limas hat sich B r a n d s t e t t e r eingehend geäußert, der auch kurze Reihen hat („Tagal. und Madag.", p. 7, 26, 39; und „Charakterbild", p. 18), ebenso wie B r a n d e s (p. 12), und M a r r e („Aperçu", p. 87). Für Melanesien sind von Wichtigkeit:

Bareë: limbu (K r u y t, p. 41); Buru: lima (J e l l e s m a, p. 301); Ambonsche Dialekte: rima,

lima, dima (v. Ekris, p. 335); Sangir: limasę̄, Sodwasser (Adriani: „Spraakkunst", p. 58); Tag.: limas, limsan (Noceda y Sanlucar, p. 182); Marshall-Inseln: lim (Gefäß), ālim (ausschöpfen) (Erdland, p. 80, 148); Gilbert-Inseln: ănima (Bingham, p. 5); Fidschi: nima (Hazlewood, p. 87).

Das polynesische Wort ist tata; so Maori: tata (Williams, p. 162); Rotuma: tata (Gardiner, p. 521). Wo man dieses trifft, kann man polynesischer Beeinflussung sicher sein. Tahiti: tătă rịụ (Fried.) ist gleich Mal: tĭmbă rụ̆ăn (Shellabear, p. 121; Winstedt: „Malay Industries", Part I, Arts and Crafts. [Kuala Lumpur 1909], p. 13).

Erwähnen will ich noch Kai: kauwi (Grube, p. 123), und Tami: kauwi (Bamler, p. 252), das dem Tuamotu: hāūmị (Fried.) entspricht. Das Kai ist eine Papua-Sprache, das Tami eine melanesische Sprache; die Herkunft des Tuamotu hāūmị ist bisher unbekannt. („Mitteil. d. Ver. f. Erdkunde", Leipzig 1911; p. 172.)

Le Maire-Inseln.

Von ihnen sind Wogéo und Keule von mir je zweimal, Wę̄ī (Jacquinot) einmal besucht worden. Die Bewohner reden eine melanesische Sprache, die aber in einen West- und einen Ost-Dialekt zerfällt. Ich bemerkte dies sehr wohl, als im Verkehr mit einigen Leuten von Bęm (Lesson) mein Wogéo-Wortschatz zum Teil von diesen Leuten nicht verstanden zu werden schien. Sie haben im übrigen freundschaftlichen Verkehr mit einander und verstehen sich natürlich sehr gut. So traf ich in Keule bei meinem ersten Aufenthalt (1908) ein Boot von Rŭbrŭb und ein Boot von Kĕrŭăr (Kärŭăr; Blosseville). Das letztere hatte vier Mann Besatzung, von denen einer der Sohn eines Häuptlings von Keule war. Die Boote waren in der Hauptsache alle von einer Form, aber doch in Einzelheiten alle etwas verschieden voneinander. Das Fahrzeug von Keruar war schön verziert und ornamentiert, mit kleiner aufgesetzter Planke unter Brücke. Das Kanu von Rubrub war mehr roh. Auf diese sich überall wiederholende Erscheinung muß ich immer wieder den Finger legen: überall ist Entwicklung, überall zeigen sich innerhalb eines Haupttyps kleinere oder größere Abweichungen und Unterschiede lokalen oder individuellen Charakters. *Πάντα ῥεῖ*, nichts steht still, die Völker der Südsee sind produktiv; sie sind es, oder waren es wenigstens, bis unsere Kultur wie ein Meltau über sie fiel.

Die Boote der Le Maire-Leute haben keine aufgesetzten Vor- und Achtersteven; diese erinnern stark an die von Neu-Hannover und von den Admiralitäts-Inseln. Auch unterscheiden sie in der Praxis wenigstens keinen Vor- und Achtersteven; die Leute wenden nicht, sondern drehen sich einfach im Boot um, wenn sie in die entgegengesetzte Richtung fahren wollen. Im Durchschnitt besitzen die Boote zwei bis drei Auslegerstangen, ich habe aber auch vier gesehen. Die Auslegerbalken haben häufig an jedem Ende einen geschnitzten Krokodilkopf. Das weist in die Richtung des Augusta-Stroms, wohin ja auch andere Kulturgüter und Erscheinungen im Leben dieser Inselbewohner zeigen. Die Auslegerbalken haben im übrigen die Form der Admiralitäts-Inseln, an die auch in jeder Hinsicht die Befestigung durch die Verbindungsstöcke erinnert, nur daß in den Admiralitäts-Inseln diese Stöcke mehr verziert und künstlich geschnitzt sind, während sie in Wogéo und Keule mehr lang nach oben herausstehen. An jeder Auslegerstange befinden sich fünf oder sechs Paar solcher Stöcke. Ein anderer Unterschied ist der, daß auf den Admiralitäts-Inseln die Auslegerstangen enger zusammenstehen als in den Le Maire-Inseln. Besonders interessant sind die beiden Handgriffe am Auslegerbalken (Fig. 69), die, wie ich beobachten konnte, beim An- und Abbringen der Fahrzeuge gute Dienste leisten.

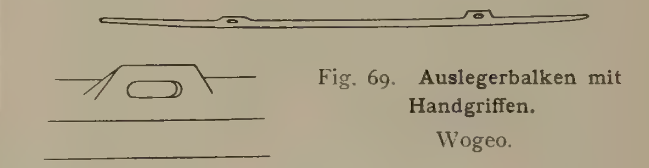


Fig. 69. **Auslegerbalken mit Handgriffen.** Wogeo.

Ein von mir in Keule gemessenes größeres Boot war 7,33 m lang.

Die Brücke, die gewöhnlich drei Sitzplätze mit Rückenlehne hat, besteht bei den großen Seebooten aus zwei Etagen, von denen aber die untere nur niedrig und nur Pagajen, Staken, Töpfe und Eßwaren aufzunehmen vermag.

Das viereckige Segel ist aus dem Bastzeug junger Kokospalmen hergestellt (Photogr. Taf. III, Fig. 27). Der Ausleger liegt auf der Steuerbordseite.

Zum gegenüberliegenden Kaip in der Kap Dallmann-Gegend stehen die Insulaner in freundschaftlicher Handelsbeziehung. Hier finden wir denselben Bootstyp.

Es folgen die Wörterlisten:

	Wogeo	Keule	Kaip
Auslegerboot	kāt	kāt	kį́ătă
Auslegerbalken	vắmă	sắmăn	ō̱m
Auslegerstangen	kįắyọ	kįắĭ̯t	kŏγṹχę̣
Verbindungsstöcke	dắrămę̣ / gắrăm	gărắm	bấīrę̣
Brücke	rārấūs / rārụ́s	rārṹs	gǐẹ́χę̣
Bast, Schnur, zum Nähen und Binden	wắrọ	wār	ṅǐṅyő́rŏ
Aufgesetzte Planke	nǐắfă	—	năṅő́n
die zwischen aufgesetzten Planken und auf den Kanuwänden als Versteifung gebundenen Rundhölzer (4)	sįlắŭă	—	—
Umflochtene Stöcke als Versteifung und Handhabe zwischen Bordwand und aufgesetzten Planken	kụ́bŏ	—	—
der auf Naht zwischen Kanu und Planke aufgesetzte und eingenähte Streifen	įdắrę̣	—	—
Ornamentale und bemalte Schnitzerei an äußeren Bootswänden	mŏgẹ́rį	măgẹ́r	—
(4) dicke Querbalken unter Brücke, quer zu den kįắyọ	bŭắṅă	—	—
Sitzbänke oben auf Brücke	dămărắmă	—	—
Geschnitzter Schutzvogel vorn auf dem Vorsteven	kŏvắlŏvắl	—	
Vorsteven	sįmắ	—	
Achtersteven	vọắsį	—	—
Geschnitzer Stevenkopf	—	mārụ́f	—
Die Leisten am Bug und Heck	—	gắlgắl	—
Die beiden Handgriffe am Auslegerbalken	tătāū‿rụ́ę̣	—	—
An den Seiten herunterhängende mattenartige Streifen (halb rot gefärbt, halb Naturfarbe)	măsắr	—	—
Kokosfaserschnur zum Verbinden von kįắyọ und dắrămę̣	kwărắn	—	—
Mast	lăṅŏlắṅŏ	—	
Die (4) Maststützen	į́bŏ	—	—
Segel	yẹ́bĕ̱	—	—
Die (2) Mastseile	kălắŭă	—	—
Segelzeug aus Kokosbastzeug	rụ́n	—	—
Holzgeschnitzte Vögel, die als Omenvögel an Kettenschnüren am Takelwerk usw. hängen	mān / tụ‿mắn	—	—
Parinarium laurinum	kătį́tę̣	—	—
Pagaje	vő̱ră	vō̱r	vŭẹ́yę̣
Kokosschöpfer	sẹ́mę̣	nǐm (Blattscheide)	—

Mit Wogéo und Keule, deren Bewohner eine ziemlich reine melanesische Sprache reden, befinden wir uns linguistisch bereits innerhalb des melanopolynesischen Kreises schiffstechnischer Ausdrücke. Über die Herleitung von kät aus Indonesien ist bereits gesprochen worden. Wir haben weiter Abwandlungen von saman, kiato und war, von papan (cf. Nufoor: ambafen [v. Hasselt: „Woordb.", 2. Aufl., p. 3]), von \ólä (Bali), Pagaje, und von lima, Schöpfgefäß. Schließlich tritt hier zum ersten Male das Parinarium laurinum, der allgemein verwandte Kitt- und Kalfaterstoff Melanesiens, auf. Das Wort zeigt eine auffallende Beständigkeit; so wie wir es als ais auf Ponape (Christian: „The Caroline Islands" [London 1899], p. 328), als tita oder zita in den Nord-Salomonen (Guppy, p. 62, 296; Ribbe, p. 53) und als makita auf Fidschi (Seemann: „Viti" [Cambridge 1862], p. 436), kennen, so findet es sich in ganz ähnlichen Ausdrücken in den meisten von mir besuchten Gegenden Melanesiens, und immer fast gehört es zum Handwerkszeug des Bootbauers.

Von Kaip ist nur zu sagen, daß diese Papua-Sprache die sich linguistisch nach der erst soeben

berührten Dallmannhafen-Gegend zu neigt, genau wie diese in den beiden Hauptausdrücken malaiopolynesich beeinflußt ist.

Im Mündungs-Gebiet des Augusta-Stroms spielen die Einbäume wieder die Hauptrolle, wie es denn auf dem Strom selbst nur solche gibt. Die Steven sind spitz und häufig ganz prachtvoll geschnitzt; zwei charakteristische Formen der Achtersteven geben Fig. 71 und 72. Ein kleines Feuer, teils auf einer Topfscherbe, teils in einem besonderen Feuertopf, fehlt hier nie. Zu beachten sind viereckige, durch das ganze Holz durchgehende Löcher; in ihnen werden zur Kriegszeit Pfähle aufgestellt, als Gerüst für einen Blätterschutz, um die Insassen gegen Sicht und Geschosse zu decken. Diese Boote, die ausnahmslos im Stehen pagajet werden, sind so schmal, daß ein Europäer, der kein Seiltänzer ist, unmittelbar nach dem Betreten mit ihnen umschlägt. Man kann überhaupt nur in ihnen fahren, ohne für sich und seine Bootsgenossen eine Gefahr zu sein, wenn man sich platt auf den Boden setzt, oder noch



Fig. 70. **Feuertopf.** Utám.

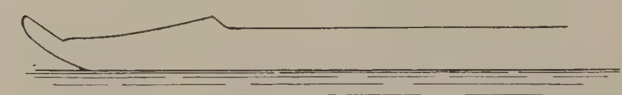


Fig. 71. **Achtersteven eines Mabú-Einbaums.**

besser, legt. Das können aber auch nur ganz schlanke Personen. Ich selbst kam nur gerade in die schmalen Öffnungen hinein, und wenn ich auf dem Boden im Sodwasser auch leidlich geräumig

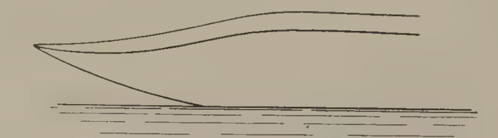


Fig. 72. **Achtersteven eines Derpuáp-Einbaums.**

saß, so fühlte ich doch immer in den Hüften die anliegenden Ränder des Einbaums. Wäre das Boot durch die Ungeschicklichkeit eines Pagajers umgefallen, so hätte ich nicht herausgekonnt, sondern hätte ertrinken müssen, falls der Einbaum nicht schnell wieder aufgerichtet worden wäre. So bin ich einmal einen halben, ein anderes Mal, mit Ausnahme einiger Mittagsstunden, einen ganzen Tag gefahren; die letzten Stunden in völliger Dunkelheit.

Die wenigen seegehenden Auslegerboote dieser Gegend haben den bekannten Kastentyp der Fahrzeuge von Nord-Neu-Guinea.

Muṛík oder Moṛík.

Wörterverzeichnis:

Die Sprache will ich die von Muṛįk nennen. Es ist eine Papua-Sprache, zu der die Dörfer Kāūp, Muṛík, Dĕrpŭắp, Utắm, Kăra͡ū gehören, oder von der sie wenigstens Dialekte sind. Sie umfaßt das Küstengebiet unmittelbar westlich der Mündung des Augusta-Stroms. Zu ihr gehören aber auch ganz offenbar, wenn auch dialektisch stärker differenziert, Kọpắr, Māḅụ́ und Mángut (Mắñūt) am Flusse selbst. Kopar und Mangut wurden vom Dampfer „Langeoog", Kapitän Roscher, angelaufen. Māḅụ́, das einige Kilometer abseits vom Strom liegt, habe ich durch jene oben genannte eintägige Einbaumfahrt von Utam-Kăra͡ū an der Küste mitten durch das Lagunengebiet hindurch erreicht.

Diese Sprache ist eine ausgesprochene Papua-Sprache; abgesehen von einigen mit den Auslegerbooten überkommenen melanesischen Lehnworten, habe ich auch kaum eine Spur von M. P. Einflüssen in dieser Sprache entdecken können. Die melanesischen Sprachen machen eben an den Küsten dieser großen Insel halt; im Innern findet man scheinbar nur Papua-Sprachen. Schiffbare Flüsse sind im primitiven Leben überhaupt keine Einfalltore, sondern Ausfalltore. Auf dem freien Meere wandernde Völker scheuen viel zu sehr das Unsichtbare, haben viel zu viel Angst, um in einen Fluß mit einlauffreier Mündung weit hineinzugehen; sie wissen nicht, was hinter seinen Ufern steckt. Die Geschichte des primitiven Amerikas beweist dies, und die gräßliche Angst der Küstenbewohner vor den Uferstämmen des Augusta-Stroms hat es mir bestätigt. Ich habe nicht bloß auf dem Dampfer gesessen, sondern ich war unter ihnen.

Kanu, Einbaum: Muṛík usw., Kopár, Mangút: ga͡īn;
Kopar auch: nįmbįụ.
Großes See-Auslegerboot: Muṛįk usw. sĕvĕga͡īn.

Das weitere ist, soweit nichts anderes gesagt oder hinzugefügt, nur Muṛįk-Ụtam usw.

Auslegerbalken	zăm oder zām
(3) Auslegerstangen	Muṛįk-Dĕrpŭắp: mắgŭį, Ụtắm-Kăra͡ū: mắgŭr
Verbindungsstöcke (je 8 bis 9)	pātŏ́t
Schnur zum Binden (Faden zum Nähen)	nāg
Aufgesetzte Planke	nāpắn
innere, auf Naht gelegte Leiste	gọgŏ́b
Nähloch	ęya͡ūn
Parinarium laur.	zįm
äußere, auf Naht gelegte Leiste	prō̱g

Verbindungsstreben oben zwischen aufgesetzten Planken	säkärịb
Absätze im Kanu als Stützen unter jeder Auslegerstange	kụbwắn
Brücke; viereckiger Kasten	tämbärị, täbärịn
Brückensitz (Rücken nach dem zām)	nĭṅgị täbärịn
die 4 Planken des viereckigen Bootskastens, des täbärịn	bắnĭm
Vor- und Achtersteven	kẹb
Vorsteven am Einbaum mit Krokodilkopf	gärắn (Mangut)
Viereckiges Loch im Einbaum zum Aufstellen von Büschen usw.	kụrịm
Mast	pärĭnär
Segel	sẹb
Mastseile	kẹbắn
Pagaje	Utắm usw.: ịnắn
	Kopắr: kärụtŭk.

Die melanesische Beeinflussung zeigt sich in: zām, pätŏt, näpắn und zịm, alles Bestandteile der seegehenden Auslegerboote mit aufgesetzten Planken, welche diese Papuas früher nicht gekannt hatten. Sie waren ursprünglich im Besitz des Einbaums aus einem Stück, des gain, und der dazugehörigen langen Pagajen; sie haben natürlich auch ihre alten Ausdrücke dafür beibehalten und dann auf die neuen Kulturgüter, das Auslegerboot mit seinen kurzen Pagajen, übertragen. Daher haben die M. P.-Bezeichnungen für diese beiden Stücke nicht Eingang finden können. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang, und das ist es, was solche Wörterverzeichnisse lehren.

Die nun zunächst nach Osten zu folgenden, von mir besuchten Stämme sind, was ihren schiffstechnischen Wortschatz anbetrifft, bereits im Beitrage III von mir berührt worden. Es sind daher hierzu nur noch wenige Worte zu sagen.

Die Leute von Graget besitzen die schon mehrfach abgebildeten und beschriebenen großen Seeboote jenes Strichs von Nord-Neu-Guinea. Es sind dieselben, wie die bekannten der Siassi-Fahrer; nur eine Art Hausdach über dem bịdắl haben die Graget-Leute mehr. Letzteres besteht aus zwei Stockwerken; im unteren findet eine erhebliche Menge von Waren und Lebensmitteln Platz, auf dem oberen befinden sich Sitze für die Schiffsbemannung, deren Zahl selten 5 bis 6 Personen überschreitet.

Linguistisch sind alle M. P.-Hauptpunkte im schiffstechnischen Verzeichnis vertreten, darunter auch eine Abwandlung von kiato.

West-Neu-Pommern, Witu- und Admiralitäts-Inseln.

Die folgenden Stämme zerfallen in drei Gruppen: die der Nordküste von West-Neu-Pommern mit Witu-Inseln, die der Südküste und die von den Admiralitäts-Inseln. An der Nordküste von Neu-Pommern sind zwei Typen von Auslegerbooten zu unterscheiden. Einmal die großen seegehenden Kastenboote von Neu-Guinea, mit Doppelmast (Fig. 77), mit zweietagiger Brücke und Schlitten unter ihr (Fig. 76), mit langgezogenen hufeisenförmigen Spantenrundhölzern zur Stütze der Masten, zum Zusammen- und Auseinanderhalten der aufgesetzten Planken, der Einbaumwände und naheliegenden Bootsteile. Diese Boote, die mannigfaltige Schnitzornamentik und Bemalung besitzen, haben zwei bis drei lange Auslegerstangen, an denen der Auslegerbalken durch je zwei Paar kreuzweise Verbindungsstöcke festgehalten wird. Diese Boote werden hier gar nicht, oder höchstens in Kilenge in kleineren Exemplaren hergestellt. Im übrigen kommen sie sämtlich vom Festland von Neu-Guinea, von der Insel Rook und von den Siassi-Inseln durch Kauf.

Von diesen Neu-Guinea-Booten unterscheiden sich die einheimischen, selbstgemachten Boote der Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern und der Witu-Inseln in ganz charakteristischer Weise durch die Art der Befestigung des Auslegerbalkens an den Auslegerstangen. Zum ersten Male seit dem Verlassen der Molukken treffen wir hier die Molukken-Verbindung wieder (Fig. 73). Es ist das ganz ausgesprochen der Fall bei den Barriai-, Kobe-, Nakanai- und Witu-Leuten, weniger so bei den Kilenge, die stark durch die Stäbchen-Befestigung von Neu-Guinea beeinflußt sind. Aber bis zu den äußersten Vorposten der Nakanai, bis Nessai und Tongan an den Toren der Gazelle-Halbinsel, finden wir diese Molukken-Befestigung. G r a e b n e r s Prämisse betreffend Auslegergeschirr („Neu-Mecklenburg", p. 193; s. auch p. 162) ist also falsch. Von den 10 Auslegerbooten, die ich im Dorfe Nessai, Nakanai, sah, zeigten 9 diese Form, eines war Import von den Küsten der Gazelle-Halbinsel her. Diese Erscheinung ist in hohem Maße beachtens-

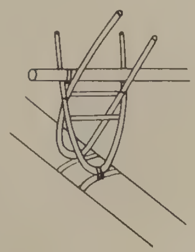


Fig. 73.
Molukken-Verbindung.
Nakanai.

wert; denn sie bestätigt den von mir in Beiträgen II und III geführten sprachlichen Nachweis, daß die Bewohner der Nordküste von West-Neu-Pommern aus der Linie Molukken—Nord-Ost-Celebes—Süd-Philippinen stammen, daß sie im wesentlichen in einem Zuge ihre neue Heimat erreicht haben und ein verhältnismäßig junges Element in Melanesien sind.

Der Körper dieser Boote selbst hat im übrigen im Laufe der Entwicklung einige Veränderungen erfahren, die wir erwarten müssen, wenn wir bedenken, daß alles lebt und variiert, daß die Naturvölker produktiv sind, und daß wir es mit einer langen Küste vom Westende der Insel bis zur Gazelle-Halbinsel zu tun haben. Zwar ist in Kilenge, besonders bei den größeren Exemplaren der einheimischen Sorte von Booten, sehr deutlich die Nakanai-Form im Grunde zu erkennen, aber durch die stets vor Augen befindlichen Modelle der gekauften großen Neu-Guinea-Fahrzeuge haben doch auch jene etwas Spitzes, Neu-Guinea- oder Neu-Hannover-Ähnliches angenommen. Je weiter man aber nach Osten kommt und je mehr man sich vom Neu-Guinea-Typ entfernt, desto ausgeprägter zeigen die Fahrzeuge die Nakanai-Form. Ob diese dem ursprünglichen, dem Grundtyp, am ähnlichsten geblieben ist, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls ist diese Form die ausgeprägteste in ihrer Art und am meisten verschieden von der der Nachbarn. Wie überall, so sind auch hier die Größenverhältnisse sehr wechselnd. Sie schwanken von den kleinen Fahrzeugen für nur eine Person bis zu solchen von 10,60 m (Tongan, Nak.), 13,18 m, 14,13 m und 20,26 m (Nessai, Nak.). Dieser letzte, gewaltige Einbaum hatte nur eine Breite von 0,67 m, die größte von mir gemessene Breite in Nakanai. Ein solches Boot hat also etwa die Abmessungen eines riesigen Wurfspeers. Diese Abmessungsverhältnisse machen es auch erklärlich, daß ältere Boote die Neigung haben, sich in der Richtung eines Korkenziehers so zu verwerfen und zu verdrehen, daß sie durch diese Eigentümlichkeit noch eher unbrauchbar werden, als der Zustand ihres Holzes es sonst rechtfertigen würde. Mehrere solcher Boote sah ich in Nakanai, besonders in Watu und Nessai; die Erlaubnis, ihnen die jetzt in Berlin befindlichen Steven abzuschneiden, erkaufte ich durch die Aushändigung weniger Tauschwaren.

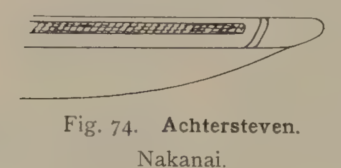


Fig. 74. **Achtersteven.**
Nakanai.

Als merkwürdiges Gegenstück mag hierzu bemerkt werden, daß ich in Levuka, Fidschi, ein altes unbrauchbares Boot sah, das sich in der Art verworfen hatte, daß der Einbaum nahezu die Gestalt einer Mondsichel angenommen hatte, deren offene Seite nach dem Auslegerbalken zu zeigte.

Die Auslegerstangen, gewöhnlich zwei, sind sehr lang, der Auslegerbalken kurz und hinten scharf abgeschnitten. Also auch hierin zeigt sich der schon aus der Form des Einbaums ersichtliche ausgesprochene Unterschied zwischen Vor- und Achtersteven. Um so mehr muß betont werden, daß sich sowohl in Kilenge und Bárriai, als in Nakanai, der Auslegerbalken scheinbar wahllos bald auf der Steuerbord-, bald auf der Backbordseite befindet. Über den Auslegerstangen befindet sich eine einfache, rechteckige, aber in der Einbaumlängsrichtung kürzere Brücke aus rohen Knüppeln; sie ragt mit den Enden der Auslegerstangen über die Außenseite des Fahrzeugs heraus. Die Form der Stevenspitzen (Fig. 74, 75) erinnert nicht wenig an den Schnabel eines australischen Schnabeltiers; sie sind vorn spitzer, hinten flacher und stumpfer.

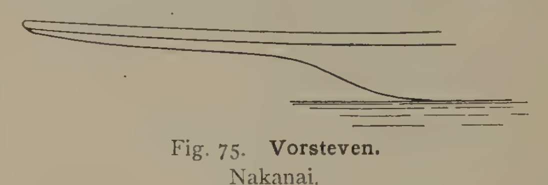


Fig. 75. **Vorsteven.**
Nakanai.

Wegen der vorhin erwähnten, unangenehmen Neigung dieser Einbäume sich im Sinne der Windungen eines Korkenziehers zu verwerfen, geht man mit ihnen sehr sorgsam um. Außer Dienst gestellt, liegen die Fahrzeuge auf dem trockenen Strand auf Holzrollen. Auslegerbalken und Auslegerstangen werden durch stützende oder angebundene Stöcke in die Höhe gehalten. Im übrigen versteht man auch die großen von Neu-Guinea her bezogenen Boote zu reparieren, wenn man sie auch nicht selbst anzufertigen vermag.

Es darf der Hinweis nicht unterbleiben, daß die bekanten Doppelmasten von Neu-Guinea — ein Mast hinter dem andern in der Fahrtrichtung — nicht zusammengeworfen werden dürfen mit den Doppelmasten und Doppelmaststangen — ein Mast neben dem andern in der Fahrtrichtung — der Tuamotu-Inseln und bei den Maori. Byrons Beschreibung des Doppelboots von Takapoto läßt nicht den geringsten Zweifel zu, daß wir hier dieselbe Mastanordnung wiederfinden, wie bei den Inkaperuanern: zwei Masten nebeneinander, zwischen denen das Segeltuch gespannt wird. Die Maori machten es in primitiverer Weise genau so. In Tahiti standen dagegen die beiden Masten eines Doppelboots hintereinander (Hawkesworth: I, 102, 107, 182—183, 185—186; II, 230; III, 228 bis 229; — Banks' Journal, p. 241).

Die Blätter der krückenlosen Pagajen sind lanzettförmig; die Wasserschöpfer haben die polynesische Form (Fig. 76a). Anker oder Ankersteine kennt man — wenigstens bei den kleinen Booten — nicht. Wie überall in diesen Gegenden verankert

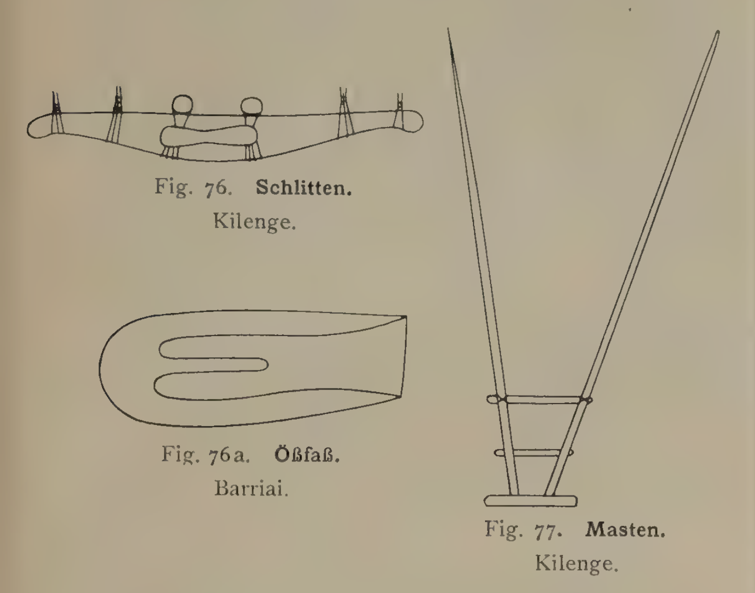


Fig. 76. **Schlitten.** Kilenge.

Fig. 76a. **Ößfaß.** Barriai.

Fig. 77. **Masten.** Kilenge.

man ein kleines Boot dadurch, daß man einen Staken durch Außenteile des Gitterwerks der Brücke oder des Auslegergeschirrs hindurch in den Grund rammt.

Erwähnen muß ich noch ein sonderbares Fahrzeug, das ich in einem Kilenge-Dorf auf dem Strand liegen sah. Ein erfindungsreicher, älterer Knabe hatte sich des Auslegerbalkens eines unbrauchbar gewordenen, offenbar einst riesigen Seebootes bemächtigt, hatte diesen bootsähnlichen Balken seinerseits mit drei kleinen Auslegerstangen, einem kleinen Auslegerbalken und mit Stöckchen-Verbindung versehen und hatte sich so aus dem ausgedienten Auslegerbalken ein neues kleines Auslegerboot, im Neu-Guinea-Stil, hergestellt. Es ist das eine Leistung, die auf selbständiger Erfindungsgabe und Nachahmungstrieb begründet ist, und die eine der vielen Linien aufdeckt, längs denen sich ein primitives Volk entwickelt. Im übrigen hat diese Erfindung — an welchem Orte dieser Gegend sie auch im1 besonderen entstanden sein mag — Schule gemacht; denn unter dem Namen wambon finden sich diese kleinen Fahrzeuge auch bei den Tami-Leuten der gegenüberliegenden Neu-Guinea-Küste. (Bamler, p. 251.) Ein Gegenstück hierzu bildet das mit einem Auslegerbalken versehene Floß von Vanikoro, welches Dumont d'Urville abgebildet hat („L'Astrolabe", Atlas, pl. 161).

Werfe ich noch einen Blick auf das Sprachliche, so ist nur zu sagen, daß die schiffstechnischen, absichtlich im vergleichenden Teil von Beitrag III nicht berücksichtigten Elemente nur das bestätigen, was im übrigen dort ausgeführt wurde. Hervorgehoben werden muß nur, daß dieser Gruppe im Gegensatz zur Gruppe der Admiralitäts-Inseln, das Wort kíato oder eine Umwandlung davon zu fehlen scheint. Die Vorväter der Kilenge-, Barriai-, Kobe-, Nakanai- und Witu-Leute würden dann in Ost-Indonesien einer Sprachgruppe zugehört haben, die eine andere Bezeichnung für Auslegerstangen hatte. Ich habe zwar immer geglaubt, daß das ărŏn der Barriai und das ărŏni der Kobe mit dem ătŏn in unmittelbare Verbindung gebracht werden könne, das ich[20]) in Übereinstimmung mit F. E. Hellwig (Hambruch, p. 49) für Wuvulu festgestellt hatte. Denn die andere Feststellung von Hellwig, jotone, und besonders A. Krämers iatóno („Globus" XCIII [1908], p. 256) zeigen auf das deutlichste, daß ătŏn oder atóne eine Abhandlung von iato, kiato ist, daß also die Wuvulu- und Aua-Leute mit denen von Luf mit íet; Ninigo: iád (Thilenius, II, 358); Feis: kŭo (Fried.); Oleai: kŭŏ oder kia (Fried. und „Jour. Anthrop. Instit." XIX, 498); Lamotrek: ghia (Freycinet: „Voyage" II, 125); Marshall-Inseln: kīe (Erdland, p. 34), Gilbert-Inseln: kíaro (Bingham, p. 133) und Tami: gian (Bamler, p. 221) in eine Reihe gehören. Es liegt nun nahe, in aton und atone von Wuvulu und Aua das ărŏn der Barriai und das ăroni der Kobe zu erblicken. Der Wortschatz dieser beiden

---

[20]) Ich bin selbst nicht auf Wuvulu und Aua gewesen, hatte aber in Eitapé Gelegenheit, bei einem Wuvulu-Mann Feststellungen zu machen, der im Gefolge von Herrn Konsul R. Wahlen auf dessen Schoner „Möwe" herübergekommen war. Angesichts der kleinen vergleichenden Liste, die Krämer im „Globus" abgedruckt hat, ist es nicht ohne Interesse, wenn ich meine Feststellungen danebensetze:

Boot	wă; klingt fast wie ŏă
Vorsteven (des Bootes)	umónă / umówă
Achtersteven (des Bootes)	múgin. / mugiwă
Auslegerbalken	tamăn
Auslegerstangen (2—4)	ātŏn
Verbindungsstöcke	ngăn oder χăn (es ist weder ganz ng noch χ).
Pagaje	pōrĕ
Ößfaß (polyn. Art)	ātu
Schnabelaufsatz	nŏúne

Die letzte Feststellung muß als zweifelhaft gelten, da ich ja kein Wuvulu-Boot zur Hand hatte und meinem Gewährsmann meinen Wunsch durch eine Zeichnung zu erläutern versuchen mußte.

Es zeigt sich, daß meine Liste der von Krämer näher steht, als der von Hellwig.

Gruppen hat manches gemeinsam, aber da ich sonst in keinem Falle gefunden habe, daß ein t in Wuvulu ein r in Barriai geworden ist, so dürfte es vorsichtiger sein, die Entscheidung zunächst noch offen zu lassen. Diese Stellungnahme scheint auch deswegen geboten, weil die Schwester-Dialekte von Barriai und Kobe, nämlich die von Kilenge, Nakanai und Witu, gänzlich verschiedene Bezeichnungen für die Auslegerstangen haben und weil, wie schon bei den Jótefa bemerkt wurde, vielleicht die Reihe: Buli: ẹrį́; Jótefa: ắrẹ, ăr; Barriai: ắrŏn; Kobe: ắrŏnį die richtige ist. Bei St. Matthias und Emirau komme ich noch einmal hierauf zurück.

Für die zweite Gruppe, die mir bekannten Bewohner der Südküste von Neu-Pommern, ist dem bereits anderwärts Gesagten nur noch hinzuzufügen, daß ich die Molukken-Verbindung bei ihnen nicht gesehen habe, und daß ihr schiffstechnisches Wörterverzeichnis nur geringe M. P.-Elemente aufweist.

Über die mehrfach in Wort und Bild beschriebenen Boote der dritten Gruppe, der Admiralitäts-Inseln, sind nur wenige Worte zu sagen. Durchweg finden wir hier in den von mir aufgenommenen Verzeichnissen linguistische Abwandlungen von kiato für Auslegerstangen. Während über die wahrscheinliche Herkunft von kel, gel schon früher gesprochen worden ist, weiß ich über das ndrol der Moanus nichts auszusagen.

Alle von mir gesehenen Păk-Boote (also Matánkor) führten den Auslegerbalken auf der Steuerbordseite, von 6 Mouk-Booten (also Moánus) hatten 4 den Ausleger auf der Backbord-, zwei dagegen auf der Steuerbordseite. 5 dieser Moánus-Boote hatten je 5, eines hatte 4 Auslegerstangen. Sie führten zusammen 64 Personen an Bord. Eines hatte zwei Masten mit Segeln. Der Hausschirm auf der Brücke ist nach außen offen. Die Moánus-Boote haben die bekannten, wenig hochgebogenen Steven, die Lóu-Boote nicht; sie sind vielmehr torpedobootartig. Ein großes Păk-Boot hatte folgende Abmessungen: 12,85 m lang, 0,55 m breit, 0,61 m tief. Das Öẞfaß hat polynesische Form.

Palau-Inseln und West-Karolinen.

Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle auf eine Beschreibung und auf meine, sehr ins einzelne gehenden Verzeichnisse der schiffstechnischen Ausdrücke dieser Inseln einzugehen. Ich muß mich darauf beschränken, die wesentlichen malaio-polynesischen Elemente in ihnen aufzuführen, um Vergleichsmaterial zu haben.

Auf Angaur habe ich nur ein Wort gefunden, welches das Palau-Kanu linguistisch mit der M. P. schiffstechnischen Nomenklatur in Verbindung bringt, nämlich ăzẹsómẹn, der Auslegerbalken. Kubary, der eine eingehende, nicht zu übertreffende Beschreibung der Palau-Boote gibt („Ethnographische Beiträge“, p. 268—98, Taf. L—LV), hat dosómeĭ für den Haupt-Archipel. Jap, dessen Sprache sich von der von Feis, Ulithi (Mogemog) und Oleai scharf unterscheidet, hat zăm für Auslegerbalken, lāī für Segel und nĭm für Öẞfaß in der polynesischen Form. Es folgen Feis, mit dem, wie mir scheint, Ulithi vollkommen übereinstimmt, und Oleāī, das ein wenig von Feis dialektisch variiert:

	Feis	Oleai
Boot	ụ̆ắ	wā (ŭắ)
Auslegerbalken	zăm	săm
Auslegerstangen	kṻŏ	k͡ṻŏ
Aufgesetzte Planke	pāp pắp‿ẹl‿ụ̆ă	pāp
Schwalbenschwanzartiger Vorstevenkopf	mắtălụ́ă	—

Es ist hierbei gut, zu bemerken, daß ẹl oder l das Pron. poss. der 3 pers. sing. ist (z. B. mătāī, mătắm, mătắl: mein, dein, sein Auge); also eigentlich: mắtăl‿ụ́ă, d. i. das Kanu, sein Auge; das Auge vom Kanu. Bei pắpẹlụ̆ă und den folgenden ähnlichen Ausdrücken verhält es sich genau so.

	Feis	Oleai
Vorsteven	mălụ́ă mō̱lụ́ă	mălị̆wắ
Achtersteven	mĭ̆rẹlụ́ă	mụrị́lŭă

Chamisso (IV, 83) versieht sich, wenn er muril mit „Vorderteil“ und mol mit „Hinterteil“ wiedergibt.

	Feis	Oleai
Öẞfaß (polynes. Form)	lĭ̆m lĭ̆mẹlụ́ă	—
Bootshaus	fălụ́ă (fắlụ̆͡ŭắ) fălẹlụ́ă	—

Schließlich ist noch zu erwähnen im Hinblick auf Neu-Hannover und Nord-Neu-Mecklenburg:

Jap: Kieleinbaum	bụlḗl
Feis: einbaumartiger Kielboden des Kanus	vŭl vŭl‿ẹl‿ụ́ă vŭlẹlụ́ă

Nehmen wir nun zu dem soeben gelegentlich der Untersuchung von aton, aron Gesagten hinzu, daß Nukuoro: kiato, und Ponape: kíai für Auslegerstange haben (Kubary, p. 275), so ergibt sich von Feis und Ulithi im Westen über die ganzen Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln eine lückenlose Reihe des kiato bis in sein Hauptver-

breitungsgebiet, bis in das Herz von Polynesien hinein. Ein Zug ostwärts wandernder Polynesier ist hier offenbar passiert.

St. Matthias und Emirau.

Die Auslegerboote von St. Matthias und Emirau (Sturm-Insel) sind von demselben Typ, wie die von Neu-Hannover und Nord-Neu-Mecklenburg. Es sind starke Einbäume mit spitzen Steven, ohne Planken- und Stevenaufsatz. Der Auslegerbalken befindet sich meistens an der Steuerbordseite, aber auch häufig genug an der anderen, obwohl Vor- und Achtersteven, wenn auch einander sehr ähnlich, doch bei einiger Aufmerksamkeit voneinander zu unterscheiden sind. Der Auslegerbalken ist vermittelst dreier kräftiger Auslegerstangen durch senkrechte T-förmige Verbindungsstücke festgehal-

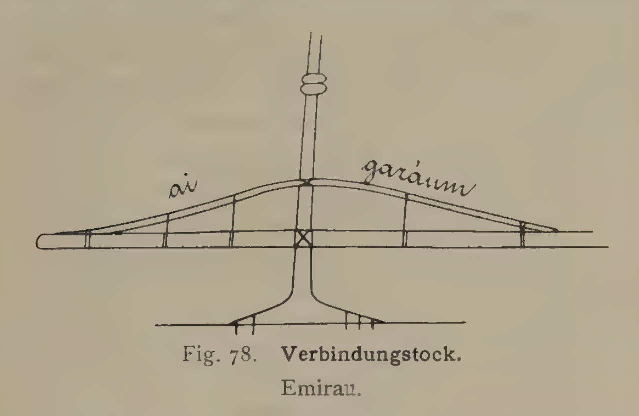


Fig. 78. **Verbindungstock.**
Emirau.

ten. Das ist alles wie in Neu-Hannover. Dazu kommt noch eine geländerartige Hilfsverbindung zwischen Auslegerstangen und Verbindungsstöcken, die in Neu-Hannover fehlt (Fig. 78), sowie an den beiden äußeren Verbindungsstöcken je eine nach

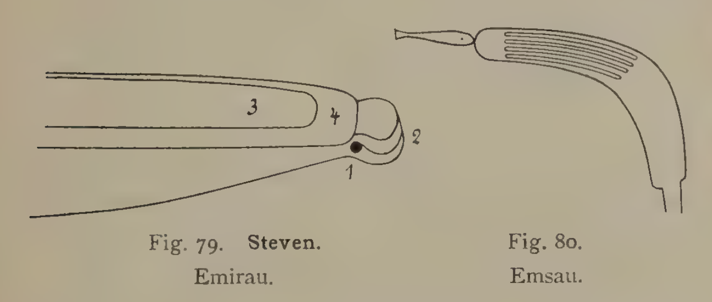


Fig. 79. **Steven.** Emirau. — Fig. 80. Emsau.

vorn zeigende bumerangförmige Figur, die an Neu-Hannover-Booten heute nur noch selten zu sehen ist (Fig. 80).

Von der St. Matthias-Gruppe habe ich nur zwei von den der Hauptinsel nach Süden vorgelagerten Koralleninseln besucht, Ĕlŭa͡ue̜ und Ĕmsa͡ū. Hier ist das Wörterverzeichnis aufgenommen. Die Hauptinsel wurde zwar auch betreten, ohne daß wir jedoch mit Einwohnern in Berührung kamen.

Auch auf der kleinen Tench-Insel ist nicht gelandet worden; ich konnte nur feststellen, daß die kleinen, ganz einfachen Auslegerboote in der Hauptsache denen von St. Matthias und Emirau gleich oder ähnlich sind.

	Emírau	Elua͡ue / Emsa͡ū
Auslegerboot	ō̠lı̆̍mă	ŏlı̆̍mŏ
Auslegerbalken	sắmănă	sămắnă
Auslegerstange	yĕ́rọ(ı̆yĕ́rọ)	yĕ́rŏ (ı̆yĕ́rŏ)
Verbindungsstock	pāpắsă	—
Bogen als Stütze für yĕ́rọ u. pāpắsă (Fig. 78)	a͡ī gărắŭm	—
Kokosfaserschnur, um yĕ́rọ am Boot und am pāpắsă zu befestigen	bŏba͡ū	—
Bast, Liane, um pāpắsă am sắmănă, und a͡ī gărắŭm am yĕ́rọ zu befestigen	ọ́ălă	—
starke Verstärkungs-Bordleisten an den Steven (wie in Neu-Hannover)	ka͡īka͡ī́nă	—
Kopf des Stevens (Fig. 79, 2)	ŭrụ́nă	—
Loch in Stevenspitze (Fig. 79, 1)	pı̆sị́nă	—
oberer Flachteil des Stevens (Fig. 79, 4)	mŭsụ́ke	—
Boots-Hohlraum, Inneres (3)	pắnă	—
Holzstück zwischen Bootswänden unmittelbar unter yĕ́rọ	a͡ī sọsọăta͡ū	—
fischverzierter Schmuck am vorderen und hinteren pāpắsă (Fig. 80)	kārŭ́ṅgă	—
Vorsteven	ĕmọ́ă	—
Achtersteven	ĕmụ́lị	—
Pagaje	ọ̆́sẹ	ọ̆́sẹ
Staken	—	a͡ī‿kĕ́lị
Wasserschöpfer aus Kokosschale	ko͡ī́ko͡ī	—
Tritonhorn	kāuvĕ	—

Diese kleine Liste zeigt, was meine Wörterverzeichnisse bestätigen, daß wir es mit zwei wenig voneinander abweichenden Dialekten einer melanesischen Sprache zu tun haben. Daß sie mit fremden Elementen untermischt sind, zeigen auch die schiffstechnischen Ausdrücke. Hierzu gehört in erster Linie das Wort für Boot selbst, ō̠lı̆̍mă. Dagegen haben wir: sắmănă, ọ́ălă (Schnur), ụrụ́nă (der Stevenkopf des Boots), (ŭ̜rụ́gụ, ŭ̜rụ́m, ŭ̜rụ́nă; mein, dein, sein Kopf; uru ist M. P. gewöhnlich „Haar", wie auch auf Emirau; aber auch Kopf, so in Buru: ulun; [s. Jellesma: „Tijdschr. Ind. T. L. en Vk." XXI, 305]).

Ferner: Das mehrfach vorkommende ai, Holz, finden wir u. a.: Ambonsche Dialekte (v. Ekris, p. 69; v. Hoëvell, p. 69); Bonfia (Ceram): ai (Le Cocq, p. 371). Sauberes M. P. sind auch ĕmóă und ĕmųlį, Vor- und Achtersteven. Wir haben u. a., Mal: muka, Angesicht, Front (Badings, p. 388); Tag.: muc-há, Angesicht (Noceda y Sanlucar, p. 202); Banda: mųkă, Vorsteven; Mortlock (Karolinen): moa, vorn; muri, hinten („Journ. Anthr. Inst.", XIX, 522); Rotti: uli, Steuer (Kern: „Rotti", p. 26); Ambonsche Dialekte: muri, muli, mudi, hinten, Hinterteil, Rücken (v. Ekris, p. 84, 313; v. Hoëvell, p. 41); Gorontalo: ulēā, huli, hinten; ulīlå, Steuerruder; Bunda: ulīlå, Steuerruder (Schröder: p. 12, 13, 145); Fidschi und Maori: muri; Samoa: muli, hinten, achtern (Kern: „Fidjitaal", p. 156—157, 187, 219, 232; mit Reihen). Schließlich haben wir das schon erörterte ǿsę Pagaje, zu dem noch an dieser Stelle hinzugefügt werden mag: Tangoa: ebose (Ray: „Tangoa", p. 711); Efate: uose (Macdonald: „Asiatic Origin", p. 210—211, mit Reihe); Rotuma: hosi (Gardiner, p. 524).

Es muß nun noch einmal auf das ărŏn der Barriai zurückgekommen werden, denn ich bin der Auffassung, daß das yĕrǫ von St. Matthias mit ihm, mit Kobe: ărŏnį; Jótefa: ărę, är, und Buli: ęrį in eine Reihe gehört. Dann findet auch nă‿kĕrǫ von Kilenge eine Erklärung. Diese Reihe halte ich als Abschluß der etwas verwickelten Untersuchung für die richtige.

Schließlich müssen noch über kâuvĕ, Triton-Blashorn, ein paar Worte gesagt werden, das in dieser Form hier zum ersten Male auftritt. Die mit einem Blasloch versehene Hülle von Tritonium (variegatum) oder auch von Cassis- und Strombus-Schnecken ist eine selten fehlende Erscheinung in den Booten der Melanesier.

In den Ambonschen Dialekten haben wir folgende Formen: tahuri, tahuli, tahulo, tahullo, tahuljo, ahuljo, (v. Ekris, p. 119; v. Hoëvell, p. 113); ferner in Nufoor: kųbŭr und kuwur (Fried. und die beiden v. Hasselt: „Fabelen", p. 488, 509; „Eenige Aanteekeningen", p. 592); weiter: Tami: tawul (Bamler, p. 240); Käwiëng-Dialekt: tâugųį und tâuvųį; Neu-Hannover: dâuñāī (Fried.), denen in Neu-Mecklenburg noch viele ähnliche Formen folgen, wie Lalinau: tâhür (Fried.), und von denen schon Stephan eine kleine Reihe aufgestellt hat („Neu-Mecklenburg", p. 131). Weiter To-Leute auf der Gazelle-Halb.: tawur (Costantini, p. 202). Endlich mag noch Fidschi: davui (Hazlewood, p. 270) genannt sein. Vielleicht gehören auch Galela: guguli (Baarda, p. 162) und möglicherweise auch Bogadjim: bubui (Hagen, p. 294) in diese Reihe. Alle diese Ausdrücke bedeuten eine Tritonium- oder Cassis-Schnecke.

Neu-Hannover.

Die Auslegerboote von Neu-Hannover sind schon mehrfach beschrieben worden und befinden sich auch in Originalexemplaren in den Museen. Es braucht daher in der Hauptsache nur auf die Photographie verwiesen zu werden. Sie stellt die beiden Boote dar, mit denen ich meine Fahrten in den Gewässern von Neu-Hannover gemacht habe (Abb. Taf. III, Fig. 26). Alle diese Boote, ob klein, ob groß, zeigen durchweg denselben Typ und dieselben Verhältnisse in den Abmessungen. Nur zwei Ausnahmen habe ich in Ungalik gesehen, ohne daß ich einen Grund für die abweichende Bauart dieser Boote oder über ihre Herkunft etwas hätte erfahren können. Ich erhielt die Antwort, die man immer in solchen Fällen von den Melanesiern erhält, wenn sie nichts wissen oder nichts sagen wollen: „sie sind so gemacht worden, weil

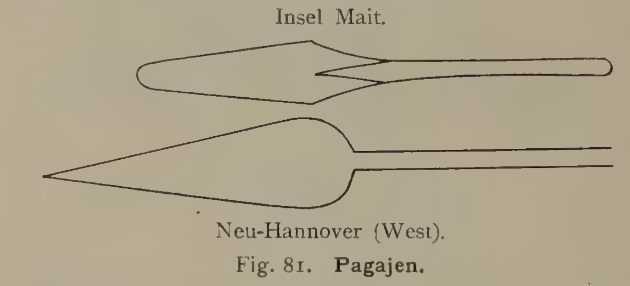


Fig. 81. **Pagajen.**

man diese Form so hübsch fand." Beide Fahrzeuge sind plumpe, schwere Einbäume, im übrigen aber mit Auslegern versehen, genau in der Art der übrigen Boote. Beide gehören ganz alten Personen,

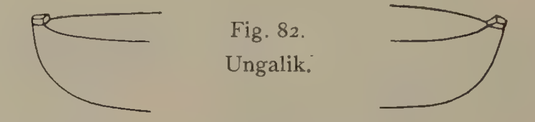

Fig. 82. Ungalik.

Fig. 82 einem alten Weibe, Fig. 83, 83a einem alten Mann. Auch die beiden Fahrzeuge waren alt und mitgenommen.

Die übrigen 35 Auslegerboote, die ich in Ungalik sah, hatten die gewöhnliche Neu-Hannover-Form.


Fig. 83. Üngalik. Fig. 83a.

Da diese 37 Boote ein gutes Bild von der Verfassung der Neu-Hannover-Flottille geben, so will ich eine kurze Statistik von ihnen aufführen. Von den

37 Booten waren 23 zum Segeln eingerichtet, eins unter ihnen mit zwei Masten hintereinander. Von diesen 23 Segelbooten hatten 13 den Auslegerbalken an der Backbord-, 10 an der Steuerbordseite. Ferner hatten von den 37 Booten 28 je zwei Auslegerstangen, die übrigen 9 je drei. Vorsteven und Achtersteven sind für ein geübtes Auge bei allen Booten voneinander zu unterscheiden (siehe dagegen Strauch, in „Zeitschr. f. Ethnol.“, IX, 82—83; 98, was teils nicht genau, teils irrig ist); der Sprung ist ein ganz geringer. Er wird noch geringer oder ist nahezu überhaupt nicht vorhanden, d. h. die Stevenspitzen erheben sich kaum über die Höhe der Mitte der Bordränder, bei den Booten, die ich auf den Matauta und Matatui, im äußersten Westen von Neu-Hannover sah. Denn bei den Fahrten in den Magroven-Wäldern jenes Bezirks ist jede unnötige Erhöhung vom Übel. Es ist bemerkenswert, daß überhängende Zweige und über die Flüsse gestürzte Baumriesen ebenfalls als Grund für die auffallend niedrigen Steven der Birkenboote der Abenaki der Neu-England-Staaten Amerikas angeben werden („Aventures du Sr. C. Le Beau“ [Amsterdam 1738], p. 98—99).

Nur 11 von den 37 Booten besaßen einen Toitoi, d. i. geschnitzten Schmuckaufsatz auf dem vordersten Verbindungsstock. Ein spitzer Vogel-(Hahnen-)Kopf vorn am Vorsteven ist bei den Booten dagegen sehr häufig. Das Boot mit den beiden Masten war 10,30 m lang. Außer diesen 37 fertigen und im Dienst befindlichen Booten befanden sich auf der Werft von Ungalik noch 10 Fahrzeuge in allen Stadien der Vollendung in Arbeit. Das größte, fast fertige Boot, ein riesiges Fahrzeug, hatte folgende Abmessungen: 12,30 m lang, 0,52 m obere Breite, 0,70 m tief oder hoch. Andere hier gemessene Boote zeigten folgende Zahlen: 1. 9 m lang; 0,375 m obere Breite, 0,520 m größte Breite (Aufbauchung); 2. 8 m lang, 0,385 m obere, 0,52 m größte Breite. Ein auf der kleinen Insel Úpüẹs von mir gemessenes Boot war 8,23 m lang, 0,52 m breit (größte Breite) und 0,71 m hoch. Schließlich hatte ein Boot der Insel Dyaul, und zwar von dem sprachlich nach Lemusmus neigenden Teile der Insel, folgende Abmessungen: 8,96 m lang, 0,535 m breit und 0,545 m tief. Dieses letztere war ein ganz prachtvolles, äußerst seetüchtiges neues Boot, das der Besitzer für 15 mı́ẹs Fadengeld (rund 37,50 M.) vom Verfertiger gekauft hatte. Es besaß drei Auslegerstangen und einen auffallend dicken Auslegerbalken. Es hatte zwei Segel, ein größeres vorn und ein kleineres hinten. Abgesehen von einem aus der Gazelle-Halbinsel stammenden Beutestück und einem Mait-Boot im Lemusmus-Stil, aber mit Neu-Hannover-Auslegergeschirr, zeigten alle von mir gesehenen Boote von Dyaul und Mait den Neu-Hannover-Typ.

Die Bewohner des Dorfes Kung besaßen mehr als ein Dutzend Boote von den verschiedensten Größenverhältnissen. Manche sind so klein, daß man glaubt, sie könnten auch nicht einen Mann aufnehmen. Das niedliche, von mir dem Berliner Museum übergebene Boot gehört zu dieser Klasse, und doch ist mein Junge Laya in ihm bei nicht unerheblichem Wind und Wellengang von Ungalapú nach Kung gefahren. Einmal konnte ich zwei Mann bei ähnlichem Wetter längere Zeit aus nächster Nähe in einem ganz kleinen Boot beobachten. Mehrfach meinten Herr Boluminski und ich, sie müßten vollschlagen; aber sie hielten sich, wenn auch der eine der beiden Leute nichts weiter tun durfte, als andauernd mit einer Kokosnußschale das Wasser auszuschöpfen, das immer wieder hereinschlug. Mir selbst ist einmal auf diese Weise ein allerdings zu stark besetztes Boot vollgeschlagen; eine halbe Stunde mußten wir schwimmen, zum Glück mit dem Kanukörper als Stütze, so daß Laya das Gewehr trocken wieder an Land bringen konnte. Ein Schöpfgefäß, mehrere Pagajen von nicht immer gleicher Form, ein Tritonhorn und meistens auch ein Staken gehören zu jedem Boot.

Wie schon erwähnt, liegt der Ausleger bald rechts, bald links; auch die Photographie meiner beiden Boote zeigt dies. Mit dem in diesen Gegenden erst ganz neuerdings eingeführten europäischen Segel verhält es sich ganz genau so: man hat es bald auf der Auslegerseite, bald auf der anderen. Diese leichten Boote treiben unter Segel ganz gewaltig nach der Seite ab; Kreuzen ist so gut wie erfolglos, die Eingeborenen verstehen auch nichts davon. Daß das Segel erst in der letzten oder den letzten beiden Dekaden hier Eingang gefunden hat, ist bekannt. Einheimische Namen für Mast, Segel usw. sind denn auch gänzlich unbekannt, aber vergeblich erwartet man wenigstens deutsche Bezeichnungen in diesem Gebiet, das seit annähernd drei Dekaden unter deutscher Flagge steht. Alles ist englisch.

Schön geschnitzte, aufgesetzte Stevenköpfe, von denen frühere Berichte wissen, sind jetzt sehr selten; ich habe nur zwei von leidlicher Kunstleistung an einem Boot in Rualis, West-Neu-Hannover, gesehen. Dagegen sieht man noch manches hübsche Toitoi. Die beiden Aufsätze von Rualis waren blau, weiß und rot bemalt.

Stärkere Boote können auch Waren nehmen, aber niemals viel, da sie bei einigem Tiefgang wegen des immer fehlenden Plankenaufsatzes zu

leicht vollschlagen. Vorn sitzt in einem Marktboot gewöhnlich ein Weib mit einer Pagaje; am Mast befinden sich die Waren, Taro, Holz, Matten; dann folgt ein Weib mit einer Kokosnußschale, das nichts weiter zu tun hat, als auszuschöpfen; im Heck endlich sitzt ein Mann mit der Steuer-Pagaje.

Beim Pagajen werden von den Melanesiern, sowohl des Archipels wie der Salomonen, abwechselnd verschiedene Handgriffe angewendet: einmal greifen sie mit der rechten oder linken Hand von oben, als wenn die Pagaje einen Krückengriff hätte, ein anderes Mal fassen sie von der Seite zu und nehmen schließlich auch den Pagajenstiel zwischen die Finger, und zwar abwechselnd zwischen zweiten und dritten, dritten und vierten, vierten und kleinen Finger. Die Pagaje wechselt häufig von der linken zur rechten Hand hinüber. Ich habe regelmäßig mitpagajet und gefunden, daß alle diese Wechsel allerdings vor zu schneller einseitiger Ermüdung der Glieder schützen. Den maritimen Geist der Melanesier schätze ich nicht sehr hoch ein, aber die Leute von Neu-Hannover und des Archipels zwischen Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg, sowie auch die Eingeborenen des Nordteils der letzteren Insel schneiden in dieser Hinsicht nicht schlecht ab; sie überragen die meisten ihrer Rassegenosssen um ein erhebliches. Nie habe ich z. B. bessere Pagajer-Leistungen gesehen als hier. So schickte Herr Bezirksamtmann Boluminski von Ungachúm aus einen Befehl nach Käwiëng. Innerhalb von 24 Stunden hatte das Ungachúm-Boot diese Reise gemacht und war wieder mit der Antwort zurück bei ihm in Enang. Das sind mindestens 75 km. Mit vier Lemusmus-Pagajern fuhr ich in einem kleinen Boot von Lemusmus nach Doi (Angriffsinsel) herüber; so schnell war ich noch nie gefahren; das Kanu lief wie ein Rennboot. „Goddam!" rief ich erstaunt aus, „you save too much!", worauf glückstrahlend die Antwort erfolgte: „All boy belong Lemusmus he save pull!" (die Lemusmus-Jungens verstehen sich aufs Pagajen), und das Boot fuhr noch schneller wie zuvor. Zwischen der Insel Au und der Westspitze von Neu-Hannover sah ich ein ganz kleines Kind tapfer mit einer kleinen Pagaje arbeiten, und in Ungalik sah ich fünf kleine Knaben in einem halben, der Länge nach von oben nach unten durchschnittenen alten Einbaum landen. Sie hatten vier lose Sitzhölzer über dieses Gefährt gelegt, besaßen drei Pagajen und ein Schöpfgefäß und waren in diesem Fahrzeug von Poas nach Ungalik herübergefahren. Flöße aus Bambus werden in dieser ganzen Gegend benutzt, selbst bei Mait, das kein Binnengewässer hat. Im Kulimeua traf ich ein aus vier fauststarken Bambusrohren zusammengesetztes Floß, auf dem ein Mann, ein Weib mit Kind und ein Knabe mit Staken sich befanden.



Fig. 84. **Handgriffe der Pagajer.** Neu-Hannover.

Außer Gebrauch werden die Boote gegen Feuchtigkeit und Hitze möglichst geschützt. Sie stehen auf Pflöcken oder Stützen, manchmal, wie in Matatui, hoch in der Luft, und werden mit Palmenwedeln bedeckt. Die Steven oder sonst geschnitzte und verzierte Stellen werden bekleidet, auf den Verbindungsstellen zwischen Einbaum und Auslegerstangen liegen Scheiden von Palmenwedeln. Sollen die Fahrzeuge im Wasser stilliegen, so werden sie an dem Staken oder einer Pagaje, die letztere mit dem Blatt nach oben in der Grund gerammt, verankert. Auch durch Ausbaken, Abstecken von schwierigen Riffpassagen, sorgen diese Leute für die Sicherheit ihrer Schiffahrt. So ist die innere Einfahrt nach Ungachúm mit zehn Holzstöcken als Sicherheits-Baken abgesteckt, eine etwa 200 m lange gefährliche Passage durch die Riffe bei der Insel Úpüẹs ist durch acht eingepflanzte Äste und Stöcke markiert, während eine Art Bake mit rotweiß gestreifter Flagge die innere Enuk-Einfahrt anzeigt. Auch an anderen Stellen dieser Gegenden habe ich solche primitiven Seezeichen bemerkt; so wird vor Bondár, Nordküste der Tabar-Insel Simberi, die Riffpassage durch eingesteckte Zweige kenntlich gemacht. In Komalabú, Westküste des mittleren Neu-Mecklenburg, sah ich den rohen, aber immerhin interessanten Versuch, durch aufgehäufte Korallenblöcke eine Art Mole oder Wellenbrecher senkrecht zum Strand herzustellen. Auf dieser Mole befanden sich sechs Äste oder Stangen als Seezeichen.

Wie schon erwähnt, geht der Typ des Neu-Hannover-Boots stellenweise über die Sprachgrenze hinaus, wie ja denn überhaupt Kulturgüter leichter übertragbar sind, wie die Sprache.

Die Sprache von Neu-Hannover und Nord-Neu-Mecklenburg zerfällt in zwei Dialekte, den von Neu-Hannover und den von Käwiëng. Vielleicht nennt man am besten die ganze Sprache nach dem ältesten aus dieser Gegend bekannten Lokalnamen die Nusa-Sprache. Die Trennungslinien der beiden Dialekte gehen von Ungachúm, Tsoi-Inseln, aus; während die westliche Bálang, Konokapú und Nusataumatāī östlich und südlich liegen läßt, geht die östliche Linie westlich von Patío, Nüb und Úpüẹs vorbei, um dann zwischen Nuseláwa und Kono-

kapú einerseits und Énang anderseits hindurchzugehen. Die zwischen diesen beiden Linien liegenden Inseln sind unbewohnt, sind eine Art neutraler Zone gewesen. Meine Wörterverzeichnisse, aus denen ich im folgenden die schiffstechnischen Ausdrücke gebe, sind an den verschiedensten Plätzen aufgenommen worden, z. B. für den Neu-Hannover-Dialekt in Kung, Ungalik, Tsoi-Buga, für den Käwiëng-Dialekt in Bagail, Nusalik und auf der Insel Mait.

	Neu-Hannover-Dialekt	Käwiëng-Dialekt
Auslegerboot	bu̥l (Mu̥räpắ) vu̥l (Kung) bu̥l (Tsoi)	bu̥l
Auslegerbalken	sắmăn	sắmăn
Auslegerstangen	i̥nāu͡ ni̥āu͡ (Ungachúm)	nĭāu͡
Verbindungsstöcke	kắräs	kắräs
Rottang, Liane zum Binden	ŭẹ́ ú̥ĕ (Ungachúm)	Nusalik: gāu͡s Bagail: pāi͡pötŏ́k tāu͡k; gāu͡s pĭskắräs; ú̥ă Mait: tāu͡k; kắni̥ măṅmắni̥
Ausgearbeiteter Stevenkopf	nōi͡vŭl; auch einfach: bu̥l vu̥l	Bagail: mắnŭĭ (Hahn) pögöfägắn
Vorstoßleisten an Außenseite der Steven	sĭlbắṅbăṅ	sāu͡pắṅ
Auge im Stevenkopf; Deckel der Turbo-Schnecke	bütbŭ́t (grün) kĕlkĕ́l (gelb)	—
Körbchen auf i̥nāu͡, für Feuer, Holz, Essen usw.	maṅmắni̥ (Kung, Murapá); măṅmắṅi̥ (Tsoi)	Bagail: măṅmắni̥ Mait: ú̥ẹ
Verzierungstroddeln am Boot	mälχāi͡äs	āṅŭ́ṅ ăṅŭ́ṅ
der hohe, nach vorn gerichtete Zacken am kắräs, zum Auflegen der Speere bestimmt	gŏ́nbüt	Bagail: pāi͡tütŭ́ăn Nusalik: pẹtütŏ́n Mait: pāi͡tütŭ́n
der flache, nach hinten gerichtete Zacken am karas, zur Aufnahme des Stakens	äŏ́büt	Bagail und Nusalik wie vorher; Mait: süsŭkbŭ́t
Verzierung, Schnitzerei, Aufsatz am vorderen karas	tōi͡tōi͡	
Pagaje	ŏ́sẹ (Kung) ŏ́sọ (Murapá)	ŏ́sö Mait: vŏ́sö
Staken	nĭgĭ́ṅ; auch einfach āi͡, in Murapá	Bagāi͡l: nägĭ́k Nusalik: näχĭ́g Mait: nägẹ́
Kokosschale als Schöpfgefäß	kắvi̥ (Kung) kắbi̥ (Murapá)	gäbŏ́k gäbŏ́k Mait: tĕp
Tritonhorn	dāu͡ṅai	tāu͡gŭ̥i̥ Mait: tāu͡vŭ̥i̥
Art Nullipore zum Weißen der Boote	mōi͡	—
Vorsteven	—	nŏ́nă nönäbŭ́l
Achtersteven	—	tẹ́nă tẹ̆näbŭ́l
Bambusfloß	—	Mait: kắrĭü

Diese beiden Listen zeigen, was aus den von mir aufgenommenen Wörterverzeichnissen klar hervorgeht, daß es sich in Grammatik und Wortschatz um zwei nicht sehr voneinander verschiedene Dialekte einer Sprache handelt. Daß es eine ausgesprochen melanesische Sprache ist, geht allerdings aus diesen schiffstechnischen Listen nur in bescheidenem Maße hervor; nur sắmăn, ǭsẹ und auch wohl ŭẹ́ scheinen mir mit Sicherheit als M. P.-Elemente anzusprechen zu sein.

Lemŭsmŭs, Ost-Dyaul, Lauan und Lŭberú.

Wie schon gesagt, reicht der Neu-Hannover-Bootstyp in die nach Osten angrenzende Sprache hinein. Aber die Bootsgrenze ist keine schroffe, ebensowenig wie die Sprachgrenze. Diese geht nach meinen Sprachaufnahmen und nach den Angaben der Eingeborenen auf der Südseite der Insel östlich des Ortes Gia (Sapper's Karte) und auf der Nordseite durch Livitúa, das ein Mischgebiet ist.

Mongai gehört ohne Zweifel noch nach Norden. Die Ostgrenze der nun folgenden Gruppe läuft im Süden zwischen Latanghai und Urol, im Norden etwa 5 km westlich von Lakúrumau.

In Lemusmus sind wir bereits im Gebiet eines neuen Bootstyps, wenn auch die immer noch erhebliche Zahl vorhandener Neu-Hannover-Boote zeigt, daß wir ethnologisch in einem Mischgebiet sind. Auf der Fahrt von Lemusmus nach der Insel Doi, zwischen dem Riff und der gehobenen zerrissenen Korallenkalkküste, wo die auf Stützen zwischen dem dunklen Gestein schwebenden weißen Kanus die Lage der einzelnen Eingeborenenplätze angeben, konnte ich das Verhältnis sehr gut feststellen. Mălắmụ und Mătănāīă hatten je eines der Lemusmus-Art, Pănăhắ drei davon. Kăkắtĕ dagegen hatte zwei von jeder Form. Unter den zahlreichen Booten von Mătănăbŭ́n (Fig. 85) wog der Lemusmus-Typ vor, und unter den fünf Booten von Anéĭmŭs war das Verhältnis wie 3 : 2. Die je zwei



Fig. 85. **Boot im Riff.** Mătănăbŭn (Lemusmus).

Fig. 86. Matayáng (Insel Doi).

Boote von Pắnăbŭs und Bŭlŭ́săn waren von der Lemusmus-Form. Auch unter den Booten von Lemusmus selbst und von der Insel Doi herrschte dasselbe Verhältnis; so waren von den fünf Auslegerbooten des Platzes Lāūtŭ́l auf Doi drei von der Lemusmus- und zwei von der Neu-Hannover-Art. In Matayắng, Insel Doi, fand sich eine ähnliche Ausnahme, wie die beiden alten Einbäume von Ungalik. Dieses Boot (Fig. 86) zeigte im allgemeinen den Lemusmus-Typ, hatte aber einen merkwürdigen, breitgehaltenen Achtersteven. Über die Herkunft dieses Boots war nichts festzustellen.

Abgesehen von der sehr verschiedenen Form des Einbaums und der Befestigung des Auslegerbalkens unterscheidet sich die neue Art der Boote

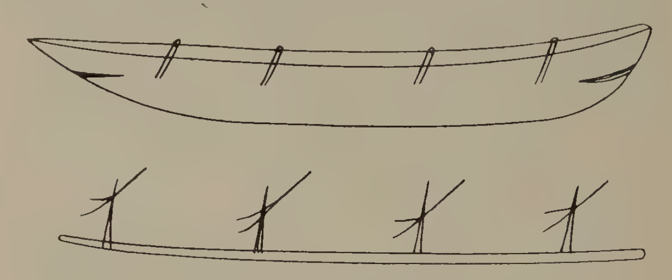


Fig. 87. **Lemusmus-Typ.**
Lemusmus.

von den früheren ganz besonders dadurch, daß bei ihr alle Teile dünner und schwächer sind. Die Kanuwände sind schwächer, die starken äußeren Stevenleisten und die oberen Innenleisten der Neu-

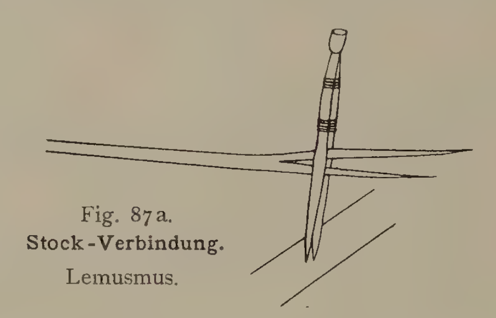


Fig. 87a. **Stock-Verbindung.**
Lemusmus.

Hannover-Boote fehlen, und man hat den Eindruck, daß ein Fahrzeug der letzteren Art ein gleichgroßes der ersten durch Rammen in Grund und Boden rennen kann. Der Auslegerbalken ist erheblich

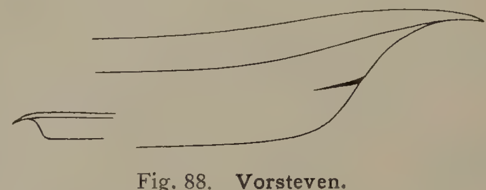


Fig. 88. **Vorsteven.**
Doi.

dünner, die Auslegerstangen sind zahlreicher, aber schwächer, und die zweiteiligen, von oben in den Auslegerbalken eingesteckten Verbindungsstöcke machen auch keinen sehr vertrauenerweckenden

Eindruck. In der Tat ist denn auch der Neu-Hannover-Typ bei weitem seetüchtiger und dauerhafter, als der Lemusmus-Typ. Der letztere ist nur leichter. Dazu haben diese Boote nahezu ausnahmslos am Achterteil, vielfach auch am Vorderteil, eine gesprungene, mit Parinarium kalfaterte Stelle. Sie ist absolut charakteristisch für die Boote dieses Typs. Man sagte mir, daß dieser Sprung einer fehlerhaften Eigenschaft entspringe, die dem zum Kanubau gewählten Holze nun einmal anhafte.

Auch die Pagajen sind hier verhältnismäßig klein und dünn gearbeitet.

Zu erwähnen ist noch, daß sich die Lemusmus-Gegend auch dadurch als ein Übergangsgebiet kennzeichnet, daß an einigen Booten die beiden äußeren Verbindungsstöcke von der zweiteiligen, eingesteckten Lemusmus-Art sind, während die beiden inneren von der T-förmigen, aufgebundenen Neu-Hannover-Form sind.

Zum Segeln eignen sich die Lemusmus-Boote sehr wenig.

Wörterverzeichnisse.

	Dyāūl	Lemŭsmus	Lüberų
Boot	bĭl	įmę; bĭl	χų́vě vŭtĭk
Auslegerstangen	bų́tŭį	bų́tŭl	nįāū
Auslegerbalken	sǎmän	sǎmän	sĭmän
Verbindungsstöcke	āĭęyę	hāęyę	pās
Haken am āĭęyę	ātómtŭl	töbŭt	—
kleiner Korb auf bų́tŭį	dǒpę	mǎmäṅ	—
Troddeln	gělě	gělě	—
Stevenkopf	běṅ	bęnę‿bĭl	—
Außenleisten an den Steven	góbǒk	kųbǒk	--
Liane, Rottang zum Binden	ų́ęyę ų́ĭyę	ų́ĭyę	—
Pagaje	ōs	ọs	fōs
Kokos-Schöpfgefäß	kǎbě	lęsä	—
Tritonhorn	tęĭ	dęĭ	—
Staken	—	nęgį	—
Bauholz für Einbaum	—	įmę	—

Auch diese Verzeichnisse zeigen, wie die vorgehenden, nur wenig M. P. Einschlag, trotzdem die Sprache selbst unverkennbar eine melanesische ist.

Panemégo, Nemásalang, Lakúrumau, Fesóa, Fǎtmilak, Bŏl.

Der Neu-Hannover-Bootstyp verschwindet sehr bald östlich Lemusmus gänzlich; auf der Nordseite der Insel verhält es sich ganz ähnlich. Der Lemusmus-Typ aber bleibt, nur hier und da kleine Veränderungen erfahrend. So kommt in Panemego die kleine abnehmbare Sitzbank hinzu, die zugleich die Aufgabe hat, die Bootswände auseinander zu halten. Weiterhin stellen sich auch aufgesetzte Planken ein.

	Panemégo	Nemásalang	Lakúrumau	Bol Fátmilak
Boot	bĭl	mŭs	mŭs	χālĕü (?)
Auslegerbalken	sǎman	zěmĕn	sĭmän	zěmĕn
Auslegerstange	įnāū	rěgęlärę	āūvāī	yāī
Verbindungsstöcke	fās	fās	fās	fās
Stevenkopf	mų́nę	—	—	rųmǎlüm
Liane, Bast	āĭsęm	yěsęm	—	lóę
Sitzbrett	bų́rį	bų́rĭ	bų́rĭ	bŭrŭl
Pagaje	vōs	vōs	vōs	vōs
Staken	nęgį	vǎṅün	—	vāgŭn
Kokosschöpfgefäß	vĭn	vĭn	—	vĭn
Tritonhorn	rävį́ų	rävų́rų	—	—
Parinarium laur.	rǎtě	rǎtě (gämbǒk, s. Frucht)	—	rǎtě
der Baum, als Holz für den Einbaum	įmę	rĭmä	—	—

In dieser Gruppe liegt dasselbe Verhältnis vor, wie in der vorgehenden. Wir haben melanesische Sprachen vor uns, aber als deutlich erkennbar M.P. sind nur immer wieder die Bezeichnungen für Auslegerbalken und Pagaje anzusprechen. In rǎtě, Parinarium, steckt offenbar das vorher erwähnte tįt.

Nirgends habe ich in diesen Gruppen seit Dyaul Mast und Segel gesehen.

Nayáma — Pánaras — La͡urup — Letátan.

Über diese Stämme, welche eine mit melanesischen Worten durchsetzte Papua-Sprache reden, ist schon gelegentlich einiges von mir gesagt worden. Sapper und ich haben dieses Gebiet auf verschiedenen Wegen je einmal durchquert. Ich nenne einige Orte dieses für ein Gebirgsland gut bevölkerten Striches. Nayáma, La͡urup, Ba͡ubun, Nárum, Niáre, Letátan und Patlángat (nördl. von Ba͡ubun), Pắnarắs, Nắime, Lágimo, Lauéra, Panabírat. Dieses Sprachgebiet geht also zum Unterschied von allen anderen wichtigen Sprachgebieten Neu-Mecklenburgs nicht durch die Insel, von Küste zu Küste hindurch, sondern ein ganz schmaler melanesischer Küstenstreifen trennt es bei Fákmilak, Bol und Tándis vom nördlichen Meere. Während aber bei der anderen nicht durch die Insel hindurchgehenden Sprache, bei der von Muliama, dieses Verhältnis da-

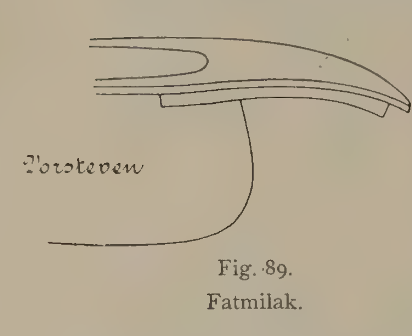
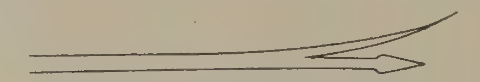


Fig. 89. Fatmilak.


Fig. 90. **Gabel der Auslegerstange.** Fatmilak.

durch begründet ist, daß die Muliama-Leute ein junges Einwanderungs-Element auf der Hauptinsel sind, werden umgekehrt die eine Papua-Sprache redenden Pánaras-Nayama-Leute aller Wahrscheinlichkeit nach von jüngeren melanesischen Elementen von einer Küste abgedrängt worden sein (s. Sprachenkarte).

Die Auslegerboote unterscheiden sich im wesentlichen durch nichts von denen der vorhergehenden Gruppe.

Wörterverzeichnis.

Boot	ōbĭnĕm
Auslegerbalken	yắmĕnẹ
Auslegerstangen	bürŭrụmẹ
Verbindungsstöcke in Lemusmus-Form (die 2 inneren von 4)	kọdĭrăp
Verbindungsstöcke in Neu-Hannover-Form (die 2 äußeren von 4)	bĕrŭwāt
Sitzbank	mălụs
Pagaje	lẹ̆ĭbăm
Liane, Bast zum Binden	mürübụăn
Staken	ắñŭn
Pandanusblatt als Ößfaß	ărắrŭm
Parinarium laurinum	kärịk

Wie zu erwarten, enthält diese Liste außer yắmĕnẹ, das in irgend einer Form ja nirgends fast fehlt, keine M. P. Elemente. Dagegen finden wir einige Anklänge an Nachbargebiete; kärịk dürfte wieder gleich einem verstümmelten tịt zu setzen sein.

Es mag an dieser Stelle bemerkt sein, daß das häufige Auftreten nichtmalaio-polynesischer Bezeichnungen für „Boot" wohl so zu erklären ist, daß die früheren Bewohner von Neu-Mecklenburg bereits im Besitz von Einbäumen waren, zu denen dann die einwandernden Malaio-Polynesier den Auslegerbalken zugleich mit seinem Namen fügten.

Tándis, Líba, Langanie, Lássu, Hámba.

Es scheint, als wenn auch dieser Dialekt nicht durch die Insel durchgeht, sondern sich auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt. Leider sind weder Sapper noch ich in diesem Teile auf der Südküste gewesen, um uns endgültig hierüber aussprechen zu können. Alle aber von mir in dieser Richtung eingezogenen Angaben und festgestellten Daten dürften die von mir in der Sprachenkarte niedergelegten Grenzen rechtfertigen.

An diesem Küstenstrich tritt der rapide Rückgang der Bootsschiffahrt in den intensiv unter Verwaltung genommenen Bezirken der Insel ganz besonders schroff vor Augen. Seit dem Bestehen der prachtvollen großen Straße (allgemein von den Eingeborenen „rod [d. i. road] belong Boluminski" genannt und zu meiner Zeit 6 bis 7 Jahre alt), seit der völligen Pazifizierung von Nord-Neu-Mecklenburg durch Herrn Bezirksamtmann Boluminski und dem damit einsetzenden, den Eingeborenen früher völlig unbekannten Landverkehr, sind Schiffbau und Schiffahrt in ein Stadium galoppierender Schwindsucht geraten. Bei dem früher herrschenden Kriege aller gegen alle war jeder friedliche Landverkehr ausgeschlossen, der über die engen Grenzen des eigenen Territoriums hinausging. Für den Krieg, für den Handel, für Besuche hatte man die Auslegerboote. Daher die große Zahl von Fahrzeugen, von denen uns einmütig die alten Reisenden erzählen, und die in einem so schroffen Gegensatz steht zu den Tatsachen von heute. Noch ein paar Jahre weiter, und das letzte anständige Kanu wird aus diesem ganzen Teile von Melanesien verschwunden sein. Es ist lehrreich, angesichts dieser Tatsache an eine Bemerkung von Joachim Graf Pfeil zu erinnern, die 9 Jahre vor meinem Besuch niedergeschrieben wurde („Studien und Beob.", p. 258). Graf Pfeil schlägt nämlich dort der Regierung eine Kanu-Steuer mit

folgender Begründung vor: „Die Canoes lassen sich schwer verbergen und deren Abschaffen durch die Kanaken ist nicht zu befürchten." Die Regierung hat einen besseren Weg ergriffen: sie hat nicht die Verkehrsmittel mit Steuern belegt, sondern hat den Verkehr gewaltig gefördert durch Eröffnung von Straßen. Das Kanu hat dadurch allerdings den Todesstoß erhalten. Neue Boote werden überhaupt nicht mehr gebaut; dagegen hat sich seit einigen Jahren eine Art von katamaran, eine Art Floß eingebürgert, von dem ich in Fakmilak zwei Exemplare sah; man nannte diese Fahrzeuge hier milmalai. Die Bol-Leute sagten mir, daß sie sich auch diese Art von Wasserkutschen anschaffen wollten. Nun sind Flöße in ganz Melanesien keine seltene Erscheinung, aber der Name milmalai͡ und ihre Form lassen auf den Einfluß von Malaien schließen, die sporadisch im Archipel zu finden sind und von den Eingeborenen zum Unterschied vom Kóngkong, dem Chinesen, allgemein Mắlẹ oder Mắlai͡ genannt werden. Denn ihrer Form nach entsprechen diese kleinen Flöße ganz dem bekannten katamaran von Südost-Asien. Der Mittelbalken ist breit und vorn und achtern ein wenig aufgebogen; die beiden kürzeren Balken sind seitwärts von ihm vermittelst durchgezogener Rottang-Seile befestigt.

Wie es mit den Auslegerbooten in den Plätzen östlich von Fatmilak und Bol schon damals (1908) bestellt war, mag ein Auszug aus meiner Marschroute zeigen: Tándis hatte nur noch zwei Boote; „by and by me loose him" (nach und nach werden wir keine mehr haben) wurde mir vom Häuptling bei Erörterung dieser Frage gesagt. Liba hatte nur noch ein einziges kleines, außer Dienst gesetztes Boot. Der Luluai (Häuptling) dieses Kulturzentrums Liba, der mir im Smoking und schmutzigen roten Lawalawa aufwartete, äußerte sich über die Zukunft seiner Marine ganz ähnlich wie sein Kollege von Tándis. In Lélgu̥ fand ich zwei Boote, in Langaníĕ nur noch eins; in Wőnel ein großes und ein kleines Boot, in Lámussong nur ein einziges. Auf dem Strand von Panakondo lagen noch fünf Boote, in der Hauptsache sehr baufällig, reparaturbedürftig und außer Dienst gestellt. Das sind aber alles dieselben Dörfer, aus denen jene Schwärme von Booten hervorkamen, mit denen Bougainville einen Strauß hatte. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß, während es mit Gebrauchsbooten in Fatmilak und Bol so übel aussah, die Zahl der Kinderspielboote recht beträchtlich war. Sie werden sich noch halten und nachgemacht werden, wenn das letzte Boot von Bol verschwunden sein wird, und würden uns das ehemalige Vorhandensein von Männerbooten künden, selbst wenn wir nicht, wie hier, die geschichtliche Tatsache verfolgt hätten.

Wörterverzeichnis von Lĭba, Lắssu, Langaníĕ.

Boot	tíbĕ
Auslegerbalken	sĕm
Auslegerstangen	hí̧ẹ
Verbindungsstöcke	tsĭtsű̥χọ
Stevenkopf	ńĕr
geschnitzter Stevenkopf	mu̥r
Troddeln am Stevenkopf	kümkű̆m
Sitzbank	bu̥tĕ́l
Schutzdach über Boot	änű̥ä
Schutz, Bedeckung der hí̧ẹ	bóχät
Pagaje	hẹs
Staken	hí̧ẹ

Wie schon im stillen das yai͡ von Fatmilak, so bin ich auch geneigt, das hí̧ẹ von Liba mit í̧ätŏ in Verbindung zu bringen; tsĭtsű̥χọ weist nach den Tabar-Inseln hinüber, ebenso bu̥tĕ́l in ähnlichen Formen. Umwandlungen wie hẹs aus hősẹ, wősẹ und ähnlich sind bereits gelegentlich der Valman-Formen besprochen worden.

Lámussong (Lamason), Panakóndo, Lambú, Katéndan, Logún, Mesi (Mési), Lambán.

Dieses verhältnismäßig große Sprachgebiet des Schleinitz-Gebirges schließt sich östlich an die von Nayama und Tandis-Hamba an. Die Ostgrenze bildet auf der Südküste das ausgedehnte Sumpf- und Mangroven-Gebiet zwischen Lambán und Komalabú. An der Nordküste ist mir die genaue Ostgrenze nicht sicher bekannt, da weder Sapper noch ich diesen Teil von Neu-Mecklenburg berührt haben. Nach den mir von Belik-Leuten gemachten Angaben, an deren allgemeine Richtigkeit ich keine Veranlassung habe zu zweifeln, läuft die Sprachgrenze zwischen den Landschaften Naku und Karu. Im übrigen sind beide Sprachen nur Dialekte einer Sprache in demselben Sinne, wie vorhin bei Neu-Hannover gezeigt worden ist. Größere dialektische Unterschiede, im Vergleich zu den vielen kleinen, lassen es aber angezeigt erscheinen, hier einen kräftigeren Strich zu machen.

Auch für diesen Teil von Neu-Mecklenburg findet die vorhin gemachte Bemerkung Anwendung, daß da, wo Herrn Boluminskis große Straße eine Veränderung in den Verkehrsverhältnissen hervorgezaubert hat, die Eingeborenen-Schiffahrt in einem rapiden Niedergang begriffen

ist. Das trifft in vollem Maße für die Nordküste zu, weniger für die Südküste, wo die Straße zu meiner Zeit noch neu war und wegen der strittigen Grenzverhältnisse zwischen den damaligen Stationen Käwiëng und Namatanai auch von Herrn Boluminski nicht so energisch hatte durchgeführt werden können, wie es in günstigerem Falle wohl geschehen wäre. Hier traf ich besonders in Lambú, Mambo, Mēsi noch sehr viele Fahrzeuge an. Der Typ ist in der Hauptsache durchweg der von Lemusmus, gewöhnlich mit Plankenaufsatz; der vorn spitze Ausleger hinten stumpf abgeschnitten; immer ohne Mast und Segel. Der spitzere Vorsteven ist deutlich vom stumpferen Achtersteven zu unterscheiden. Die Zahl der Auslegerstangen ist verschieden; während ich in der Lámussong—Panakóndo-Gegend in der Regel deren nur zwei sah, hatten von 29 von mir untersuchten Mesi-Booten 28 je vier Auslegerstangen, eins deren sechs; alle lagen auf der Backbordseite. In vielen dieser Boote auf der Südküste sah ich den bekannten Haifischfang-Apparat liegen. In Mesi sah ich zwei, in Lambú ein Boot im Bau; auf der Nordküste ist davon gar keine Rede mehr, die wenigen hier noch vorhandenen Fahrzeuge liegen außer Dienst gestellt auf dem Strand und verfaulen. Die Lámussong- und Panakóndo-Boote sind in früheren Jahren offenbar sorgsam hergestellt und tüchtige Fahrzeuge gewesen. Der Plankenaufsatz besteht aus mehreren Brettern mit oben aufgesetzter Bordleiste. Alles ist mit Lianen und Rottang sorgsam genäht, die Nähte dick und breit mit Parinarium kalfatert. Aber auch an diesen, sonst guten Fahrzeugen sind alle Boots- und Auslegerteile schwächer als an den Neu-Hannover-Booten, auch sie machen nicht den seetüchtigen Eindruck wie jene. In jedem Panakóndo-Boot befinden sich fünf gerade Sitzbretter für die Pagajer und ein rundes im Bug für den Mann mit der Steuer-Pagaje. Die Auslegerstangen liegen über den aufgesetzten Planken, sind zwischen diesen und aufgesetzten Bordleisten durchgesteckt, verbunden und verpicht. Staken besitzen sie nicht. Als Ößfaß dient ein Stück Bambusrohr mit Boden.

Auch in der Gegend Lámussong, Panakóndo, Katéndan, Lambússo tritt das Floß an die Stelle des aussterbenden Auslegerboots; in Katéndan und Lambússo habe ich auch nicht ein einziges der letzteren mehr gesehen, in Panakóndo nur fünf, in Lámussong nur eins. Ich habe ganz besonders, um diese Verhältnisse festzustellen, einen Abstecher von ungefähr 4 km nach Lambússo gemacht, obwohl mein Weg bei Katéndan bereits ins Innere ging. Es werden sicherlich noch einige Fahrzeuge mehr vorhanden gewesen sein, als mir zu Gesicht gekommen sind, aber viele können es nicht gewesen sein, und jetzt, nach drei Jahren, wird in dieser ganzen Gegend bald das letzte Auslegerboot verrottet und verfallen sein. Das an seine Stelle tretende Floß der Panakóndo-Lambússo-Gegend besteht aus fünf oberarmdicken oder stärkeren Hölzern; Bambusflöße habe ich nicht gesehen. Das Mittelholz ist am längsten, die vier anderen sind orgelpfeifenartig danebengelegt, vorn und achtern zugespitzt, und durch Rottang-Bänder untereinander befestigt, die durch sieben von der Seite her durch die fünf Balken getriebene Löcher gezogen sind. Auf jedem Floß befindet sich eine ganz kurze Pagaje, auf den größeren außerdem eine lange spitze Pagaje, die auch als Staken benutzt werden kann.

Wörterverzeichnis.

	Panakondo	Lamussong	Lambu	Katendan (West)	Logun	Mesi	Lamban Lắmpet
Boot	sǐm	sịm	sịm	sịm	sịm	sịm	sịm
Auslegerbalken	sămắn	wĕsếm	sắmăn	sǘmăn	sắmăn	sắmăn	sắmăn
Auslegerstangen	wĕnăwắt	ónẹsịm	mbúrṳ̆	lĕlếlẹbẹ	lắmlụ	lắmtụ	lắmtụ
Verbindungsstöcke	wăwắs	wắwăs	rămbụtắs (die 2 äußeren) mĕrẹmẹtlú (die 2 inneren)	rănămbụtắs (die 2 äußeren) mbụsǐňǐs (die 2 inneren)	ăχătúăt (die 2 äußeren) mbŭbŭsǐňǐs (die 2 inneren)	ăntụ́wăt (die 2 äußeren) mbŭbŭsǐňǐt (die 2 inneren)	ăntụ́wăt (die 2 äußeren) nŭmbŭsǐňǐt (die 2 inneren)
Liane, Rottang zum Binden, Nähen	wĕňgrắ	bụkếră	săm	bănắsăm	nẹnắsăm	mbănắsăm	bănắsăm
Geschnitzter Stevenkopf	läkmŭsịm	ăbmụ́sǐm	—	—	—	—	—
Aufgesetzte Planke	gǐwǫ́p	—	—	—	—	—	—
Nähte, mit Parinarium verschmiert	ĕ‿grết	—	ĕ͡ ňkärết	bọpǒp	mbópŏp	mbŏpǒp	—
Bordleiste	rĕňụ́s	—	—	—	—	—	—
Einbaum, Bootsboden	ǐmắ	—	—	—	—	—	—

	Panakondo	Lamussong	Lambu	Katendan (West)	Logun	Mesi	Lamban Lắmpet
Geflochtene Leisten am Boot, vorn und achtern	wărăsắm	—	—	—	—	—	—
Sitzbank	mbrụ́	—	ŏṅbŭ́lă	χŏnbŏ́lă	χŏnbọ́lă	χŏnbọ́lă	ŏnbŏ́lŏ
Pinne zum Speerauflegen . . .	gădẹglắ	—	—	—	—	—	—
Ziertroddeln . .	wăṅglĕ́ŏ	gắlĕn	—	—	—	—	—
Pagaje	ŏ́so̱	gŏ́sŏ	—	—	—	năkắn	—
Bambus-Ößfaß . .	măsẹpắ	—	—	—	—	—	—
Tritonhorn . . .	rĕmbắî	vĕntắû	—	—	—	—	—
Stützen des an Land gezogenen Boots	ntĕndí	—	—	—	—	—	—
Holzfloß	rāmắ	—	—	—	—	—	—
Pandanusblatt, mit 2 Dornen z. Ößfaß zusammengesteckt . . .	—	găbĭ̆nbā	răpsĕ́vŭ	—	—	văräsắvă	vŏsắvă
Staken	—	vĕnụ́nă	—	—	—	—	—
Schutzdach für Boot	—	ắnụ	—	—	—	—	—

Zu diesen kleinen Listen ist nur weniges zu sagen. Es zeigt sich aus ihnen, was meine anderen Feststellungen bestätigen, daß diese melanesische Sprache zum mindesten in einen Ost- und einen West-Dialekt zerfällt. Es ergibt sich ferner, daß nur das M. P. Wort saman und zum Teil das M. P. Wort für Pagaje vorhanden sind und durchgehen. Diese immer wiederkehrende Erscheinung dürfte so zu erklären sein, daß die Vorbewohner von Neu-Mecklenburg bei dem Eintreffen der kolonisierenden Melanesier in ihren auslegerlosen Einbäumen nur mit Staken und langen Pagajen stehend fuhren, genau so, wie noch heute so viele Papuas von Neu-Guinea. Als dann mit dem Auslegerbalken auch die neue kurze Pagaje der Melanesier kam, die ein Pagajen im Sitzen erfordert, kam die lange Stehpagaje außer Gebrauch und damit auch ihr Name. Die M. P. Namen für die neuen Erscheinungen, Auslegerbalken und Sitzpagaje, blieben, so sehr auch sonst die schiffstechnischen Ausdrücke dieser Sprache mit Papua-Elementen durchsetzt sein mögen. Will man jedoch den sicher nicht unberechtigten Einwurf erheben, daß das flußarme und häufig von übler Brandung gepeitschte Neu-Mecklenburg sich wenig zum Fahren in Einbäumen mit Stehpagajen eignet, dann bleibt immer noch der Ausweg, daß die Vorbewohner Neu-Mecklenburgs mit kleinen Handkellen hockend oder sitzend gearbeitet haben mögen, wie das zuerst Cook und Banks von den Australiern der Ostküste beschrieben haben.[21]) Auch diese mußten mit dem Erscheinen des Auslegerboots spurlos verschwinden.

Die „Gazelle - Expedition" unter Freiherr v. Schleinitz trat im Gebiet dieser Sprache zuerst mit den Eingeborenen jener Gegend in Verbindung, und der jetzige Admiral Strauch konnte hier ein verdienstvolles Wörterverzeichnis aufnehmen. Den betreffenden Ort unter 3° 11,5′ südl. Br. und 151° 39,3′ östl. L. haben zwar weder Sapper noch ich berührt, aber schon allein die von Strauch gegebenen schiffstechnischen Ausdrücke zeigen auf den ersten Blick, daß in diesen Gegenden seit jener Zeit keinerlei wesentliche Veränderungen vor sich gegangen sind. Für Boot hat Strauch ăssīm; es ist das mein ă⁀sị́m von Lambú, während es von Katéndan bis Lambán durchweg lẹ̯⁀sị́m heißt. Für Auslegerbalken hat Strauch lesāmắn; es ist das mein lẹ̯⁀sŭ́măn von Katéndan und lẹ̯⁀sắmăn von Logun, Mēsi und Lamban; das Wort für Auslegerstange ist lĭ̄mbŭ́rū nach Strauch; es ist das gleich meinem ă⁀mbụ́rụ̆ von Lambu, denn ă und lẹ̯ sind Artikel, und Strauch hätte genauer lĕ́⁀mbŭ́rū schreiben müssen. Endlich ist das ăgătūăt von Strauch gleich meinem ăχătụ́ăt von Logun, und sein lăbrămetlū ist mein ăb⁀mĕrẹ̯mẹ̯tlụ́ von Lambu. Dabei ist zu bemerken, daß das χ in ăχătụ́ăt, also auch wohl das g in Strauchs ăgătūăt, einen Konsonanten darstellt, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn am besten durch χ, ṙ oder g zum Ausdruck bringen sollte.[22])

[21]) Hawkesworth: IV, 128 – 130; — Banks' Journal, p. 320.

[22]) Strauch in „Zeitschr. f. Ethnol." (Berlin 1877), IX, 95.

Tabar-Inseln.[23])

Auf den Tabar-Inseln habe ich vier Formen von Booten bemerkt, die alle vier auf der nördlichsten, auf Simberi, vorkommen, während zum mindesten eine auf Tatau, Mopúe und Tabar verschwindet. Das ist der Einfluß von Neu-Hannover und Nord-Neu-Mecklenburg, der sich nur auf der nördlichsten Insel bemerkbar macht. In dem einen Ort Simberi, auf der Westspitze der gleichnamigen Insel, sah ich drei Formen nebeneinander.

Die erste Form stellt ganz offenbar eine Verschmelzung des Typs von Neu-Hannover mit dem von Lemusmus dar. Der hinten abgeschnittene Auslegerbalken, die Auslegerstangen, die zweiteiligen Verbindungsstöcke und die Sitzbänke sind im Lemusmus-Stil gehalten. Der Bootskörper an sich auch, aber die starken Stevenleisten vorn und achtern und die Tier- (Hahnen-) Köpfe an den spitz auslaufenden Steven sind ganz wie in Neu-Hannover. Manche Boote sind darunter, die, abgesehen vom Auslegergeschirr, nicht von Neu-Hannover-Fahrzeugen zu unterscheiden sind. Auch einige kleine von mir gesehenen Boote, die in jeder anderen Hinsicht den Lemusmus-Typ wiedergeben, lassen durch ihre spitzen Schnäbel deutlich den Neu-Hannover-Einfluß erkennen.

Die zweite Sorte sind große Einbäume ohne aufgesetzte Planke, die nur zwei zwischen Bootskörper und aufgesetzter Bordleiste eingeschobene Auslegerstangen besitzen. Das Boot ist sonst im allgemeinen im Lemusmus-Stil gehalten.

Drittens finden sich schöne Boote in der Art von Panakóndo mit Plankenaufsatz rings herum, mit schön geschnitzten Stevenköpfen und Sitzbänken, mit breiten verpichten Nähten, mit geflochtenen Seitenleisten und Ziertroddeln vorn und achtern.

Schließlich sind noch rohe Einbäume ohne Ausleger vorhanden, von denen ich einen in Talemúk, Simberi, zwei in Mopúe sah. Diese von mir nur an der abgelegenen Ostseite der Inselgruppe beobachtete Erscheinung ist beachtenswert angesichts der Einbäume, die sich auf Anir befinden.

Auch einige Flöße habe ich in den Gewässern der Tabar-Inseln gesehen. Darunter eins in Kowamerara mit Auflagegestell für Speer, Pagaje oder Staken. Ein Floß in Topimeda bestand aus sieben nebeneinander gelegten Bambusstangen, die äußerlich an drei bis vier Stellen vermittels Rottang verbunden waren. Auch in Sumbuari sah ich ein Bambusfloß.

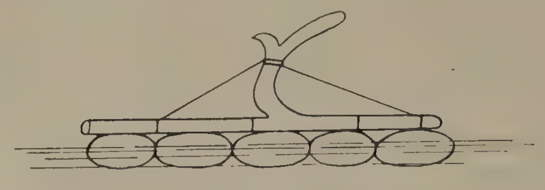


Fig. 91. **Floß.**
Kowamerara.

Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß ich den von Neu-Hannover aus stark beeinflußten Typ nur am Westende der Insel Simberi gesehen habe. An den übrigen Küsten der Inselgruppe waren Typ 2 und 3 nebeneinander vertreten, wobei die einfache Lemusmus-Form im Norden, die Boote mit aufgesetzten Planken im Süden vorzuherrschen schienen. Es fällt auf, daß an der Ostseite der Gruppe weniger Fahrzeuge zu sehen sind als an der Westseite, die nach Neu-Mecklenburg zu liegt. Im ganzen sind in diesem kleinen Archipel mehr Boote vorhanden als an der gegenüberliegenden Küste, aber bei weitem nicht so viele als in der Neu-Hannover—Lemusmus-Gegend. Nur sehr wenige Boote wurden im Bau gesehen. Auf der Südseite der Insel Tabar sah ich zweimal je fünf Boote auf Stützen unter dem gehobenen und ausgespülten Korallenkalkriff, genau wie in Lemusmus; aber wegen ihrer breiten Parinarium-Nähte und wegen ihrer Bemalung machten sie nicht den leuchtenden, freundlichen Eindruck wie jene. In Tavúl, Insel Tatau, sah ich ein oben in einem Baume aufbewahrtes Boot.

Die Sprache der Tabar-Inseln muß als eine einzige melanesische Sprache bezeichnet werden, die aber dialektisch zerlegt ist. Zehn sprachliche kurze Aufnahmen von ganz verschiedenen Teilen der Inselgruppe lassen mir hierüber keinen Zweifel. Die dialektischen Unterschiede äußern sich z. B. in der Weise, daß hier und da für den charakteristischen Artikel mi der Tabar-Inseln das a der großen Inseln auftritt, und daß die Possessiv-Suffixe zum Teil verschieden sind. So hat, um ein Beispiel zu nennen, Nord-Tatau: kătsőmătŏṅ, kătsőmătă, kătsőmătăn, mein, dein, sein Auge; dagegen hat Kowamerara, Tabar: kăsọmătắṅgụ, kăsọmătắụ, kăsọmătắnă.

[23]) Daß der Name „Gardner-Inseln" auf einem Irrtum beruht und völlig deplaziert ist, hat Arthur Wichmann nachgewiesen („Nova Guinea", I, 91, Anm. 4).

Wörterverzeichnis.

	Simbéri (Ins. Simberi)	Bondár (Simberi)	Katatár (Simberi)	Nord-Tatāū (Tatau)	Topiméda (Tatau)	Sambuári (Tatau)	Mopúe	Kowamerára (Tabar)	Kóko (Tabar)
Boot	sü̆m	sónbį	sü̆m	sü̆m tsĭm	sü̆m bắkŏk	sü̆m	sónbį	sónbį	tsómbį
Auslegerbalken .	săm	săm	săm	săm	vŏ́vŏrų	văvắrų	sămắnę	sắmă	sắmę
Auslegerstange .	āī	ăvărắt	—	āī mắnęm sü̆m	ndįn	dį́ndį	ắvărăt	ăvărắt	ăvărắt
Verbindungsstöcke	tsĭ́tsĭ́gọ	tsĭ́tsĭ́gọ	—	tsĭ́tsĭ́gọ	mbŏ́ų	tŏ́ṅŏ	tsĭ́tsĭ́gọ	tsĭ́tsĭ́gọ	tsĭ́tsĭ́gọ
Liane, Rottang, zum Binden . .	kăt	nănŏ́ṅę	—	—	sų́ŏ	—	kắtă	käsắmę kắtă	nọnŏ́ṅkę
Geschnitzter Stevenkopf . .	tŏ	—	—	—	—	—	—	—	—
Kanuleisten, vorn und achtern . .	tămbŏ́r	—	—	—	—	—	—	—	—
Sitzbank	mbŭtį́l	—	—	mbųtĭ́l	bŭdŭ́rį	—	bŭtų́rį	bŭtų́rį	—
Vorstevenkopf . .	mų́ă	mọ́a	—	mŏ	mŏ	—	mų́ă	mų́ĕ	mų́ă
Achtersteven . .	tắvōī	—	—	—	—	—	—	—	—
Geflochtene Leisten auf Plankenboot	bŭrįkọ́kō	—	—	—	—	—	bŏrįkŏ́kŏ	bŭlgŏ́gọ	—
Troddeln, detto .	vrų́vŭrų kắlępŏt	—	—	vrų́vrŭṅ͡gŭlĕ́ŏ	—	—	vrų́vųrŭṅ kălắv	gĕ́lęọ	gĕlę́ŏ
Pinne zum Speerauflegen . . .	vŏtsāvęsắkĭ́n	—	—	—	—	—	vătsăgętsắgęnŏ	—	—
Pagaje	vŭrŭ́s	vōs	—	vōs	vōs	vōs	vọ́sę	vōs	vŏrŭ́să
Kokosschalen-Ößfaß	kų́į	—	—	—	—	dă	—	sắbų	—
Tritonhorn . . .	tăvŭ́rį	—	—	—	—	—	—	—	—
Bootshaus . . .	pĕrĕ‿tsĭ́m	—	—	—	—	—	—	—	—
Parinarium laur. .	—	—	—	hắtĭ́t	—	—	ắdĭ́tă	—	—
Bambus-Ößfaß . .	—	—	—	năm	—	—	nanŏ	—	—
Floß	—	—	—	mbĕtĕ́k	mbĕ́tĕt	vį́sŏ	—	vį́sŏ	—
Knopfförmige Verzierung oben an d. Verbindungsstöcken . . .	—	—	—	mbų	—	—	—	—	—
Staken	—	—	—	—	—	—	—	bųắbŏ mbųắbọ	—
Aufgesetzte Planke	—	—	—		—	—	kọpắpă	—	—
Aufgesetzte Bordleiste	—	—	—	—	—	—	kĭ́năpį	—	—
Grünweiße Nulliporen zum Färben und Kalfatern	—	—	—	—	—	—	mọ́vŏ	—	—
Gabelstützen auf dem Lande . .		—	—	—	—	—	tămbătắmbă	—	—
Bambusschutz auf ắvărăt	—	—	—	—	—	—	păpắgọ	—	—

Diese Zusammenstellung gibt Anlaß zu einigen kurzen Bemerkungen. Wenn schon selbst aus diesen wenigen Worten die Einheitlichkeit der Tabar-Sprache zu erkennen ist, so ergibt sich doch auch, daß fremdartige Elemente darunter sind. Das fällt besonders für West-Tatau auf, wo Topimeda

und Sambuari für Verbindungsstöcke, Auslegerstangen und selbst für den sonst bisher nahezu allgegenwärtigen saman durchaus fremde Bezeichnungen haben. Es fällt ferner der Unterschied zwischen der Westküste und der Ostküste der Gruppe auf. Während das süm der ersteren direkt nach dem gegenüberliegenden Neu-Mecklenburg führt, steht das sonbi der Ostküsten für sich allein da. Alle von mir gesehenen Einbäume ohne Auslegergeschirr hießen sonbi. Es ist weiter zu beachten, daß die beiden aus der übrigen Reihe herausfallenden Ausdrücke für Pagaje, vurús und vorúsa, sich an den beiden entgegengesetzten Enden der Inselgruppe finden. Wie in der ganzen Sprache dieser mehr hellfarbigen Inselbewohner, so ist auch in diesen kleinen Listen das M. P. Element stärker vertreten, als in allen anderen zuletzt betrachteten Gruppen; denn außer den Ausdrücken für saman und Pagaje gehören die für Vorsteven, Troddeln und aufgesetzte Planke hierher.

Komalabú, Komalú, Kokolá, Bélik.

Die noch recht zahlreichen Boote dieser Gruppe unterscheiden sich in keinem wesentlichen Punkte von dem Lemusmus-Typ. Sie werden bis zu 10 m lang; ein schönes von mir in Kokolá gemessenes Fahrzeug war 9,12 m lang, 0,39 m breit und 0,53 m tief. Ein 7,54 m langes Boot von Komalabú hatte sechs Auslegerstangen, von denen — wie meistens bis in diese Gegend herunter — die beiden äußeren die T-Form von Neu-Hannover, die vier inneren die Stöckchen-Form von Lemusmus als Verbindung zeigten. Die mit Parinarium verschmierten beiden Rißstellen (Fig. 87, 88) waren schwarz und rot bemalt, wie denn überhaupt diese beiden nahezu unvermeidlichen Geburtsfehler eines jeden Bootes im Lemusmus-Stil zu Ornamentierung Veranlassung geben. Ebenso waren die Spitzen der Auslegerstangen und der Verbindungsstöcke rot und schwarz bemalt, während die sechs äußeren Bastverschnürungen, welche die Auslegerstangen am Boot verbinden, mit einem roten Halbkreis umrändert waren. Die Auslegerbalken liegen in dieser ganzen Gegend immer auf der Backbordseite. Auf dieser Strecke sah ich noch manche Fahrzeuge im Bau; so lagen in Kokolá 13 Boote fertig auf dem Strand und drei weitere befanden sich in verschiedenen Stadien der Bearbeitung. Nirgends sah ich ein Segel.

Wörterverzeichnis.

	Komalabú	Komalú	Kokolá	Bélik
Boot	sịm	sı̆̆m	sı̆̆m	sı̆̆m
Auslegerbalken	sắmăn	sắmăn	sắmăn	sămắn
Auslegerstange	ă͜mbű̆rụ	ă͜mbű̆rụ	bű̆rụ	ă⁀ŭvắt
Äußere Verbindungsstöcke	rụ́ăt	χătụ́ăt	χătŭắt	rụ́rụ
Innere Verbindungsstöcke	bŭrı̆sı̆́ṅı̆s	brŭsı̆́ṅı̆t	bŭrı̆sı̆́ṅı̆t	—
Liane, Rottang, zum Binden	ắ͜săm	ắ͜săm	săm	ă⁀isị́s
Sitzbank	ă͜mbő̆lă	bő̆lă	bọ̆́lă	bű̆rụ
Aufgesetzte Planke	—	—	—	tăgẹlế
Vorsteven	—	—	—	sịlắnẹ͜sı̆́m
Achtersteven	—	—	—	mŭnẹmű̆nẹ͜sı̆m
Parinarium laur.	rắrı̆ds	rắrı̆ts	kărị́ts	—
Pagaje	ọ̄́sō	ọ̄́sŏ	ōső	ă⁀ŏső
Pandanus-Ößfaß	vŏktắbăn	a͡ubŏ	gătăbắn	ă͜tăbắn
Bambus-Floß	—	—	—	ā͜rő

Diese Zusammenstellung bestätigt die vorher gemachte Bemerkung, daß diese Gruppe nur dialektisch von der des Schleinitz-Gebirges verschieden ist. Es ist sogar wohl möglich, daß innerhalb dieser Schleinitz-Gruppe größere linguistische Unterschiede vorhanden sind als zwischen ihr in der Gesamtheit und der Komalabú-Belik-Gruppe. Denn solche genauen lokalen Begrenzungen werden bei dem herrschenden dialektischen Ineinandergreifen erst dann möglich sein, wenn man diese Dialekte gründlicher kennt. Aus geographischen und sprachlichen Gründen scheint aber die von mir gezogene Haupt-Dialekt-Grenze, die auch nach dem Gefühl der Eingeborenen besteht, angebracht und richtig. Fasse ich zusammen, so ergibt sich eine in zwei Haupt-Dialekte geteilte Sprachgruppe, die von den Grenzen von Nayama und Hamba sich bis zu den Grenzen von Kúrumut und Kánapit hinzieht und die mit der gegenüberliegenden Sprachgruppe der Tabar-Inseln verwandt ist.

Kúrumut und Kánapit gehören schon zur Sprachgruppe von Laur, zu der ich jetzt komme.

Laur mit Lihir-Gruppe.

In diesem Gebiet befinden sich zwei Eindringlinge, der Mon, den man zuweilen in einzelnen in Siar gekauften Exemplaren an der Ostküste antrifft, und das Samoa- oder Fidschi-Auslegerboot, das die Missionare und teacher eingeführt haben und das man in plumpen, uneleganten Exemplaren nicht selten in den Gegenden findet, wo farbige teacher weilen oder geweilt haben. Der Mon wird an der ihm zukommenden Stelle behandelt werden. Das polynesische Boot in seiner Abart oder Unart ist bereits von Pater Meyer gewürdigt worden.[24]) Auch sonst hat mich Meyers vortreffliche Abhandlung der Pflicht überhoben, in Wort und Bild viel über die Fahrzeuge der in Frage stehenden Gruppe zu sagen. Denn sie stimmen in den Hauptpunkten vollkommen mit denen der Küstenbewohner von der Gazelle-Halbinsel und von Vuatom überein. Es sind Boote im Lemusmus-Stil, meistens mit Stevenaufsätzen, mit oder ohne schmalem Plankenaufsatz, mit abnehmbaren Sitzbrettern. Der leichte, hinten stumpf abgeschnittene Auslegerbalken wird von leichten Auslegerstangen getragen, die nach meiner Beobachtung die Zahl 9 erreichen können. Die äußeren Verbindungsstöcke haben auch hier noch meistens die Neu-Hannover-T-Form, die oben in einem häufig schön geschnitzten Zweig ausläuft. Die inneren Verbindungsstöcke sind von der zweiteiligen Lemusmus-Art. Über der Mitte aller Auslegerstangen läuft parallel zum Boot eine verbindende und befestigende Bambusstange. Unter den verschiedenen, auch von Meyer abgebildeten Stevenaufsätzen schien mir der mit dem zurückgebogenen Dorn (Fig. 92) am häufigsten zu sein. Den Auslegerbalken habe ich immer auf der Backbordseite beobachtet.

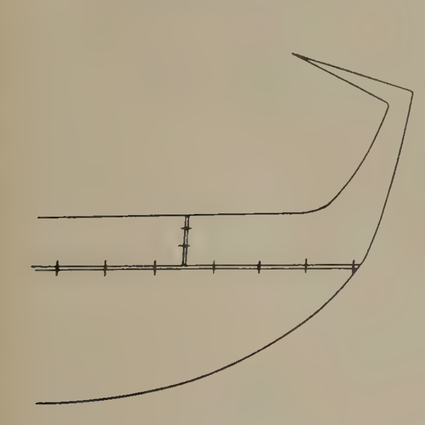


Fig. 92. **Vorsteven.** Nakudukúdu.

Auch in dieser Gruppe geht es mit der Eingeborenen-Schiffahrt rapide zurück, die Bootsbau-Industrie gerät in Verfall. In den Landschaften Kabakadás und Pálabong gab es 1908 nach meiner Beobachtung und den Aussagen der Angesessenen auch nicht ein einziges Boot mehr. Da es nun in Súralil genau so aussieht und ich das erste Boot nach dem Verlassen von Kalil in Tsemálu fand, so haben wir die Erscheinung, daß es auf einer Küstenstrecke von 45 bis 50 km auch nicht ein einziges Eingeborenen-Fahrzeug gibt. Auf der Ostküste ist es nicht besser bestellt, und selbst die Inseln machen keine Ausnahme. So gab es 1909 auf Mahúr nur vier Boote, auf Massa͡it fünf und auf Malí nur drei. Dafür scheinen auch in diesen Strichen die Flöße mehr aufzukommen, denn sie erfüllen zum Fischen auf oder innerhalb des Riffs ihren Zweck genau so gut wie ein Boot; ihre Anfertigung verursacht keine Arbeit, ihre Anschaffung keine Kosten. Denn zu Kriegszügen braucht man kein Boot mehr, und zum Ausreißen vor dem Feinde auch nicht; die schönen Straßen des Weißen Mannes und die Sicherheit im Busch gestatten bequemen Landverkehr. Was soll es sich da der faule, aller höheren Ziele verlustig gegangene Kanaker Arbeit und Geld kosten lassen, sich ein Boot anzuschaffen? In Bo, Pire, Namarodu, auf Mahúr, Malí, in Kalil, überall sah ich Flöße. Den Typ gibt im allgemeinen ein Floß an, das ich in Kalil sah; sechs nebeneinander liegende Balken waren äußerlich an drei Stellen miteinander verschnürt; über dieser Verschnürung lagen an den beiden Längsseiten je eine Art von Geländerbalken. Ein Gegenstück zu dem seltsamen Fahrzeug von Kilenge (p. 271) sah ich in Malí: an jeder Seite eines alten Auslegerbalkens als Mittelstück war eine gespitzte Bambusstange befestigt; dieses Fahrzeug war mit einem Bambus-Auslegerbalken versehen, der durch aufgebundene dünnere Bambusstangen als Auslegerstangen mit ihm verbunden war. Hier sieht man auf das allereindrücklichste, wie in Mangareva die Flöße aus den polynesischen Doppel- oder Auslegerbooten entstehen konnten. Denn diese Wasserkutsche von Malí war weiter nichts wie ein Floß, zeigte aber noch ganz deutlich die Formen eines Auslegerboots.

	Labúr	Bo Píre	Namaródu Bísapu Matántuduk	Nakúdukúdu Kálil Punắm	Pálabong	Líhir	Mahúr Massa͡it Malí
Boot	wő́gŏ	wắgă (Bo) wő́gă (Pire)	wő́gă (N., M.) wắgă (B.)	wắgĕ (N., K.)	wắgă	tắkŭb tắkŭp	tākű́b
Auslegerbalken	sắmăn	bő́bő́	bő́kŏbő́kŏ (N. M.) zắmăn (B.)	sắmăn (N. K.)	bő́kŏbő́kŏ	săm	săm

[24]) O. Meyer: „Die Schiffahrt bei den Bewohnern von Vuatom“ in „Baessler-Archiv“ (1911), I, 264—65.

	Labúr	Bo Píre	Namaródu Bísapu Matántuduk	Nakúdukúdu Kálil Punăm	Pálabong	Líhir	Mahúr Massāīt Malí
Auslegerstangen .	tắrăbā	dăhệnī (Bo) kăkệnẹ wǒ̄gă (Pire)	kắkă nă wǒ̄gă (N.) dăhě̄n nă wǒ̄ga (M.) kăkắnă (B.)	tărắbě (N.) těrắbě (K.)	těrắbă	răṅrắṅ	ā͡yě̄ āī͡yě
Äußere Verbindungsstöcke .	lăχŏkā͞ū	—	—	tụrtǘr (N. K.)	sắmăn	ĭắlăt	ā͞ī‿dụdú
Innere Verbindungsstöcke .	ā͡ilĭs	kătŏpăpắs nă wǒ̄gă (Pire)	kătŏpăpắs (N.) kătŏpăpắs (M.) kŏmikŏ̄m (B.)	tụrtǘr (N. K.)	—	ĭắlăt	ă‿mbú̜ě
Liane, Rottang zum Binden .	sě̄m	dăhĭs kăhě̄ (Pire)	săm (N.)	săm (N.)	—	yắsěm	yăsě̄m
Pagaje	hǒ̄sŏ	wắsă (Pire)	wǒ̄să (N.) wǭsă (M.) wắsā (B.)	hǒ̄sẹ (N. K.)	hǒ̄să	wăs lŭn	wĕs
Parinarium laur. .	kătĭt	—	—	kắtĭsẹ (N.)	—	—	—
Pandanus-Ößfaß .	kắlŏp	—	năm (N. M.)	nĭắrŭm (N.)	—	—	—
Vorsteven . . .	—	lălệă nă wǭgă (Pire)	lălĭắnă (N.) lălĭẹ̄nă (M.)	—	ălǘă	mătắn͡ă͡tăkǘp	ă‿mdắn
Achtersteven . .	—	mŭrǘn nă wǭgă (Pire)	mụ́rŭnŏ (N.) mǘrŭnŏ (M.)	—	mŭrụ̄nă	mụlĭě̄l‿ă‿tăkǘp	ă‿mụlĭ̄n
Floß	—	hắrŏwă (Bo) ắrǫwă (Pire)	hắrŏwă (N. M. B.)	hắrǫwă (K.P.)	hắrŏwă	sǘăk	sǘăk
Staken	—	děhě̄ (Bo)	—	dăhắ (P.)	—	—	—
Aufgesetzte Planke	—	—	tăṅǘs (N.)	tăṅǘs (N.)	—	—	—
Fransen zur Zier .	—	—	—	—	—	—	gě̄lẹ
Aufgesetzter Stevenkopf . .	—	—	ú̜lě wǭgă (N. M.) (in Helmform)	tĭě̄	kǒ̄ṅŏn͡nă wăgă	—	—
Sitzbank . . .	—	—	pălkĭ̄nẽs (N.)	pălăkĭ̄nĭs (N.)	—	bụkěskě̄s	măndǘr
Kleine Bambus-Pagaje für Floß	—	—	păl‿ă‿kǒ̄r (M.) (gespr. pălăχǒ̄r)	—	pắl‿ă‿kŏr	—	—
Bambusstange quer über Auslegerstangen .	—	—	—	ụnŭrǘp (N.)	—	—	—
Ößfaß aus Areka-Palmen - Blattscheide . . .	—	—	—	—	păpĭ́	—	—
Tritonhorn . . .	—	—	—	—	tăhǘr	—	—
Die Seitenborde des Boots . .	—	—	—	—	—	bămbắn‿ă‿tăkǘp	—

Diese Zusammenstellung zeigt, was die zahlreichen von mir aufgenommenen kurzen Wörterverzeichnisse bestätigen, daß die melanesische Sprache von Laur ganz erhebliche dialektische Unterschiede aufweist. Zu bemerken ist ganz besonders, daß wir hier zum ersten Mal seit dem Verlassen von Nakanāī wieder eine Form des M. P. wangka für Boot antreffen. Die Admiralitäts-Inseln, Neu-Hannover mit den nach Norden ausliegenden Inseln, die ganze nördliche Hälfte von Neu-Mecklenburg und ausnahmslos sämtliche nach Osten zu ihm vorgelagerten melanesischen Außeninseln sind frei von diesem Wort. Das Pandanus-Ößfaß von Labúr: kắlŏp, findet sich als kắlŏp auf Kaniet, und kălŏ auf Ninigo wieder (Thilenius: „Ergeb." II, 358), was beachtenswert ist. In ălụ́ă Vorsteven von Pálabong, sehen wir Madag.: aluha; Mal. u. Javan.: aluwan (Marre: „Aperçu", p. 86) und Ambom: hălụ́ăn.

Das Wort takub der Lihir-Gruppe leitet die Laur-Sprache zur Nachbar-Sprache von Nokón herüber. Auslegerbalken und Pagaje halten auch hier als M. P. Vertreter treu zusammen. Terabe leitet

nach der Gazelle-Halbinsel hinüber. Hier, wie auf Neu-Lauenburg, finden wir technisch, wie bereits erwähnt, nahezu absolut die gleichen Schiffahrtsverhältnisse vor. Hierüber ist in Wort und Bild bereits so Vieles und Gutes gesagt worden, daß ich mich in diesem Zusammenhang auf die Wiedergabe der von mir aufgenommenen Verzeichnisse der technischen Ausdrücke beschränken kann.

To-Leute und Molót (Neu-Lauenburg).

Von den beiden Listen der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel, kurzweg To-Leute genannt, stammt eine aus der Kabakaul-Gegend, die andere von der Nordküste. Dem füge ich ein Verzeichnis aus Molót, Neu-Langenburg, bei. Hier bin ich selbst nicht gewesen, aber es stammt von einem Molót-Mann, der als Steuermann im Dienste von Kapitän Roscher auf der „Langeoog" fuhr und wegen seiner vortrefflichen seemännischen Charaktereigenschaften eine Art von Vertrauensmann dieses bewährten und vielerfahrenen Südsee-Kapitäns war.

	Kabakaul	Nordküste	Molót
Auslegerboot	ă͡öắgă (gespr. a͡ŭắgă)	ă͡öắṅgă	ắgĕ (ắkă)
Boot-Arten	kụ́bĕ; kụ́bă kăkắlă mŭt pŏ́ṅpŏṅ	—	—
Auslegerbalken	ắmăn	ắmăn	ắmăn
Auslegerstange	tĕrắbă	tĕrắmbă	tĕrắbă
Äußere Verbindungsstöcke	bĕ́rẹrĕ́k	ă‿mbĕ́rẹrĕ́k	kắŭkau͡ nă‿mụ́t
Innere Verbindungsstöcke	lị (ă ŭtŭl‿ă‿lị́)	lị́ă	kăbălị́
Längsstange, quer zu den tĕrắbă	ă ŭnŭrŭ́k	—	ă ŭnụrŭk
Aufgesetzte Planke	—	—	tăṅŭ́t
Vorsteven	lŭắ͡ĭnă	—	mŭ́gănă
Achtersteven	bị́t ŏắgă	—	mụ́rĭ̆nĕ
Liane, Rottang zum Nähen, Binden	vịnau͡	—	nẹm
Pagaje	vō̱	vō̱	vō̱
Staken	kĭ̆r	—	nẹĭ̆kĭ̆kịr
Parinarium laur.	tịtă	kắtĭ̆tă	kŏpŏkŏ́pŏ
Ößfaß aus Areca Palmen-Blattscheide	tăṅpŏ́lŏ	—	dĕr
Ößfaß aus Kokosschale	nịnărŭ́m	—	—
Bauholz für das Boot, wahrscheinlich: Octomeles moluccana	ă ịtĭ̆ṅ ă͡öắgă	—	—
Bambusfloß	gō̱kắră	—	nĕkŏkắr nĕkau͡r

Die dialektischen Unterschiede sind ebenso leicht zu erkennen, wie die Verwandtschaft dieser Dialekte mit der Laur-Sprache von Neu-Mecklenburg und die vermehrt auftretenden M. P. Elemente.

Auch an den Küsten der Gazelle-Halbinsel und von Neu-Lauenburg trifft man das echte Plankenboot, den Mon an, aber auch hier als importierte Ware. Nie wird ein Mon in diesen Gegenden hergestellt, kaum daß man versteht, ihn notdürftig zu reparieren. Alle diese Fahrzeuge kommen von der gegenüberliegenden Küste von Neu-Mecklenburg, besonders aus den Werkstätten von King und Lamassa. Der Luluai Panake von Lamassa hat mir genau, unter Angabe der Nachtquartiere, beschrieben, wie er einen zum Verkauf angefertigten Mon die Küste von Neu-Mecklenburg entlang über Neu-Lauenburg in die Blanche-Bai bringt. Um die Herkunft des Mon in diesen Gegenden nachzuweisen, ist es nun nützlich, im Folgenden Auslegerboot und Mon getrennt zu behandeln und zur besseren Übersicht und Vereinfachung größere Sprachgebiete zusammenzufassen. Das ist um so eher angängig, als in Süd-Neu-Mecklenburg, Buka und ausliegenden Inseln die Sprachgrenzen reinlicher festzustellen sind als mehr im Norden von Neu-Mecklenburg, und weil schiffstechnisch sowohl Mon wie Plankenboot über die Sprachgrenzen hinaus ihren Charakter bewahren. Das Auslegerboot von Süd-Neu-Mecklenburg, dem der Lemusmus-Typ zugrunde liegt, unterscheidet sich in der Hauptsache in nichts von den Booten der Gazelle-Halbinsel, von Neu-Lauenburg und Laur, und der Mon von Süd-Neu-Mecklenburg, wenn auch gröber und in Nebensächlichem selbständig weiterentwickelt, hat in allen Hauptpunkten sein Vorbild von Buka und Nissan bewahrt.

Süd-Neu-Mecklenburg mit ausliegenden Inseln, sowie Buka.

Die Festlegung der Sprachgrenzen verlangt nur wenige Worte.

Südlich an das Sprachgebiet von Laur schließt sich das von Nokón an. Die an der Nordküste durch den Pita-Fluß gebildete Grenze zieht sich in allgemein südlicher Richtung über die Insel herüber, um zwischen den Landschaften Pálabong und Súralil

die Südküste zu treffen. Im Osten trennt der Daulam-Fluß das Nokon-Gebiet von dem von Muliama, während im Westen die unbewohnte und sumpfige Gegend nördlich des Kamdúru als Grenze nach dem Sprachgebiet von Süd-Neu-Mecklenburg zu betrachtet werden muß. Denn die Muliama-Sprache geht nicht durch die Insel hindurch. Sie hat sich erst in jüngerer Zeit von Tanga aus kolonisierend auf Neu-Mecklenburg Platz gemacht, und hat in ihrem Hinterland die Butam wohnen, die von Stephan und Schlaginhaufen besucht worden sind und die charakteristisch sein mögen für ähnliche Horden, die noch im Innern des unerforschten Teils der Insel wohnen müssen. Im Südosten wird das Sprachgebiet von Muliama, zu dem nach meinen Aufnahmen auch die Anir-Gruppe zu rechnen ist, durch den Dulon-Fluß gegen das Sprachgebiet von Süd-Neu-Mecklenburg abgrenzt. Dieses geht, dialektisch in sich etwas verschieden, um diesen ganzen Teil der Küste herum, bis es, wie gesagt, am Kamduru das Sprachgebiet von Nokon trifft. Eine scharfe Dialekt-Grenze geht von der Küste südlich von Kalángor aus in nordöstlicher Richtung ins Innere, den Platz Kambangeríu südlich liegen lassend. Die nördlich dieser Grenze wohnenden Küstenbewohner neigen sprachlich sehr stark nach Neu-Lauenburg hinüber. Aber diese Sprache ist nicht nur auf die Küstendörfer beschränkt, sondern greift auch in einem gewissen, der Ausdehnung nach noch nicht festgesetzten Umfang in das Binnenland hinein. In der Kambangeriu-Gegend haben Sapper und ich, in der Jálui-Kondo-Gegend habe ich Leute gefunden, deren von Stephan mit Lambél bezeichneter Dialekt dem der Küstenbewohner nahe verwandt ist, aber merkwürdigerweise mehr M. P. Elemente enthält, als der der Küste.

Die Bewohner der Atolle Nissan und Carteret gehören somatisch und linguistisch zur Salomonen-Insel Buka, während Nuguría, Táuu und Nukumánu mit den britischen Atollen Luaniua und Sikayana zu einer Gruppe zusammengehören, deren Bewohner nach Körper und Sprache Polynesier sind. Sie sind die einzigen Polynesier, die das Deutsche Reich in dieser Kolonie unter seinem Schutz hat, und werden bald verschwunden sein.

Es mag bemerkt sein, daß die angeblichen Landschaftsnamen von Süd-Neu-Mecklenburg, mit denen Stephan so viel operiert, Kandás, Pugúsch und Maiát,[25]) weder von Sapper noch von mir gehört worden sind. Stephan war ein sehr sorgfältiger Forscher, der diese Namen sicherlich irgendwo in dem Sinne festgestellt zu haben glaubt, in dem er sie verwendet. Aber abgesehen von ihrer sehr zweifelhaften Berechtigung, sind sie, ethnologisch und linguistisch betrachtet, direkt falsch; denn sie gehen rücksichtslos über unzweifelhaft festgestellte Sprachgrenzen hinweg und müssen daher von den Karten und aus der Literatur verschwinden.

Es muß nun in der folgenden linguistischen, den Mon betreffenden Zusammenstellung alles das zahlreiche von mir gesammelte technische Material zunächst beiseite gelassen werden, das sich zu Vergleichen wegen seiner verhältnismäßigen Nebensächlichkeit nicht eignet. Alle den Schiffsbau betreffenden Daten müssen einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben. In diesem kulturhistorischen Zusammenhang kommt es nur auf die Wanderung und Weiterentwicklung des Mon an.

	Lamássa-Lambóm	King-Kait	Nókon-Súralil	Tánga	Anír	Nissán	Pororán-Petát-Hitāū	Sóa-Hámatana
Mon	mŏn	mŏn	mŏn	mŏn	mŏn	mŏ́nă Carteret: mŏ́nă	mŏn Tiob (Bougainville): mŏn; Teperōī (detto): mŏ́nă	{ mŏ́nă mọ́nă Búrruwe und Iápa (Ost-Bougainville): { mŏ́nă mónă
Kielplanke	pălkĭnĕ́s	pălkĭnĕ́s	—	—	—	{ hābįn hăbĭn	hắbĭn hắbịn }	hắbĭn
Die nächste Planke von unten (1)	ắnụ	—	—	—	—	păl (1)	păl (1)	păl (1)
Die nächste Planke (2)	pắsĕl	—	—	—	—	{ kărĭ́n kārịm } (2)	kắrĭm (2)	rẹ́nŭĕ́să

[25]) Stephan-Graebner: p. 12 und passim.

	Lamássa-Lambóm	King-Kait	Nókon-Súralil	Tánga	Anír	Nissán	Pororán-Petát-Hitāū	Sóa-Hámatana
Die 3. Planke von unten	kämbĭsĕmbŭrú̯i̯	—	—	—	—	hắnọā hänọắ (3)	—	—
Die 4. Planke von unten	käpắr	—	—	—	—	—	—	—
Die 5. Planke von unten	lĭli̯sölsŏl	—	—	—	—	—	—	—
Die 6. Planke von unten	kämkĭnlắt	—	—	—	—	—	—	—
Die oberste Planke	mätänmṓn	mắtän mṓn	—	mätänmṓn	mắtänmön	ösṓ süχ (4)	sōχ hắrär (4)	hắrärẹ
Ösenloch auf Planke. . . .	pätnätí	pĭtĭna‿nä‿tú̯	pätnāti̯	pätnäti̯	pätnäti̯	kōtẹ́	—	kụtẹ́
Ösen mit Verschnürung im Bug und Heck	kĕkĕtắm	—	kätkätắm	—	gĕtgĕtắm	kĕtkĕtắm kĭlkĭlĭl	kĕkĕtắm	kĕkĕtắm
Die Plankenfortsetzung von lĭli̯sölsŏl . . .	mämbänsĭń ki̯kĕn kṓm	—	—	—	—	—	—	—
Spantenrundholz .	mäpó	—	mäpó	—	mäpú̯	māpó	mäpāū	mắpọ
Sitzbank auf mapó	pắläń pắlāī	kömkṓm	—	—	—	kömkṓm püắn	kömkŭ́m (für Steuermann)	póänä
Sitzbank an sich .	pắlāī‿kĕ́s	pắlāī	pắlāī	pắlāī	pắlāī	—	—	—
Bug-Stevenholz . .	pāīắr	—	—	—	—	—	—	—
Hoher Aufsatz der Stevenköpfe . .	köm	köm	köm	—	köm	bĕbĭắn	bẹäbẹắn bẹäbẹ́ä	bi̯bĭắn
Die beiden kurzen aufgesetzten Planken vor dem köm	ki̯kĕ́n‿kṓm	—	kĕkĕn kṓm	—	kĕkĕn‿kṓm	tärĭṓm	tsĭrri̯bi̯ tsĭri̯vẹ́	tắrĭōm
Die 2 Längsstangen unten im Boot .	—	—	—	—	—	rörṓi̯nĕhắn	sämsắmän	dọẹnähắnä
Untere Sitzplanke	—	—	—	—	—	täptäbĭl	pọắn	—
Vorsteven . . .	nĕrŭ́n pāīắr nĕrŭ́n färŭ́n	—	ä‿ṹr	mätắ	—	wāmŭ́n wāmṓn	müs	müs
Achtersteven . .	pütŭ́n pāīắr pütŭ́n	—	mụír	mi̯	—	wäkāpĭs wọkāpĭs	tāū	tāū
Mon-Haus . . .	päl‿ä‿mṓn	päl‿ä‿mṓn	—	—	—	käk	lŭ́mä‿mṓn	—
Pagaje	vös	vṓsö	hōs	fĭs	fĭs	wälĭχ wälĭ	hōs hōs	hṓsẹ
Parinarium laurinum	ti̯t	köbökṓbö	—	—	—	ti̯t tĭt	si̯t	tsi̯tä
Bambus-Ößfaß . .	tölpṓl	tärpŭ́lö	—	bänänắn	—	lĭmä	gṓtän (Kokosnuß)	nĭmắsä (Kokosnuß)
Staken	—	—	—	ä‿ńkälú̯t	—	tön	tökṓn säpsắmän	—
Viertelplanke, zwischen suχ und tärĭṓm	—	—	—	—	—	hätsĭnắn	bĭtsĭnắn	hätsĭnänä
Stevenrute am bĕbĭắn . . .	—	—	—	—	—	rärắs	lắmüt lamú̯t	lämŭ́t
Stevenfahnen . .	—	—	—	—	—	kĕvkĕvĕrắn	kĕkĕhắl	—

Es ist wie bei jeder Gelegenheit, die ein Forschungsreisender nicht ausnutzen kann, so auch hier zu bedauern, daß diese Zusammenstellung nicht vollständig ist. Aber sie genügt schließlich, um mit absoluter Gewißheit zu beweisen, daß der Mon mitsamt seinem Namen von der Ost- und Nordküste der Insel Buka über Nissan, Anir und Tanga nach Süd-Neu-Mecklenburg gekommen ist. Manche Lücken sind da, aber die für ein solches Boot charakteristischen Stücke gehen mit ihren Namen durch: der Mon selbst, die Verschnürungen mit Ösen im Bug und Heck und die Spantenhölzer, die beide den Mon zusammenhalten, ohne die er unmöglich wäre. Das Sitzbrett auf dem mapó geht zum Teil durch. Dr. Graebners Spekulationen erweisen sich daher von Grund aus als falsch. Der Verdacht hätte ihm schon kommen müssen, wenn er beachtet hätte, daß bereits von dem ersten Mendaña-Zuge her durch Sarmiento de Gamboa das Wort mola für cañalucho, d. i. für Mon, überliefert ist.[26]) Überall in den Salomonen trafen die Spanier das Plankenboot[27]) und sehr häufig, wie diese Liste und eine folgende von mir gesammelte angibt, finden wir eine Entwicklungsform dieses Wortes mola. Daß viele Schiffszimmermannsausdrücke wechseln, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die unwichtigen technischen Benennungen immer nur die Spezialisten, die Mon-Bauer selbst, nur wenige Leute in einem Dorfe mit Sicherheit kennen. Zu oft habe ich diese Erfahrung gemacht, um darüber den geringsten Zweifel zu haben. Ebensowenig ist die selbständige Weiterentwicklung in gewisser künstlerischer Richtung bei dem Mon von Neu-Mecklenburg nach alledem zu verwundern, was bereits über die individuelle Produktivität von Naturvölkern gesagt worden ist. Ich glaube, daß diese Entwicklung auf Anir eingesetzt hat. Professor Dr. Schlaginhaufen, der längere Zeit in der Gruppe verweilen konnte, während Sapper auf Ambitle und ich auf Babase je nur wenige Stunden zubringen konnten, die mit nichtethnologischen Arbeiten ausgefüllt waren, ist möglicherweise in der Lage, einige Daten zur Förderung oder Lösung dieser Frage beizubringen.

Die technische Konstruktion der Salomonen- und Neu-Mecklenburg-Mons ist in den wesentlichen Punkten absolut die gleiche; ich habe mich davon auf den Bootswerften auf das genaueste überzeugt. Ob die patnati in Neu-Mecklenburg weiter hinausstehen — und zwar in sehr verschiedener Form weiter hinausstehen — als in Buka, ob der Nissan- und Buka-bebián in Anir auf einer Seite fortgefallen ist, um schließlich in Siar und Lamassa dem kunstvollen kom Platz zu machen, und mehrere ähnliche Fakta, spielen hierbei gar keine Rolle. Drei große Mon-Modelle von Nissan, Anir und Lamassa, die ich mitgebracht habe, bilden eine Entwicklungsreihe. Der Süd-Neu-Mecklenburg-Typus des Mon steht nicht selbständig neben dem Buka-Mon da, wie Dr. Graebner meint, sondern ist sein direkter Nachkomme, wie Sprache und Technik beweisen. Die technische Konstruktion ist so übereinstimmend auch mit der allgemeinen Form des modern hergestellten orembai der Molukken, daß — wie schon angedeutet — ich persönlich wenig Zweifel habe, daß letzterer der Ahne des Buka-Mon ist, dessen Vorfahren mit einem Schwarm proto-melanesischer Kolonisten nach den Salomonen kamen. Sprachlich beweisen, wie bei dem hosul-Bogen, kann ich es aber nicht, wennschon auch in dieser Hinsicht Verhältnisse vorliegen, die zwar eine vorsichtige und kritische Untersuchung nicht als Beweise für sich in Anspruch nehmen wird, die aber im Kreise weiterer beigebrachter Daten einem Beweise nahezukommen scheinen. Dies wird an seiner Stelle erörtert werden.

Während es mir sicher zu sein scheint, daß auf den Neuen Hebriden nie ein Mon nachgewiesen worden ist,[28]) sind durch Mendaña, Bougain-

[26]) Stephan-Graebner, p. 181—183; — Graebner: „Methode", p. 127—128; — „Col. Doc. Inédit. Arch. Ind.", V, 217, 218. Dieses mola des Mendaña-Zuges ist weiter im Süden, auf San Christoval: ora („Revue d'Ethn.", IV, 30). Dazu kommen als weitere Variationen in diesem Teil der Salomonen: Ulawa: iola; Maramasiki: iora; Anudha: tiola; Mahaga: tola (v. der Gabelentz und Meyer, Nr. 294). Seit vielen Jahren kennen wir also bereits eine linguistische Mon-Reihe, die mit ora, mora, mola, mona, mon von San Christoval im Süden bis zur Tanga-Gruppe im Norden geht. Auch der Wechsel von r und l zu n ist nichts Neues, ist eine häufige Erscheinung in M. P. Sprachen (siehe z. B. Percy Smith: „Hawaiki", p. 148).

[27]) „The Discovery of the Solomon Islands", I, 17, 21, 26, 34, 44, 109, 142, 147, 156, 199; II, 209, 284, 289, 298, 347, 362, 384, pl.; 414, pl.; — „Bol. Soc. Geográf. Madrid" (1895), XXXVII, 414.

[28]) Bougainville (II, 192—193) sagt, daß er vor dem Choiseul-Mon kein Boot ohne Ausleger gesehen habe, also auch nicht auf den Neu-Hebriden; Quirós, der auf der Suche nach den Salomonen war, würde sicherlich den Mon erwähnt haben, wenn er irgendwo in der Hebriden-Gegend ein solches von dem ersten Mendaña-Zuge bekanntes Fahrzeug gefunden hätte. Eckardt (p. 19) sagt nichts von einem Plankenboot, und meine Nachforschungen in Efate, Tanna und Niwa, sowie bei Leuten aus anderen Teilen des Archipels haben die übereinstimmende Antwort ergeben, daß man solche Boote nicht kennt. Mir ist keine Stelle in der Literatur bekannt, die von einem Mon in den Neuen Hebriden spricht. Der Mon-Galionskopf der Sammlung de Vaux in der „Revue d'Ethnogr.", III, 496, stammt ebenso sicher aus den mittleren oder südlicheren Salomonen, wie der Fisch derselben Sammlung auf S. 498. Ich wiederhole: man muß gesehen haben, wie manche

ville, Surville, Labillardière, Dumont d'Urville und Nachfolger die Plankenboote in allen wichtigen Teilen des Salomonen-Archipels festgestellt worden, wenn ich auch kleinere Landschaften gefunden habe, die diese Art Fahrzeug nicht besaßen.

Dampier fand Mons bei den Anir-Leuten, den Insulanern von Bueng der Tanga-Gruppe und bei den Bewohnern von Siar, vornehmlich der Likiliki-Gegend. Bei den Leuten der Südgruppe von Tanga sah er nur Auslegerboote.[29]) Nach meinen Erkundigungen stimmen diese Angaben noch heute in der Hauptsache mit den Tatsachen überein. Denn die Bueng-Leute sind mir in Put, Tanga, als Erbauer von Plankenbooten für drei, fünf und sechs Personen genannt worden, während diese Fahrzeuge auf der Süd-Gruppe nicht gebaut werden und hier auch nur sporadisch vertreten sein sollen. Auch hier wird Prof. Dr. Schlaginhaufen, der dieser Inselgruppe eine längere Untersuchung angedeihen lassen konnte, möglicherweise entscheidende Daten gefunden haben. In der Anir-Gruppe gab es — und gibt es vielleicht noch — riesige Einbäume, die Schmiele beschreibt.[30]) Ob daher in den auslegerlosen Booten für 40 oder 50 Mann, die Hunter von Anir beschreibt[31]), Mons oder riesige Einbäume zu verstehen sind, kann ich aus seiner ungenauen Beschreibung um so weniger erkennen, als ich selbst nie einen Anir-Einbaum gesehen habe. Zweifellos sind diese auslegerlosen Einbäume als wahrscheinliche Relikte aus alter Zeit um so interessanter, wenn man dazu die von mir festgestellten auslegerlosen Einbäume der Ostfront der Tabar-Inseln und die beiden fremdartigen Einbäume von Ungalik, Neu-Hannover, nimmt. Diese beiden letzteren waren zwar mit einem einfachen Auslegergeschirr versehen, waren aber im übrigen nichts weiter wie plumpe, schwere Einbäume, die auch ohne Ausleger hätten fahren können und ganz verschieden waren von den echten Auslegerbooten. Hierzu kommen nun noch die auslegerlosen Einbäume der Neuen Hebriden,[32]) so daß man meinen könnte, der Mon und nach ihm das Auslegerboot hätten sich hier erobernd und kolonisierend in einer ehemals geschlossenen Zone von Einbäumen Platz gemacht.

Daß die Kolonisation von Nissan durch Buka-Leute zeitlich weit zurückliegen muß, hat bereits Schmiele auf Grund sprachlicher Erwägungen bemerkt. Als Tasman diese Atoll-Gruppe sichtete, fand er dort Salomonier vor.[33])

Viel weniger weit zurück liegt wahrscheinlich die Wegnahme des früher nachgewiesenermaßen von Polynesiern bewohnten Atolls Carteret durch die Salomonier. Als Philip Carteret, soweit bekannt, als erster Europäer dieser Eingeborenen ansichtig wurde, waren es bereits bogentragende Bukas, aber sie fuhren mit einem großen Segelboot, was gänzlich unsalomonisch ist.[34]) Nun ist aber heute noch auf Carteret das polynesische Mattensegel (hătăhă) im Gebrauch, der Auslegerbalken heißt sămănă, ein Wort, das den ganzen Nord-Salomonen — soweit mir bekannt — in jeder Abwandlung fehlt, und wir haben schließlich das schon mehrfach als so wichtig bezeichnete Wort kjŏtŏ für Auslegerstangen. Auch dieses fehlt, soweit mir bekannt, auf den ganzen Salomonen; es fehlt sicherlich auf Buka und Bougainville, wo die Boote keine Auslegerstangen, sondern bis zum Auslegerbalken reichende Brücken haben. Es ist hierdurch bewiesen, daß die erobernden Bukas, die nach Parkinson aus Hanahán stammen,[35]) noch mit einem Teil der früheren polynesischen Bevölkerung zusammengelebt haben müssen. Sie werden im Mon gekommen sein und haben dann von den Besiegten deren Segelboote zugleich mit einem Teil der technischen Namen übernommen. Mons machen die Bukas von Carteret gar nicht mehr, die wenigen vorhandenen kommen von Buka. Ich sah nur einen kleinen, sauber gearbeiteten Mon, den ich erwerben und dem Königlichen Museum in Berlin zuführen konnte. Das Atoll Carteret dürfte daher keine Rolle in dem Prozeß gespielt haben, der Süd-Neu-Mecklenburg von Buka aus das Plankenboot zuführte. Der Weg ist über Nissan, Anir und Tanga gegangen.

Bis etwa zum Jahre 1885 war der Sitz der Fabrikation von Neu-Mecklenburg-Mons in Siar, Muliama und Nokón. Die Plankenboote, die Powell (1878) in Neu-Lauenburg sah, und wahrscheinlich auch noch die aus Schmieles Zeit (1890) stammten aus Siar.[36]) Bis zu dieser Zeit

Sammlungen zusammengebracht und mit welcher Leichtfertigkeit sie behandelt werden. S. weiter unten Anm. 38. Wenn das bei großen, eminent charakteristischen Stücken möglich ist, was muß man dann bei den weit zahlreicheren und sich weniger aufdrängenden kleineren Museums-Gegenständen erwarten?

[29]) Dampier: II, 530, 531, 532.

[30]) Schmiele in „Danckelmans Mitt." (1891), IV, 108.

[31]) „The Nautical Magazine for 1842" (London), p. 6.

[32]) Eckardt: p. 19. — Die Maori auf Neu-Seeland hatten im übrigen neben ihren schönen Booten auch noch ganz einfache rohe Einbäume; Banks' Journal, p. 240; — Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Atlas, pl. 35, Fig. 4.

[33]) Schmiele: loc. cit., p. 108; — Tasman's Journal, p. 42.

[34]) Hawkesworth: II, 49.

[35]) Parkinson: „30 Jahre", p. 472.

[36]) Powell: „Wanderings", p. 52; — Schmiele: loc. cit. p. 109.

verstanden die Leute von Lambom bis King überhaupt nicht, einen Mon zu machen; alle Mons kamen zu ihnen aus Siar, vornehmlich aus der Mimias-Gegend. Jetzt sind Lambom, Lamassa und King die Hauptplätze der Neu-Mecklenburger Mon-Industrie. Von hier aus gehen die guten Fabrikate nicht nur nach Mioko und der Gazelle-Halbinsel, sondern auch nach Siar, das früher den Markt versorgte. Der Häuptling Panáke von Lamassa, der beste Mon-Bauer des Südens, wenn nicht von ganz Neu-Mecklenburg, hat mir dies erzählt. Tag für Tag stand ich ein bis zwei Stunden in seinem Mon-Schuppen, um ihn bei der Arbeit zu beobachten; dann erklärte und erzählte er mir. Er hatte als Knabe in Lambom die Zeiten der Marquis de Rays-Expedition miterlebt und hatte dann geholfen, Lamassa zu gründen. Zu jener Zeit hatte die Mon-Industrie in Lambom von Mimias und Metlik her Einzug gehalten. Dann kam es alles so, wie auch bei uns im Kulturleben: das bessere Fabrikat machte das geringere tot. In Siar gibt es das gute tı̊mă-Holz nicht, aus dem die Lambom-, Lamassa- und King-Leute ihre Planken gewinnen. Die mit Siar-Holz gemachten Boote sind von keiner guten Qualität, halten nicht lange. Mimias- und Ngolhon-Leute haben mir die Richtigkeit dieser Darstellung des Lůlŭai von Lamassa bestätigt. Panáke, der mich auf meinem Marsch nach Kondo begleitete, zeigte mir in den Bergen einen tı̊mă-Stamm. Der Baum war nicht dicker, als ein starker Manneskopf; der schlanke, astlose Stamm mit glatter, heller Rinde ging so gewaltig hoch empor, daß ich nicht erkennen konnte, welcher Art Laub er trug. Meine mäßigen botanischen Kenntnisse ließen mich natürlich gänzlich im Stich. Während die Lambom-Leute in den letzten Jahren fauler geworden sind, hat die Lamassa-Leute ihr Erfolg so regsam und merkantil gemacht, daß ihre Boot- und Mon-Bauer nicht nur vielfach auf Bestellung arbeiten, sondern daß sie auch jedes hergestellte Fahrzeug sofort nach außerhalb verkaufen. So sah man denn in Lamassa selbst nur alte, untüchtige Auslegerboote und nicht einen einzigen Mon. Der einzige vorhandene, den ich für 6 Mark für die Zeit meines Aufenthalts charterte, gehörte nach King; die King-Leute legten aber offenbar keinen Wert auf ihn, denn als ich nach Verlauf von 9 Monaten wieder nach Lamassa kam, stand der Mon immer noch verwahrlost und unbenutzt da. Während aber Lamassa keinen Mon besaß, verfügte Lambóm über deren drei, wie es denn überhaupt eine ungerechtfertigte Verallgemeinerung ist, wenn behauptet wird, daß in der Regel jedes Dorf nur einen Mon habe[37]); manche Dörfer besitzen gar keinen, andere dafür mehrere; in Halián, Nissan, fand ich eine ganze Kollektion.

An der Westküste von Neu-Mecklenburg habe ich in Bálangot, King, Kait, Gáriris, Lamassa und Lambom Mon-Fabrikation festgestellt. An der Ostküste geht oder ging die Kunst, einen Mon zu bauen, bis einschließlich Nokón. Die Leute von Kudukudu des Nachbar-Sprachgebiets kaufen noch Mons, machen aber keine. Weiter nach Norden zu ist das Plankenboot nur eine sporadische und zufällige Erscheinung.

Vom Standpunkt eines Eingeborenen aus betrachtet, kann man sich kaum einen größeren Unterschied vorstellen als den, der zwischen einem Auslegerboot und einem Mon besteht. Das trifft nicht nur schiffstechnisch zu; die ganze Navigation ist eine andere. Schon von weitem kann man am Sitz der Pagajer erkennen, ob ein Mon kommt oder ein Auslegerboot. Ich erwähnte schon, daß meine Laur-Träger in Lamassa sofort umschlungen als sie sich in den ihnen ungewohnten Mon setzten. In jedem nur einigermaßen großen Mon müssen immer je zwei Mann auf einer Ducht nebeneinander sitzen; dies hat den Nachteil für die Pagajer, daß sie bei ihrer Arbeit nicht zur Erholung mit den Händen wechseln können; ab und zu ein Befeuchten der Hände durch Streichen über die Schaufel oder ein Eintauchen der ganzen Pagaje ins Wasser, ist ihre einzige Erleichterung. Der versenkte Sitz der Salomonier verlangt eine noch etwas andere Technik des Pagajens; das Anschlagen der Pagajen an die Bordseiten des Mon ist die begleitende Musik bei einer Fahrt in einem solchen Boot. Letztere sind natürlich erheblich stabiler als die Mons von Neu-Mecklenburg mit ihren oben aufgelegten Sitzbrettern. In ihnen habe ich mich nie ganz wohlgefühlt, so sehr ich sonst an Reisen in Eingeborenen-Fahrzeugen gewohnt war. Selbst in den schlanken Einbäumen von Neu-Guinea kam ich mir sicherer vor als in einem Lamassa-Mon. Das kommt zum Teil aber daher, daß man mit letzterem auf freier See und in ganz anderem Wetter fährt als mit den Einbäumen Neu-Guineas. Die Grenze ist aber auch bei ihnen sehr bald gegeben. Ich wollte mit meinem Mon um Kap St. Georg herumfahren, aber meine Lamassa-Pagajer weigerten sich wegen zu schweren Wetters. Am anderen Tage sah ich, daß sie recht gehabt hatten. Denn als wir in die Bucht von Lamassa einfahren wollten, hätten wir am Felsen von Watariá leicht zu Schaden kommen können. Eine lange Dünung, die immer auf dem Sprunge war, zu einem Brecher zu werden und es auch zuweilen wurde, stand uns bei der Einfahrt genau im Rücken. Es war nur so zu machen, daß

[37]) Stephan-Graebner: p. 154—155.

wir die eine Welle abwarteten und dann vor der nächsten herlaufend die gefährliche Stelle zu passieren versuchen mußten, ehe sie uns einholte. Dies gelang auch, aber der Mon mußte laufen, wie in der Ruderregatta ein Rennboot, dem im Endspurt der Konkurrent — in diesem Falle die Welle — die Palme zu nehmen versucht.

Bei Betrachtung der Auslegerboote dieser ganzen Gegend muß ich genau so verfahren, wie beim Mon: ein Eingehen auf die technischen Einzelheiten dieser in ihrer Allgemeinheit ja durch andere Arbeiten bekannten Fahrzeuge muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Nur Vergleiche in großen Zügen, besonders linguistischer Art, können hier versucht werden.

	Lamássa Lambóm	King Kait usw.	Nókon Súralil	Cárteret (Éhānụ Ĕpíŭl)	Nissán	Pororán Petát Hitāū	Sóa (Gogohé) Hắmătānă
Auslegerboot .	wăṅ Mimias: wăṅ Kambangeríu- Kondo: wắṅgă	ắṅgŏ ăṅgő	tākŭ́b tắküp	hāūlŭa (Ehanu) hŏ̈lŭă (Epíul)	tsĭ́nẹ (mit 1 Ausl.) kŏp (mit 2 Ausl.)	tsĭ́nẹ	tsĭ́nẹ Tiób (Bougainville): tsĭ́nị, tsĭ́nĭŭ Mono: kĭ́nĭŭ
Auslegerbalken .	sắmăn	sắmăn sămṓn	sắmăn	sắmănă	nẹ́ăgă nịắg	hắtăl hătắl	wṓgă
Auslegerstangen .	āīāī kürŭ́t	tĕrắmbŏ	ăvărắt	kĭṓtŏ(Eh.) kịṓtŏ(Ep.)	hắmăn hămắn	kịkĭ́lĭn	—
Verbindungsstöcke . . .	kăbălị́s	lịs lĭs	hrĕnkăbị́r	hăsĭ́nắn hăsĭ́nắdẹ	lĭlĭṓr	kẹ	hĭ́lŭ
Brücke . . .	—	—	—	—	—	kịkĭ́lĭn die 3 oder 4 Querhölzer: pĭ́nịn oder pĭ́lĭn	(tŏsị́ẹ) ürụ́ẹ (aus 9 Längsstäbchen dicht nebeneinander)
Aufgesetzte Planke	pọpṓn	tắṅüt	—	—	—	—	—
Kleines Deck im Bug und Heck .	—	—	—	—	pắlăn	—	—
Steven-Aufsätze .	băbăkắn mŭs mắmol	păkŏpăkṓn	—	—	—	die 2 oder 3 Stöcke unter Brücke: tṓkọ sṓkọ	die 3 Stöcke unter Brücke: kị
Sitzbank . . .	pắlāī kḗs	pắlāī	—	—	tsĭ́ntsĭ́mbĭ́l	—	—
Liane, Rottang zum Binden . . .	kwắrị	kăndắs wăsṓm	—	āhṓnŏ	mālĭ́t	ắ isăm pĭ́lĭpĭn	ụlăpḗ
Längsstangen über Auslegerstangen	—	ụnürŭ́p kărvắt	—	sălŭsắlŭn	—	—	—
Floß (Bambus) .	—	Tanga: ă‿nsọắk, ṅgŏt		Anir: gŏt	χāvṓt wămĭ́nẹ́	—	pṓläts
Staken	—	—	—	tṓχŏnŏ	tŏn	tṓkŏn	—

Für Carteret-Atoll kommen zu dieser Liste noch hinzu, um den bereits vermerkten polynesischen Eindruck noch zu erhöhen: lĭ́măsă: Ößfaß aus Kokosschale oder aus Holz in polynesischer Form; họ́sẹ: Pagaje; tụ́rŭrŭ: Mast und hắtăkă: Mattensegel. Über die Formen für Ößfaß und Pagaje ist schon mehrfach gesprochen worden; tụ́rŭrŭ ist natürlich das polynesische tira, tirara (cf. Tregear: „Diction.", p. 516), und Ambrym: turi (v. d. Gabelentz u. Meyer, Nr. 295); āhṓnŏ ist das polynesische aho, das ja an seiner Stelle bereits genügend gewürdigt wurde; tṓχŏnŏ für Staken, Stock, das wir als tṓkŏn, tṓkọ, tŏn auf Nissan und Buka wiederfinden, kann hier gleich erledigt werden. Es ist allgemein M. P. Wir haben Reihen bei Brandes („Proefschrift", p. 90), Marre („Aperçu", p. 74 bis 75), Kern („Fidjitaal", p. 134, 181), Brandstetter („Wurzel u. Wort", p. 14; „Charakter-

bild", p. 36), Kruyt (Bareë, p. 74), Tregear (loc. cit. p. 528). Es ist daher hierzu vielleicht nur noch nützlich das toχóng der Papua-Sprache von Bogadjim zu fügen (Hagen, p. 295).

Im übrigen mag zur vorstehenden Übersicht noch das folgende kurz bemerkt werden: Im pǫpŏn, Planke, von Lamassa haben wir das schon berücksichtigte M. P. papan. Die Liste von King, Kait usw., zeigt nach drei Richtungen hin Zusammenhang, nach Laur, Gazelle-Halbinsel—Neu-Lauenburg und Lamassa—Lambom. Das ǻṅgŏ findet sich in derselben Umformung als anga auf Ceram (Miklucho-Maclay, p. 377). Nokón zeigt durch ävärǟt seine Verwandtschaft mit Ost-Tabar, durch tākŭ̄b mit Lihir. Hierhin weist auch Tanga mit seinem nsŏák | für Floß. Nissan hat bekanntlich neben seinen Mons, seinen Flößen und dem von Thilenius bereits bemerkten, von mir immer noch vorgefundenen angetriebenen outsider-Boot noch zwei einheimische Arten von Auslegerbooten: eine Sorte mit einem Ausleger und dann die in dieser Gegend ganz isoliert dastehende Form mit zwei Auslegern. Bereits an einer früheren Stelle habe ich beide Bootsnamen neben dem hosul-Bogen direkt nach Indonesien zurückgeführt, tsĭ̄nẹ und köp; köp, das Boot mit Doppelausleger, geht in letzter Linie auf das guban des Sulu-Archipels zurück, das ebenfalls einen Doppelausleger führt. Vermehrte Kenntnis wird uns sicherlich dereinst hinreichende Aufklärung über die Völker-Zusammenhänge dieser Gebiete liefern und uns vielleicht auch Gewißheit geben, wie das Doppelauslegerboot nach Nissan kam. Zu bemerken ist bei Nissan der Austausch der Ausdrücke für Auslegerbalken und Auslegerstangen unter sich, der nicht etwa auf ein Versehen meinerseits beruht. Die Ausdrücke selbst — nịág = kiato, und hǻmän = saman —, die sonst meines Wissens in den Salomonen-Dialekten unbekannt sind, beweisen, daß die Bukas auf Nissan eine indonesische oder polynesische Kolonie ersetzten, von der sie mit dem Auslegerboot auch die dazugehörigen schiffstechnischen Ausdrücke übernahmen. Bei dieser Gelegenheit muß der Austausch eingetreten sein. Ich komme auf diese Verhältnisse gleich noch einmal zurück.

Zu beachten ist schließlich noch der erheblich stärkere M. P. Einschlag, den diese Verzeichnisse in ihrer Gesamtheit jetzt zeigen, wo wir uns den Nord-Salomonen nähern.

Wie schon erwähnt, ist die Westküste von Neu-Mecklenburg, von Kalil ausschließlich bis Tsemálu, ohne alle Eingeborenen-Fahrzeuge; in diesem Ort sah ich das erste Auslegerboot, den ersten Mon in Balángot. Auslegerboote sind dann in mäßiger Zahl an der ganzen Küste vertreten, um Kap St. Georg herum und an der Ostküste entlang in immer verminderter Zahl bis etwa zur Insel Bjt. Von hier aus nach Norden zu bis zur Landschaft Kudukudu treten Auslegerboote nur ganz sporadisch auf; erst hier werden sie wieder häufiger.

Über Tanga und Anir ist bereits gesprochen worden; ich selbst habe auf keiner dieser beiden Gruppen ein Auslegerboot gesehen. In Tanga bemerkte ich ein Floß mit kleiner Gabel zum Auflegen von Speer und Pagaje, ähnlich wie auf Tabar.

Auf dem Carteret-Atoll gibt es drei Arten von Fahrzeugen: Mons und Auslegerboote im Buka-Stil (Fig. 93), die aus der Hanahán-Gegend von

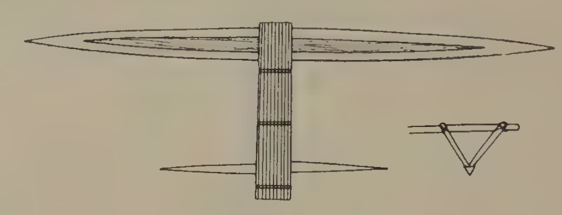


Fig. 93. **Auslegerboot.**
13,81 m lang, 0,96 m tief.
Carteret-Atoll (Buka-Form).

Buka kommen, und polynesische Auslegerboote, die fast völlig denen des Atolls Táuu (Mortlock) entsprechen. Mit Buka steht das Atoll immer noch in Verbindung, wenn diese auch unter den modernen Verhältnissen nachläßt. Am Tage vor meiner Ankunft war ein großer Mon mit Carteret-Leuten bei nicht sehr günstigem Wetter nach Hanahán abgefahren. Mit Leuten, die den Hanahán-Dialekt sprechen, können sich die Carteret-Insulaner leidlich verständigen, mit denen von Pororán-Petát auch ein wenig, wenn ein jeder seine eigene Sprache redet. Die Carteret-Leute bewohnen von den sieben Inseln des Atolls fünf, die — bei Durchfahrt durch die Passage von links an gerechnet — heißen: Yǻṅgāīn (Yǻṅāīn), Yĭ̄sĕlă, Yŏ̄lăsă, Éhānụ, Epíūl oder Epíūlĭ̄ (ẹpíūlĭ̄). Diese Leute machen einen sehr erfreulichen Eindruck, sowohl auf den Kolonialmann, als auf den Ethnologen. Sie sind zahlreich, kräftig, haben guten Nachwuchs und sind von Krankheiten und von unserer Kultur noch wenig berührt. Außer geflochtenem Gürtel und Armring und zuweilen einem Tridacna-Nasenpflock gehen die Männer meist völlig nackt, die Weiber dagegen tragen viel Schmuck. Die Weiber von Epíul hingen mir in ihrem Tabakshunger in ganz kurzer Zeit mehr wie 70 Trochus-Armringe auf.

Die nicht aus Buka gekauften Fahrzeuge werden aus angetriebenen Stämmen gemacht. Dieser Antrieb muß sehr stark sein, denn mehr wie 80 Aus-

legerboote, überwiegend von der polynesischen Art, lagen am Strand von Ehanu und eine weitere sehr große Anzahl auf dem von Epíul. Die Wände der polynesischen Einbäume sind so auseinander getrieben, daß sie senkrecht stehen, also nicht mit schmaler oberer Öffnung, wie die Buka- und Neu-Hannover-Boote (Fig. 94). Im übrigen entsprechen





Polynesische Form. Buka-Form.

Fig. 94. **Einbaum-Querschnitte.**
Carteret-Atoll.

diese Fahrzeuge sowohl an sich, als in ihrem Auslegergeschirr im ganzen genau den Táuu-Booten; die früher hier ansässigen Polynesier müssen also die nächsten Verwandten der Táuu-Leute gewesen sein. Der Auslegerbalken ist nicht gerade, sondern hinten ein wenig nach oben gekrümmt. Die größeren Boote haben gewöhnlich fünf Auslegerstangen, die zuweilen auch über die Außenseite des Einbaums etwas hinausreichen, wo dann durch ein bis zwei Querstangen eine Art Plattform gebildet wird. Von Buka-Brücke aber ist keine Rede. Die Verbindungsstöcke sind in der polynesischen Art. Zuweilen, aber im allgemeinen selten, trägt ein Boot ringsherum eine schmale aufgesetzte Planke, die mehr eine Bordleiste ist. Die Ößfässer aus Holz haben die polynesische Form.

Alles in allem kann man sagen, daß die Bukas mit diesen Fahrzeugen vollständig die Erben der besiegten und nun ausgestorbenen Polynesier sind, die einst diese Insel bevölkerten. Somatisch sind letztere aber spurlos vorübergegangen. Die Carteret-Insulaner sehen ganz genau so aus, wie ihre Brüder auf Buka; auch nicht eine Spur von hellerer Mischung ist mir aufgefallen und ich war wohl in der Lage, es zu beurteilen, denn mein Buka-Junge Gallas befand sich immer neben mir.

Die Anwesenheit des polynesischen Auslegerboots auf Carteret-Atoll, das die Bukas auch nach dem Aussterben der Polynesier unentwegt nach den alten Modellen weiterhin herstellen, ist angesichts des Bootes mit Doppelausleger auf Nissan eine höchst beachtenswerte Erscheinung. Denn angenommen, daß auch die Polynesier von Nuguria, Táuu, Nukumanu und Luaniua nicht mehr vorhanden wären, so würde die Anwesenheit dieser polynesischen Boote mit den dazugehörigen polynesischen schiffstechnischen Ausdrücken in der Sprache der Bukas doch mit Sicherheit beweisen, daß hier einst eine polynesische Kolonie lebte. Von einer ehemaligen indonesischen oder philippinischen Kolonie ist nun nichts mehr in diesen Gegenden zu erkennen, aber ein indonesisches Doppelauslegerboot mit einem indonesischen Namen, der sich auch noch in der weiteren Umgebung nachweisen läßt, findet sich auf Nissan, und viele andere sprachlichen Tatsachen dieser Gegend weisen in die gleiche Richtung. Folglich ist der Schluß kaum zu vermeiden, daß das Boot mit Doppelausleger auf Nissan aus dem Nachlaß einer ehemaligen indonesischen oder philippinischen Kolonie stammt. Dieses Boot mag sich auf dem abgelegenen Nissan noch gehalten haben, nachdem es auf dem Festland von Neu-Mecklenburg in anderer Umgebung schon verschwunden war, und hat dann nach der Eroberung der Insel durch die Bukas denselben Prozeß durchgemacht, wie das polynesische Auslegerboot von Carteret-Atoll (s. Seite 296). Es ist ja nun möglich, daß eine vermehrte Kenntnis eine spätere gelegentliche oder zufällige Einführung jenes Fahrzeugs in diese Gegend nachweist, etwa so, wie ja die ganz junge Einführung des Plankenboots auf den Samoa-Inseln feststeht. Mein Erklärungsversuch würde sich dann als eine verunglückte Spekulation charakterisieren. Aber nichtsdestoweniger würde es immer ein Erklärungsversuch bleiben, der sich nicht nur auf vergänglichen, veränderlichen oder leicht kolportierbaren Stoff stützt, sondern auch auf die Sprache.

Der Mon von Nissan hat als Gesamtbild vollkommen die Buka-Form bewahrt, zeigt aber schon einige charakteristische Eigentümlichkeiten des Lamassa-Mon; so die mehr herausgearbeiteten Ösenleisten (patnati) und das oben aufgelegte, nicht versenkte Sitzbrett. Es besteht, wie gesagt, kein Zweifel, daß der Mon von Neu-Mecklenburg ein Abkömmling des Salomonen-Mon ist. Mit Modellen in den Museen und ohne Heranziehung des linguistischen Materials sind solche Fragen nicht zu entscheiden; ich habe weder in der Südsee, noch in irgend einem Museum ein Modell gesehen, das in allen Einzelheiten den Typus darstellt, den es wiedergeben will.[38])

[38]) Als ich mit der „Natuna" im Frühjahr 1909 zum zweitenmal nach Lamassa kam, bestellte ich beim Häuptling Panake, dessen Sohn ich mitnahm, zwei Mons von der Größe, daß ein Kind darin fahren kann. Als ich nach einem halben Jahre wiederkam, holte ich sie ab. Sie sind angefertigt wie ein richtiger Mon und entsprechen in jeder Hinsicht einem solchen. Eines dieser Modelle habe ich dem Königl. Museum in Berlin überwiesen, das zweite befindet sich in meinem Besitz. Zum Studium der Technik im einzelnen befindet sich in Berlin noch ein großer zersägter Mon. Im Königl. Museum zu München befindet sich ein guter Salomonen-Mon. Leider

Obwohl das tsínę - Boot von Nissan in der Hauptsache den Buka-Typus des Bootes mit einem Ausleger wiedergibt, fehlt auch hier die Buka-Brücke und scheinen auch hier die beiden sehr langen Auslegerstangen polynesische Beeinflussung anzudeuten. Der Auslegerbalken zeigt die Carteret-Form, die je zwei Verbindungsstöcke sind dünn und zerbrechlich. Nach Bougainville deutet dagegen die Verstrebung mit dem kisíu unter den Auslegerstangen (Fig. 95).

Die beiden Ausleger des köp sind gewöhnlich aus Bambus, die Auslegerstangen aber aus leichtem Holz.

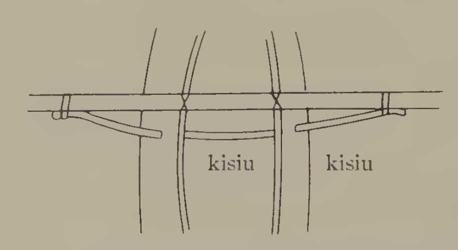


Fig. 95. **Befestigung einer Auslegerstange in Nissan** (etwas schief von oben gesehen).

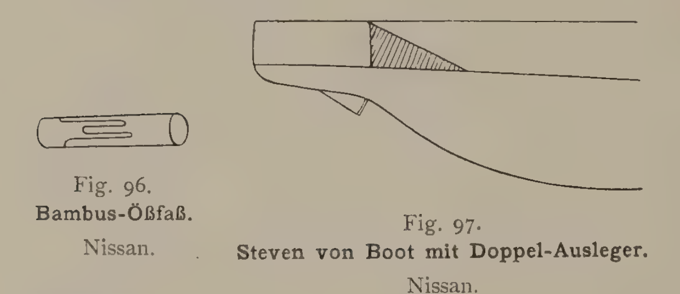


Fig. 96. **Bambus-Ößfaß.** Nissan.

Fig. 97. **Steven von Boot mit Doppel-Ausleger.** Nissan.

Flöße, die ich in Halián sah, bestanden aus 6 bis 7 ziemlich gleichlangen Bambusstangen, die durch drei quer darüber gebundene Holzlatten verbunden waren; alles ziemlich roh und unbe-

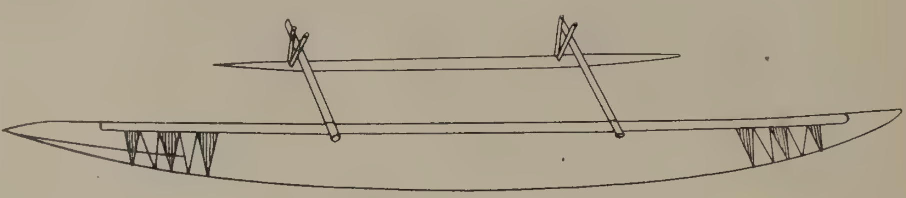


Fig. 98. **Boot in Buka-Form.** Nissan; tsine.

schnitten. Das Bambus-Ößfaß (Fig. 96) der Insel ist in polynesischem Stil.

Die Mons sind auf Nissan sehr zahlreich; bei meinem Marsch um die Insel herum sah ich sie eigentlich in jedem größeren Dorf. Der auf den Binnenstrand gezogene Schiffspark von Halián bestand aus fünf Mons, zwei Auslegerbooten und zwei Flößen.

Über die Mons und Auslegerboote von Buka ist in vorstehendem bereits hinreichendes gesagt worden: ich beschränke mich daher in diesem Zusammenhang darauf, festzustellen, daß die Plankenboote von Buka zwar nicht die Größe der berühmten Mons der mittleren und südlichen Salomonen erreichen, in denen schon die Mendaña-Expedition häufig 45 bis 55 Mann sah, daß sie aber in ihren größeren Exemplaren die Elite der Neu-Mecklenburg-Boote ganz erheblich übertreffen; 16 Pagajer oder 24 Mann im ganzen in einem Mon sind nicht selten in der Pororán- und Petát-Gegend.

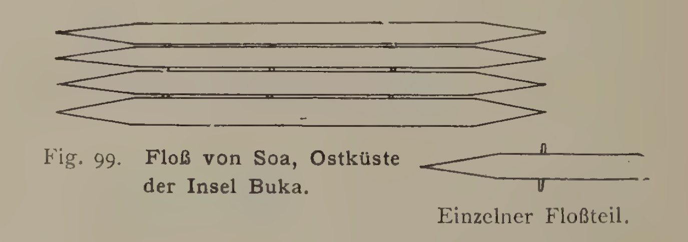


Fig. 99. **Floß von Soa, Ostküste der Insel Buka.**

Einzelner Floßteil.

Schließlich will ich noch ein sauber aus leichtem polats - Holz gearbeitetes Floß (Fig. 99) aus Sóa, Ostküste von Buka, erwähnen.

Es mag hierbei der Hinweis am Platze sein, daß schon mehrfach von mir zwei ihrer Konstruktion nach verschiedene Sorten von Flößen aufgeführt worden sind: einmal sind die Floßbalken äußerlich durch Querverbindungen nebeneinander zusammengehalten, während sie im zweiten Falle — wie hier in Soa — innerlich verbunden sind. Es ist ist mir nicht gelungen, aus meinen Befunden in dieser Hinsicht Folgerungen zu ziehen, aber sicher-

teilt er das Geschick der meisten Boote in Museen — so auch das der schönen Modellsammlung in Weltevreden, Java —, an der Decke zu hängen und dem Beschauer seinen unwichtigsten Teil, nämlich den Boden, zu zeigen, der sonst im Wasser steckt. Das wichtige Innere aber verbirgt er sorgfältig. Im Museum zu Hannover befindet sich ein schöner Salomonen-Mon, Nr. 127 b, der als von den Admiralitäts-Inseln herstammend bezeichnet ist. Was kann man in der Beziehung nicht alles in den Museen mit ihren zuweilen nicht wenig stolzen Beamten erleben, wenn man Blick hierfür hat! So findet sich im Museum zu Frankfurt a. M., 1. Etage, Vorflur, ein Samoa-Boot, dessen Auslegerbalken, wahrscheinlich zur größten Befriedigung des betreffenden Künstlers, mit dem Achterteil nach vorn angebracht ist. Im Königl. Museum zu München hängen vier Schilde mit der kühnen Etikette „Humboldt-Bai. Neu-Guinea". Tatsächlich aber stammen drei von ihnen von der Südküste von West-Neu-Pommern, einer kommt von der Nordküste dieses Teils jener Insel oder vom Witu-Archipel. — Im übrigen zeigen Finsch's vortreffliche Abbildungen („Globus" XCV [1909], p. 378, 379), daß die patnatí- und keketám-Befestigungen dieses Salomonen-Mons absolut mit denen eines Lamassa-Mon übereinstimmen. (Dagegen Graebner: „Neu-Mecklenburg", p. 182; „Methode", p. 127 - 128.)

lich werden bei vermehrter Kenntnis von Wörtern und Sachen auch die Flöße kulturhistorische Winke liefern können.

Luaníua[39]), Nukumánu, Táuu, Nuguría, Sikayána, Anúda.

Der Körper des Luaniua-Boots besteht aus einem Stück, vorn und achtern etwas stumpf; eine schmale Planke, mehr Bordleiste, ist aufgenäht; Parinarium laurinum zum Kalfatern wird nicht verwendet. Wenn der benutzte Stamm des Einbaums nur geringe Tiefe hat, so kann die aufgesetzte Planke recht bedeutend werden (Fig. 102); die vordere aufgenähte Planke des hier abgezeichneten Boots schien mir jedoch mehr Flickwerk, eine Reparatur zu sein. Die Fahrzeuge sind entsprechend dem zur Verfügung stehenden Material im allgemeinen nicht groß; eines der größten von mir gemessenen war 5,92 m lang, 0,45 m breit und 0,50 m tief. Es wird ja nur selten vorkommen, daß größere, für den Bootbau geeignete Stämme angetrieben werden. Vor- und Achtersteven sind deutlich voneinander zu unterscheiden. Der Auslegerbalken, der immer links zu liegen scheint, wird mit je einer Astgabel an den drei oder vier — in einem Falle fünf — Auslegerstangen befestigt. Der Stiel der Astgabeln ist bis zur Gabelung im Holz des Auslegerbalkens versenkt (Fig. 101b). Diese Gabeln, die wir auch in Sikayana wiederfinden werden, erinnern ganz entschieden an die Molukken-, Barriai- und Nakanai-Befestigung. Eine längsgespannte Rute (Fig. 100, 101) trägt zur weiteren Sicherheit bei; wegen des mangelhaften Materials besteht dieses hārŏ zuweilen aus zwei Stöcken, die dann — wenn drei Auslegerstangen vorhanden sind — über der mittleren Gabel zusammengebunden sind (Fig. 101b). Die Auslegerstangen werden durch vier dicht nebeneinander quer zu ihnen liegende Längsstangen gestützt. Von der Buka-Brücke oder dem kurzen Salomonen-Ausleger ist keine Spur vorhanden. Im Vor- und Achtersteven befinden sich kleine abnehmbare Wellenbrecher, die dem Mann mit der Steuer-Pagaje und dem Mann im Bug eine Rückenlehne gewähren.

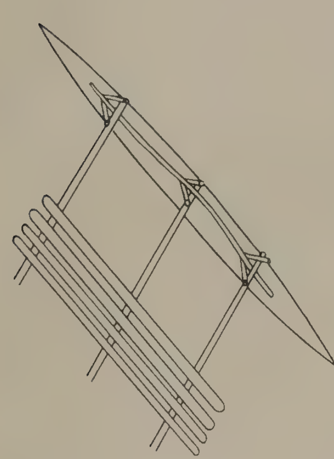


Fig. 100. **Auslegergeschirr von oben gesehen.** Luaniua.

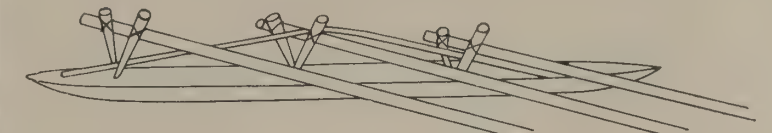


Fig. 101. **Auslegergeschirr von der Seite gesehen.** Luaniua.



Fig. 101a. **Auslegerbalken von oben gesehen. System von Stangen zur besseren Befestigung der Verbindungsstangen.** Nukumanu.

Größere Boote besitzen ein Mattendach in der Mitte; lanzettförmige, krückenlose Pagajen und zwei bis drei Staken liegen gewöhnlich quer über den Auslegerstangen. Der Holzschöpfer hat die polynesische Form.

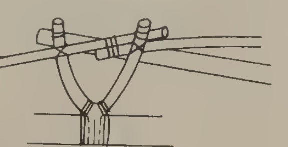


Fig. 101b. **Verbindungs-Gabel.** Luaniua.

Die Eingeborenen-Boote gehen auch hier zurück, besonders, weil die Händler den Insulanern europäische Boote und Kutter auf Kredit verkaufen. Etwa 30 solcher Fahrzeuge befanden sich 1908 im Atoll, von denen jedoch ein erheblicher Teil nicht bezahlt war. Obwohl ihre eigenen Boote ihren Zweck mindestens ebensogut erfüllen und ihre Industrie im Gang halten, werden sie nun faul, kommen in Schulden und verlieren schließlich ihr Land.

Es mag noch erwähnt werden, daß das von H u n t e r abgebildete Auslegerboot von Luaniua[40])

[39]) Über die richtige Schreibweise des einheimischen Namens des Atolls Ongtong Java — von den Südsee-Händlern regelmäßig Lord Howe genannt — hat sich George Brown („Report of the Australasian Association for the Advancement of Science" (Sydney), IX, 258) ausgesprochen; er meint, daß der richtige Name Le ua Niua sei, schreibt aber in seinen beiden großen Werken regelmäßig Luaniua. So habe auch ich an Ort und Stelle gehört, obwohl es keineswegs ausgeschlossen ist, daß Leuaniua gesagt wurde. Denn es muß hier gleich festgestellt werden, daß selbst für den wirklich in dieser Hinsicht nicht verwöhnten Südseeforscher die Bewohner dieser Atolle ganz besonders unbefriedigend aussprechen. Vokale werden verschluckt oder verschwinden in der liaison, Konsonanten werden bald weich, bald hart ausgesprochen, befinden sich in einem Stadium des Übergangs von einem zum andern, oder scheinen direkt austauschbar zu sein. Selbst bei den acht noch lebenden vernehmbaren Personen von Táuu konnte ich mit Sicherheit feststellen: $f = h = \chi$; $s = h$. Beide Gleichungen sind M. P.; die erstere allgemein. Die zweite findet sich z. B. in der Sumba-Sprache (cf. Pos, p. 207). Im Anschluß an die sprachliche Zusammenstellung dieser Gruppe müssen noch ein paar ähnliche Bemerkungen gemacht werden.

[40]) Hunter: „An Historical Journal" (London 1793), p. 222, pl.

keinen Anspruch auf Genauigkeit machen kann, und es mag noch einmal an die schon früher besprochene Tatsache erinnert werden, daß Le Maire und Schouten Bogen und Pfeile in den Händen von Luaniua-Leuten sahen. Das muß in diesem Falle

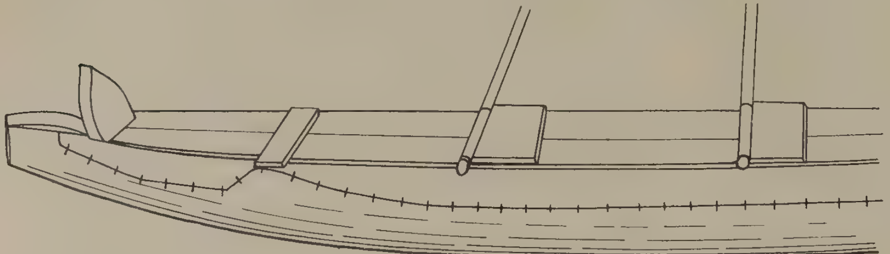


Fig. 102. **Auslegerboot.** Luaniua.

auf einen vorübergehenden Einfluß von den Salomonen her gedeutet werden.

Verhältnismäßig groß war noch im Jahre 1908 die Zahl der Auslegerboote in dem deutschen Nukumanu; nach den Verhältnissen aber, die ich dort antraf, fürchte ich, daß dies nicht lange mehr so bleiben wird. Allein auf dem Strand der Hauptinsel lagen 65 Boote in allen Größen mit je 3, 5, 7, 8, 9 und 11 Auslegerstangen. Am zahlreichsten waren die kleinen Boote mit 3 bis 5 Stangen; 9 und 11 Stangen hatte nur je eines. Über diesen zahlreichen Auslegerstangen liegen 4 bis 6 Längsstangen parallel zum Bootskörper, so daß das Auslegergeschirr in diesem Teile einem Gitter gleicht. Diese Längsstangen bestehen als Folge des mangelhaften zur Verfügung stehenden Materials meistens aus zwei Teilen, die mit ihren Enden nebeneinander gebunden sind. Zur besseren Befestigung der zahlreichen Verbindungsstöcke — bis zu 22 — dienen noch besondere gebogene Stangen (Fig. 101a). Die

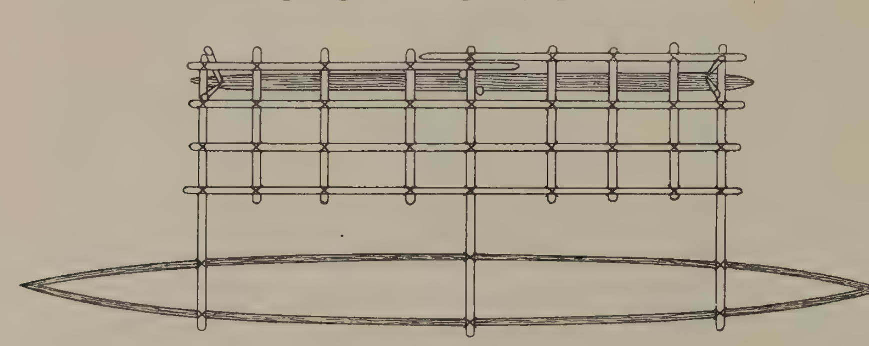


Fig. 103. **Auslegerboot, von oben gesehen.** Táuu.

Boote selbst, einschließlich aufgenähter Plankenstücke, entsprechen im übrigen dem Stil von Luaniua, nur sind sie vorn und hinten nicht unerheblich stumpfer. Vor- und Achtersteven liegen mit ihren unteren Seiten ganz im Wasser, so daß die Boote ein etwas plumperes Aussehen haben, wie die von Luaniua. Planken sind nur da aufgesetzt — wie ja auch auf jenem Atoll —, wo dies nötig ist; sie sind daher da, wo vorhanden, je nach Dicke und Gestalt des benutzten Stammes verschieden breit und geformt.

Die Nukumanu-Leute machten früher Seereisen nach Luaniua, besonders um sich von Palao die beliebte gelbe Farbe, curcuma longa, zu holen.

Die Boote von Táuu sind einfache, verhältnismäßig breite Einbäume mit aufgenähten Planken da, wo es nötig ist. Das Gitterwerk (Fig. 103) besitzen nur die größeren Boote. Die Pagajen sind im Blatt etwas länger und breiter im Verhältnis zum Stiel, als auf den vorhergehenden Gruppen (Fig. 104). Das Ößfaß (Fig. 105) besitzt, wie überall auf diesen polynesischen Inseln, die polynesische Holzform.

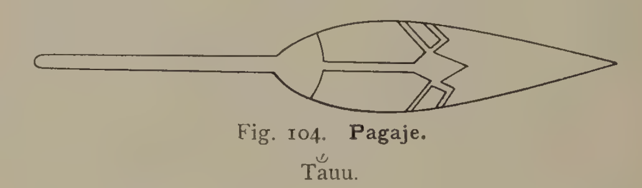


Fig. 104. **Pagaje.** Táuu.

Von einem Nuguria-Boot hat bereits Thilenius eine Abbildung gegeben (loc. cit. Tab. III, Fig. 2), von der sich die von mir gesehenen Boote nur in unwesentlichen Punkten unterscheiden. Sie sind zum Teil vorn und achtern etwas flacher als die Abbildung (Fig. 108) zeigt. Der Auslegerbalken der Fig. 106 sieht breiter aus, als er es in Wirklickkeit ist, infolge des Gesichtswinkels, unter dem er abgezeichnet wurde. Die Boote hatten vier oder fünf Auslegerstangen, an denen der Auslegerbalken mit Stöcken befestigt ist. Diese Stöcke sind nicht immer regelmäßig nach einem System angeordnet; gewöhnlich haben die inneren Auslegerstangen deren drei dicht nebeneinander in einer Linie stehen, Front nach vorn; zuweilen stehen aber auch zwei nebeneinander auf der einen Seite der Stange, der dritte dahinter auf der anderen Seite. Die äußeren Auslegerstangen besitzen in der Regel ein gerades und ein schräges Stöckchen (Fig. 107). Über den Auslegerstangen liegen quer nur drei Längsstangen, von denen sich eine außerhalb der Verbindungsstöcke befindet, die anderen beiden in gleichen Abständen nach dem Bootskörper zu. Wie überall auf diesen Inseln, sind die Auslegerbalken erheblich kürzer als die Boote selbst, aber doch nicht so kurz, wie auf den Nord-Salomonen. Die Boote von Nu-

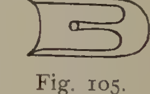


Fig. 105. **Ößfaß.** Táuu.

guria sind sauber hergestellt und neuerdings zum Teil mit europäischen Farben gestrichen, die vom Händler bezogen werden; so: außen schwarz oder grau, innen grau oder rot, Auslegerbalken grau,

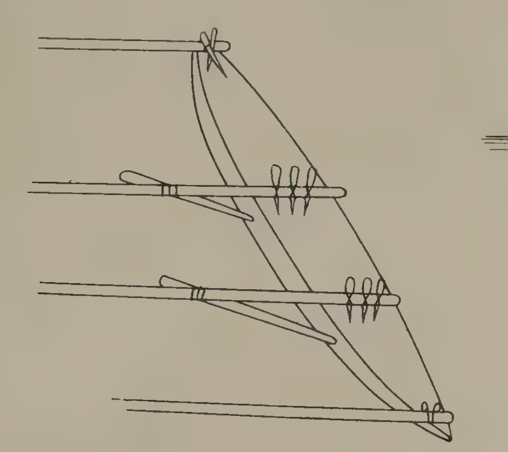


Fig. 106. **Auslegerbalken mit Befestigung von oben.** Nuguria.

die kleinen Wellenbrecher und die Pagajenblätter blau usw. Es mag nicht überflüssig sein, noch zu bemerken, daß der Bordrand des Einbaums eine vollkommen gerade Linie bildet; das

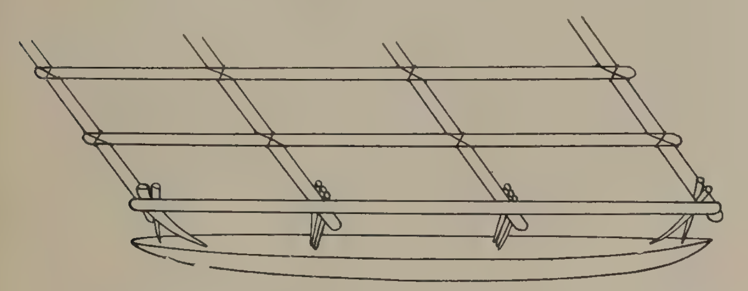


Fig. 107. **Auslegerbalken mit Befestigung von der Seite.**

Boot besitzt also gar keinen Sprung; nur die kleinen Wellenbrecher-Aufsätze vorn und hinten gehen in ganz leichter Krümmung nach oben (Fig. 108).

Auch von einem Sikayana-Boot ist bereits von Thilenius eine vortreffliche Abbildung gegeben worden (loc. cit. Tab. III, Fig. 1). Er hat

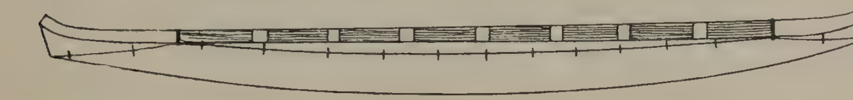


Fig. 108. **Nuguria-Boot.**

offenbar ein ebenso gutes Modell aufgetrieben, wie es mir geglückt ist. Ich brauche daher nur darauf hinzuweisen, daß, wie überall, so auch auf Sikayana nicht alle Boote genau gleich sind; Individualität und primitive Produktivität schaffen kleine Unterschiede, die im Laufe der Zeit große werden, falls Stammesmitglieder ihre Heimat verlassen und an Orten weiterarbeiten, wo sie nicht die Produkte der Gesamtheit der Handwerker ihres Stammes als Muster immer vor Augen haben. Steven und Achtersteven eines schönen 8 m langen

Fig. 109. **Achter- und Vorsteven.** Sikayana.

Bootes sahen aus, wie es Fig. 109 zeigt. Der Achtersteven entspricht weder ganz dem von Thilenius gegebenen, noch dem meines Modells, während wenigstens der Vorsteven meines Modells fast ganz genau mit dem von Thilenius übereinstimmt. Auch fehlen an meinem Modell sowohl, als an dem Boot, an dem ich an Ort und Stelle meine Feststellungen machte, die Stücke, die Thilenius mit 8 und 10 bezeichnet (p. 69). Als ein wichtiger und prinzipieller Unterschied im Bau der Auslegerboote dieser Gruppen muß hervorgehoben werden, daß, während die drei nördlichen Glieder, Nuguria, Táuu und Nukumanu Verbindungsstöcke verwenden, die beiden Süd-Glieder, Luaniua und Sikayana von Gabeln (Fig. 101b) Gebrauch machen.

Als Anhang habe ich noch Anuda zu dieser Gruppe genommen, weil ich es sonst noch weniger gut unterbringen kann. Aber, seinem Bootstyp nach, gehört es eigentlich in die Gegend von Niué und der Cook-Inseln, seiner sprachlichen Zugehörigkeit nach zu Samoa und Tonga.

Die Anuda-Boote besitzen einen rings herumlaufenden Aufsatz, wie die Boote von Niué, nur nicht aus einem Stück, wie jene; auf die Naht sind keine Leisten aufgelegt oder dazwischen genäht. Der ămä ist ziemlich dick, vorn und achtern spitz. Die drei kíato sind einfache, ziemlich starke runde Stangen, vorn und hinten glatt abgeschnitten. Die je sechs, also im ganzen 18, Verbindungsstöcke stehen nicht senkrecht auf dem ama, sondern dieser steht in einem nicht unerheblichen stumpfen Winkel zu dem kiato nach außen heraus. Der Rumpf besteht aus einem Stück; bei jedem Boot war jedoch ein großes langes Flickstück (Fig. 112), dessen Naht innen in ähnlicher Weise, wie in Samoa ausgeführt war, zu sehen. Das Auslegergeschirr liegt auf der Backbordseite. Die Stevenspitzen sind denen von Mitiáro, Cook-Inseln, sehr ähnlich, nur daß in Anuda je einer hinten und vorn ist, während die Cook-Boote jenen hohen, senkrecht emporgehenden

Schnabel am Achterteil haben, der ja im großen Maßstabe von Tahiti und Neu-Seeland durch die Entdeckungsreisen bekannt geworden ist. Im übrigen ist auch auf Anuda diese Stevenspitze vorn niedriger als achtern. Die zahnförmige, stark ausgesägte Verzierungsleiste mitten auf dem kleinen Vor- und Achterdeck erinnert stark an die fā̆ā tā̆lā, die Zacken auf dem samoanischen sọā̆ta͡u.

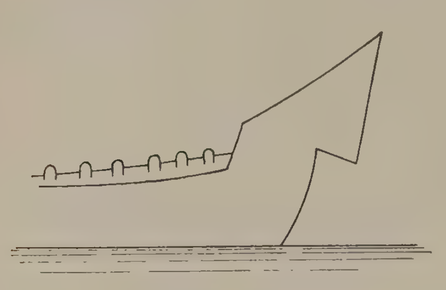


Fig. 110. **Vorsteven.** Anuda.

Die Boote von Anuda sind verhältnismäßig breit; sie sind sauber ausgeführt, schwerer, derber und nicht so elegant wie die der Cook-Inseln. In einem Boot sah ich fünf Mann, in einem anderen sechs; mehr gingen aber auch auf keinen Fall hinein. Diese Inselbewohner besitzen nur wenige Boote. Während sie durch die Form ihrer Stevenspitzen zweifellos stark an die Fahrzeuge der Cook-Inseln erinnern, führt uns der herumgehende aufgesetzte Kasten unmittelbar nach Niué. Es war mir auf den ersten Blick klar, in den Anuda-Booten eine Art Verschmelzung der Typen von Mitiaro und Niué vor mir zu haben. Die Pagajen sind einfach, roh,

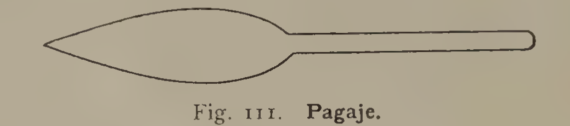


Fig. 111. **Pagaje.** Anuda.

lanzettförmig; sie entbehren jeglicher Ornamentierung. Die Ößfäßer aus Holz haben die polynesische Form. Von Mast und Segel war keine Spur zu entdecken. Die ganz kleine, aus verwittertem

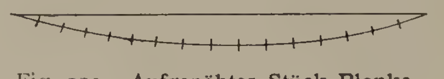


Fig. 112. **Aufgenähtes Stück Planke.** Anuda.

Eruptivgestein bestehende Insel trägt zwar einen kleinen Palmenbestand, aber keine nennenswerte Vegetation, um Schiffsbauholz zu liefern. Für größere Boote muß daher der Zufall das Material in Gestalt angetriebener Stämme liefern.

Wörterverzeichnisse.

	Luaníua	Nukumánu	Táuu	Nuguría	Sikayána	Anúda
Boot	vă	vā̆kă / văk	vā̆kă	vā̆gă / vā̆kă	vā̆kă	vā̆'ă
Auslegerbalken	ā̆mă	ā̆mā	ā̆mă	dẹ́‿ămă	ā̆mă	ā̆mă
Auslegerstangen	ĭĕ̆kọ / yĕ̆kọ / hẹ‿yĕ̆kọ	kĭyĕ̆tọ	gį́ătŏ	gį́ătŏ / kį́ătŏ	kį́ătŏ	kį́ătŏ
Verbindungsstöcke	hākú̜	hăkătọ́	tú̜gį	hăgătọ́	hăgătọ́	tọkįtọ́kį
Wellenbrecheraufsatz	ka͡u	ta͡u	ta͡u	ta͡u	bă̆nẹ	—
Aufgesetzte Planke	hŏ̆ṅŏ	hŏ̆nŏ	hŏ̆nŏ (fŏ̆nŏ / χŏ̆nŏ)	fŏ̆nŏ / dĕ̆‿ŏā	—	—
Naht der aufgesetzen Planke	ā̆hă	kăhā̆ / kāhā̆	hăhā̆ (kăfā̆)	—	—	—
Die eingenähte Leiste	—	hā̆rā	—	—	—	—
Die Längsstangen über Auslegerstangen (5—6)	kọkọχŏ̆mă	āvihā̆	lā̆ka͡u	la͡urā̆ka͡u	kā͡uyŭį	—
Die Längsstange über Verbindungsstöcke	hārŏ̆	āvihā̆	—	—	—	—
Sitzbank	ṅẹhā͡ŭă	nẹhā͡īră	—	dĕ̆‿băbā	—	—
Bordleiste	—	—	—	—	bā̆lămă	—
Kleine Streben zwischen mittelsten Auslegerstangen und saman	—	—	—	tsā̆rọ	—	—
Liane, Rottang, Bast zum Binden, Nähen	kụā̆ŭwă / kụā̆wă	kăhā̆	kăhā̆	dọā̆ŭgă	kăfā̆ / lọfălọ́fă	tĕ̆‿kăbă
Pagaje	ho͡ī (họ́ẹ̆)	ho͡ī (họ́ẹ̆)	ho͡ī (họ́ẹ̆)	ho͡ī (họ́ẹ̆)	fọ́ẹ̆	—

	Luaníua	Nukumánu	Tánu	Nuguría	Sikayána	Anúda
Holzößfaß	kă	tā	tă	dădắ	—	—
Staken	gőŏ	tőkŏ	tőkŏ	dőgŏ	tǫ́gŏ	—
Der Innenraum des Boots .	—	—	—	—	rị́ụ	—
Vorsteven	—	—		—	ămụ́ă	—
Achtersteven	—	—	—	—	ămụ́rị	—

Zu diesen Verzeichnissen, deren ausgesprochen polynesischer Charakter in die Augen springt, ist noch folgendes zu sagen. Der Wechsel von t zu k in Luaniua ist hochinteressant; es liegt hier ein Gegenstück zu den Verhältnissen in der Hawaii-Gruppe vor, auf die bereits an einer früheren Stelle hingewiesen wurde. Auf Táuu, Sikayana und ganz besonders auf Nuguria liegt die Neigung vor, die Konsonanten weich auszusprechen. Mit Ausnahme eines Mannes sagten meine Gewährsleute hier: vaga und giato; alle nannten den Artikel de, nicht te. Ich habe daher überall die weichen Konsonanten stehen lassen, obwohl ich weiß, daß dies zum Teil früheren Aufnahmen widerspricht. Ein Mann, der früher einige Jahre in Samoa war, sagte mir, daß man sich gut verständigen könne, wenn eine Partei samoanisch, die andere nukumanu spräche; das stimmt vollkommen überein mit dem, was G. Brown betreffend Luaniua gesagt hat. Im übrigen scheint mir der Dialekt von Tonga dem dieser Gruppe ebenfalls nahe zu stehen.

Küstenplätze von Bougainville und den Shortland-Inseln.

In Teperoi (Numanúma) der Ostküste von Bougainville ist es, wo dem von Süden kommenden Reisenden, der aber vorher schon die Lamassa-Mons studiert hat, auf den ersten Blick klar ist, daß hier für ihn das Muster einsetzt, das über Buka, Nissan, Anir nach Neu-Mecklenburg führt. Die

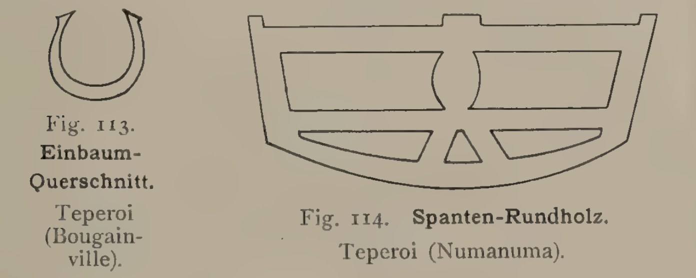


Fig. 113. **Einbaum-Querschnitt.** Teperoi (Bougainville).

Fig. 114. **Spanten-Rundholz.** Teperoi (Numanuma).

Verstärkungsleisten der Mon-Planken des Südens fallen fort, die Ösenleisten (patnatí) treten hervor, die Spanten-Rundhölzer fangen an, sich der Form von Siar zu nähern. Das Boot aber, wie es mit fliegenden Stevenfahnen dahinfährt, gleicht vollkommen einem Buka-Mon (Fig. 114, 115). Die Auslegerboote sind ganz auffallend lang und schmal. Die Bordwände nähern sich mit ihren oberen Rändern, haben deswegen keine Sitzbänke und erinnern durch die hier befindlichen verstärkenden Randleisten an die Boote von Neu-Hannover. Mons und Boote befanden sich in ihren besseren Exemplaren in Bootsschuppen zu ebener Erde. Das ganze Dorf

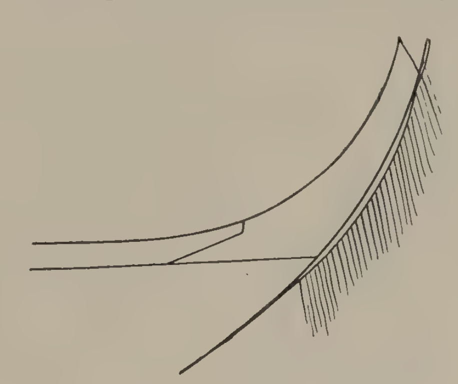


Fig. 115. **Mon-Steven.** Teperoi.

besaß überhaupt nur, zum Unterschied von Süd-Bougainville, ein einziges Pfahlhaus.

An der Westküste von Bougainville treten die soeben geschilderten Mon-Verhältnisse bei Búruwe und Iapa an der Kaiserin-Augusta-Bucht ein. Die Spanten-Rundhölzer gleichen nahezu absolut denen von Numanúma. Beachtenswert ist, daß ich Búruwe-Pagajer einmal unten und einmal oben habe sitzen sehen; ein Wink für die Entwicklung des oberen Sitzbretts beim Mon von Neu-Mecklenburg!

Einen kurzen Auszug betreffend Mons von Alu, Shortland-Inseln, gebe ich wörtlich, um zu zeigen, welchen Eindruck jene Fahrzeuge auf mich gemacht, nachdem ich kurz vorher die von Lamassa und Lambom tagelang studiert und mir die von Pororán, Buka, eingehend angesehen hatte. „Ein großer Mon, genannt mụ́rŏ, mit zwei Masten und Segeln, 23 Mann Besatzung. Sitzbretter etwa 30 cm unterhalb Bordrand, wodurch Stabilität außerordentlich erhöht, das Pagajen aber erschwert wird. Sieht daher auch nicht schön und ungleichmäßig aus. Der gọ́ă ist eine kleine Art von Mon. Die patnatí gehen immer als lange Leisten fast über die ganze Planke. Auf diesen Leisten, vorn und achtern auf der zweiten von unten, mittschiffs auf der dritten Planke von unten, liegen lose die Sitzbretter, in diesem Falle sieben; bestehen aus je zwei nebeneinandergelegten gespaltenen Kloben Holz; sie liegen 20 bis

30 cm unter dem Bordrand. Die Spanten-Rundhölzer, im Bug ziemlich spitz, in der Mitte flach, reichen nicht bis zum oberen Bootsrand (Fig. 117). Besitzen Kielplanke und je fünf Seitenplanken. An den Steven kein köm, wie in Lamassa, aber je eine sehr hoch ragende Stevenspitze, wie in Pororán. Sehr stark und sorgsam gefügt und wegen der tiefen Lage der Sitze bedeutend stabiler. Lamassa-Mons machen diesen gegenüber einen sehr unvollkommenen Eindruck. Vielfach sind die Planken

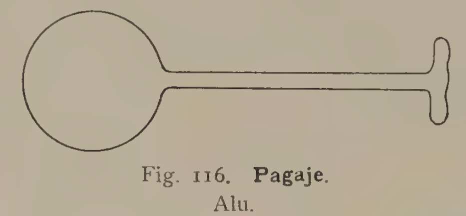


Fig. 116. **Pagaje.**
Alu.

durch Falze ineinander gefügt. Die Köpfe der Spanten mehrfach durch Schnitzerei verziert. In allen Einzelheiten ist aber zu erkennen, daß sie das Modell für die Neu-Mecklenburg-Mons abgegeben

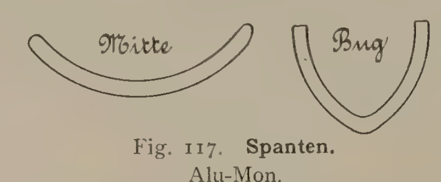


Fig. 117. **Spanten.**
Alu-Mon.

haben.“ Auf Alu konnte ich vier sehr schöne Mons besichtigen.

Die Brücke der Alu- und Awa-Auslegerboote hat nicht mehr die stark ausgesprochene Büka-Form. Die drei Auslegerstangen sind allerdings durch zwei Querstöcke verbunden, aber zwischen dem Belag, falls überhaupt noch vorhanden, befindet sich je ein handbreiter Zwischenraum. Dieses Auslegergeschirr ist nicht auf der Mitte des Einbaums angebracht, sondern ist mehr noch vorn gerückt. Vor der Brücke befindet sich eine Sitzbank mit Mastloch. Mast, Segel und Zubehör sind aber ganz moderner europäischer Import mit zum Teil englischen Bezeichnungen, und würden daher vollständig außerhalb dieser Abhandlung fallen, wenn nicht d'Entrecasteaux und Labillardière — worauf schon Guppy zum Teil hingewiesen hat — gerade in dieser Gegend Segelboote beobachtet hätten.[41]) Von allen das Segelgeschirr betreffenden Ausdrücken, die ich mir in den Shortland-Inseln aufgezeichnet habe, scheint mir aber nur Alu: tẹkě́sẹnă, und Awa: tě́kěsẹnă, für Mast, einheimisch zu sein. Das stimmt auch mit Ribbe (p. 192) überein, der tegesena hat. Die Befestigung der Auslegerbalken an Auslegerstangen erfolgt, wie mehr im Norden, durch Verbindungsstöcke. Das Auslegergeschirr befindet sich durchweg auf der Steuerbordseite. Es besteht bei den Shortland-Booten ein stark ausgesprochener Unterschied zwischen Vor- und Achtersteven.

In der Hauptsache besitzen die Pagajen dieser Gegend Schaufeln von kreisrunder Form und Krückengriff, aber auch das lanzettförmige Blatt am krückenlosen Stiel der mehr nördlichen Gebiete ist vorhanden.

Wörterverzeichnisse.

	Tẹpěro͡ï (Nŭmănŭ́mă) Ost-Boug.	Pǫ́pŏkọ Ost-Boug.	Rěbo͡ínẹ Ost-Boug.	Kŏrọmịrā Ost-Boug.	Bụ́ịn Süd-Boug.	Álụ Shortl.	Áwă Inseln	Bŭ́rụ̆wẹ Iắpă West-Boug.
Mon	mŏ́nă	mọ́ră	Tŏ́bŏro͡ï: mọ́lă	kein Mon	gọ́ā (kleiner)	gọ́ă (kleiner), mụ́rŏ (großer)	ṅgọ́ă	mŏ́nă (B.) mọ́nă (I.)
Kielplanke	vāpŏụ́nă	ọ́ră	—	—	—	—	—	tsịnănă (B.)
Die oberste Planke .	tĕgụnịvŏ́tẹ	pŏ́kọpŏkọ	—	—	—	pǫ́kŏpŏkŏ	—	sịkịnịvǫ́s (B.)
Kleine Planke als Verlängerung . .	—	—	—	—	—	mắkŏtọ̆ă	—	răvẹrắvẹ (B.)
Die übrigen 3 Planken	nā‿mŏ́nănă	—	—	—	—	tŭ́fĕlĕ	—	tọ́rŏbĭ́n mọ́nănă (B.)
Spanten-Rundholz .	—	sị́kụ	—	—	—	tsịụ́	—	sĭ́kụ (B.) nĕ́kă (I.)
Ösen (patnatí) . .	nā‿tātŏ́p	—	—	—	—	gĭ́dịgĭ́dị	—	văĭgănă (B.) lẹbắnă (I.)

[41]) d'Entrecasteaux: I, 117; — Labillardière: I, 216; — Guppy: „Solomon Islands“, p. 149. — Keiner der Berichte der Mendaña-Expedition spricht von einem Segel in den Salomonen.

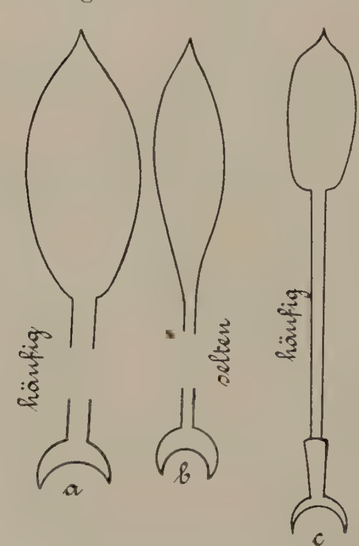
	Tępĕrō͡i (Nŭmănŭmă) Ost-Boug.	Pǫ́pŏkǫ Ost-Boug.	Rĕbō͡inę Ost-Boug.	Kŏrǫmírā Ost-Boug.	Bų́įn Süd-Boug.	Álų Shortl.	Áwă Inseln	Bŭrų̆wę Iăpă West-Boug.
Ösen-Verstrebung im Bug	vănăvắnă	—	—	—	—	lắkălăkă	—	kǫ́tę (B.)
Kom	bęăbę́ă‿nă	—	—	—	—	—	—	bęābęắ‿nă (B.) / măkŏtọ́ă (I.)
Fuß des Kom . . .	vāyĕ́sĭǫ	—	—	—	—	—	—	ta͡uta͡unŭ (B.)
Längsstangen unten im Mon	tărắnănă	—	—	—	—	—	-	tăgų́nănă (B.)
Sitzbänke (oben) . .	ǫ́sę na umŭlų (Sitzplanke über ǫ́sę)	năkǫnắkǫ	—	—	—	—	—	tắpănă (B.) / tăpắnă (I.)
Fahne am Kom . .	vįręvųtų	—	—	—	—	—	—	—
Parinarium laurinum	nắ‿sĭtă	äsįtắ	äsítă	äsítă	—	tį́tă	tį́tă	vĭắtįtă (B.) / dătįtắ (I.)
Liane, Rottang zum Binden	núrĭs / ṅǫba͡i	mắvį	mắrăkă	—	—	ų́ę	—	kųrắṅ (I.) / pắtsŭ (B.)
Pagaje	tų́ăyă / tų́a͡iyă	—	—	—	bŭ́sį	—	făkắs	vǫ́sę (B.) / vǫ́sę (I.)
lange, spitze . .	—	bo͡i (bǫ́ĕ)	bǫ́ĕ	bóę	—	—	fắsę fākắs	—
runde mit Krückengriff	—	kŏpĭ́sį	—	—	—	hǫ́sę	hǫ́sę	-
Verstärkungsleisten mit Loch . . .	—	kắrų / tų́pų (Loch)	—	—	—	—	—	—
Stevenholz (pa͡iắr) .	—	—	—	—	- -	tsį́tŏ	—	—
Rute vor pa͡iắr . .	—	—	—	—	—	—	—	vĭsĭtǫ́ (B.)
Mon-Haus	nā‿ĕpā	—	—	—	—	—	—	ta͡inį mǫ́nă (B.)
Boot	nóăbŭtŭ (?)	văkắs	kĕ́nų / kĕnų́gęlę / Toboroi: / văkắs	băkắtį	băkắtį / (hăkắs)	hăkắs	hăkắs	băkắsį
Auslegerbalken . .	ṅgǫ́vŏrŏ	kǫkǫ́vŏrǫ	kǫkǫ́vĕrǫ	kŏkǫ́vĕrŏ	kŏkǫ́bŏrǫ	kŏkǫ́bŏrŏ	kŏkǫ́bŏrŏ	bįǫ́k (B.)
Auslegerstangen . .	—	—	—	—	—	—	—	kǫkǫbǫ́rǫ (I.) (Auslegergeschirr)
Brücke	tắnămă	tắnămā	tănắmă (5)	tắnămăn	tắnămă	tắnămă	tắnămă	—
Querhölzer d. Brücke	(4) vắvănătă	pįrįvắrăt (4)	—	bįrįbắrătă (4)	—	—	kę́bĕră (6)	—
Stöcke unter Brücke	(3) įvį́dŏrį	kįvįkįvį́rŏrį (3)	kįvįkįvį́rŏdį (2)	dótĕrǫ	kįvį́dŏrį (2)	kįvį́dŏrį	kįvį́rŏdį	—
Verbindungsstöcke .	nă‿sįnắ	tāk	kĕkĕ́yŏ	săgă (4)	kúgų kĕtę	kęvălă	tắkă	dŏk (B.)
Holz zum Bootbau .	—	—	—	—	kĕ́nųma͡u	kĕ́nųma͡u	băłĕŏ / kĕ́nųma͡u	—
Holz für Auslegerbalken	—	—	—	—	pa͡urų	pắlătŭ	—	—
Vorsteven	—	—	—	—	—	kǫ́bĕ	kǫ́bĕ	—
Achtersteven . . .	—	—	-	—	—	ta͡uta͡u	ta͡uta͡u	—
Sitzbank	—	-	- -	—	—	năŏna͡u	năǫ́na͡u	—
Ößfaß (Kokos) . .	—	kį́mā	kófį	kŏke͡i	—	į́na	į́nă	kĭskĭsŭ́nǫ (B.) (Blatt)
Bootshaus	—	—	—	—	- -	—	—	nų́mă băkắsį

Diese vergleichenden Zusammenstellungen sehen zum Teil etwas bunt aus. Aber während das Auslegerboot auf den ersten Blick zeigt, daß wir in diesen Küstenbewohnern von Bougainville und der Shortland-Inseln eine für die Schiffahrt geschlossene Gruppe vor uns haben, gibt sich auch für den Mon ein gesicherter Zusammenhang von Alu bis nach Lamassa, Neu-Mecklenburg, dadurch zu erkennen, daß Nachbarstämme wenigstens immer einen wichtigen technischen Ausdruck gemeinsam haben. Ich weise hin auf kǭtẹ, bẹăbẹ́ă, mǿnănă, pọkŏpọ́kŏ. Dazu kommt das durchgehende Wort für Mon selbst, das bereits an einigen Stellen von Bougainville die Form zeigt, die vor mehr wie 300 Jahren Mendaña in den mittleren Salomonen fand. Die Einheit des Mon von Neu-Mecklenburg mit dem der Salomonen ist bewiesen.

Daß die vergleichende Liste so bunt aussieht, ergibt sich aus den sprachlichen Verhältnissen. Denn wir haben es neben den melanesischen Küsten-Kolonisten von Teperoi, Toboroi, Búruwe, Iapa und den Shortland-Inseln mit den Leuten von Kieta, Reboine, Umo, Tamatava, Koromira und Buin zu tun, die eine Papua-Sprache reden, zum Teil erst vor kurz oder lang von den Bergen heruntergekommen oder wieder herabgestiegen sind, und welche Schiffahrt und schiffstechnische Ausdrücke z. T. von den Melanesiern entnommen haben dürften.

Mittlere und südliche Salomonen.

Zu diesen Gebieten kann ich leider nur kurze Beiträge aus Vella Lavella und der Gizo-Gegend, sowie aus Ndai, Gower-Insel, beisteuern. In Vella Lavella befinden wir uns schon im Gebiet der helleren Salomonier; während man auf den Shortland-Inseln noch Leute sieht, die wie ihre Brüder in Bougainville schwarz wie der schwärzeste afrikanische Neger sind, schwarz wie Pique-Aß, haben die Vella Lavella-Leute etwa die Farbe der Leute von Süd-Neu-Mecklenburg und der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel. Durch ihre gebeizten Haare erinnern sie noch mehr an diese. Malaita-Leute, die ich in Gizo im Dienst der britischen Regierung sah, sind noch heller; die Gower-Leute dagegen zeigten wieder die Farbe der Lamassa-Jungens meiner Umgebung; die Weiber waren vielfach heller.



Ngatua, Vella Lavella.
Fig. 118. **Pagajen.**

In Ngátua, Vella Lavella, und Ndai gibt es Mon und Boot nebeneinander; auf Ndai machten letztere jedoch einen sehr rohen, wenig gebrauchsfähigen Eindruck. Die Pagajen haben in beiden Orten Krückengriff, aber während die von Ndai ganz schmal, lanzettförmig und scharfspitzig sind, haben die von Vella Lavella Formen (Fig. 118), zu denen man schon in Alu und Awa Übergänge aus ihrem kreisrunden Blatt sehen kann.

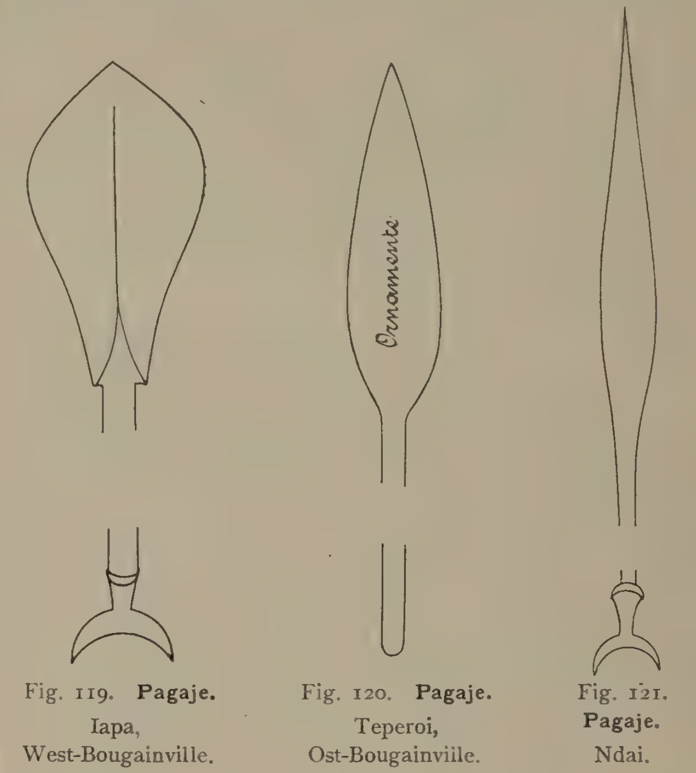


Fig. 119. **Pagaje.** Iapa, West-Bougainville.
Fig. 120. **Pagaje.** Teperoi, Ost-Bougainville.
Fig. 121. **Pagaje.** Ndai.

Wörterverzeichnisse.

	Lį́ăpărị Ngắtŭă (Vella Lavella)	Ndai (Gower-Insel)
Mon	mǿlă	bắrŭ / bĕ́rŏkŏ (kleiner)
Planken	pắpănị	ăbĭ́ăî
Spanten-Hölzer . .	ǿnụ / ónụ	lű́sụ
patnatí-Ösen, (die in Alu lang als Leisten auftreten)	lăkălắkă	tấîtâî
Lange Stangen, unten auf Mon-Boden	mĕ́ṅẹvĕlẹ	vắlụlă

	Lį́ăpărį Ngā́tüă (Vella Lavella)	Ndai (Gower-Insel)
Sitzbank auf diesen Stangen . . .	pā́pụpăpụ / pā́pụbăbụ	lų́lă
Vor- und Achtersteven	mbẹ́lẹ	—
Verstrebungen im Bug mit dazu gehörigen patnatí .	rā͡ūrụrā͡ūrụ	—
Fuß des Kom . .	—	băbălẹ́kwă
Das dann folgende Zwischenstück .	—	fătăfā́tă
Die dann folgende Art Kom . . .	—	įsŭstā́kẹ
Spitze des Kom .		ẹrŭrlā͡ī
Durchbrochen geschnitztes Deck über Vor- und Achtersteven . .	kătăkā́tă	—
Mon-Galionsfigur .	ṅŭdyụṅū́dyụ	—
Parinarium laurinum	tį́tā	pāĭyă
Pagaje	vṓzį	fṓzẹ
Krückengriff . . .	—	lălā́kẹ
Ößfaß aus:		
Kokosschale . .	lį́păsă	—
Pandanusblatt .	lį́păsă	kwā͡ītā͡ū
Auslegerboot . .	sŭṅăsūṅā́	pōrų́ă / fōrų́ă
Auslegerbalken . .	sā́mă	—
Auslegerstangen mit Brücke . .	nzā́rį	—
(4) Verbindungsstöcke	sī́pįsĭpį	—
Stöcke unter Brücke	ónụ	—
Liane, Rottang zum Binden	lū́pįlŭpį	—
Leiste am Bootsrand, rundherum	tā́nă	—

Schon diese beiden Verzeichnisse lassen erkennen, daß wir melanesische Sprachen vor uns haben; die von Vella Lavella ist aber stark mit nichtmelanesischen Elementen durchsetzt, während mir die Ndai-Sprache leidlich rein zu sein scheint.

Der Mon von Vella Lavella hat sechs Planken und ist daher höher wie der der Shortland-Inseln; dafür ist er aber ranker. Während einer Mon-Fahrt, die ich einen Fluß hinauf nach dem Innern zu machte, schlugen die Pagajer wegen ihrer tiefen Sitze andauernd mit ihren Pagajen an die Bordwand an; der Vorteil der Geräuschlosigkeit, den das Pagajen an sich vor dem Rojen in Dollen besitzt, kann bei diesen versenkten Sitzen also nur bei besonderer Vorsicht aufrecht erhalten werden. Trotz dieser tiefen Sitze war das Schwanken meines Mon doch sehr bedenklich, weil er so rank war. Bei einem kleinen, mich begleitenden Mon, in dem auf jeder Bank nur ein Mann sitzt, konnte ich beobachten, wie beim Pagajen zur Erholung mit den Armen gewechselt wurde. Die Mons sind stark gebaut, ebenso konstruiert wie die von Alu und Awa, entbehren aber außer quadratischen oder kreisrunden Perlmuttereinlagen und den bekannten Galionsfiguren jeglicher Kunstanwendung. Von diesen Galionsköpfen traf ich drei an, konnte aber nur zwei für meine Sammlung erwerben; der älteste und beste wurde energisch als tabú erklärt und war um keinen Preis zu haben. Die patnatí-Ösen sind glatt, unverziert; die Bänke einfach, nicht ausgeschnitzt; die Spanten sind ganz einfache Rundhölzer, die nur hier und da einen schüchternen Versuch zeigen, die Enden zu Köpfen zurechtzuschnitzen.

Die Auslegerboote von Vella Lavella sind von mehr runder Form, als die der Shortland-Inseln, die etwas Kielartiges an sich haben. Eine Bordleiste geht auch hier ringsherum; sie liegt mehr nach außen und ist nicht so ausgesprochen wie die von Neu-Hannover; aber im ganzen erinnern diese Fahrzeuge in ihrem Körper doch an Neu-Hannover.

Im benachbarten Gizo sah ich im Besitz des britischen Resident Commissioner zwei prachtvolle große Mons, sogenannte Kopfjäger-Kanus. Der größere und dabei schlankere von beiden mit zwölf Sitzen und einem Steuermannssitz gleicht einem Wikingerschiff, und er war es, der mir sofort wieder vor Augen trat, als ich auf dem Strande von Banda Neira einen etwa ebenso großen Orembai liegen sah. Die Ähnlichkeit macht in der Tat betroffen; ich wiederhole, daß ich sprachlich einen bündigen Beweis nicht liefern kann, mich aber persönlich der Auffassung zuneige, daß die Vorfahren der melanesischen Salomonier einst in solchen Orembais ihre neue Heimat von Indonesien aus erreicht haben, geradeso wie die Tagalen in ihren Barangays nach den Philippinen kamen.

Die Berechtigung zu dieser Auffassung kann ich auch durch folgende Erwähnungen noch etwas stützen. In Anmerkung 26 habe ich die linguistische Mon-Reihe von ora bis mon nachgewiesen. Auf p. 236 hatte ich aber bereits auf die Worte arubai und arobail der Ambonschen Landsprache für das in Frage stehende auslegerlose Plankenboot der Molukken hingewiesen. Ist es nun allzu kühn, ist

es unvorsichtig, das arobail von Ambon gleich dem aro von San Christoval zu setzen, wo bereits das tèneh-Boot, der hósul-Bogen, die ali-ali-Schleuder und viele andere indonesische Worte in den Salomonen festgestellt sind? Ich sage dies, obwohl ich weiß, daß niederländische Forscher das orembai = arumbai von rembaya herleiten und das a als euphonisch erklären. Aber abgesehen davon, daß diese Etymologie keineswegs ganz sicher ist, kann ja im Falle ihrer Richtigkeit dieses euphonische a schon sehr alt sein und von den Vorfahren der melanesischen Salomonier bereits in die Südsee als Bestandteil des Wortes mitgebracht worden sein. Vermehrter Kenntnis muß die Entscheidung überlassen bleiben.

Ein Messen des größeren Mon ergab folgende Zahlen:

Länge: 13,68 m,
Höhe der Steven: 2,53 m,
Größte Breite: 1,10 m.

Der andere, ein ganz schwerer, aber kürzerer Mon ist dafür etwas breiter. Zu diesen beiden kam noch ein dritter, ziemlich langer und schlanker Mon.

Die Sitzbretter liegen auf dem mengevele dicht vor den Spanten-Rundhölzern. Diese haben in der Höhe des Bootsrandes, da, wo in Neu-Mecklenburg die Sitzbank liegt, je zwei Querstöcke, die den

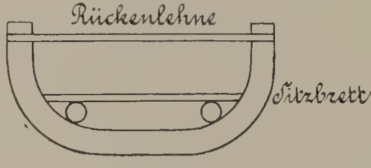
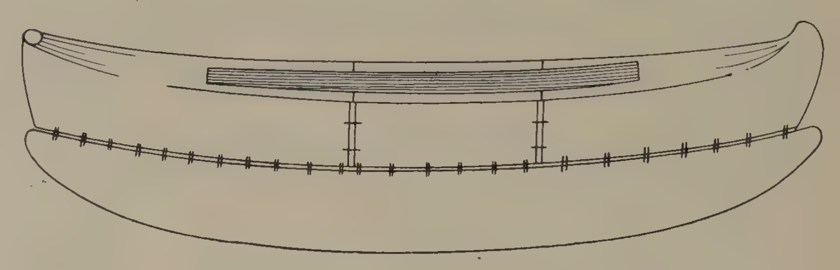


Fig. 122. **Spantenholz.**
Gizo.

Pagajern als Rückenlehne dienen (Fig. 122). Die Mons von Gower, deren Sitzplanken auch unten liegen, haben die schon mehrfach abgebildete Süd-Salomonen-Form (s. Tafel III, Fig. 25).[42])

Neu-Hebriden.

In Weasísi, Tanna, und Niwa (Aniwa) sah ich zwei Arten von Auslegerbooten, in Vila, Efate, nur ganz einfache Einbäume mit Auslegergeschirr. Die beiden Arten von Weasisi und Niwa unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß die eine einen Kastenaufsatz trägt, den die andere entbehrt. Alle machen einen äußerst plumpen Eindruck, die des stark polynesisch durchsetzten Niwa vielleicht noch mehr als die des melanesischen Tanna. Der Kastenaufsatz — in Weasisi meist aus einem Stück, in Niwa häufig aus vier Stücken — scheint direkt nach Niué einerseits und Anuda anderseits zu führen. Auf die Nähte sind Holzstreifen aufgelegt


Fig. 123. **Bootskörper mit Kastenaufsatz.**
Niwa; Weasísi, Tanna (Neu-Hebriden).

und eingenäht, aber Parinarium-Kalfaterung habe ich hier nicht mehr bemerkt. Die Boote mit Kastenaufsatz ragen auffallend weit aus dem Wasser heraus. Ornamentierung irgend welcher Art oder Farbenanwendung sind nicht vorhanden. Boot und Auslegergeschirr zeigen graue Naturfarbe. Letzteres besitzt drei Auslegerstangen, an denen in Weasisi der Auslegerbalken vermittelst je dreier Paare gekreuzter Verbindungsstöcke befestigt ist. Bei den beiden äußeren Stangen kommt zu den drei Paaren gekreuzt liegender Stöcke noch je ein stehender hinzu. Niwa unterscheidet sich lediglich dadurch von Weasisi, daß es statt dieses einen stehenden Stockes noch ein viertes Paar gekreuzter besitzt. Diese Befestigung vermittelst gekreuzter Stöckchen ist bekanntlich die polynesische und Fidschi-Art.

Was die hier in Frage stehenden Sprachen anbetrifft, so ist ja hinreichend bekannt, daß die von Niwa und Futuna ein polynesischer, dem von Tonga und Samoa verwandter Dialekt ist, der aber nicht unerheblich melanesisch beeinflußt ist.

Weasisi, Tanna, hinwiederum, von dessen melanesischer Sprache, ebenso wie von der von Niwa, wir bereits eine kurze Grammatik besitzen, zeigt nicht unbedeutenden Papua-Einschlag. Von der sogenannten Sprache von Efate endlich, wie sie der Rev. Macdonald durch seine zahlreichen Publikationen bekannt gemacht hat, steht fest, daß sie — um den trefflichen holländischen Ausdruck zu wählen — ein mengelmoes aus jenen verschiedenen Efate-Dialekten ist, mit denen die Mission bei ihrer Gründung durch Katecheten in Verbindung kam. Ich habe meine Feststellungen bei einem Tangoa-Mann gemacht und bei einen Mann der Umgegend von Vila. Ob letzterer nun einen besonderen Dialekt sprach oder Macdonalds „Efate-Sprache", vermag ich nicht festzustellen, da mein ganz spärliches Material zu einem Vergleich nicht ausreicht.

[42]) S. z. B. Brown: „Autobiography", p. 312, pl.

Wörterverzeichnis.

	Weasísi (Tanna)	Niwa (Aniwa)	Tángoa	Efate
Boot (ohne Aufsatz)	tăpŏlọ́gă } nĕgā͡ū	wắgă	rắrŭă	rắrŭă
Boot (mit Aufsatz)	kăvịnẹhẹ́ } nĕgā͡ū	bắkā wắgă		
Auslegerbalken	rĭ́măl / rĭ́mẹ̆l	tsị‿ắmă	nă‿sắmă	sḗmĕn
Auslegerstange	nĭ́gĭ́ătụ	(tṓrụ) gĭ́ătŏ; (3)	kị́ătă	nă‿kị́ăt
Verbindungsstöcke	ọ̆ānụlű́l / wānụlű́l	fắ dṓdŏ; (4)	vărălắnă	lắgọ
Kastenaufsatz	nắkẹ	raŭwā͡ī	—	
In Naht eingenähte Streifen	nĕfắṅă	tă‿fắnă	—	—
Kokosfaserschnur	nắmkā	tă‿kắfă	—	—
Vorsteven	yā͡ūbŏn	ịmóă	—	—
Achtersteven	yā͡ūrĭ́sĭn	tă‿nŏmụ́rị	—	
Pagaje	nịvẹ́ă / nū̆ẹ́ĕ	sụ́ă	vắlŭs	nă‿vṓs
Ößfaß aus Kokosschale oder Holz	nị́ẹs	tă‿dắ	—	tătắ

Der polynesische Zug, der durch alle diese Verzeichnisse mehr oder weniger intensiv durchgeht, ist unverkennbar. Am meisten interessiert kíato; ich weise immer wieder darauf hin, daß dieses Wort für den nächst dem sáman wichtigsten Teil des Auslegergeschirrs charakteristisch ist für den polynesischen Strom. Es fehlt in der Tat fast nirgends dort, wo auch auf andere Weise ein starker polynesischer Einfluß nachzuweisen ist.

Fidschi, Tonga, Samoa, Niué, Cook-Inseln.

Wenn ich zum Schluß zu den Gruppen von Fidschi, Tonga und Samoa komme, und Niué und die Cook-Inseln hinzunehme, so muß ich mich hierbei in der Hauptsache auf die Wiedergabe meiner vergleichenden sprachlichen Verzeichnisse nebst wenigen Bemerkungen beschränken. Denn die Boote selbst sind in Wort und Bild von Forschern beschrieben worden, die noch die nun längst verschwundenen alten Bootformen jener Insel-Gruppen sehen konnten. Abgesehen von ein paar unbedeutenden Doppelbooten ist jetzt nur noch das große samoanische Kriegsboot in Apia vorhanden — tatsächlich „the last of her race". Die Samoaner haben es dem Deutschen Kaiser geschenkt, aber seine Größe und die enormen Transportschwierigkeiten haben bisher immer das Hinüberschaffen nach Deutschland verhindert, wo es hingehört, um als letztes Wahrzeichen einer großen Zeit, einer Völkerwanderung, in einem Museum einen Ehrenplatz zu erhalten. In Apia hat ihm zwar das Gouvernement ein gutes Schutzdach bauen lassen, aber das Klima der Tropen nagt hart an ihm. Schon jetzt verlangt es sehr große Reparaturkosten und wird bald eine Ruine sein. Ich habe Einzelheiten photographieren lassen und Sprachaufnahmen mit Hilfe eines alten Mannes gemacht, der selbst ein Schiffsbauer war und zu der Bemannung gehörte, die seinerzeit das Doppelboot auf seiner letzten Fahrt nach Apia brachte. Die Wiedergabe dieser Einzelheiten muß für eine spätere Gelegenheit zurückgestellt werden. Sie finden keinen Platz im Rahmen dieses Beitrages, weil mir das Vergleichsmaterial von anderen polynesischen Dialekten fehlt.

Wörterverzeichnisse.

	Súva Levúka (Fidschi)	Tongatábu Éua (Tonga)	Niué	Samoa	Atíu (Cook-Inseln)	Mitiáro Mā͡ūki Măngā͡īa (Cook-Ins.)
Boot (allgemein)	vắgă	vắkă	vắkă	vắ'ā	vṓkă	vắkă
Arten: (einfache)						
Einbaum (ohne Ausleger)	mbāvḗlọ / vĕlọvḗlọ	bōpắŭ / tăfăắṅă	—	pāọpắọ / fāọā͡ūṅụ́tụ / fụĕfụ́ă	—	pā͡īẹrẹ / pā͡īyẹrẹ
Offenes Auslegerboot	tắkịă	bōpắŭ fākă / tăfăắṅă	—	sắŭătọă		

	Súva Levúka (Fidschi)	Tongatábu Éua (Tonga)	Niué	Samoa	Atíu (Cook-Inseln)	Mitiáro Mau͡ki Măngaı͡a (Cook-Ins.)
Gedecktes Auslegerboot . .	zămăkau͡	bo̱pắŭ fākă pụ́ke hắmă tĕfụ́ă	—	so̱ắtau͡ tăfắắṅă ămătắsi̢	—	—
Auslegerboot ohne Stevenaufsatz	tábi̢la͡ī	—	—	vắ'ă ti̢lă tắsi̢ usw.	—	—
Doppelboot . .	ndrụ́ă	tŏ̋ṅĭăgi̢ kăli̢ă	văkă ha͡ī ụ́ă văka hẹkẹ tŏlụ	ăli̢ă	—	—
Samoa-Mon . .	—	—	—	tau͡mụălụ́ă	—	—
Baum	—	—	mŏ̱tă	—	—	—
Bauholz für Bootbau	—	—	lau͡fă	—	—	—
Das kleine Boot des Doppelboots . .	—	hắmă	—	le‿tụ́ i̢‿ắmă	—	—
Auslegerbalken . .	zắmă	hắmă	hắmă (fọ, Holz dazu)	ắmă	hắmă	hắmă
Auslegerstange . .	na͡ī‿kăsŏ̱ na͡ī‿kăsŏ	ki̢ắtŏ (ki̢ắtŏ tắpă die mittlere)	ki̢ắtŏ (kăfĭkă Holz dazu)	i̢ắtŏ	ki̢ắtŏ	(lụ́ă) ki̢ắtŏ (2)
Verbindungsstöcke .	mbắtŏtŏ	to̢ki̢tóki̢ (fā) kăhŏ̱ki̢	tŭtŭ̋ki̢	tụ́i̢tụ́i̢	—	—
Längsstangen über Auslegerstangen .	na͡ī sŭăsụ́ă (die 2 nächst Boot); na͡ī tămbămărău͡ụă (der eine nächst Verbindungsstöcke)	—	hi̢nŏ̊fĭ	lắṅo̢ lắṅo̢ ắmă	tắṅụ	(ta͡ī) tắṅŏ (1)
Verbindungsbalken eines Doppelboots	—	ki̢ắtŏ	—	i̢ắtŏ	ki̢ắtŏ	—
Kokosschnur . . .	—	kắfă	—	'ắfă	kă	kă
Liane, Rottang, Bast	măṅi̢măṅi̢	—	kărăpụ́ro̢ kălăpụ́lo̢	—	—	—
Längsbalken als Art Brücke über nach außen überstehenden kiato . . .	—	—	—	—	ŏ̋ă	—
Boots-Planke . . .	vŏ̋nŏ	—	—	fŏ̋nŏ (allgemein) tăẽlẹ, mătụ́ă, lăṅămătụ́ă (spec.)	—	—
Aufgesetzte Planke .	băvă	kắŭkắŭ	—	ŏ̋ă	—	—
Deck über Bug . .	tau͡	fŭ̋ṅa văkă	—	tau͡	ụ́tụ	ụ́tụ ụ́tụ mụ́ă ụ́tụ mụ́ri̢
Brücke über zămăkau͡	rắră dắmbẹ rắră	—	—	—	—	—
Auf Naht eingenähter Streifen . .	—	kŏ̋fẹ	—	ŏpŏ̋ṅi̢	—	—
Sitzbrett	văvắndā	—	nŏ̋fŏ̋ă	—	nŏṅ	nŏ̋ṅă
Kastenaufsatz vorn und achtern . .	—	—	bŭ̋kĕ	—	—	—
Kastenaufsatz, seine Seitenbretter . .	—	—	ŏ̱ă	ŏ̋ă	ŏ̱ă	(lụ́ă) ŏ̱ă

	Súva Levúka (Fidschi)	Tongatábu Éua (Tonga)	Niué	Samoa	Atíu (Cook-Inseln)	Mitiáro Ma͡uki Mänga͡ia (Cook-Ins.)
Brücke zwischen den Doppelbooten (Belag, 8 Stangen)	—	—	—	—	pāā́tă	—
Geflecht aus Kokospalmenblättern, zwischen letzter Sitzbank und Achterdeck	—	—	—	—	āliụ́kă	päpätụ́nüẹ
Langer, spitzer Aufsatz des Achterstevens	—	—	—	—	nṓkŏ	nṓkŏ nṓkŏ mụ́rị
Untere Spitze des Vorstevens . .	—	—	—	—	—	tĕrätị́
Vordere Stoßfläche des Vorstevens .	—.	—	—	—	—	la͡ī
Vorsteven	mụălā́͡ilā͡ī	mụ́ă ta͡ūmụ́ă	ụ́lụ	mụ́ă ta͡ūmụ́ă	mụ́ă	mụ́ă
Achtersteven . . .	—	mụ́lị ta͡ūmụ́lị	mụ́ịmụ́ị	mụ́lị ta͡ūmụ́lị	mụ́rị	mụ́rị
Kalfaterstoff . . .	—	—	pị́lị pịlị‿a͡ī	tṓgŏ	—	—
Mast	a͡ī‿vănā́ na͡ībănă	fā́nă	fā́nă	fānā́ tị́lă	—	—
Maststütze, -Schuh .	mdŏmdóm kŭlị́	—	—	vū́ṅă		
Segel	lā́ză	lā	lā	lā	—	—
Pagaje	vṓzẹ a͡ī‿vṓsẹ	fṓhẹ	fṓhẹ	fóẹ̆	ówĕ óĕ	óĕ
Steuerpagaje . . .	—	fṓhẹ ụ́lị	—	—	—	
Staken	na͡ī‿kără	tṓkọ	—	tṓ'ŏ	—	—
pagajen	vṓsẹ	ăālŏ	ā́lọ	ā́lọ	—	—
Wrickriemen von Fidschi	a͡ī‿zụ́ă	—	—	—	—	—
Ößfaß	—	—	ā́hụ (schöpfen)	tā́tă	íbụ (Kokos)	ịbụ́ (Kokos)

Zu dieser Zusammenstellung ist folgendes zu bemerken: Das hama von Tonga und ama von Samoa bedeuten neben Auslegerbalken auch das kleinere der beiden Doppelboote, ebenso wie kiato und iato neben den Auslegerstangen eines Auslegerbootes auch Name für die langen Balken sind, die quer über die beiden Fahrzeuge eines Doppelboots gelegt sind und sie miteinander verbinden. Die Entwicklung der einen aus der anderen Form ist hierdurch bewiesen, nicht aber, welche Form die frühere ist. Dagegen habe ich bereits an einer anderen Stelle gezeigt, daß die Sprache für die Entwicklung des Doppelboots aus dem Auslegerboot zu sprechen scheint. Die Konstruktion der Doppelboote scheint diese Auffassung handgreiflich zu bekräftigen. Denn wenn das Doppelboot der Anfang gewesen sein soll, so kann es doch nur so entstanden sein, daß ein Stamm auf den Gedanken kam, zwei Boote nebeneinander zu kuppeln, um das Fahrzeug breiter, stabiler und tragfähiger zu machen. Es kann nun kaum bezweifelt werden, daß die Erfinder zur Ausführung ihres Gedankens zwei Boote von gleicher Größe wählen werden. Nun bestehen aber in der Tat die polynesischen Doppelboote aus zwei ungleichen Gliedern, dem großen vaka und dem erheblich kürzeren und schwächeren hama. Also auch diese Erscheinung spricht dafür, daß sich das Doppelboot aus dem Auslegerboot entwickelt hat. Um

ihre entgegengesetzte Anschauung annehmbar zu machen, müssen ihre Vertreter (Stephan-Graebner: „Neu-Mecklenburg“, p. 191, Anm. 4) erst einen einleuchtenden Grund angeben, der das eine Fahrzeug eines Doppelboots immer mehr verkümmern ließ, bis es schließlich die Abmessungen eines Auslegerbalkens erreichte.

Das ụ́lị im Tonga fǭ́hẹ ụ́lị gibt Veranlassung, über dieses in seinen Abwandlungen allgemein M. P. Wort zu reden, von dem wir eingehende Reihen bei Marre („Aperçu“, p. 88), Brandes („Proefschrift“, p. 92) und Tregear („Dictionary“, p. 259) haben. Zu diesen mag noch genannt sein: Sawu: uli, Steuerruder (Kern: „Sawu“, p. 550); Sikka: uli, Steuerruder; uring, Achtersteven (Calon, p. 338); Bima: kamudi, Steuerruder (Jonker, p. 32); Bareë: guli; Sangir: uling (Kruyt, p. 25); Alfuren d. Minahassa: uuling, wowuling (Niemann: „Alf. Taal“, p. 82); Halmaheira-Sprachen: kamudi, lilim (Hueting: „Halm.-Groep“, p. 392—394); Rotuma: usuli (Gardiner, p. 524). Alles in der Bedeutung Steuerruder oder Steuerpagaje.

Bemerkenswert ist das mănị̇mắṅị von Fidschi, das einen Strick zum Binden, im besonderen eine aus Kokosfasern gedrehte Schnur bedeutet. In den Dialekten der Nusa-Sprache heißt ebenfalls mắṅmắṅị ein Rottang-Strick zum Binden, im besonderen die Rottang-Körbchen auf den Auslegerstangen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient aber aī͡ žụ́ă, weil es, wie ich glaube, bisher nicht die genügende Beachtung bei den Ethnologen gefunden hat. Während sich die primitiven, unberührten Indianer Amerikas zur Fortbewegung eines nicht segelnden Bootes der Pagajen, Doppelpagajen oder Staken bedienten, hat man bei Völkern der Südsee und Ost-Australiens, denen die Doppelpagaje durchweg fremd ist, noch Ruderkellen, Riemen und Wrickriemen beobachtet. Über die Ruderkellen ist schon an einer anderen Stelle gesprochen worden, die Riemen sind mir nur von den Admiralitäts-Inseln bekannt, der Wrickriemen nur von Neu-Caledonien, Fidschi und Tonga. Ich war höchst erstaunt, als bei der Insel Lóu, Admiralitäts-Inseln, meine Lóu-Leute zwei bisher von mir nicht bemerkte sehr lange Riemen primitiver Machart ergriffen und nun regelrecht in europäischer Weise rojeten. Da aus den Admiralitäts-Inseln seit einigen Jahren rekrutiert wird, und ein erheblicher Teil der angeworbenen Jungens in der Kolonie das „Pullen“ lernt, so zweifelte ich in Unkenntnis anderer Tatsachen keinen Augenblick, daß dieses Rojen erst neuerdings von den Weißen übernommen worden sei. Wenn mir diese Erscheinung auch höchst ungewöhnlich vorkam, so habe ich doch leider versäumt, mich nach Einzelheiten zu erkundigen. Denn es zeigt sich nun, daß Labillardière auf seinem Atlas, pl. 3, genau denselben Riemen abbildet, den ich sah, dessen Länge nach seiner Beschreibung genau dem von mir gesehenen entspricht und dessen Handhabung als Riemen voll und ganz mit dem übereinstimmt, was ich sah.

Fig. 124. **Riemen.** Lóu, Admiralitäts-Inseln.

Kurz vor d'Entrecasteaux hatte Kapitän John Hunter, der die Veranlassung zum Besuch des französischen Admirals gegeben hatte, gerade die hier in Frage stehende Insel besucht. Hunter unterscheidet nun ganz ausdrücklich zwischen Pagaje und Riemen, und seine Abbildung bestätigt seine Feststellung, daß bereits zu seiner Zeit die Lóu-Leute neben Pagajen Riemen verwendeten.[43])

Nun wissen wir ja, daß spanische, holländische und englische Schiffe vor Hunter die Admiralitäts-Inseln gesichtet oder flüchtig berührt haben, aber in der Tat so flüchtig, daß mir keine Tatsache bekannt ist, welche auch nur den Verdacht rechtfertigen könnte, diese Insulaner hätten das Rojen von Europäern übernommen. Da ich auch mit dem mir in Lóu für Riemen angegebenen Wort bắọ nichts anzufangen vermag, so nehme ich bis zum Beweis des Gegenteils an, daß Riemen und Rojen eine einheimische Erfindung sind.

Sicher ist dies der Fall bei dem Wrickriemen von Neu-Caledonien, Fidschi und Tonga. Denn abgesehen von der nachgewiesenen Schwerfälligkeit der Naturvölker bei Annahme solcher Erfindungen,[44]) und von der Tatsache, daß europäische Seeleute hauptsächlich im ruhigen Hafen, selten auf offenem Meere von Wrickriemen Gebrauch zu machen pflegen, beweist auch die jenem Ruderwerkzeug angepaßte Bauart ihrer Boote, daß wir eine alte einheimische Erfindung vor uns haben.

Die Beschreibungen in Wort und Bild sind einwandfrei klar, die drei Zeugen sind vollkommen unabhängig voneinander. Es kann kaum bezweifelt werden, daß wir auch hier eine Erfindung vor uns sehen, die nicht nur mehrfach gemacht worden ist, sondern sich auch mehrfach erhalten hat.[45])

Man wird annehmen können, daß der Wrickriemen mit dem dazugehörigen Doppelboot der vor-

[43]) Labillardière: I, 266; Atlas, pl. 3; — Hunter: loc. cit., p. 240, u. pl.

[44]) Friederici: „Schiffahrt“, p. 78.

[45]) Labillardière: Atlas, pl. 28, 44; — „Rovings in the Pacific“, I, 205; — Lambert, p. 188—189, 196—197.

melanesischen Bevölkerung von Neu-Caledonien und Fidschi angehört, und von letzterer Inselgruppe aus nach Tonga gelangt ist.

Die polynesische Form für Segel: la oder ra, führt in Abwandlungen über den größten Teil des M. P. Sprachgebiets hinweg; nur im Bismarck-Archipel und auf den Salomonen, wo es auf großen Strecken hin kein einheimisches Segel gab, ist eine sehr erhebliche und wichtige Lücke. Eingehende Reihen für dieses Wort haben wir bereits bei Marre („Aperçu", p. 90), Brandes (p. 50 bis 51), Kern („Fidjitaal", p. 147, 212) und Tregear („Dictionary", p. 384). Es mag noch erwähnt sein: Sawu: lai (Kern, p. 532); Rotti: la (Kleian, p. 274); Alfuren der Minahassa: leag (Niemann: „Alf. Taal", p. 116); Buru: lah (Hendriks, p. 156); Ambon: leallo, lailo, lale (van Hoëvell: „Landtaal", p. 124); Kai: la (Grube, p. 124); Jabim, Bukaua, Szeak-Bagili: la (Zöller, p. 506); Schellong, p. 59); Tami: la oder lag (Bamler, p. 227. 243); Rook: laei (Zöller, p. 506); Siar, Siassi: lai (Dempwolff, loc. cit.); Motu: lara; Keapara: la; Galoma: lala (Lawes, p. 153); Efate: lai (Macdonald: „Oceania", p. 156); Rotuma: lae (Gardiner, p. 521).

Abgesehen von diesem einen durchgehenden Wort herrscht in Melanesien — soweit meine Kenntnis reicht — eine ganz außerordentliche Verschiedenheit der Ausdrücke für Mast und Segel. Nichts, was auch nur einer kleinen Reihe ähnlich sieht, kann ich aus meinen zahlreichen Aufzeichnungen zusammenstellen. Zu bemerken ist vielleicht nur, daß im Bongu und Kapaur, zwei Papua-Sprachen in ganz verschiedenen Teilen von Neu-Guinea, sich rar und raar für Segel findet (Hanke, p. 239, und Le Cocq d'Armandville, p. 30).

Auf der Insel Atiu, Cook-Archipel, befanden sich vier Doppelboote von mäßiger Größe nebeneinander auf dem gehobenen Riff an einem beschatteten und geschützten Ort aufgestellt; eins von ihnen war damals noch ganz neu. Das kleinere der beiden Boote, wie auch der Auslegerbalken bei den Booten befindet sich auf den Cook-Inseln regelmäßig auf der Backbordseite. Ein Doppelboot ist so angeordnet, daß die Vorsteven der beiden ungleichen Boote auf einer Höhe stehen, der Achtersteven des rechten, des größeren, jedoch um etwa ½ bis 1 m über dem des kleineren nach hinten herausragt. Zwischen diesen beiden Booten und über den drei kiato befinden sich acht pāātā, Längsstangen. Alle Boote haben ein kleines aufgenähtes Vor- und Achterdeck, die miteinander durch aufgenähte Bordleisten längs der Bootsränder verbunden sind. Die kiato sind in diesen aufgenähten Bordleisten eingelassen, und zwar befinden sich die äußeren unmittelbar neben den kleinen Bugverdecken. Auf Mitiaro befanden sich noch zwei Doppelboote, auf Mauki habe ich keins gesehen, aber zehn sollen sich dort noch befinden. Ein drittes Doppelboot von Mitiaro war einige Monate vor unserem Besuch, im März 1909, auf dem Rückwege von Atiu zur Heimat spurlos verloren gegangen; 12 oder 13 Mann, die Blüte der jungen Mannschaft von Mitiaro, hatten sich auf ihm befunden. Auf Rarotonga, Mangaia und Rimatara der Austral-Gruppe habe ich keine Doppelboote gesehen oder etwas über sie gehört; es sind dort offenbar keine solchen Fahrzeuge mehr vorhanden.

Die Boote der von mir besuchten Cook-Inseln, zu denen ich in diesem Punkte auch Rimatara und — nach Hörensagen — auch Rurútu und Túbuai nehme, zerfallen in zwei Klassen: die von Atiu, Mitiaro und Mauki, und jene von Rarotonga, Mangaia, Rimatara, Rurútu und Túbuai. Die Boote der ersten Gruppe zeichnen sich aus durch die erhöhten Achtersteven (Fig. 125, 126), die zuerst bekannt geworden sind durch Cooks Beschreibungen der

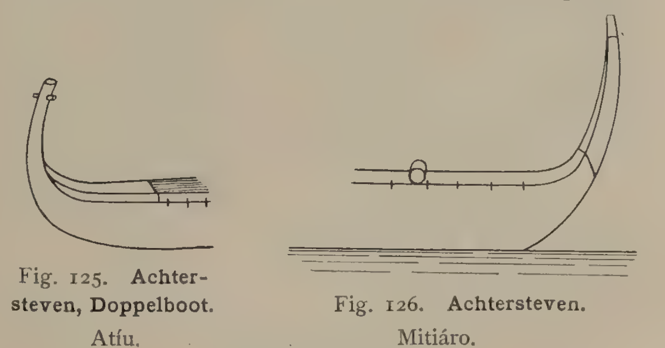


Fig. 125. **Achtersteven, Doppelboot.** Atíu.

Fig. 126. **Achtersteven.** Mitiáro.

Tahiti-Boote, und die man noch lange in den hohen Achtersteven-Aufsätzen der Boote der Maori bewundern konnte. Der Grund für diese erhöhten Steven ist derselbe wie der, welcher die hohen Aufsätze der Buka-Mons hervorgerufen hat. Er ist schon von Surville erkannt und hat dieselbe Erscheinung bei Kriegsbooten der Indianer Amerikas ins Leben gerufen.[46]) Er war ein Schutz, ein Schild für Krieger und Pagajer, ganz besonders beim Rückzug, wenn die Pagajer den Feind nicht sehen, seinen Geschossen nicht ausweichen konnten.

Die Vorsteven dieser Klasse von Booten sind erheblich niedriger, und zwar sind die von Atiu stumpf, nach oben gebogen, die von Mitiaro von ähnlicher Form wie die von Anuda. Das Ausleger-

[46]) Hawkesworth: III, 39; — Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Atlas, pl. 96, 104, 120; — Fleurieu: p. 131; — Friederici: „Schiffahrt", p. 108.

geschirr dieser Gruppe besitzt keine Verbindungsstöcke; die Auslegerstangen von Atiu besitzen am Ende kurze, rundgebogene Äste, die in einem Loch des Auslegerbalkens eingelassen und durch Verschnürung befestigt sind (Fig. 127). Bei Mitiaro

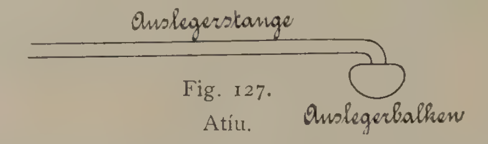


Fig. 127.
Atiu.

sind diese Äste etwas länger und mehr gebogen, in der Art, daß sie sich äußerlich schon mehr den gebogenen Auslegerstangen der Marquesas und von Hawaii nähern. Diese Befestigung sieht bei den

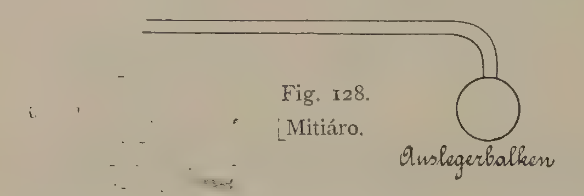


Fig. 128.
Mitiáro.

Booten von Mangaia und Rimatara absolut anders aus, wenn sie auch im Grundprinzip als übereinstimmend bezeichnet werden kann. Die Rundung fällt hier nämlich völlig fort, die Verbindungsstöcke sind mit den Auslegerstangen aus einem Stück, also in der Tat auch nicht vorhanden, ihre Form aber ist gewahrt (Fig. 129, 130). Wir sehen hier

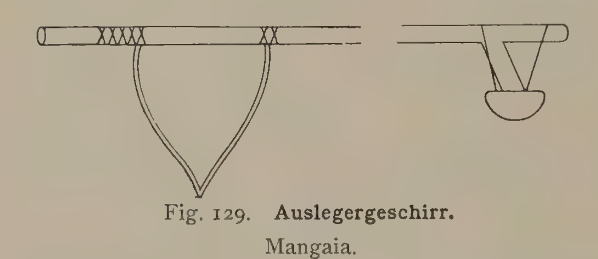


Fig. 129. **Auslegergeschirr.**
Mangaia.

äußerst interessante Entwicklungen vor uns, die noch lehrreicher werden, wenn wir noch weiter nach Osten kommen. Denn es ist nicht richtig, wenn gesagt worden ist, daß die Ost-Polynesier nur die gekrümmten Auslegerstangen ohne Verbindungsstöcke kennen: auf Tahiti, auf den Nord- und Süd-Tuamotus hatten alle Boote, die ich sah, nur die Achter-Auslegerstange in dieser Form, während die vordere mit Verbindungsstöcken befestigt war. Diese vorderen Stangen sind so weit entfernt davon, nach unten zum Auslegerbalken zu gekrümmt zu sein, daß sie ganz im Gegenteil in Tahiti und Makatea eine ausgesprochene Krümmung nach oben, vom Auslegerbalken weg, zeigen (Fig. 131), während sie in Niau und den Süd-Tuamotus gerade sind (Fig. 132). Es mag hier bemerkt sein, daß

Auslegerstange.

Fig. 130.
Rímatara.

wir eine leise Krümmung nach unten bereits in Indonesien, so in Bali (Fig. 1), bemerken, und dieselbe Krümmung nach unten, wie in Mitiaro, auf der Marianen-Insel Guam.[47])

Der zweite große Unterschied ist der, daß die Fahrzeuge der zweiten Gruppe die charaktervollen Steven von Atiu, Mitiaro und Mauki verlieren und recht gewöhnliche, zum Teil unschöne Einbäume

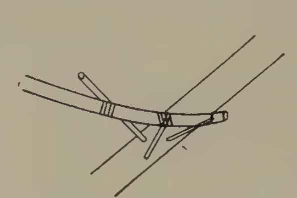


Fig. 131. **Befestigung der vorderen Auslegerstange.**
Makatea.

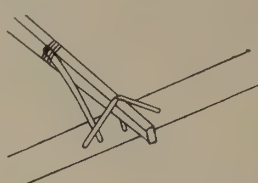


Fig. 132.
Niau.

werden. So sind die Boote von Mangaia stark gebaut, oben völlig offen, aus einem Holz, mit ringsherum laufender Bordleiste aus demselben Stück, für 4 bis 6 Personen; sie ähneln den Booten

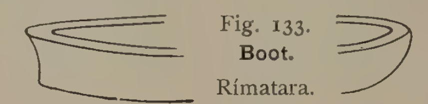


Fig. 133.
Boot.
Rímatara.

von Samoa. Der Ausleger liegt auch hier immer links; die kiato überragen an der entgegengesetzten Bordseite die Boote um etwa 50 cm (Fig. 129), der Auslegerbalken ist vorn spitz, achtern stumpf ab-

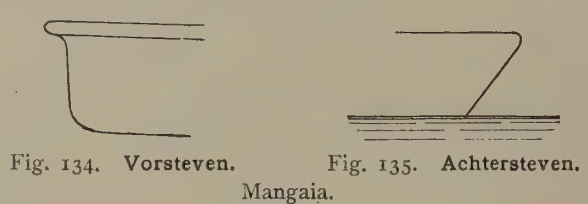


Fig. 134. **Vorsteven.** Fig. 135. **Achtersteven.**
Mangaia.

geschnitten. Ich habe immer nur zwei Auslegerstangen gesehen. Die Pagajen sind breit-lanzettförmig, ohne Krückengriff. Von Mast und Segel habe ich nirgends etwas gesehen; bei günstigem

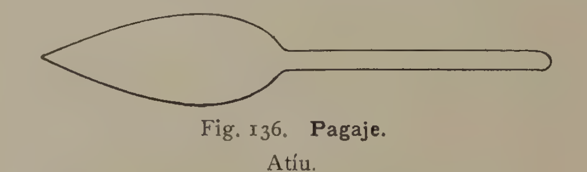


Fig. 136. **Pagaje.**
Atíu.

Winde von achtern hängen sie jedoch eine Matte an einer Stange auf. Wie hieran klar ein Degenerieren der Schiffahrt zu erkennen ist, so zeigt dies auch die Konstruktion der in dieser Verfassung für

---

[47]) Dumont d'Urville: „L'Astrolabe", Atlas, pl. 198.

lange Fahrten ganz offenbar nicht seetüchtigen Doppelboote. Denn ganz abgesehen von ihrer weit hinter dem großen Samoa-Doppelboot zurückstehenden Größe besteht jedes Boot aus zwei Teilen, die genau in der Mitte durch eine senkrechte Naht zusammengenäht sind. Staken habe ich nirgends bemerkt, jedoch in den meisten Booten eine Fischleine, die bei den Atiu- und Mitiaro-Fahrzeugen auf den charakteristischen, zwischen hinterster Sitzbank und Achterstevendeck gespannten Netzen zu liegen pflegten. In diesen Netzen ist im übrigen auch ein kleiner Unterschied: die von Atiu sind aus Kokosblättern geflochten, die von Mitiaro aus Kokosfaserschnur und sind viel weitmaschiger als erstere.

Von den Niué-Booten finden sich mehrfach Modelle in Museen, wenn auch keine guten; sie sind von der Art, wie sie an Ort und Stelle für den Handel gemacht werden. Die liebenswürdige Gattin von Rev. F. E. Lawes, Missionar auf der Insel, schenkte mir ein sehr gutes, aus Liebhaberei von einem Niué-Mann angefertigtes Modell. Fünfzehn dieser kleinen torpedobootartigen, wie ein Kajak gedeckten Boote, kamen der „Natuna" entgegen, als sie sich dem Ankerplatz näherte. Alle sind nur für je einen Mann bestimmt. Der vorn spitze, hinten stumpfe Auslegerbalken ist an zwei Auslegerstangen befestigt, die oben auf dem Kasten liegen. Jede Auslegerstange hat meist fünf Verbindungsstöcke, von denen vier in Paaren zu zwei sich schräg gegenüberstehen, während der fünfte senkrecht, und zwar meist vor der Stange, im Auslegerbalken steht. Quer über den beiden Auslegerstangen liegen in unregelmäßigen Zwischenräumen 1 bis 3 Längsstangen.

Es ist nicht möglich, am Schlusse dieses Beitrages alle die vielen größeren und kleineren gewonnenen Ergebnisse noch einmal zusammenzufassen. Einige von ihnen sind bei fehlendem Material noch unbefriedigend, und manche meiner Feststellungen können erst Wert erhalten, wenn durch vermehrte Forschungen wenigstens einige der großen Lücken ausgefüllt sein werden, welche die Südsee noch aufweist.

Auch dieser Beitrag dürfte die Tatsache beleuchtet haben, daß es kaum möglich ist, unter Vernachlässigung der Sprache gesicherte ethnologische und kulturhistorische Ergebnisse zu gewinnen. „Unsere Sprache", hat Jakob Grimm gesagt, „ist auch unsere Geschichte." Wenn die Ethnologen manchen Ergebnissen, die in den letzten Jahren auf kulturhistorischem Wege unter Vernachlässigung des linguistischen für die Südsee gewonnen worden sind, zustimmen, so tun sie das nicht, weil sie durch die kulturhistorische Methode klipp und klar bewiesen worden wären, sondern weil sie innerhalb des Rahmens des großen malaio-polynesischen Sprachgebiets fallen. Es würde eine arge Täuschung sein, wollte man sich dieser Tatsache verschließen und glauben, im kühnen Fluge über Zeiten, Weltmeere und Sprachgrenzen hinweg allein mit kulturhistorischen Gleichungen beweisen zu können. Daß anderseits auch die Linguistik, die glaubt, sich allein auf sich verlassen zu können, leicht zu Trugergebnissen führen kann, hat uns F. N. Finck gezeigt.[48]) Sprachenkunde, Völkerkunde, Anthropologie, Genealogie[49]) und Geographie müssen in der Südsee Hand in Hand gehen, um die Wissenschaft vom Menschen zu fördern.

---

[48]) Friederici: „Tuamotu-Inseln", p. 157—158, 176.

[49]) Trotz der unzweifelhaften Fortschritte, welche die polynesische Stammbaumkunde unter den Händen von Südseegelehrten gemacht hat, sind immer noch manche Ethnologen geneigt, ihre Ergebnisse zu niedrig einzuschätzen, oder sie kennen sie nicht. „Jede Überlieferung", sagt Lehmann-Haupt („Israel", 1911), „die sich bei einem Volke über dessen eigene Vorgeschichte, wenn auch in sagenhafter Gestalt und Umkleidung, erhalten hat, muß, so lange sie nicht geschichtlich und historisch-geographisch Unmögliches enthält, bis zum Beweis des Gegenteils als im Kerne historisch angesprochen werden."

Eine Stütze der Wandersagen liefern in nicht wenigen Fällen die geographischen Ortsbezeichnungen. Auf die Wiederkehr von Namen, wie Hawaii, Savaii und ähnlich, ist ja schon oft hingewiesen worden. Aber ich will hier noch an den Namen der Le Maire-Insel Wogéo erinnern, der gleich dem des größeren Waigéu zu setzen ist, und an Talavai oder Taravai der Mangareva-Gruppe, das den Inseln Taravai der Küste von Nord-Neu-Guinea und Tarawa der Gilbert-Gruppe entspricht. Über Nusa habe ich bereits an einer früheren Stelle gesprochen.

Dagegen wird nach meiner Überzeugung der Einfluß von Winden und Strömungen überschätzt. Der bekannte Aufsatz von Sittig in „Petermanns Mitteilungen" kann, was gründliche Untersuchung und Deduktion anbetrifft, nur als eine bescheidene Leistung angesehen werden, die wenig beweist. Mehrfach ist mir in den ostpolynesischen Inseln von Eingeborenen versichert worden: „Wir reisen mit Vorliebe und wenn es uns möglich ist gegen die vorherrschenden Windrichtungen und Strömungen, damit wir im Falle des Mißlingens der Fahrt eine gute Aussicht haben, mit eben diesen Winden und Strömungen wieder in unsere Heimat zurückzukehren."

Zusammenfassende Bemerkung zu den Beiträgen II bis IV.

Es müssen zum Schluß noch einige zusammenfassende Bemerkungen über die Beiträge II bis IV gemacht werden.

Diese drei Beiträge bilden ein Ganzes. Der Plan, das von mir heimgebrachte Material in einzelnen Abschnitten zu bearbeiten und von ihnen dann so viele wie möglich in diesem II. Teil der wissenschaftlichen Ergebnisse der amtlichen Forschungsreise zu veröffentlichen, war von mir vorgeschlagen und vom Vorsitzenden und den Mitgliedern der Landeskundlichen Kommission des Reichs-Kolonialamts gebilligt worden. Denn es war von vornherein nicht genau zu übersehen, wie viel nach Maßgabe der noch für die Expedition zur Verfügung stehenden Mittel publiziert werden konnte.

Während nun manches andere Material sehr verschiedener Art zunächst noch zurückstehen muß, habe ich diese drei ein Ganzes bildenden Teile in erster Linie zur Bekanntgabe herangezogen, weil sie neues Licht werfen auf kulturgeschichtliche Zusammenhänge innerhalb der einheimischen Bevölkerung des deutschen Schutzgebiets.

Es konnte in diesen drei Beiträgen nicht nur nachgewiesen werden, daß ein erheblicher und wichtiger Teil der Eingeborenen des Bismarck-Archipels unmittelbar auf die sogenannten Alfuren von Ost-Indonesien zurückgeht und ein verhältnismäßig junges Element in seiner neuen Heimat ist, sondern es konnte auch gezeigt werden, daß zahlreiche weitere Gruppen und Stämme der einheimischen Bevölkerung Melanesiens in diesen selben Gegenden Indonesiens fußen.

Die Beweise waren in ihren besten und schwerwiegendsten Teilen sprachliche, aber auch die Kultur der Eingeborenen in ihren geistigen und materiellen Gütern konnte mit Erfolg herangezogen werden, wie sie denn überhaupt bei solchen Untersuchungen möglichst immer hinzugezogen werden muß, um Hilfsstellung zu leisten.

Die Hauptarbeit aber in dieser Richtung ethnologischer Forschung müssen wir von der Linguistik erwarten, und sie wird sie leisten. Wohin Untersuchungen führen, welche die Sprache ignorieren und gleichzeitig eine weitgehende Unproduktivität der Naturvölker und eine Art von Stillstand oder Entwicklungsstagnation einmal herausgebildeter primitiver Kulturen zur Voraussetzung haben, ist gelegentlich von mir gezeigt worden.

Nun sind die Ergebnisse von Untersuchungen, die mit so einseitigen Mitteln geführt werden, noch nicht einmal so schlecht und können blenden, wenn sie über geographische Einheitsgebiete und selbst größere Räume nicht hinausgehen, sofern diese nur in sich zusammenhängen. Hierzu gehört das malaio-polynesische Völkergebiet, und hierher gehört Afrika.

In ersterem Falle haben Sprach- und Stammbaumkunde weitgehende Zusammenhänge und eine wellenartige Verbreitung primitiver Kulturen, eine nach der andern und eine über die andere, positiv nachgewiesen. Was Wunder also, daß da, wo wir Tatsachen vor uns haben, auch eine falsche Methode zu richtigen Schlüssen führt! Man kann auch mit einem falschen Beweise zu richtigen Ergebnissen gelangen, wenn diese Ergebnisse eben eine Tatsache sind. Aber sogenannte Kulturgebiete in Deutsch-Neu-Guinea abgrenzen zu wollen, ohne etwas von der Sprache zu wissen, kommt auf weiter nichts als auf eine Konjektur von zweifelhaftem wissenschaftlichen Wert hinaus, die solange angreifbar bleibt, bis eine sprachliche Nachprüfung ihre Richtigkeit bewiesen hat.

Für Afrika sind ebenfalls solche Zusammenhänge nachgewiesen worden, und auch das kann an sich nicht erstaunen machen; denn die ganze physische Beschaffenheit dieses Erdteils ist eine derartige, daß sie Völkerverschiebungen und Kulturübertragungen keine natürlichen Schwierigkeiten entgegensetzt, wie ja denn auch die Durchquerungen und die Erforschung Afrikas keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten mehr gemacht haben, nachdem man dies einmal erkannt hatte und die Forscherenergie der europäischen Völker in diese Richtung gelenkt worden war.

Ganz anders sehen die Dinge aber aus, wenn eine Untersuchungsart, wie sie die sogenannte „Kölner kulturhistorische Schule" anwendet, solche soeben charakterisierten geographischen Gebiete verläßt und in kühnem Fluge über Meere hinwegsetzt, welche primitive Völker nie in solcher Weise überbrücken konnten, daß sie, drüben angekommen, noch nachhaltigen Eindruck machen konnten, oder die sie in so weit zurückliegenden vorhistorischen Zeiten überschritten haben müssen, daß im Laufe der Entwicklung und inmitten ganz andersartiger geographischer Verhältnisse ihre Kulturgüter ganz gewaltige Veränderungen erlitten haben müssen.

Eine ethnologische Fliegerreise dieser Art, die Dr. F r i t z G r a e b n e r in seiner „Bogenkultur" nach Amerika gemacht hat, ist von einer mit seinen Theorien sympathisierenden Stelle als ein „interessanter Versuch" qualifiziert worden. Nun, ich glaube, daß kein Amerikanist — falls er nicht Spezial- oder Lokal-

Amerikanist ist, sondern das Feld übersieht — diese Zensur unterschreiben wird. Er muß in diesem Unternehmen vielmehr nicht nur einen mit unzureichenden Mitteln gemachten Versuch erblicken, eine bisher unbewiesene Theorie auch auf Amerika anzuwenden, sondern auch einen Versuch, der nicht einmal diese seine bescheidenen Mittel ausgenutzt hat, sondern aus ihnen z. T. nur das genommen hat, was seinen Voraussetzungen günstig zu sein schien, während die klipp und klar, und in einem Falle sogar kartographisch niedergelegten und von keinem Sachkenner bisher bestrittenen Tatsachen, die gegen jene Theorie sprechen, ignoriert worden sind.

Was hat in so hohem Grade dazu beigetragen, die Lehren und Theorien von Charles Darwin so groß zu machen? Was läßt sie noch heute als Pfeiler erscheinen und als Muster wissenschaftlicher Untersuchungsmethoden, wenn auch heute dieser oder jener der Pfeiler anfängt, im Lichte neuerer Kenntnis ein wenig zu wackeln? Sein peinliches, gewissenhaftes und höchst wissenschaftliches Verfahren, sich mit allem dem auseinander zu setzen, was gegen seine Auffassung sprach, und nicht nur alle Einwände zu entwaffnen, sondern auch zu versuchen, aus solchen scheinbaren Widersprüchen neue Stützen für seine Theorien zu gewinnen. Bescheiden hielt er immer zurück, in der Hoffnung, seine Auffassungen noch mehr fundamentieren zu können; erst auf Drängen seiner Freunde ist er in einzelnen Fällen zur Veröffentlichung geschritten. Nie würde er seine noch nicht anerkannten Lehren, so gut sie auch begründet sein mochten, in ein Lehrbuch hineingebracht haben oder als Tatsachen in ein Handbuch oder einen Führer, aus dem sich ein großes lernbegieriges Publikum Aufklärung und Wahrheit holen möchte.

Graebners Amerika-Episode in seiner „Bogenkultur“ wird und muß in ihren Ergebnissen abgelehnt werden.

Ich selbst habe persönlich die positive Überzeugung, daß die malaio-polynesische Kultur in ihren Ausläufern nach Amerika hinübergereicht hat, aber beweisen kann ich es nicht; man suche unter den Sprachen der Küstenbewohner des alten Inka-Reiches nach! vielleicht, daß sich dort noch ein Schlüssel findet.

Aber angenommen, daß die Überbrückung des Großen Ozeans durch die Polynesier bewiesen wird, so kann sie nur in verhältnismäßig sehr junger Zeit erfolgt sein, und nur sehr wenige können das Ziel erreicht haben. Die Insassen weniger Doppelboote waren es immer nur, welche die ostpolynesischen Inseln erreichten. Trotz der verschrienen Inzucht vermehrten sie sich hier, bis ihre Inseln übervölkert waren, und vielleicht gerade infolge dieser Inzucht bildete sich das körperlich schöne und geistig früher so sympathische Geschlecht heraus, mit dem uns die Entdecker bekannt gemacht haben.

Nach Amerika aber — vielleicht in Doppelbooten, wahrscheinlich auf Flößen mit Doppelmasten — können noch viel weniger gelangt sein, und diese sehr wenigen Seewanderer stießen dort nicht auf unbewohnte Inseln, sondern auf eine verhältnismäßig dichte alte Bevölkerung. Mehr als ein Körnchen Hefe in einem sehr großen Kuchenteig können sie hier im günstigsten Falle nicht gewesen sein.

Neben den kulturhistorischen Zusammenhängen, die in großem Umfange von mir in diesen drei Beiträgen nachgewiesen werden konnten, ist nun auch auf eine sehr große Zahl von Erscheinungen hingewiesen worden, die sich als Parallelen in der Südsee und über ganz Amerika hin finden. Meistens konnte in diesen Fällen festgestellt werden, daß es sich um Tatsachen handelt, die nach Maßgabe der Verhältnisse, der geographischen Umgebung, der Gleichheit des menschlichen Geistes usw., sich ohne Übertragung selbständig entwickeln oder selbständig entstehen konnten. Einige an verschiedenen Stellen unabhängig voneinander gemachte Erfindungen oder gleiche Betätigungen des primitiven Menschen konnten nachgewiesen werden.

Es wurden besonders solche Parallelen herangezogen, bei denen ihre Geringfügigkeit und scheinbare Nebensächlichkeit jeden Verdacht entfernt, auch sie könnten einer Kulturwelle ihre Entstehung verdanken, die sie von den Gestaden Ostasiens nach Zentral-Brasilien gebracht hat. Aber sie sind bei aller ihrer Geringfügigkeit doch wieder merkwürdig, sind zahlreich, mannigfaltig und doch wieder nur sporadisch oder wenigstens keineswegs überall vertreten.

Es wurde ferner in diesen Beiträgen sehr nachdrücklich der Finger auf die überall hervortretende Produktivität, ja Schaffensfreudigkeit primitiver Völker gelegt; es wurde betont, daß alles lebt und sich entwickelt, und daß sich selbst unter Völkern, die sprachlich oder auf andere Weise als nahe verwandt nachgewiesen sind, merkwürdige Unterschiede in ihrer Kultur herausgebildet haben. Man soll nicht nur das Gleiche zählen, messen und wägen, sondern auch das Ungleiche. Völker in Neu-Guinea und im Karaiben-Meer, denen vielleicht zehn Kulturerscheinungen gemeinsam sind, haben wahrscheinlich ebenso viele Hunderte, in denen sie sich voneinander unterscheiden.

Überblicken wir alles dieses, so können die Ergebnisse, die in dieser einen Richtung in den Beiträgen gewonnen wurden, etwa in folgenden Sätzen niedergelegt werden:

1. Unter primitiven Völkern sind Kulturzusammenhänge in großem, noch nicht hinreichend

genug gewürdigten und untersuchten Umfange vorhanden. Neben den historischen Tatsachen stellen Überlieferung, Sprache, anthropologische Daten, geistige und materielle Kultur prähistorischen oder gegenwärtigen Charakters diese Zusammenhänge fest. Selbst an sich würden Faktoren der zuletztgenannten Klasse genügen, wenn sie in hinreichender Qualität und Quantität nachzuweisen sind, und wenn ein Weg gezeigt werden kann, auf dem mit den Mitteln eines Naturvolks eine solche Übertragung möglich ist.

2. Es gibt aber noch eine große, nach Qualität und Quantität ebenfalls noch nicht hinreichend gewürdigte Menge von Erscheinungen im Leben eines primitiven Volkes, die selbständig entstehen oder sich entwickeln, und die an ganz verschiedenen Orten der Erde dort voneinander unabhängige ethnologische Parallelen bilden, wo die Natur- und Lebensbedingungen gleiche oder ähnliche sind. Zum Erkennen, Würdigen und Verstehen der Erscheinungen dieser Art können gewisse naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse nicht entbehrt werden. Denn primitive Völker sind in ganz anderer Weise von der Natur abhängig als jene vorgeschrittene Gemeinwesen und Völker, die den Gegenstand der Untersuchungen des Historikers bilden. Jene Verhältnisse müssen aus der Natur heraus erkannt und entziffert werden, denn der primitive Mann ist in ganz anderem und weiterem Sinne ein zoologisches Wesen, als das Mitglied einer gesitteten Gesellschaft.

Wenn daher für die Erscheinungen dieser Nr. 2 nicht im Sinne von Nr. 1 kulturhistorische Zusammenhänge nachgewiesen werden können, so muß an eine selbständige Entstehung gedacht werden, sowie nur die Natur- und Lebensbedingungen des betreffenden Volkes sie möglich erscheinen lassen.

3. Ist das letztere nicht der Fall und sind auch im Sinne von Nr. 1 kulturhistorische Zusammenhänge nicht wahrscheinlich zu machen, dann muß das Problem zunächst ungelöst bleiben, bis eine vermehrte Kenntnis, die in vielen Fällen nicht ausbleiben wird, dereinst gestattet, wieder an die Lösung heranzugehen.

4. Alle ethnologischen Probleme dieser Art dürfen nicht nur allein vom Standpunkt des Historikers aus betrachtet werden. Der Blick des Ethnologen schweift weiter, seine Aufgabe ist in gewisser Richtung umfassender, und Disziplinen, die für den Historiker untergeordnete Hilfswissenschaft sind, treten für den Ethnologen ins erste Treffen. Denn die Ethnologie ist kein „Zweig der Geschichtswissenschaft". Sie ist eine selbständige Wissenschaft, in der ein sich lediglich auf historische Mittel stützender Historiker versagen wird, mag er auch noch so hervorragend in seinem eigenen Fache sein.

Bemerkungen zur Sprachenkarte von Neu-Mecklenburg und den Nachbargebieten.

Es war ursprünglich geplant, in einem besonderen „Beitrag" mit Beigabe meines gesammelten linguistischen Materials als Belegstücke die sprachlichen Verhältnisse des mir bekannt gewordenen Deutsch-Neuguineas einer Untersuchung zu unterziehen. Aber der Umfang, den die vorliegende Arbeit bereits angenommen hatte, und die erheblichen Kosten, welche Text und Kartenmaterial der Gesamt-Veröffentlichung (Ergänzungshefte 3 und 5) dieser amtlichen Forschungsreise verursachen, sind Veranlassung gewesen, von diesem Plan abzustehen. Ich habe mich darauf beschränkt, im Beitrage über die Schiffahrt die hier gegebenen Gelegenheiten zu benutzen, um ohne wesentliche Umfangsvermehrung alle die sprachlichen Verhältnisse von der Humboldt-Bai bis zu den Salomonen an ihrer Stelle kurz zu berühren, die mir bekannt geworden sind.

Zu dem, was dort über die Sprachen und Dialekte von Neu-Mecklenburg und Nachbarschaft gesagt worden ist, füge ich noch das Folgende hinzu:

Bald nach meiner Rückkehr im Mai 1910 habe ich auf Grund meines wohlgeordneten und gut zu übersehenden sprachlichen Materials die Sprachenkarte mit verhältnismäßig geringer Mühe entworfen. Das Studium der Literatur und die Bemerkungen von E. Walden („Korresp.-Bl. Deutsch. Gesellsch. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch.", April 1911; p. 28 bis 30) geben mir keine Veranlassung, an meiner Aufstellung Änderungen vorzunehmen. Diese beruht auf 103 von mir aufgenommenen Wörterverzeichnissen. Sie sind je nach den sich damals bietenden Gelegenheiten von ungleichem Umfang und von verschiedener Güte. Nicht wenige gestatten mir die Aufstellung kleiner grammatikalischer Skizzen, während andererseits eine erhebliche

Anzahl nichts weiter darstellt, als kurze Wörterlisten. Aber auch diese waren für die Festlegung der Sprachgrenzen von großem Wert, falls nur ein einziges Verzeichnis von größerem Umfange aus der Gruppe vorhanden war, zu der sie gehören.

Für diejenigen Verhältnisse, die ich nicht aus eigener Anschauung kenne, oder für die ich selbst kein Material sammeln konnte — Butam, Taulil, Ostküste der Gazelle-Halbinsel — habe ich die einschlägigen Quellen — Schlaginhaufen, Parkinson — herangezogen.

Wie ich bereits an manchen Stellen bemerkt habe, ist es bei den Übergängen der Dialekte ineinander häufig sehr schwer, auch nur leidlich scharfe Grenzen festzustellen. Im allgemeinen aber hat mir die Zahl meiner Verzeichnisse gestattet, solche Grenzen den Verhältnissen entsprechend mit hinreichender Genauigkeit niederzulegen. An nicht wenigen Stellen sind sie absolut sicher belegt und so scharf, wie man es nur in einem unkultivierten, dünn bevölkerten und streckenweise scheinbar herrenlosen Lande erwarten kann.

Farbige Grenzlinien innerhalb der farbig angelegten Sprach-Bezirke bezeichnen markante Dialekt-Grenzen. Dagegen sind Dialekt-Unterschiede geringerer Intensität und auf ganz kleinem Raum — so auf der Neu-Lauenburg-Gruppe — nicht berücksichtigt worden. Solche Verhältnisse und ihre Beziehungen nach Neu-Mecklenburg und nach der Gazelle-Halbinsel hinüber würden Spezial-Karten verlangen.

Die den Beitrag „Schiffahrt" betreffenden Abschnitte des Inhaltsverzeichnisses weisen neben dem Nautischen und Technischen auch immer zugleich die sprachlichen Grenzen des behandelten Stammes oder Volkes aus.

Anthropologische Messungen.

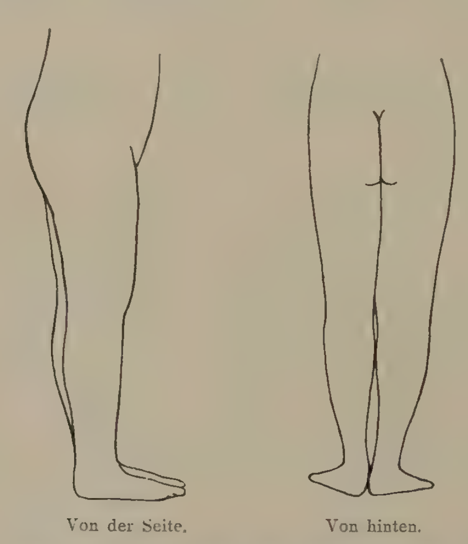
Die anthropologischen Feststellungen haben nicht zum wenigsten unter den Übelständen gelitten, welche früher skizziert worden sind. Wo der Aufenthalt stets kurz war und die Arbeitsanforderung eine große, war es nicht möglich, anthropologische Aufnahmetafeln auszufüllen, deren sachgemäße Erledigung für jede einzige die Arbeit von Stunden erfordert. Ich mußte mich daher von vornherein darauf beschränken, nur wenige Maße zu nehmen, aber diese an möglichst vielen Menschen. Denn es muß jedem auch nur einigermaßen geschulten Auge in Melanesien sehr bald klar sein, daß mit den Maßen weniger Individuen gar nichts zu machen ist. Die Verschiedenheit der Körper- und Kopfformen, die somatische Individualität ist selbst in den kleinsten Bezirken in Melanesien so groß, daß nur eine größere Anzahl von Personen gleichen Geschlechts und annähernd gleichen Alters einen Durchschnitt liefern kann, der für weitere wissenschaftliche Arbeiten verwendbar ist. Ein Blick auf die von mir bei 17 Lambom- und Lamassa-Leuten gewonnenen, stark variierenden Zahlen müssen dem Fachmann sagen, daß z. B. die drei von Emil Stephan gewonnenen Maßreihen („Neu-Mecklenburg", p. 195 ff.) und die daraus zu gewinnenden Ergebnisse nur einen bescheidenen Wert beanspruchen können. Ich gebe daher im folgenden in der Hauptsache nur solche Maßreihen, wo ich mindestens 10 Individuen desselben Platzes messen konnte. Auf Táuu (Mortlock) habe ich die ganze noch vorhandene reinblütige und gesunde Bevölkerung gemessen, und in Lambel alle Leute, die ich in diesem durch Dysenterie verheerten Lande überhaupt habe finden können. In diesen beiden Fällen, ebenso wie bei den bisher nie gemessenen neun Tumuip, dürften daher auch diese Reihen von einigem Wert sein, obwohl sie die Zahl 10 nicht erreichen. Auch ein paar auf den Palau-Inseln gemachte Messungen füge ich bei, da sie vielleicht geeignet sind, das von der „Hamburger Südsee-Expedition" unter Professor Krämer gewonnene Material zu ergänzen.

Leute, die ich mit gutem Gewissen Pygmäen nennen könnte, habe ich nie gesehen, wohl aber nicht wenige kleine Gestalten von einer durchschnittlichen Größe von 1,45 m bis 1,48 m. Wie die folgenden Listen ausweisen, konnten einige dieser Leute von mir gemessen werden; der Tumuip-Häuptling Kambule ist der kleinste von mir gemessene Mann mit 1441 mm; der längste von mir gemessene Tumuip-Mann hatte nur eine Größe von 1620 mm. Nicht wenige dieser Púluga-Bewohner sind mir durch eine geheime Tür ihrer Festung entwischt, und darunter sicherlich noch manche kleine Gestalt. Denn als ich durch das nördliche Tor der Palisade (s. Seite 84, Fig. 51) durchgekrochen war und plötzlich unter den erschreckten Insassen auftauchte, hatte ich den Ein-

druck, unter einem sehr kleinen Volke zu stehen, das ich wie Saul um Haupteslänge überragte. Aber Pygmäen sind es nicht.

Leider bin ich nicht in die Lage gekommen, diese von mir sowohl im Archipel wie in Neu-Guinea sporadisch gesehenen kleinen Leute durch den Augenschein mit jenen kleinwüchsigen Elementen zu vergleichen, die R. Pöch im Kai-Gebiet und anderenorts in Neu-Guinea gesehen hat und über die er in den „Sitzungsberichten" der Wiener Akademie (Math.-naturw. Kl., Bd. CXIV, Abt. I, p. 441; [1905]) und im „Globus" (XCII, p. 278, 281; [1907]) berichtet hat.

Ich kann nur sagen, daß die von mir gesehenen Leute sich in weiter nichts von ihren normal gewachsenen Stammesgenossen unterscheiden, als durch ihren kleineren Wuchs. Sie besaßen denselben kräftigen Körper, dieselben muskulösen Extremitäten von entsprechender, proportionierter Länge, und während die im Archipel bemerkten minderwüchsigen Leute den mehr gedrungenen und etwas klobigeren Körperbau der Ost-Neu-Pommern-Bewohner und der Neu-Mecklenburger zeigten, waren bei den kleinen Elementen von Neu-Guinea (z. B. Leitere-Gegend), die etwas feineren, eleganteren, auch mehr abgerundeten Formen der papuanisierenden Melanesier zu erkennen. Denn solch ein Unterschied, der nicht zu messen und auch wohl kaum immer durch die Photographie wiederzugeben ist, steht fest. Nie habe ich z. B. im Archipel die abgerundeten, ebenmäßig und absolut ohne Quer-



Erwachsener junger Mann aus Sissano (Neu-Guinea).

falte zwischen Sitzfleisch und Oberschenkel (s. Figur) verlaufenden Formen der Gestalten gesehen, die man in der Arop-Sissano-Ser-Gegend von Neu-Guniea sehr häufig, und keineswegs etwa nur bei sehr jungen Männern bemerken kann.

Leider konnten die Meßinstrumente nur während des ersten Teils meiner Reisen, und hier auch nicht immer, in Tätigkeit treten. Denn beim ersten Landungsversuch der „Hanseatischen Südsee-Expedition", bei Sissano an der Neu-Guinea-Küste, kenterte das Boot in der Brandung, und mit der Hälfte der Bootsbemannung, die ertrank, und mit sämtlichen Apparaten, Instrumenten und Waffen ging auch mein ganzes anthropologisches Handwerkszeug verloren. Auch nicht ein Stück wurde wiedererlangt ober blieb mir auf dem Schiff als Reserve; eine Nachbestellung hat mich nie mehr erreicht.

Wenn somit meine gewonnenen Ergebnisse nur sehr bescheiden sind, so haben sie doch den Vorzug, mit den Martinschen Instrumenten in äußerst peinlicher und gewissenhafter Weise nach den Grundsätzen von Professor v. Luschan ausgeführt worden zu sein. Ich möchte Herrn Geheimrat F. v. Luschan an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen, daß er mir gestattet hat, im Wintersemester 1907 seinen lehrreichen Vorlesungen als Hörer und seinem praktischen anthropologischen Meßkursus als Schüler beizuwohnen.

Das Messen ist, wie jeder praktische Anthropologe weiß, keine reine Freude unter Naturvölkern, und war es dies ganz besonders nicht bei den schmutzigen Baining. Dafür haben sie aber den Vorteil, daß man mit ihnen nicht lange zu parlamentieren braucht, um Vorurteile zu beseitigen. Der Baining, als Sohn eines Sklavenvolkes in den Augen der übrigen Melanesier, gehorcht, wenn man ruft, und, in Vorurteilen befangen oder nicht, er kommt, setzt sich zitternd hin und läßt sich messen. Daher die verhältnismäßig große Zahl meiner Baining-Reihen.

Eine Sammlung von mehr wie 150 zum Teil vorzüglich gelungenen Hand- und Fußabdrücken hat Herr Professor Dr. Schlaginhaufen gütigst übernommen, gemeinsam mit seinem eigenen Material zu bearbeiten, ebenso wie er sich auch der von mir heimgebrachten Schädelsammlung annehmen wird, die sich im Besitz des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin befindet.

In den folgenden Reihen sind Längenbreitenindex des Kopfes und der Durchschnitt der Körpergröße ausgerechnet, im übrigen werden aber die Listen vollständig gegeben. Denn es ist sicherlich für einen Anthropologen interessant, die Variationen zu beobachten, die selbst bei einem somatisch so einheitlichen Volk, wie die Baining, zu beobachten sind.

Es folgen die Reihen:

I. Baining.

Aufgenommen im Oktober 1908.

Sämtliche gemessenen Baining sind Bewohner der Berge; soweit nicht besonders angegeben, waren sie alle Männer im kräftigen Mannesalter oder ausgewachsene junge Leute. Alle Baining, Männer und Weiber, sind kräftig und gut genährt. Beine und Füße sind sehnig und stark ausgebildet; die Füße sind grob, plump, mit unglaublich dicker Sohlenhaut; die große Zehe steht häufig sehr weit nach außen, wie vielfach bei Bergbewohnern im Archipel. Die Leute sind meistens prognath, nicht selten auffallend stark. Die Nasenwurzel liegt tief, die Augenwulste springen stark hervor. Der Ohrmuschelrand ist häufig sehr flach, Darwin'sche Höckerchen vorhanden, aber keineswegs besonders ausgesprochen. Die Leute von 1—22 hatten sämtlich, die anderen nur zum Teil die Nasenflügel von oben durchbohrt, wie man das bei den Polynesiern auf Nukumanu und Luaniua sieht. Die Augen haben Nr. 3 und 4 der Martinschen Tafel, die Haut die Nummern 29 und 30 der v. Luschanschen Tafel. Die Haare sind durchweg natürlich schwarz und werden kurz getragen; ein Baining kennt keinen Kamm. Nur ein Mann aus Ndắtyē hatte seine Haare mit Kalk gebeizt. Mit Ausnahme eines Jungen, den ich unterwegs im Walde traf, sind alle die Hunderte von mir gesehenen Baining, Männer und Weiber, sämtlich mit Hautkrankheiten behaftet, meistens mit Ringwurm, zu dem häufig noch Krätze hinzutritt. Sämtliche gemessenen Baining stammen aus dem Hinterland von Weberhafen, und zwar im besonderen: die Leute von 1—22 aus Pingcharĭb, Rendingí, Márigí, Limbōchắ; die Leute von 23—40 aus Arotkí und Ndắtyē; die Baining von 41—69 aus Lamerĕnim, Mĕrŏm und Nibsĭgat; die letzten zwölf aus Rāñgūlĭk, Inenắl, Koldaingberŏs und Pūkpūkndĕng (cf. „Peterm. Mittl." 1910, Taf. 33).

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes mm	Größte Breite des Kopfes mm	Größte Jochbogenbreite mm	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung) mm	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.) mm	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) mm	Höhe der Nase mm	Körpergröße mm
1	175	149	138	48,5	111	108,5	53	1601
2	180	160	134	54	131	110	53,5	1518
3	181	149	129	47,5	122	108	48	1582
4	178	147	134	50	122	107	46	1565
5	174	147	131,5	51,5	116	109	53	1540
6	185	153	146	57	130,5	117	54	1648
7	186	151	142	44	119	107	51	1661
8	176	147	136	45	121	107	49	1505
9	184	153	135	52	126	116	45	1503
10	179	149	137	39	132	113	47,5	1564
11	174	148	128	42	117	107,5	49	1599
12	178	145.5	136	45	124	107	53	1652
13	178	146	132	53	119	106	53	1601
14	175	150	134	42	113	103,5	47,5	1568
15	174	155	142	49,5	126,5	113	53	1602
16	181	148	136	51	127	102	50	1538
17	171	145	131	45	119	102	44.5	1549
18	169	144,5	141	42,5	119	111	47	1677
19	183	144	138	50	128	97	48	1556
20	174	144,5	126	49,5	119	103	48	1477
21	172	146	130	45	118	91	43.5	1524
22	177	144	136	47	123	122	51	1590,5
23	172	144	131	42	117,5	110,5	45	1607
24	179,5	152	137	41	122	116	47	1669
25	178	157	143	45	122	105	47.5	1526
26	178	153	134	50	122	117	55	1720
27	180	146	138	49	110	103.5	45	1604
28	179.5	159	145	48	119	122	53	1671
29	169	148	127	44	113	111	51	1586
30	169	143	127	45	117.5	108	48	1571
31	166	141	128	47	117	106	47	1556
32	176	154,5	136	43	106	111	50	1579
33	183	149	134	46	110	118	47.5	1643
34	177	153	136	48	115	112.5	49,5	1570
35	179	147	133	41	120	105	47	1571
36	179	146	136	39	111	112	43	1519
37	176	139	131	42,5	117,5	103,5	49	1564
38[1]	169	145	129	40	112	111	46	1357
39[1]	167	151	127	42	102	110	41	1472
40[1]	178	144	123	39.5	125	102	43	1570
41[2]	177	152	147	50	107	111	52	1604
42	185	147	144	49.5	121	114	50	1628
43	177	148	143	45	119,5	122	50,5	1734
44	171	153	126	49.5	120,5	117	54,5	1465
45	184	153	139,5	51,5	129,5	110,5	45	1658
46	181	151,5	151	49,5	115	116,5	49,5	1629
47	169	144	135	40,5	122.5	116	49,5	1613
48	180	140,5	137	45	124	92	44	1659
49	187	144	141	45	124	113	52	1616
50	182	152	137	46	122,5	114	47	1595
51[3]	186	157	134	50	131	113	47	1593
52	185	153	140	47	115.5	112	50	1640
53	178	151	138	41.5	129	115	54	1644
54	181	150,5	140	44	119,5	108,5	48	1554
55[3]	165	140	134	47	114	112	52	1635
56	178	159	147	53	124	110,5	48	1706
57	171	149,5	130	42,5	123	116	52	1505
58[3]	185	144	141	44	117	106,5	45.5	1585
59	183	145	130	51	121,5	105	46,5	1579
60	183	149,5	137	46	126	112	45,5	1579.5
61	177	149,5	137.5	43,5	121	110	51	1597
62[3]	176	145	137	51	121,5	113,5	52	1642
63	187	152	140	46	114	106	48	1729
64	178	139,5	132	45	112	111	46	1529
65	175	149,5	132	41	128	97	42	1460
66	183	144	132	47	122	115	50	1596
67	171	145	130	45	121	103	45	1562
68	176	154	140	53	128,5	114	45	1606
69	184	155	144	50	136.5	114	49	1716
70	170	153	136	45	128	118	51	1606
71	183	145	135	50,5	124	115	51,5	1563
72	176	143	136	53	132	117	54.5	1543
73	180	153	141	45	124	109	42	1587
74	173	140	130,5	48	126	114	46	1591
75	178	153	140	53	120.5	109,5	56	1690

[1]) Knabe.
[2]) Häuptling.
[3]) Sehr prognath.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes	Größte Breite des Kopfes	Größte Jochbogenbreite	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung)	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.)	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel)	Höhe der Nase	Körpergröße
	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm
76	176	146	143	54	111	107	48	1519
77	178	150	141	47	130,5	119	51	1586
78	177	151	138	52	117	102	44	1462
79	183	152	149	45	112	111	47	1606
80	174	147,5	129,5	46,5	116	111	48,5	1519
81	178	145	140	49	110,5	112	52	1588

Anmerkung. Der Längenbreiten-Index dieser 78 Baining-Männer ist: 83,5. Sie sind also Brachykephalen. Ihre durchschnittliche Körpergröße beträgt 1591 mm.

II. Tŭmúip.

Aufgenommen im Oktober 1908.

Diese Leute unterscheiden sich somatisch gar nicht oder höchstens durch etwas geringere Körpergröße, der Kultur nach nur unbedeutend von den Baining; nur ihre Sprache zeigt, daß sie von diesen zu trennen sind. Die gemessenen Leute gehören zum Palisadendorf Púluga. Der Häuptling Kambule ist der kleinste von mir in der Südsee gemessene Mann (cf. „Peterm. Mittl." 1910, I, 189ff.; II, 75).

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes	Größte Breite des Kopfes	Größte Jochbogenbreite	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung)	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.)	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel)	Höhe der Nase	Körpergröße
	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm
1	177	148	137	42	115	113	50	1588
2	190	151	141,5	45	105	101	46	1564
3	181	146	136	48,5	123	108	46	1557
4	189	160,5	143	45,5	114	119,5	44	1574
5[1])	180,5	146,5	134	49	119	99	45	1441,5
6	180	151	132	44,5	115	125	47,5	1620
7	184	148	139	49,5	125	118	53	1590
8	177	154	133	45	114	113,5	46,5	1527
9	173	144	133	50	109	109,5	47	1538
10[2])	169,5	142	125	38,5	124	108	46	1525

Anmerkung. Der Höhenbreiten-Index dieser 9 Tumuip ist: 82.7. Die durchschnittliche Körpergröße: 1556 mm.

III. Palau-Gruppe.

Aufgenommen im April 1909.

Die gemessenen Leute, ausgewachsene junge Männer, stammen her: Nr. 1 aus Eirēī auf Baobeltaob; Nr. 2 und 3 aus Koreór; Nr. 4 aus Insel Mólochol (Mólokol, Málakal) bei Koreór; Nr. 5 aus Pilílju (Pilíliu); Nr. 6 aus Angāūr. Die Augen der Leute sind Nr. 4 der Martinschen Tafel. (s. Tafel II, Abb. 8.)

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes	Größte Breite des Kopfes	Größte Jochbogenbreite	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung)	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.)	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel)	Höhe der Nase	Körpergröße	Kleinste Stirnbreite	Breite über den Gehörgängen	Unterkieferwinkelbreite	Breite der Mundspalte	Spannweite der Arme (von vorn)	Bemerkungen
	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	
1	188	148	135	43	130	114	38	1649	113	135	97	50,5	1801	Der Längenbreiten-Index dieser 6 Palau-Leute ist: 80,8, die durchschnittliche Körpergröße: 1622 mm.
2	182	157	121	39	144	107,5	46,5	1639	118	137	117	52	—	
3	181	146	139	43	117	107,5	44	1489	115	136	105	55	1655	
4	191	147	126	41	139	113	53	1721	111	132	96	54	1812	
5	187	153	146	41	136	108	43	1657	118	146	119	59	1788	
6	187	151	134	38,5	122	106	45	1575	109	143	103	59	—	

IV. Insel Tsoi-Boto, bei Neu-Hannover.

Aufgenommen im Mai 1908.

Es handelt sich um zehn ausgewachsene junge Leute und Männer im besten Alter.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes	Größte Breite des Kopfes	Größte Jochbogenbreite	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung)	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.)	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel)	Höhe der Nase
	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm
1	182	148	140	41	134	107	52
2	187	146,5	133	39	117	117	52
3	179,5	151	139	39	123	121	52
4	186,5	152	132	41,5	124	109	51
5	168	152,5	132,5	40	129,5	112	51,5
6	191	147	131	46	120	109	51
7	180	148	121	41	102	107	59
8	188	136	134	41	111	119	53
9	192	150	130	43	112	125	50
10	184	150	140	49,5	120	116	48

[1]) Kambule. — [2]) Knabe.

Auffallen müssen hier die z. T. erheblichen Werte für die morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) verglichen mit der Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel). Der Längenbreiten-Index dieser 10 Leute ist: 80,6.

V. **Namatanai-Bo-Pire** (Mittel-Neu-Mecklenburg).

Aufgenommen im August 1908.

Es handelt sich durchweg um kräftige junge Leute, die den Durchschnitt ihres Stammes repräsentieren. Nr. 1—7 sind Namatanai-Leute, Nr. 8—18 Bo-Leute und Nr. 19—26 Pire-Leute.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes mm	Größte Breite des Kopfes mm	Größte Jochbogenbreite mm	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung) mm	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.) mm	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) mm	Höhe der Nase mm	Körpergröße mm
1	180	149,5	140	45	112	110	48	1612
2	172	138,5	128	38	99,5	111	45	1595
3	179,5	147,5	136	37	106,5	111	44,5	1551
4	189	153	139,5	48,5	125	123	53	1658
5	176	138	138,5	45	96	110	45	1646
6	183	154,5	143	44,5	125	113,5	47	1586
7	196	148	137	35	122	111,5	50	1627
8	183,5	150,5	139	40	111	118,5	50,5	1723
9	197	148	147	50	124	107	50	1650
10	184,5	141	131,5	41	117,5	121,5	48	1667
11	173	145	135	44	105	111,5	45,5	1608
12	184,5	152	139,5	45	123,5	117	52	1646
13	181	142	129	38	113	107	—[1]	1530
14	182,5	147	138,5	38	115,5	113	44	1592
15	184,5	143,5	135,5	44	122	119,5	45	1559
16	192,5	150	140	46	119	119,5	50,5	1606
17	183	153,5	143	42,5	113	106	44,5	1614
18	190	151,5	147	46	125	118	45,5	1687
19	176	147	130	40	125	117,5	50	1564
20	185	141	130	42	110	114	50	1605
21	191	141,5	138	40	122	113	51	1526
22	178	148	137	42,5	102,5	112	47,5	1678
23	184,5	150,5	137	47,5	123,5	118	52,5	1589
24	188	144	144,5	43	131,5	123,5	55	1693
25	181	154	140	43	138	116,5	53	1680
26	185	151	131	41	123	110,5	44	1573

Anmerkung: Der Längenbreiten-Index dieser 26 Leute ist: 80,2, der Durchschnitt der Körpergröße: 1618 mm.

VI. **Táuu** (Atoll Mortlock, östlich Neu-Mecklenburg).

Aufgenommen im September 1908.

Auf dem Atoll Táuu befanden sich Ende September 1908 nur noch zwölf reinblütige polynesische Einwohner, von denen aber nur 8 meßbar waren; denn ein alter Mann und ein altes Weib waren schwer krank, während die einzigen beiden Kinder des Dorfes zwei Knaben von etwa 5 und 7 Jahren waren. Die Augenfarbe dieser Leute ist Nr. 6 der Martinschen Tafel, mit etwas mehr blau. Die Hautfarbe zeigt die Nummern 22—26 der v. Luschanschen Tafel.

[1]) Nase am Septum zerstört.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes mm	Größte Breite des Kopfes mm	Größte Jochbogenbreite mm	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung) mm	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.) mm	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) mm	Höhe der Nase mm	Körpergröße mm
1[1])	187	137	129	40	114,5	117	52	1610
2[2])	199,5	157	140	49	141	134	53	1842
3[3])	189	157	147,5	50	130	111	51,5	1758
4[4])	198	160,5	143	45	140,5	111,5	46	1631
5[4])	198	156	147	51	131	131	60	1699
6[5])	175	142	129	41,5	130	101	51	1536
7[3])	191	147	142	48,5	140	121	53	1699
8[2])	189	147	139	45	131	112	52	1666

Anmerkung. Der Längenbreiten-Index dieser sieben Männer ist: 78,5. Die durchschnittliche Körpergröße: 1700 mm.

VII. **Kambotorós-Lamassa** (Südspitze von Neu-Mecklenburg).

Aufgenommen Anfang September 1908.

Die Nummern 1—3 bezeichnen Kambotorós-, also Lambóm-Leute. Die Nummern 4—17 Lamassa-Leute; alle waren Männer im besten Alter oder ausgewachsene junge Leute. Nr. 9 stammt aus Kamkabáng bei Lamassa.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes mm	Größte Breite des Kopfes mm	Größte Jochbogenbreite mm	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung) mm	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.) mm	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) mm	Höhe der Nase mm	Körpergröße mm
1	185	144	141	41	117	115	52	1710
2	193	145	137	45	104	134	61	1730
3	192	148	140	42,5	126	106	52	1796
4[6])	191	150	145	47	119	120	47,5	1675
5	189	149	141,5	50	116,5	111	51,5	1592
6	186	143	138	41	113	119	53,5	1597
7	185	157	143	43	130	131	55	1624
8	179	138	130	41	124	117	52	1648
9	189	139	124	50	100	117,5	48	1587
10	191	149	147	44,5	115,5	114	46	1686
11	180	143	130	43	107	115	48	1640
12	189	155	145	42	138	118	52	1672
13	183,5	146,5	144	39,5	125	111	48	1594
14	188	147	140	48	134	111,5	48	1630
15[7])	206	152	147	53,5	113	125	50	1739
16	190	157	137	45	137,5	114	51	1650
17	186	147	136	45	111	111	54	1643

Anmerkung. Der Längenbreiten-Index dieser 17 Leute beträgt: 78,4. Die durchschnittliche Körpergröße: 1659 mm.

[1]) Häuptling, mittleren Alters.

[2]) Mittleres Alter.

[3]) Greis.

[4]) Greis. Der alte Mann geht stark gebückt, war also früher größer.

[5]) Weib mittleren Alters.

[6]) Panake (Häuptling).

[7]) Emándriu.

VIII. Lambel (Binnenland von Süd-Neu-Mecklenburg).

Aufgenommen im August und September 1908.

Von diesen 7 Leuten stammen Nr. 1 u. 2 aus Kambangeríu, Nr. 3 aus Kóndo, Nr. 4—7 aus Yálui. Hautfarbe 26, beim Weib und Knaben aber 25.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes mm	Größte Breite des Kopfes mm	Größte Jochbogenbreite mm	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung) mm	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.) mm	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) mm	Höhe der Nase mm	Körpergröße mm
1	187	143	132	43,5	115	120	50,5	1571
2[1])	176	138	119	38	126	101	43,5	1537
3	183	142	131	42,5	106	112	47,5	1620
4	189	141	139	50	90	117	48	1631
5	175	136	127	41,5	100	116	46	1640
6	181	144	130	40,5	117	110	47	1551
7[2])	176	121	123	43	118	104	44,5	1490

Anmerkung. Der Längenbreiten-Index der fünf Lambel-Leute ist: 77,2. Die durchschnittliche Körpergröße: 1602 mm.

Es mag an dieser Stelle bemerkt sein, daß ein paar Leute, die ich in Aigrán, Landschaft Malol, Eitapé, Neu-Guinea, gemessen habe, auch den Längenbreiten-Index von 77,2 zeigten.

IX. Nukumanu (Tasman-Atoll).

Aufgenommen im September 1908.

Die wenigen Männer, die mir vielleicht auf Luaniua (Ongtong Java) zur Verfügung gestanden hätten, verzichtete ich zu messen. Denn unter kleinen untersetzten Gestalten, welche die Mehrzahl bildeten, befanden sich einige auffallend lange, z. T. gut gewachsene Figuren. Wie die West-Karolinen-Leute bis zum heutigen Tage haben auch die Luaniua-Männer den guten Geschmack, die europäische Kleidung abzulehnen und im Maro ihrer Väter zu gehen. Von den Nukumanu-Leuten, welche die Augen Nr. 3 und die Hautfarbe Nr. 22—24 zeigen, sind von 14 Männern meine vollen Maße genommen worden, während von weiteren 9 Männern nur die beiden Hauptkopfmaße festgestellt wurden.

[1]) Weib.

[2]) Knabe.

Laufende Nummer	Größte Länge des Kopfes mm	Größte Breite des Kopfes mm	Größte Jochbogenbreite mm	Breite der Nase (größte seitliche Ausladung) mm	Ohrhöhe des Kopfes (Oberrand des Tragus bis Scheitel proj.) mm	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel) mm	Höhe der Nase mm	Körpergröße mm
1	195	140	141	40	130	107	53	1683
2	191	140	131	40	122,5	120	54	1700
3	191	142	132	40	133	113	43	1533
4	182	133	125	38	119	113	51,5	1700
5	188	140	131,5	38	130	104,5	45	1612
6	187	145	134	50	140	118	49	1640
7	189	144	140	48	115	125	51	1695
8	189	140	129	41	125	108	50	1560
9	192	143	144	43	127	107	45	1579
10	192	140	134	44,5	135	118	50	1556
11	195	145	141	41	129.5	117	51	1642
12[1])	180	140	124	41	124	98	42	1491
13[1])	179	134	117	37	127	96	42	1470
14[1])	179	137	115	35,5	132	97	44	1449
15	180	140	127	41	112	112,5	55	1700
16	189	138	134	43,5	140	120	54	1619
17	187	143	136	40	130	112	45	1732

Lfde. Nr.	Kopfmaße		Lfde. Nr.	Kopfmaße	
	Länge	Breite		Länge	Breite
1	187	139	6	188	143
2	194	139	7	185	144
3	176	132	8	186	146
4	189	140	9	191	140
5	189	142			

Der Längenbreiten-Index von 23 Nukumanu-Männern ist: 74,7, die durchschnittliche Körpergröße von 14 Nukumanu-Männern: 1639 mm.

Die Nukumanu-Leute sind also die einzigen Dolichokephalen unter den von mir gemessenen Leuten.

[1]) Knabe.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.

Zu: Dr. Friederici, Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neuguinea.

Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten. Ergänzungsheft 5.



Abb. 1. **Kábui.**



phot. E. Wolf.

Abb. 2. **Dorfstraße auf Jap. West-Karolinen.**



phot. L. Gauthier.

Abb. 3. **Melanesier. Die Natuna-Jungens auf dem Bollwerk von Papeete, Tahiti.**



phot. Dr. E. Wolf.

Abb. 4. **Frauen und Mädchen von Ndai, Gower-Insel; Brit. Salomonen.**



phot. Dr. E. Wolf.

Abb. 5. **Dorfszene auf Wogeo, Le Maire-Inseln; Neu-Guinea.**



phot. Dr. E. Wolf.

Abb. 6. **Dorfszene auf Feis, West-Karolinen.**



phot. Dr. E. Wolf.

Abb. 7. **Lamassa, Süd-Neu-Mecklenburg, vom Wasser aus.**



phot. H. Prager.

Abb. 8. **Eingeborene der Palau-Inseln.**



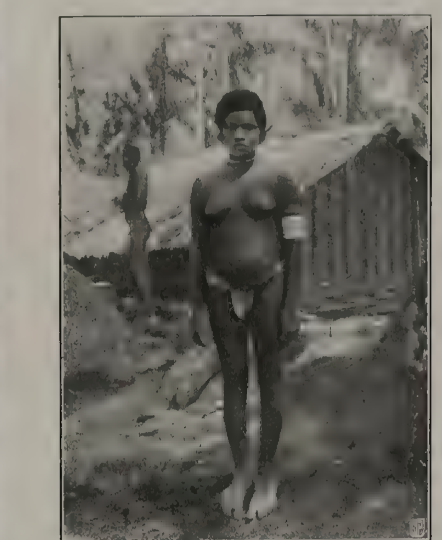
phot. Dr. E. Wolf.

Abb. 9. **Weiber und Kinder von Sikayana.**



phot. Dr. E. Wolf.

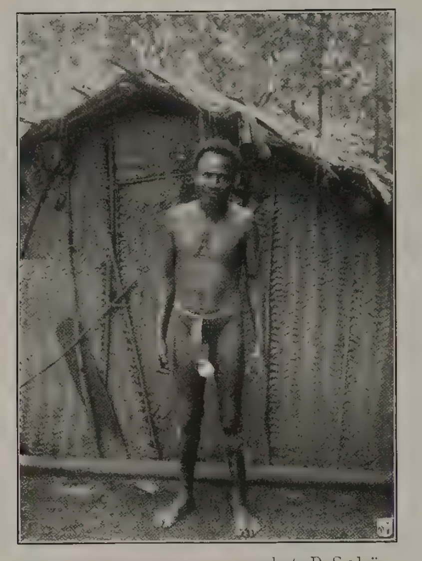
Abb. 10. **Männerhaus von Lamassa.**



phot. Dr. E. Wolff.

Abb. 11. **Weib von Ndai,
Gower-Insel; Brit. Salomonen.**

Tafel II.



phot. P. Schön.

Abb. 13. **Mann von Emirau.**



phot. H. Prager.

Abb. 12. **Leute von Aweleng, Roos-Inseln; Neu-Pommern.**



phot. H. Prager.

Abb. 14. **Männer von der Insel Keule bei Neu-Guinea.**

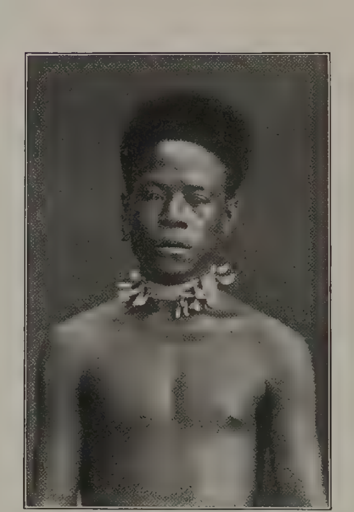


Abb. 16. **Kabui.**



phot. P. Schön.

Abb. 15. **Weib auf Angaur, Palau-Inseln.**



phot. H. Prager.

Abb. 17. **Weiber von Nissan.**



phot. H. Prager.

Abb. 18. **St. Matthias; Landungsszene**



phot. H. Prager.

Abb. 19. **Männer von Nissan.**



Abb. 20. **Kabui.**



phot. H. Prager.

Abb. 21. **Leute von St. Matthias.**

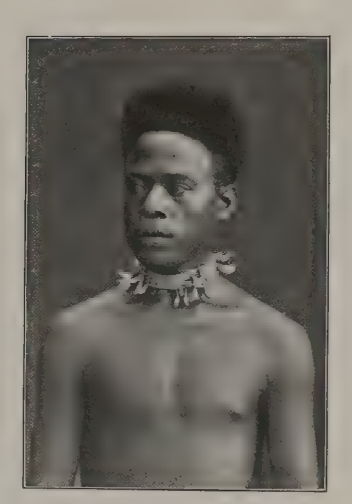


Abb. 22. **Kabui.**



phot. H. Prager.

Abb. 23. **Szene auf Aweleng, Roos-Insel; Neu-Pommern.**



phot. H. Prager.

Abb. 24. **Szene auf Walis, Nord-Neu-Guinea**



phot. P. Schön.

Abb. 25. **Mon von Ndai, (Gower-Insel).**



phot. G Friederici

Abb. 26. **Neu-Hannover-Boote.**

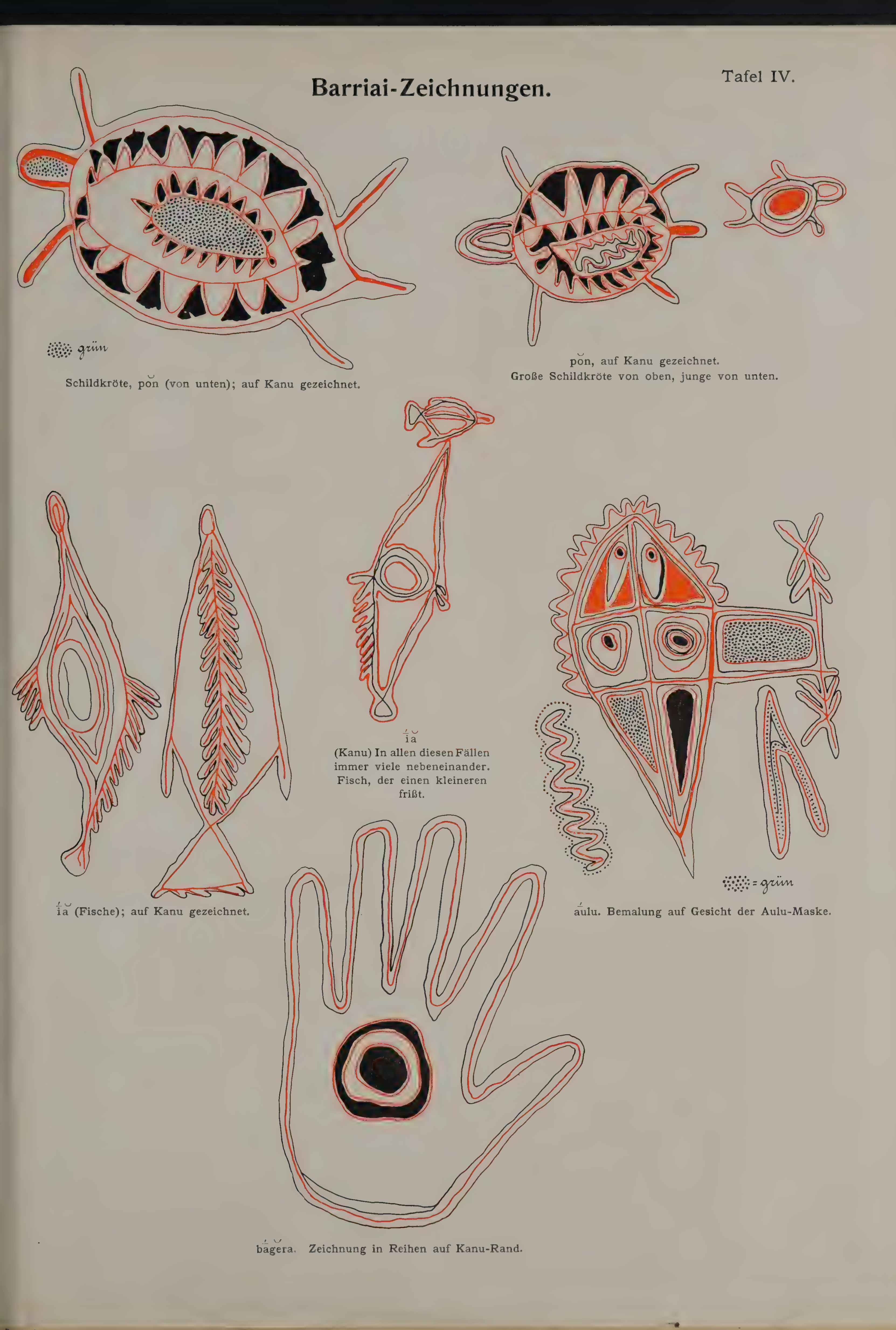


phot. E. Wolf.

Abb. 27. **Neu-Guinea-Boot auf Insel Wogeo.**

Tafel IV.

Barriai-Zeichnungen.



Schildkröte, pŏn (von unten); auf Kanu gezeichnet.

pŏn, auf Kanu gezeichnet.
Große Schildkröte von oben, junge von unten.

íă
(Kanu) In allen diesen Fällen immer viele nebeneinander. Fisch, der einen kleineren frißt.

íă (Fische); auf Kanu gezeichnet.

áulu. Bemalung auf Gesicht der Aulu-Maske.

bágĕra. Zeichnung in Reihen auf Kanu-Rand.



M

149°

1°



SPRACHENKARTE
von
NEU-MECKLENBURG u. den NACHBARGEBIETEN.

Entworfen von

Dr. GEORG FRIEDERICI

1910.

Maßstab 1:1000000

St. Matthias-I.
Emirau-I. (Squally-I.)
Tench-I.
Nusa - Sprache
Neu-Hannover
Neu - Hannover - Dialekt
Strassen-Inseln
Kawieng - Dialekt
Portland-I.
Djaul
Lemusmus
Panemeko
Pesóa
Hamba
Najáma
Schleinitz - Gebirge
Simberi
Tatáu
Tabar
Tabar-Inseln
Gardner-Inseln
Lir (Lihir)
Mahúr
Masseit
Laur
Tanga-In
Nuguria-In (Fead In)
Nuguria
Sable I.
Muliama
Butam
Anir-In (Feni-In)
Babásse
Ambitlé
Nissán
Watom
Rabaul
Neu-Lauenburg
To - Leute
Gazelle-Halbinsel
Taulil
Baining
Süd-
Neu-Mecklenburg
K.S.Georg
Witu-Inseln (Französische-Inseln)
Nakanai
Tumuip
Gaktei

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E.S.Mittler & Sohn. Berlin, Kochstr. 68-71.

Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.



